Geschichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Von

Karl von Raumer.

Fortgeführt und ergänzt

von

Prof. Dr. G. Lothholz, Kgl. Gymn.-Dir. a. D.

Fünfter Teil.

Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1897.

Geschichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Von

Karl von Raumer.

Fortgeführt und ergänzt

von

Prof. Dr. G. Lothholz, Kgl. Gymn.-Dir. a. D.

Fünfter Teil.

Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1897.

Pädagogik der Neuzeit

in

Lebensbildern.

Von

Prof. Dr. G. Lothholz,
Kgl. Gymnasialdirektor a. D.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Dem unvergeßlichen Andenken

an

die Herrn

Dr. Hermann Sauppe

Dr. Gustav Heiland

Dr. Theodor Wehrmann

in herzlichster Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter, die eine Fortsetzung und Ergänzung des vielgelesenen verdienstvollen Werkes der Geschichte der Pädagogik K. v. Raumers bilden, gehen von der Überzeugung aus, daß das Studium der Literatur der Griechen und Römer auch heute noch unschätzbare Vorteile bietet und für ein tieferes Verständnis des modernen Kulturlebens unerläßlich ist. Der richtig betriebene Sprachunterricht erweckt den jugendlichen Geist zur Selbstreflexion und übt ihn im Denken. Die formale Bildung, welche der Sprachunterricht verleiht, kann auch bei der Erlernung jeder neuern Sprache erlangt werden. Die wahre Bedeutung des Studiums der alten Sprachen liegt darin, daß wir durch die Sprache der Griechen und Römer die Kultur zweier Völker kennen lernen, die mit der geistigen Entwicklung der modernen Welt in engster Beziehung stehen. Über die in früheren Jahren vorgebrachte Meinung, daß das Altertum eine ethisch bessere und größere Zeit darstelle und daß die alten Literaturwerke unerreichte und unerreichbare Muster der Darstellung und der Kunst seien, denkt man heute anders. Wir sind eben, wie dies unsere großen Dichter und Schriftsteller Klopstock, Goethe, Wieland, Schiller, Lessing, W. v. Humboldt, Niebuhr, Ranke, Dahlmann, Droysen und viele andere glänzend bezeugen, durch das Studium der Alten etwas geworden. Von Wichtigkeit ist es, „daß man durch autoptische, selbstgewonnene, nicht auf Erzählung anderer beruhende Anschauung Kenntnis der griechischen und römischen Welt gewinnt, daß man die Stimme der Alten selbst vernimmt. Als höchst wichtige, die Geschichte repräsentierende Glieder der allgemeinen Sprachkenntnis bedingen die alten Sprachen die Bedeutung dieser Kenntnis als einen besondern Einblick in die Kulturökonomie der europäischen Menschheit gewährend. Von der speciellen Bedeutung des Lateins für die gründliche Erlernung der romanischen Sprachen ist es nicht nötig, etwas hinzuzufügen. So, aber nur so, verteidige ich bestimmt die Notwendigkeit des

klassischen Schulunterrichts." Kein Verständiger wird gegen diese Auffassung der Bedeutung der klassischen Sprachen, wie wir sie bei Joh. Nik. Madvig, einem so feinen Kenner der alten Sprachen und des theoretischen und praktischen Lebens der Griechen und Römer finden, Einwendungen erheben.[1]) Nun freilich kommt auf die Art der Behandlung der Schriftsteller auf Schulen und Universitäten sehr viel an. Das Verständnis des sprachlichen Ausdrucks des Schriftstellers ist ohne Zweifel das einzige Mittel, um des Genusses an dem Inhalte teilhaftig zu werden, aber sich bloß an grammatische und kritische Dinge zu halten, wie dies lange Zeit üblich war, nicht auf den Inhalt und die Ökonomie des Dargebotenen einzugehen, ist gewiß nicht richtig. Freilich ist in dieser Beziehung ein Unterschied in der Behandlung der Schriftsteller auf der Schule und der Universität; der Universitätslehrer muß auf die Art der Überlieferung, auf höhere und niedere Kritik eingehen, um seine Zuhörer methodisch zu schulen, darf aber auch die andere Seite der Erklärung, die auf das Verständnis des Inhalts und des Zusammenhanges des Schriftwerks es absieht, nicht aus dem Auge lassen. Die neuesten Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller bieten Lehrern und Schülern schätzenswerte Hülfsmittel, leichter und gründlicher in das Verständnis der alten Welt einzudringen als es früher möglich war.

Es sind seit Jahrzehnten in der That große Fortschritte in der pädagogischen Behandlung der Gymnasialdisciplinen gemacht worden. Die pädagogischen Sektionen auf den Philologenversammlungen, die Direktorenkonferenzen in den verschiedenen Provinzen, die Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens von Dr. K. A. Schmid, in zweiter Auflage von D. Dr. W. Schrader herausgegeben, die Geschichte der Erziehung von Anfang bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, fortgeführt von Dr. Georg Schmid (bis jetzt 4 Bände. Stuttgart), ein treffliches Werk, das in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, die verschiedenen in Leipzig, Berlin, Wien und München erscheinenden Zeitschriften, in denen neben der klassischen Philologie auch Pädagogisches berücksichtigt wird, haben heilsam

---

[1]) Vgl. Joh. Nik. Madvig, Kleine philologische Schriften (Leipzig 1875) in der Nachschrift zu der geistvollen Abhandlung: Vom Entstehen und Wesen der grammatischen Bezeichnungen. S. 285 f.

auf die Art der Behandlung der Gymnasialdisciplinen gewirkt. Außerdem gaben die in vielen Auflagen erschienene Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen von D. Dr. Schrader, Herbarts Schriften, Fricks Lehrproben, Riecks pädagogische Briefe, Schillers Pädagogik, C. L. Roths Gymnasialpädagogik und Kleine Schriften (2 Bde.), C. Friedr. v. Nägelsbachs Gymnasialpädagogik, Karl Hirzels Vorlesungen über Gymnasialpädagogik, Dr. O. Willmanns Schriften, Oskar Jägers Bücher, Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts (Leipzig 1895), die Werke von H. Schiller, Theob. Ziegler und andere Veröffentlichungen reichen Anlaß, sich mit pädagogischen Fragen zu beschäftigen, zumal in den letzten Jahren die Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur außerordentlich groß, aber nicht immer ersprießlich war. Freilich ist richtig, was Friedrich Ritschl[1]) bemerkt: „Keine Klugheit und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zustande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und für die Menschen, denen sie gelehrt werden sollen." Das schließt aber nicht aus, daß künftige Lehrer, nachdem sie in der Staatsprüfung ihre wissenschaftliche Befähigung dargelegt haben, sich zur bessern Ausübung ihrer Pflichten mit Pädagogik und deren Geschichte beschäftigen. Sehr treffend hat sich Aug. Baumeister in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Handbüchern der Erziehungs- und Unterrichtslehre über Lehrmethode geäußert. Besonders hebe ich noch hervor die sehr beachtenswerten von Rethwisch herausgegebenen Jahresberichte. Wichtig ist es auch, daß in der neuern Zeit bei der Leichtigkeit des Verkehrs sehr viele Lehrer durch den Besuch Italiens und Griechenlands ihre Anschauungen vom klassischen Altertum erweitern und vertiefen können. An dem Gymnasium, an welchem ich fast zwei Jahrzehnte gewirkt habe, waren drei Lehrer in Italien gewesen. Auch die jetzt an manchen Universitäten eingerichteten Ferienkurse sind für die Ausbildung der Lehrer wichtig. Durch diese und so manche sonstige von den Regierungen eingeführte Verbesserungen und durch die von der Weidmannschen und der B. G. Teubnerschen Buchhandlung hergestellten Handbücher, deren Zweck es ist, ein lebendiges Verständnis des klassischen Altertums in weitere Kreise zu tragen, sowie durch die von dem C. Bertelsmannschen Verlag in Gütersloh veröffentlichte Gymnasialbibliothek

---

[1]) Opusc. V, p. 30.

ist es möglich geworden, daß die Schüler bei gutem Willen sich ohne große Schwierigkeiten viel leichter, als dies vor dreißig Jahren der Fall war, mit dem klassischen Altertume vertraut machen können. „Es ist," wie W. Dilthey in der schönen Abhandlung der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1888 (S. 831) mit vollem Rechte über die Möglichkeit einer allgemein giltigen Wissenschaft der Pädagogik aussprach, „ein großer Segen, daß das griechische und römische Altertum gleichsam eine Elementarschule für das Verständnis der geschichtlichen Welt ist: Alles hier noch einfach, elementar dem Boden nahe und dem jugendlichen Geiste verwandt. Der Fortgang der modernen Wissenschaften und der des Erziehungswesens arbeiten nach demselben Ziele: Vereinfachung des Zusammenhangs, der die Wirklichkeit repräsentiert, und der Begründung derselben."

Die Geschichte der Philologie ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Mannes in gewissem Sinne eine Geschichte der Pädagogik. Ich habe es daher für nötig gehalten, die wissenschaftliche Bedeutung und das Leben ausgezeichneter um die Erforschung des griechischen und römischen Altertums hochverdienter Männer darzulegen, zumal mit wenigen Ausnahmen die hervorragenden philologischen Professoren der Universität vor ihrer akademischen Wirksamkeit an Gymnasien thätig gewesen sind. Das Werden eines Gelehrten ist lehrreich für Menschen, die sich bemühen, etwas Tüchtiges zu lernen. Deshalb ist das Lesen von Biographien ein wichtiges pädagogisches Bildungsmittel.

Ich habe aus dem immer noch vortrefflichen, den Gebrüdern J. und W. Grimm und F. C. Dahlmann gewidmeten Werke von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung und auch aus andern Büchern vieles w ö r t l i c h citiert, weil ich nicht geschickter und passender auszudrücken vermochte, was mir am Herzen lag; immer habe ich die angezogenen Stellen in den Anmerkungen bezeichnet. Es erschien mir auch vorteilhaft, wenn die Leser mit den Urteilen und Anschauungen von Gervinus und anderen Schriftstellern bekannt würden. Gervinus wird leider jetzt nicht mehr so hochgeschätzt, als er es verdient. Man mag nur bedenken, aus welchen Materialien er sein geistvolles Werk herausgearbeitet hat, und darf sich nicht wundern, wenn sich Einzelnheiten uns jetzt anders darstellen.

Sehr lebhaft bedaure ich, daß erst nach Vollendung meiner Schrift mir das herrliche Buch: W. v. Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhard (Stutt-

gart 1896), in die Hände gekommen ist. Hier wird die weitgreifende Wirksamkeit W. v. Humboldts in eingehender, auf Durchsicht der Akten des Königlichen Unterrichtsministeriums gestützter Weise zur Darstellung gebracht. Der Staatsminister D. Dr. Bosse Excellenz hat sich durch die Bruno Gebhard gegebene Erlaubnis, die Akten des Unterrichtsministeriums benutzen zu dürfen, ein sehr großes, dankbar anzuerkennendes Verdienst erworben. Ich dachte zunächst daran, in einem Nachtrage von dem trefflichen Buche Rechenschaft abzulegen, das konnte aber nur in weitläufiger Ausführung geschehen, und dazu fehlte der Raum in dem schon ohnehin stärkeren Bande. Ein Wort möchte ich aber doch aus Gebhards Schrift anführen (S. 367):

„Im Wechsel der Zeiten wandeln sich auch die Ideale, und die pädagogischen unterliegen dem gleichen Gesetz. Aber die Zukunft des preußischen und deutschen Schulwesens, auf dem nicht zum geringsten die Zukunft der geistigen Kultur Deutschlands beruht, wird an den Idealen des größten deutschen Kultusministers festhalten müssen: an seiner hohen Auffassung der Wissenschaft und ihres Wertes für den Staat; an seiner Verehrung der Alten; an der Aufgabe, die er der Schule wie dem Leben stellt, der harmonischen Ausbildung aller im Menschen ruhenden Kräfte."

Gern hätte ich im Anschluß an neuere Veröffentlichungen auch noch über Gottfried Herder und Joh. Heinr. Voß eingehend berichtet, wenn der Raum es gestattet hätte.

Gewidmet habe ich die Schrift dem Andenken dreier Männer, denen ich für die Richtung meines Lebensganges und meiner Anschauungsweise zum größten Danke verpflichtet bin. Dr. Herm. Sauppe hatte das Weimarische Gymnasium, an dem ich meine akademische Vorbildung empfangen, zwei Jahre geleitet, als ich dort als jüngster Lehrer nach Vollendung meiner Universitätsstudien eintrat. Der Freundschaft dieses unvergleichlichen Mannes bin ich viel schuldig geworden. Nach Sauppes Weggange von Weimar nach Göttingen (1856) übernahm Dr. G. Heiland die Leitung des Gymnasiums. Er reihte sich den hervorragenden Leitern der höheren Bildungsanstalt in Weimar in würdigster Weise an. Er war ein Lehrer und Schulrat von Gottes Gnaden, der bei seiner außergewöhnlichen Begabung auch auf dem Gebiete der Philologie Bedeutendes geleistet haben würde, wenn seine Gesundheit dauerhafter gewesen wäre. Dr. Th. Wehrmann, einer der tüchtigsten Schulräte Preußens, war mir, der ich zweimal in Pommern (in

Putbus und Stargard) an der Spitze von Gymnasien gestanden, ein lieber Vorgesetzter und teilnehmender Freund, mit dem ich aufs innigste verkehrte.

Die Wiederholungen, die bei der Jahre hindurch fortgesetzten Arbeit ab und zu untergelaufen sind, wolle man, sowie die Druckfehler, die sich namentlich im Anfange des Druckes eingeschlichen haben, freundlich entschuldigen.

Der musterhaften Verwaltung der hiesigen Königlichen Universitätsbibliothek, die ich trotz meiner umfänglichen Büchersammlung fort und fort benutzen mußte, bin ich zum größten Danke verpflichtet. Mein lieber Schwager Paul Boy, Pfarrherr in Badingen, hat sich durch Lesung von Korrekturen und Anfertigung eines eingehenden Registers um das Buch verdient gemacht. Auch ihm danke ich herzlich für die Mühewaltung.

Halle a. S., Oktober 1896.

G. Lothholz.

Einleitung.

Die Geschichte der Pädagogik, welche insbesondere die Art des Betriebes der klassischen Studien auf den höheren Lehranstalten zum Gegenstande der Betrachtung macht, muß auch das, was sonst auf dem Gebiete allgemeiner mit dem Fortschritt der Kultur in Zusammenhang stehender literarischen Erscheinungen in Beziehung steht, beachten, da naturgemäß die geistigen Bewegungen eines jeden Zeitalters auch auf die niederen und höheren Schulen einen bedeutenden Einfluß ausüben, die Behandlung der Lehrgegenstände wesentlich zu ändern vermögen. So steht nach dem treffenden Ausdrucke Justis[1]) Winckelmann an der Pforte, die aus der Verknöcherung und Geschmacklosigkeit der vorhergegangenen Zeiten hinüberführt in den unserer Erinnerung so teuern Bezirk, wo die bei den neuern Völkern herumgehende Leitung der geistigen Bewegung an Deutschland kam: seine Werke gehören zu den Erstlingen des deutschen Genius, aber es sind Erstlinge, nach welchen uns selbst das Höchste nicht mehr überraschen kann, was die Folgezeit bringen sollte. Männer, wie W. v. Goethe, Fr. Aug. Wolf, Joh. Gottfr. Herder, Friedr. Wilh. Jos. Schelling, A. W. und Fr. Schlegel u. a. haben die nach vielen Seiten hin anregende Wirkung dieses genialen Mannes anerkannt, haben hervorgehoben, wie durch Joach. Winckelmann die Philologie zu einer geistvolleren, nicht bloß die Worte und deren Bedeutung im Auge habenden Behandlung emporstieg, wie durch ihn nicht nur das klassische Altertum in einem andern Lichte sich darstellte, sondern wie er auch in musterhafter, in bezaubernd naiver Weise die deutsche Sprache zu handhaben verstand und dadurch die hervorragenden Geister seines Zeitalters beeinflußte. Er hatte, wie es Goethe ausdrückt, etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist. Mit diesem Geiste schrieb er alles, vornehmlich die Geschichte der Kunst, dieser zeigte sich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meisten Fehler sind, möchte man sagen, von der Art, wie sie gerade ein Grieche vor der alexandrinischen Periode, d. h. vor der Ausartung

[1]) Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Von Karl Justi. Leipzig 1866—1872. I, 1. Ein ganz ausgezeichnetes Werk, das uns über Winckelmann, über die Stimmungen und Bestrebungen des Zeitalters aufs gründlichste orientiert. Man vgl. Winckelmann (Anzeige des I. Bandes des Justischen Werkes), Preuß. Jahrbücher, hrsgg. von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Bd. 19 (2867), S. 28 f.

des griechischen Genius, hätte begehen können und an deren Verbesserung sich die nachherigen Grammatiker in den Museen müßig üben mochten.[1]) Winckelmann ist es, welcher nach Gervinus das Reich des Schönen für Deutschland öffnete, durch ihn wurde die Einführung des plastischen Elementes in unsere Dichtung vorbereitet, er faßte die Idee einer geschichtlichen Entwicklung der Kunst, von der seit den Alten niemand eine Ahnung gehabt hat,[2]) wie denn auch keiner nach ihm gekommen ist, dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehn und dem das Herz auf dem Flecke gesessen hätte, wo es ihm saß. So errang er, nach dem Ausdrucke Otto Jahns, der selbst ein Archäologe ersten Ranges war, wie vor ihm keiner und nach ihm nicht viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung. Die Anschauungsweise, die Erkenntnis, welche ihm eigentümlich ist und aus welchen die Leistungen hervorgegangen sind, die seine Größe ausmachen, scheinen ihm ganz allein anzugehören und nicht durch irgendwelche Einwirkungen seines Bildungsganges hervorgerufen, sondern wunderartig aus dem Innersten seiner Natur erwachsen zu sein. Wie durch einen Instinkt fühlt Winckelmann sich zu den Griechen hingezogen. War schon das Studium der griechischen Sprache, soweit es über grammatisches Verständnis leichter Schriftsteller hinausging, in Winckelmanns Jugendzeit auf deutschen Schulen und Universitäten ganz vernachlässigt, so tritt es uns als ein unerhörtes Phänomen entgegen, daß ein Jüngling aus eigenem Antriebe die höchsten Schöpfungen der griechischen Literatur, Homer und Sophokles, Plato und Herodot liest und wieder liest, um aus ihnen den Geist und die Schönheit der Dichtkunst, die Begeisterung idealer Philosophie, die lebendige Anschauung des griechischen Lebens zu gewinnen.[3]) Hier erscheint uns bereits die Kongenialität Winckelmanns mit dem hellenischen Geiste. Auf dieser durch das Studium griechischer Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber gewonnenen Grundlage offenbarte sich ihm zunächst in Dresden, dann in Italien wie durch einen Zauber das Wesen der alten Kunst. Gleich einem Seher schöpfte er auf italienischem Boden lebendige Anschauung aus den Nachbildungen der römischen Museen und zeichnete den Grundriß geschichtlicher Entwicklung, welchen auszuführen er den Nachkommen hinterließ. Dies ist um so wunderbarer, als die nach unseren Begriffen dürftige Bildung, welche er auf dem Gymnasium und den Universitäten gefunden, nach dieser Richtung hin durchaus keine Anregung, keinen Anstoß gegeben hatte. Welchen Einfluß hat dieser geniale Mann auf das ganze Kulturleben unseres Vaterlandes ausgeübt. Die Kunstgeschichte des Altertums

[1]) Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen von Goethe. Tübingen 1805. S. 469.

[2]) Gervinus, Deutsche Dichtung. Bd. 4 (4. Aufl.). S. 397 u. 398.

[3]) O. Jahn, Biographische Aufsätze. Leipzig 1866. S. 5 ff.

bezeichnet einen Markstein am Eingange in unsere glänzende Literaturepoche, ein unvergleichliches Meisterwerk des Stils, wie eine Grundlage zugleich für die Wissenschaft des Schönen bei allen modernen Nationen, die wetteiferten, sie zu übersetzen und die noch heute immer wieder auf sie zurückgehn; die große Menge seiner Arbeiten ist auch heute ein noch nicht ausgeschöpfter Schatz der Belehrung.[1]) So danken wir es Lessing, Goethe, Herder u. a., daß unserem Volke die Werke dieses ausgezeichneten Gelehrten näher bekannt wurden. Joh. Joach. Winckelmanns Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (Leipzig und Dresden 1754) veranlaßte Lessing, den Laokoon zu schreiben und mit dieser herrlichen Schrift den Gymnasialunterricht nach vielen Seiten hin neu zu befruchten. Goethe veröffentlichte im Jahre 1805 die oben schon erwähnte Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert", in welcher uns durch die hier mitgeteilten Briefe an Berendis, in einer entscheidenden Lebensepoche Winckelmanns geschrieben, in die Bewegung der Seele des deutschen Gelehrten einen Blick zu thun verstattet ist. G. Herder hat in seinem Denkmal Joh. Winckelmanns[2]) in ergreifender Weise die Verdienste und die Bedeutung des genialen Begründers der Archäologie gepriesen. In der Bewunderung des für die griechische Kunst so empfänglichen Gelehrten traf Herder mit dem Göttinger Philologen Heyne[3]) zusammen, der durch Winckel-

---

[1]) Joh. Joach. Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. Von Bernh. Stark. 2. Aufl. Berlin 1880.

[2]) Denkmal Joh. Winckelmanns. Eine ungekrönte Preisschrift Joh. Gottfr. Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Alb. Duncker. Kassel 1882, und besonders Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1856. II. S. 4 f.

[3]) Wir bemerken noch zu dem, was Bd. II, S. 283 f. über Gottl. Heyne gesagt worden ist, daß es, wie Moritz Haupt in seinen Vorlesungen über die Ilias sehr richtig bemerkt, ein großes und nicht zu verdunkelndes Verdienst Heynes ist, nach allen Seiten hin Anregungen gegeben zu haben. Man muß ihn würdigen im Gegensatz zu der Art, wie vor ihm die Alten erklärt wurden. Die von Joh. Heinr. Voß, Fr. Aug. Wolf und Abr. Eichstaedt in der Jenaischen L.-Z. erschienene Recension seiner Ausgabe der Ilias ist der Sache nach gerecht, aber doch gerade nicht anständig. Sehr schön hat den trefflichen, immer hilfsbereiten Mann Christ. Joh. Josias Bunsen in einem Briefe an seinen Freund Agricola geschildert (Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe durch neue Mitteilungen vermehrt von Friedr. Nippold. Leipzig 1868. S. 36): Zwei Dinge sind von H. geblieben und werden nicht aussterben; das eine ist, was sein Geist frei schaffend über die schönsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes und über viele der vortrefflichsten Männer, die er um sich sterben sah, gefühlt, gedacht und verewigt hat u. s. w. — Aber ein zweites wird auch bestehn von ihm, lebendiger noch als jenes: das Andenken an seinen Edelmut, dem Tausende um vieles verbunden sind und der wenigstens in mir unverlöschliche Spuren zurückgelassen hat. Um die Universität Göttingen, der er von 1763 bis 1812 angehörte, hat er sich unvergeßlich

manns Forschungen angeregt, derjenige Gelehrte gewesen ist, welcher das Studium der Archäologie auf den Universitäten begründet, so den Sinn für die alte Kunst in weitere Kreise getragen und dadurch sich große Verdienste um unser ganzes Kulturleben erworben hat.

Johann Joachim Winckelmann.

Betrachten wir nun kurz den Lebensgang Joh. Joach. Winckelmanns, der uns einen lehrreichen Einblick gewährt in die damaligen für die Geschichte der Pädagogik wichtigen Schulverhältnisse. Winckelmann, der Sohn eines armen Schuhmachers, wurde am 9. Dezember 1717 in Stendal geboren. Schon frühzeitig trat in dem Knaben eine große Begabung hervor, aber der Vater konnte nicht daran denken, seinen Sohn der lateinischen Schule zuzuführen, da seine Mittel dies nicht zuließen. Zum Glück fanden sich einige wohlhabende Bürger, welche zu dem, was der hervorragend begabte Knabe als Kurrendschüler erwarb, den nötigen Zuschuß leisteten. Übrigens war das Schulgeld sehr gering. L. Götze in seiner Geschichte des Gymnasiums zu Stendal (Stendal 1865), S. 51, nimmt als Satz jährlich 8 Groschen an, später seit 1760 findet eine Erhöhung statt (in I und II vierteljährig 2 Thlr., in III 1 Thlr. 12 Gr., in IV und V 1 Thlr.). Winckelmann war in den Jahren 1734 und 1735 Präfekt des Singechors. Der Rektor Esaias Wilh. Tappert (1696—1738), dessen Liebling Winckelmann gar bald geworden war, weil er durch seine lebendige Teilnahme am Unterricht und durch seine Fortschritte seine Liebe gewonnen, hatte ihm diese einträgliche Stelle übertragen. Der Präfekt erhielt die Hälfte der Einnahmen des Chors, welche im Jahre 1782 in drei Quartalen 206 Thlr. betrug (L. Götze, Geschichte des Gymnasiums von Stendal, S. 180). Außerdem wurde Winckelmann von dem Rektor beauftragt, die Schulbibliothek zu beaufsichtigen, und gerade dieses Amt entsprach den Neigungen des wissensdurstigen Jünglings, der bald seine Leselust noch mehr befriedigen konnte, als er nach Erblindung Tapperts Hausgenosse des Rektors geworden war, ihm vorlesen und allerlei Dienste leisten mußte. Auch durch Privatunterricht wurde seine Lage verbessert. Vor allem fühlte sich Winckelmann zur Lektüre griechischer Schriftsteller hingezogen, doch bald empfand er, daß es ihm in Stendal an genügenden Hilfsmitteln und an der nötigen Unterweisung fehlte. Um sich nun gründlichere Kenntnisse im Griechischen zu verschaffen, trat er am 18. März 1735 in das Kölnische Gymnasium in Berlin, wo damals der Konrektor Christ. Tobias Damm (geb. 9. Januar 1699 zu Geithain bei Leipzig, gest. in

---

verdient gemacht, vgl. Göttinger Professoren (Gotha 1872). Herm. Sauppe, Joh. Matthias Gesner und Chr. Gottl. Heyne, S. 59 f. Index Scholarum, Gott. 1881. Inest Vilelmi de Humboldt epistula (Berlin, 8. Juli 1793) ad Christianum Gottl. Heynium data.

Berlin 27. Mai 1778) dem Studium der griechischen Sprache, das seit den Tagen des Melanchthon, Erasmus, Camerarius gar sehr daniederlag, einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Der Rektor W. Bake gab ihm für die Beaufsichtigung und den Unterricht seiner Kinder freie Kost und Wohnung. Indessen wurde Winckelmann in Berlin in seinen griechischen Studien nicht gefördert, da er durch eigenen Fleiß eine die Anforderungen der damaligen Gymnasien weit übertreffende Kenntnis dieser Sprache gewonnen hatte. Die Lehrer, welche er „den Musen fremde“ nennt, gewährten seinen Bestrebungen keine Unterstützung, auch Damm scheint den begabten Jüngling gar nicht beachtet zu haben. In die Zeit seines Berliner Aufenthalts fällt die Reise nach Hamburg, wo er sich auf der Auktion des berühmten Joh. Albert Fabricius (geb. 11. November 1668 in Leipzig, gest. als Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg 30. April 1736) einige wertvolle Ausgaben griechischer Schriftsteller kaufen wollte. Gleich einem fahrenden Schüler fast ohne Geldmittel, unterwegs von Gutsbesitzern und Geistlichen freundlich aufgenommen und bewirtet, langt er in Hamburg an, kauft die sehnlichst gewünschten Werke und kehrt mit seinen Schätzen nach Berlin zurück. Diese auffallende Unterbrechung des Schulbesuches trug ihm die in dem Album der Schule beigesetzte Bemerkung ein: homo vagus et inconstans. Nachdem Winckelmann ein Jahr in Berlin seine Studien fortgesetzt hatte, kehrte er vielleicht aus Mangel an den nötigen Subsistenzmitteln in die Altmark zurück, um in dem Gymnasium des grauen Klosters in Salzwedel seine gymnasiale Bildung zum Abschluß zu bringen. Rektor Scholle konnte freilich seinem in der griechischen Literatur so belesenen Schüler keine Bewunderung abgewinnen. Endlich verließ er, 21 Jahre alt, 1738 die Schule, um in Halle, das damals von 1500 Studenten besucht wurde, zwei Jahre lang Theologie zu studieren. Freilich Joach. Winckelmann war keine theologisch angelegte Natur, innere Erfahrungen sind ihm, wie er ausdrücklich bemerkt, „trotz ernstesten Bestrebens“ in seiner Jugend nicht zu teil geworden. Mehr angezogen fühlte sich der nach Ausbreitung seines Wissens strebende Jüngling von den juristischen Professoren der Universität, von dem gelehrten Kanzler der Universität, Peter v. Ludewig († 1643), von Justus Henning Böhmer († 1748), von Heineccius, besonders aber von Sellius, der Naturrecht und Experimentalphysik vortrug und durch seine Klarheit und Universalität seiner Geschichtsauffassung auf Winckelmanns Anschauungen einen wesentlichen Einfluß ausübte. Auch Prof. Baumgarten, der Begründer der Ästhetik, mag nicht ohne Bedeutung für den Jüngling gewesen sein. Chr. Wolf, dessen Schüler auf Plato und Aristoteles mit einer gewissen Verachtung herabsahen, sagte ihm wenig zu. Seltsam ist es, daß er mit einem Kreis jugendlich aufstrebender Dichter wie Gleim, Uz, Pyra, Lange, welche sich an den Ästhetiker Baumgarten angeschlossen hatten, keine Berührung fand. Nach den

ersten zwei Jahren seiner Studienzeit ordnete er die Bibliothek des Kanzlers v. Ludewig[1]) und verband damit das Studium des Staats- und Lehnrechts, ergänzte seine historischen Kenntnisse, so daß ihm Ludewig das Zeugnis ausstellte, es sei auf diesem Gebiete etwas von Winckelmann zu erwarten. Die Ärmlichkeit seiner Lage wurde die Veranlassung, daß er in dem Hause des Rittmeisters v. Grollmann in Osterburg (1740) eine Hauslehrerstelle einnahm. Obgleich er sich in diesem Hause wohl fühlen konnte, da Frau v. Grollmann eine sehr gebildete, der französischen, englischen und italienischen Sprache vollständig mächtige Frau war, sie las historische, philosophische und theologische Werke, so fühlte er sich doch nicht behaglich. Für Winckelmann war der Aufenthalt in diesem Hause von der Bedeutung, daß ihm zum Bewußtsein kam, daß ihm trotz seiner ausgebreiteten Kenntnis doch bei der Unkenntnis der neueren Sprachen noch manches an seiner Bildung fehle. So keimte in seiner Seele der Entschluß, sich, wie er früher bereits beabsichtigt, der Medizin und der Mathematik zuzuwenden und daneben eifrig die neueren Sprachen zu lernen. Er gab seine Hauslehrerstelle auf und ging nach Jena, weil er hier sein Ziel am besten zu erreichen glaubte. Kaum ein Jahr war er (bis zum Mai 1741) in Osterburg geblieben. In Jena erreichte er bei dem damaligen Zustande der Universität (universitas pauperum) seine Ziele nicht, wie er gehofft hatte, nur dem ausgezeichneten Mediziner Georg Erhard Hamberger fühlte er sich für die Anregungen, welche er empfangen, dankbar verpflichtet.[2]) Auch hier hemmte die Sorge um das tägliche Brot den Flug seines Geistes. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Jena gedachte er in Berlin eine Stellung gewinnen zu können. Auf der Reise in die preußische Hauptstadt fügte es sich, daß er in der Nähe von Halberstadt in Hadmersleben bei dem Oberamtmann Lamprecht eine Hauslehrerstelle annahm, mit welcher der Unterricht des Sohnes des Hauses verbunden war. Hier lernte er den Freigutsbesitzer Ludwig de Homses kennen, der ein gebildeter Mann war und — was für Winckelmann besonders wichtig — eine ausgewählte Bibliothek besaß. — Überall, wo er bei Pastoren in der Umgegend Bücher zu finden hoffte, führte er sich ein, trug an Literatur zusammen, was ihm unter die Hände kam, machte Auszüge und war auf dem Wege, ein Polyhistor zu werden. Die gelegentliche Lektüre der Kommentarien Cäsars legte ihm, der immer geneigt war, sein Bündel zu schnüren, den Gedanken nahe, nach Frankreich zu gehn,[3]) doch die infolge des östreichischen Erbfolgekriegs entstandenen Kriegsunruhen

[1]) Vgl. das ausgezeichnete Werk: Geschichte der Universität Halle von W. Schrader. I, S. 365 f.

[2]) Quidquid vero sit, quod inde fructus deportaverim, totum id acutissimo Hambergero debere fateor. 10. Juli 1748.

[3]) Justi (Winckelmann I, S. 103) meint, daß Winckelmann die Reise nicht von Hadmersleben, sondern von Jena aus unternommen habe (im Spätsommer oder Herbst 1741). Ich folge O. Jahn, Biographische Aufsätze, S. 14; Justi nennt den Herrn v. Hanses S. 108.

setzten seiner Reise in Gelnhausen ein Ziel. Eine ihm im Jahre 1742 angebotene Stelle in dem zwei Meilen nordöstlich von Stendal gelegenen Arneburg lehnte er ab. Er sollte schulmeistern, orgelspielen, vorsingen, predigen; was er nur sehr selten versucht hatte.[1]) Durch Empfehlung eines früheren Studiengenossen Boysen wurde ihm endlich das Konrektorat der Schule in Seehausen übertragen. Am 8. April 1743 hielt er seine Probevorlesung „mit allgemeinem Beifall" und am 16. April wurde er von dem Rektor Paalzow in sein Amt eingeführt. Es ist nicht ohne Interesse für die Pädagogik jener Tage zu erfahren, worin die Probelektion, welche Winckelmann halten mußte, bestand: in Theologicis de redemtione Christi, in latinis solutis et prosaicis Cic. epist. et Ovid., in Graecis et Hebraicis, in Philosophicis das capitul de ideis; die Lektion wurde, wie es heißt, mit ziemlicher Lebendigkeit ausgeführt.[2]) Bei seiner Einführung hielt er eine lateinische Rede (die Angabe des Thema fehlt), welche eine schöne römische Schreibart und gute Sachen in sich faßte. Es waren fünf an Mühen und Arbeiten reiche Jahre, welche er hier verlebte in einem Städtchen,[3]) das er als einen orbis angulus a Musis humanioribus alienus in einem Brief an Steinmetz, den Abt des Klosters Bergen, bezeichnete. Aber trotz der traurigen Schulverhältnisse, in die er eingetreten war, bot er bei seinem Enthusiasmus für die griechische Literatur alles auf, um seine Schüler in der griechischen Sprache zu unterweisen. Da es an Exemplaren fehlte, so scheute er sich nicht, passende Stücke aus griechischen Schriftstellern mehrfach abzuschreiben und seinen Zöglingen darzubieten. Bei dieser Arbeit trat ihm der Gedanke nahe, aus griechischen Dichtern und Prosaikern eine griechische Chrestomathie zusammenzustellen. Nach dem am 9. November 1744 beendigten Schulexamen mußte ein zwischen dem Konrektor, der sich höheren Aufgaben gewachsen fühlte, und den Schülern, denen es „an Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften fehlte", ausgebrochener Streit von den Patronen gerichtlich zum Austrag gebracht werden. Es waren trostlose Verhältnisse, unter denen er sein Lehramt verwaltete. Das Gehalt betrug wenig über 120 Thlr.[4]) Der Kircheninspektor Valentin Schnakenburg war gleich bei dem Eintritt Winckelmanns in sein neues Amt dadurch verstimmt worden, daß ihn Winckelmann in seiner

---

[1]) Justi, Winckelmann I, S. 116.

[2]) A. Dihle, Nachrichten über die Stadtschule zu Seehausen, S. 8 (Stendal 1864).

[3]) Seehausen am Aland, 1150 von niederländischen Ansiedlern gegründet, hatte damals 250 Häuser und 1340 Einwohner, gegenwärtig gegen 6000. Am 20. April 1864 wurde dort ein Progymnasium errichtet, das allmählich sich unter dem trefflichen Rektor Dihle zu einem vollständigen Gymnasium ausgestaltet hat.

[4]) In der That konnte sich damals niemand, wie Flögel sagt, dem Lehrerberufe sonder Ehr und Einkommen widmen, der nicht mit einem unwiderstehlichen Trieb zu den schönen Wissenschaften und mit einer Lust zum Hungern begabt war. Justi, Winckelmann I, S. 122.

geistlichen Amtsthätigkeit nicht unterstützen konnte, während der frühere Konrektor, so oft es verlangt wurde, predigte, katechisierte und Leichenreden hielt. Schnakenburg äußerte laut seine Zweifel nicht nur an dem Glauben, sondern auch an dem Latein des Konrektors. Veranlassung mochte gegeben haben, daß Winckelmann sich zwar in kirchlichen Dingen sehr fügsam zeigte, daß er mit seinen Kollegen regelmäßig das heilige Abendmahl genoß, daß er auch sonntäglich zur Kirche ging, aber gar oft während der Predigt sich mehr an seinem Homer als an dem Vortrage des Kircheninspektors erbaute. Daß dies übel bemerkt wurde, war natürlich. Hierin war die Klage des Konrektors begründet, daß die Geistlichen gegen ihn Unhöflichkeiten und grimmige Gesichter zeigten; ja später schreibt er (im November 1757): „ich war in meinem Vaterland verfolgt und mit Entsetzung und Verweisung bedroht." Sehr tief hatte Winckelmann auch der andere Zweifel an dem Latein des Konrektors verletzt, so daß es nach Jahren, als er manche Verbesserung und Erklärung griechischer und römischer Dichter gegeben zu haben glaubte, ihm einfiel zu fragen, ob sein Inspektor noch immer behaupten werde, daß er keinen einzigen lateinischen Dichter verstehe? Wenn er in seinen Briefen von „aufgeblasenen, dummen Pfaffen, die nur ihr Dorf und Halle gesehn haben", spricht, so ist dies in erster Linie an seinen Seehauser Kircheninspektor gerichtet. Winckelmann erzählt uns selbst: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ die Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibes sehnlichst wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete," und weiter: „Ich habe vieles gekostet; aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen. . . . Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurückdenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können. . . . Ich hole jetzt nach, was ich versäumt habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr." [1]) Man darf es wohl sagen, daß dem großen Archäologen die Verwertung der humanistischen Studien für den Zweck der Erziehung, wie sie etwa Melanchthon, Sturm, Cellarius, Gesner, Heyne und die bedeutenden Philologen betrieben wissen wollten, fern lag, obwohl er später in seinen Briefen den Ausspruch thut, daß er sich eigentlich für einen Schulmeister bestimmt halte, er hätte am liebsten für einen gewählten Kreis feinfühlender Seelen, für eine Platonische Akademie und für den Nachruhm geschrieben.[2]) Bei dem geringen Einkommen, das er hatte, war er, um seine Reiselust und seinen Drang nach Besitz von Büchern befriedigen zu können, darauf angewiesen, Kostgänger zu nehmen und Privatunterricht zu erteilen,

[1]) Justi, Winckelmann I, S. 122.
[2]) Justi, Winckelmann I, S. 164.

die Nächte wurden auf Privatstudien verwendet. In der Regel arbeitete er bis um 12 Uhr, von da bis 4 Uhr schlief er auf seinem Lehnstuhle, dann ging er bis zum Anfang seiner Lehrstunden wieder an seine Studien. Außer den alten Sprachen trieb er besonders geschichtliche Studien. Aus der Umgegend hatte er sich von Pastoren und Gutsbesitzern nach alter Gewohnheit Bücher zusammengeholt, um sich aus ihnen Excerpte anzulegen. Während der Zeit der Ferien unternahm er Reisen, jährlich zweimal besuchte er seinen Vorgänger Boysen in Magdeburg. Auch nach Leipzig ging er, um seine Garderobe instand zu setzen, Bücher zu kaufen und die mancherlei Schätze der Kunst und Literatur, welche das kleine Paris aufzuweisen hatte, zu betrachten.[1]) Ob er bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Leipzig den verdienstvollen Professor der Poesie Joh. Friedr. Christ[2]) (geb. zu Koburg im April 1700, gest. am 3. Aug. 1756 in Leipzig) und den ausgezeichneten Philologen Joh. Aug. Ernesti[3]) (geb. den 4. Aug. 1707 zu Tennstädt, gest. in Leipzig am 11. Sept. 1781) aufgesucht habe, kann nicht festgestellt werden. Es ist immerhin möglich, daß Winckelmann von Dresden aus diese beiden sehr hervorragenden Gelehrten kennen gelernt hat. Die Stellung des Konrektors in Seehausen sagte ihm immer weniger zu, daher machte er freilich vergebliche Versuche in dem berühmten Kloster Bergen, in Rathenow (1744), in Salzwedel (1747) eine bessere Stellung zu erhalten. Alles schlug fehl. Schon dachte er daran in Halle und Jena als Privatdocent der Geschichte aufzutreten oder nach England zu gehn, um dort als Korrektor und durch Privatunterricht eine ihm zusagende Stelle zu finden, ja Freund Boysen schreibt an Gleim den 8. April 1745 (Briefe, S. 52): „Winckelmann, den ich nach Bergen nicht habe befördern können, will so lange in Seehausen bleiben, bis er sich ein kleines Kapital gesammlet hat, und dann nach Ägypten gehen, um bei den Pyramiden die Kunst der Alten zu studieren," doch alle diese Gedanken wurden durch die kindliche Erwägung zurückgedrängt, daß er, solange sein Vater lebte, sein Amt, das ihm doch ein sicheres, wenn auch kärgliches Einkommen gewährte, nicht verlassen dürfe, damit er ihn unterstützen könne. Aber als er diesen, „bei dem nichts als Armut und Kummer gewohnt," beerdigt hatte, während die Mutter krank im Hospitale lag, warf er die Fesseln seines Amtes von sich und trat in die Dienste des sächsischen Ministers Grafen Bünau, der ein einsichtiger Förderer und Gönner der Wissenschaften auf seinem Landsitz Nöthenitz bei Dresden eine umfangreiche, namentlich mit geschichtlichen Werken ausgestattete Bibliothek besaß, welche geordnet und katalogisiert werden sollte.

[1]) O. Jahn, Biographische Aufsätze S. 18.

[2]) Vgl. Justi, Winckelmann I, S. 375 f. Joh. Fr. Christ, sein Leben und seine Schriften. Von Edm. Dörffel. Leipzig 1878. Bursian, Gesch. der klass. Philologie I, S. 404 f. nennt ihn mit vollem Recht einen Vorgänger Winckelmanns.

[3]) Vgl. Gottfr. Stallbaum, Die Thomasschule ꝛc. Leipzig 1839.

So verließ der Konrektor Seehausen im Herbst 1748 mit folgendem Zeugnis des Generalsuperintendenten Nolten:[1]) „Vorzeiger dieses, Joh. Joach. Winckelmann, bisheriger treufleißiger Konrektor der Schule zu Seehausen, hat in der griechischen Literatur mehr als gemeine Kenntnisse erlangt, welche einer bessern Belohnung wären wert gewesen, wenn man sie in hiesigen Gegenden hätte erteilen können. Ich freue mich deswegen recht sehr, daß es ihm gelungen ist, sich die Gewogenheit Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Bünau zuwege zu bringen, und ich zweifle nicht, mein lieber Winckelmann werde bei seiner Ankunft noch mehr leisten, als ich durch dieses Zeugnis versichern kann." In seinem neuen Amte hat er mit seltenem Fleiße 6 Jahre hindurch an dem Katalog der gräflichen Bibliothek gearbeitet und für die Reichsgeschichte des Grafen Bünau „einen ganzen Schiebkarn voll Auszüge" gemacht. Ich schrieb, sagt er, den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken und las Leben der Heiligen, des Nachts den Sophokles und seine Gesellen.[2]) Wenn auch Winckelmanns Stellung eine bessere geworden war, wenn er namentlich auch in Dresden, dem damals mit größerem Rechte als heute wegen der hier gesammelten Kunstwerke der Name des „deutschen Florenz" zugeteilt wurde, so entsprach sie doch für die Länge der Zeit seinen Neigungen nicht, sein Blick schweifte sehnsuchtsvoll in das Land, das an Erinnerungen so reich ist, in die Stadt, in der, wie er den 4. Febr. 1758 an Franke, seinen Kollegen an der Bünauschen Bibliothek schreibt, die hohe Schule für alle Welt ist. Zu dieser Sehnsucht nach den klassischen Stätten gesellte sich das Gefühl einer durch rastloses Arbeiten geschwächten Gesundheit, so daß seiner Seele sich eine immer größere Niedergeschlagenheit und Verstimmung bemächtigte, von welcher ihn auch wiederholte Reisen zu seinen Freunden und ein längerer Aufenthalt in seiner Vaterstadt Stendal nicht zu befreien vermochten. In dieser Verfassung lernte ihn der päpstliche Nuntius am sächsischen Hofe kennen, Archinto, ein gelehrter und fein gebildeter Mann, welcher die Bünausche Bibliothek öfter besuchte. Er verstand es, die Seite bei dem Bibliothekar anzuschlagen, die wiederklang, er bewunderte seine große Kenntnis der griechischen Literatur — und wies ihn auf das Land hin, wo er Befriedigung für seine Seele

---

[1]) Rud. Nolten (1691—1754), ein gelehrter, auch des Griechischen kundiger Mann, der für die Bestrebungen Winckelmanns ein Verständnis hatte, ein Zögling der Helmstädter Hochschule, war der erste Schulmann der Altmark und wurde 1740 Generalsuperintendent der Altmark und Priegnitz. Ein junger Gelehrter, den Nolten einer Prüfung unterwarf, findet zu seinem Erstaunen die ihm ganz neue Erscheinung eines Superintendenten mit Homer und Pindar in der Hand, der ein reines und zierliches Latein spricht, ihn „mit den Konjekturen des Vossius und den Spitzfindigkeiten des Scioppius bis zum Sterben quält, aus einer unpunktierten hebräischen Bibel liest und ohne einen Blick ins Kompendium zu thun die Chronologie der Völkerwanderung beherrscht." Nolten ging sogar damit um, 1743 eine griechische Anthologie herauszugeben. Justi, Winckelmann I, 115.

[2]) O. Jahn, Biographische Aufsätze S. 21.

finden würde. Dazu kam noch, daß der Nuntius ihm die glänzendsten Verheißungen für die Erfolge seiner philologischen Studien machte, natürlich unter der Voraussetzung, daß Winckelmann zur katholischen Kirche überträte. Zwei Jahre kämpfte er mit sich, ob er den verlockenden Verheißungen des Nuntius und des königlichen Beichtvaters, des Pater Rauch, Gehör schenken sollte. Am 11. Juli 1754 geschah nach der von dem Papst Pius IV. vorgeschriebenen Formel in der Nuntiatur der Übertritt zur katholischen Kirche. Der Schritt des berühmten Archäologen ist je nach der Stellung, die man zur Religion einnimmt, verschieden beurteilt worden. Winckelmann hatte natürlich auch das Verlangen die Ruinen von Athen zu sehn. Nichts in der Welt, schreibt er (Neujahr 1760), habe ich sehnlich als dieses gewünscht: ich ließe mir gern einen Finger abhauen, ja mich zum Priester der Cybele[2]) machen, um . . . diese Länder zu sehn. Das Religiöse war dem Enthusiasten für das Altertum ganz Nebensache. Berichtet er doch auch an seinen Freund und Bruder Berendis 10. März 1753: „Anfänglich, da mich einige Ketzer, die mich kennen, in der Messe knieen sahen, habe ich mich geschämet, allein ich wurde dreister. Es würde mich aber niemand sehn, wenn ich nicht die Messe hörete von 11—12, da die Musik ist. Mein Vater hat, wie ich nunmehr anfange zu merken, keinen Katholiken aus mir machen wollen: er hat mir ein gar zu empfindliches Knieleder gemacht als man haben muß, mit guter Grace katholisch zu knieen: ein Stück von seinem büffelmäßigen Knieriemen hätte er dahin füttern sollen. Im Winter habe ich meinen Manchon untergelegt; im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlag-Handschuh bei mir führen müssen, um andächtig zu knieen. Ich merke, es fehlet mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze mache, so meldet sich die linke zum großen Ärgernis derer, die neben mir sind: ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Konzilio einen wichtigen Kanon darüber entworfen. Den Aschermittwoche bin ich eingeäschert worden: ich zuckte aus Furcht, es unrecht zu machen, mit dem Kopf, und der geheiligte Dreck wäre mir beinahe ins Maul geschmiert worden. Ich habe auch von neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser im Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen u. s. w."[3]) Man mag aus dem Angeführten erkennen, welcher Art damals der Katholizismus Winckelmanns gewesen ist.

---

[1]) Winckelmann und sein Jahrhundert. Von Goethe (Tübingen 1805) S. 44.

[2]) Justi, Winckelmann S. 369 (II. Bd. I. Abt.).

[3]) Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe S. 68 f. Der 9. Brief an den einzigen Freund und Bruder Berendis läßt in die aufgeregte, unruhige Seele des Konvertiten tiefe Blicke thun und liefert den Beweis, wie viel Kampf der Übertritt zum Katholizismus gekostet hat. Vgl. Bernh. Stark, Joh. Joach. Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung (Berl. 1880). S. 33 f. Otto Jahn, Biograph. Aufsätze.

Wenn daher in dem sonst in mancher Beziehung nicht unverdienstlichen Werke: Goethes Jugend ꝛc. von Alex. Baumgarten S. J. bei Gelegenheit der Ausführungen über Goethes italienische Reise gesagt wird (S. 303): Wie bei Winckelmann hätte dieser Künstlerjubel (Goethes) nicht ohne Einfluß auf seine religiösen Anschauungen bleiben können, wenn er nicht mit christlicher Religion und Sitte längst gebrochen und sich gegen jede Anwandlung frömmerer Art fest zugeknöpft hätte; so mag dies mit den vorher erwähnten Äußerungen Winckelmanns verglichen und gefragt werden, ob einer Kirche an solchen nur äußerlich ihr zugehörenden Mitgliedern viel gelegen sein kann. Von Nöthenitz aus ging Winckelmann gar oft nach Dresden, um hier in den herrlichen Galerien von Elbflorenz seine Seele in dem Anschauen der seltenen Kunstwerke zu weiden, sich für den noch umfänglichern Genuß, der ihm später in Italien zu teil werden sollte, würdig vorzubereiten. Im Herbste 1754 siedelte er nach Dresden über, um seine Ziele noch besser zu erreichen. Hier wohnte er im Hause des Maler Oeser,[1]) der ja später auch für die künstlerische Durchbildung unseres größten Dichters von so großem Einflusse gewesen ist.[2]) So nach allen Seiten hin literarisch und künstlerisch wohl vorbereitet, verläßt Winckelmann, 38 Jahr alt, sein deutsches Vaterland und wandert den 20. September 1755 in das Land seiner Sehnsucht. Am 18. November 1755 zog er in die ewige Stadt ein, um hier der deutschen Wissenschaft neue Bahnen zu erobern, einen Teil der Altertumswissenschaft geradezu neu zu begründen und dadurch auch für die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller auf Gymnasien und Universitäten neue Wege zu zeigen, die Kenntnis des Altertums zu vertiefen. Einunddreißig Jahre später um dieselbe Jahreszeit betrat ein Deutscher die porta del popolo, um hier in der hohen Schule für alle Welt eine, wie er selbst sagt, Palingenesie zu erleben, einen Neubau zu begründen, der ihn zum vollendeten, einzigen Dichter unserer

---

[1]) Auch Lippert, der als Glasergeselle angefangen, sich selbst zum Zeichenmeister und Porzellanmaler ausgebildet hatte und sein langes thätiges Leben als Professor der Antike in Dresden beschloß (geb. den 29. Sept. 1702 zu Meißen, 1764 Professor der Antike, starb am 28. März 1785) faßte eine große Zuneigung zu Winckelmann (vgl. Justi, Winckelmann S. 361 f. O. Jahn, Biographische Aufsätze S. 28).

[2]) Winckelmann urteilte (Bd. II. S. 183): Oeser ist ein Mann von dem größten Talente zur Kunst, aber er ist faul, und es ist kein öffentliches Werk von demselben vorhanden. Seiner Zeichnung fehlt eine strenge Richtigkeit der Alten, und sein Kolorit ist nicht reif genug; es ist ein Rubensscher Pinsel, aber dessen Zeichnung ist viel edler. Es ist ein Mann, der einen großen fertigen Verstand hat, und so viel man außer Italien wissen kann, weiß; O. Jahn, Biogr. Aufsätze S. 28 f. In dem schönen Aufsatz: Goethe und Oeser, von O. Jahn (Biogr. Aufsätze S. 353). Oeser (geb. den 18. Febr. 1717 zu Preßburg in Ungarn, von 1737 an in Dresden, 1763 in Leipzig, gest. den 18. März 1799). Winckelmann und sein Jahrh. S. 407. Lippert, Hagedorn, Oeser, Dietrich, Heinecke liebten, trieben, beförderten die Kunst, jeder auf seine Weise.

Nation ausgestaltete. So wurde durch die beiden denkwürdigen Männer, Joach. Winckelmann und Wolfg. Goethe,[1]) welche unter dem südlichen Himmel Italiens ausreiften, für unser ganzes Kulturleben eine neue Epoche heraufgeführt, welche auch für den Gang der Pädagogik von Bedeutung geworden ist. Sein norddeutsches Vaterland hat der große Archäolog nicht wiedergesehn, obwohl Anträge in geeignete Stellungen in Deutschland einzutreten nicht fehlten (1761 nach Kassel, 1761 und 1764 nach Dresden, 1763 nach Wien, 1765 nach Berlin). Als er auf der Reise in sein Vaterland in Wien wie durch Zaubergewalt wieder nach Italien zurückgezogen wurde, traf ihn in Triest am 8. Juni 1768 der Dolch des verruchten Mörders Arcangelli, eines früheren Koches, der sich das Vertrauen des auf dem Gebiete der Menschenkenntnis allzunaiven Gelehrten im hohen Grade zu erwerben gewußt hatte. So wurde durch Frevlers Hand das Leben eines Mannes abgeschlossen, welcher der Wissenschaft und der Schule noch manche Förderung hätte bringen können.

In Rom trat Winckelmann mit den Kardinälen Archinto, Passionei, Spinelli, Albani u. a. für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen empfänglichen Männern in nahe Verbindung, fand überall für seine Zwecke erwünschte Unterstützung, reiste nach Neapel, Florenz, Paestum u. s. w., um seine Kenntnisse und Anschauungen zu bereichern und zu vertiefen, immer fester wird sein Ansehn, er bewegt sich als der große Grieche in den ersten Zirkeln der ewigen Stadt, Deutsche, junge Adlige, wie die Bünau, Riedesel, Berg, der treffliche Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt Dessau (1740—1817), der Freund des Herzogs Karl August von Weimar, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (1735—1806), der Schwestersohn Friedrichs II. u. a. suchen ihn auf, um unter seiner Führung die Sammlungen zu durchwandern, von ihm sich Unterweisung zu holen. Ein neues,

[1]) Am 13. Dez. 1786 schrieb Goethe von Rom (Riemer, Mitteilungen II, 230): Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich sie zu lesen angefangen! Vor 31 Jahren in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich hieher; ihm war es auch so deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Altertümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze! Eine Stelle freute mich besonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit einem Phlegma suchen, sonst wird man für einen Franzosen gehalten. In Rom, glaube ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft." Das Gesagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehn, und gewiß: man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß sozusagen wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu Etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehn kann. O. Jahn, Biogr. Aufsätze S. 31.

von dem märkischen Schul- und von dem Nöthenitzer Bibliothekarleben verschiedenes Dasein hatte begonnen, mit gierigen Zügen sog er die italienische Luft ein und freute sich der niederdrückenden Enge entrückt zu sein. Von dem Scrittore an der Vaticana steigt er auf zum Prefetto delle antichita di Roma. Endlich im Jahre 1763 erschien das epochemachende, lange vorher geplante Werk: Geschichte der Kunst des Altertums, 1767 Anmerkungen dazu. Ihm schwebte, wie er selbst sagt, vor ein Werk in deutscher Sprache zu liefern, dergleichen noch niemals ans Licht getreten ist. Er hat der deutschen Prosa in dieser seiner bedeutendsten Schrift einen Zauber verliehn, wie er vor ihm wohl in keinem Werke deutscher Zunge zu finden ist, der Stil ist so charakteristisch, von so anschaulicher Schönheit, daß man von der Art der Darstellung ganz bestochen und gefesselt wird. Doch für unsern Zweck genügt es, das Leben und die Studien des seltenen Mannes in der angegebenen Weise verfolgt zu haben und wir verweisen alle, welche sich über die Bedeutung Winckelmanns unterrichten wollen, auf das Studium seiner Werke und auf das herrliche Werk Karl Justis: Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 3 Bde. Leipzig 1866—1872. Insbesondere ist für uns eine kleine Schrift wichtig (Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, Leipzig und Dresden 1754), welche Herder in seiner Lobschrift auf Winckelmann das s e e l e n r e i c h s t e Buch nennt, das er verfaßt. Der Lobgesang vom griechischen Klima, der Bildung dieses Volkes und ihrer Erziehung, von ihrer Freiheit und Freude zu leben, nebst allem, was für die Kunst daraus folget — dieser Lobgesang, der durch alle seine Werke strömet, ist hier in lichter, silberner, sprudelnder Quelle; die Griechen allein, führt Winckelmann aus, seien Muster alles Schönen der Kunst nach ihrer vollkommenen Natur und dem Vorzuge ihrer Werke an schöner Form, natürlichen Gedanken und sanfter oder erhabener Einfalt. Diese Sätze predigt Winckelmann hier, sagt Herder (S. 21), mit der Feinheit eines Griechen und mit der gedrungenen Kürze eines Künstlers. Es sind nur hingeworfene Gedanken, leicht und wie im Fluge gestreuet; aber sie leben und sind voll Lieblichkeit und tiefer umfassender Wahrheit . . . Das Schriftchen war eben das, was ihm den meisten Ruhm erwarb. In seinem Vaterlande sahe man es für eine Erscheinung an, Dichter und Philosoph, Litterator und Künstler freueten sich darüber. Es flog in die italienische und französische Sprache und ward geliebt; bei der Geschichte der Kunst sollte man bewundern, und da suchte man schon Fehler. Die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst (Leipzig und Dresden 1754). Diese kleine Schrift wurde die Veranlassung, daß Gotthold Ephraim Lessing, der große Lehrmeister und Wegweiser unserer klassischen Dichtung seinen, wie schon erwähnt, namentlich auch für die Schule so wichtig gewordenen Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie schrieb (1766), er erschien fast

gleichzeitig mit Winckelmanns Geschichte der Kunst,[1]) dem ersten historischen Kunstwerk in deutscher Sprache, wie W. Scherer sie treffend bezeichnet.

Gotthold Ephraim Lessing.

Gerade Lessing war es, welcher wesentlich mit dazu beitrug, daß der Boden geebnet und tragfähig gemacht wurde für die neue Epoche in unserer Literatur, die bald anheben sollte. Fast keiner unserer großen literarischen Bannerträger hat eine so genaue Kenntnis des hellenischen und römischen Altertums nach allen Seiten hin besessen als G. E. Lessing, er war es, dem man nebst Joachim Winckelmann das zweite Wiederaufleben des Altertums zu danken hat. Ihm kam es darauf an, daß man die antike Welt in ihrer Totalität erkannte, in die Gedankenwelt der großen Alten an der Hand der Sprache einzudringen, darauf war sein Ziel gerichtet. In diesem Sinne kann man Lessing mit vollem Recht einen geistvollen Philologen nennen, einen Vorgänger von Fr. Aug. Wolf, Aug. Böckh, G. Hermann, O. Müller, Fr. Ritschl, Fr. Welcker u. a., einen Mann, der seine Leistungen immer gemessen an dem, was das Zeitalter ihm bot, auf den Betrieb und die Behandlung der alten Schriftsteller auf den Schulen und Universitäten von dem größten Einfluß gewesen ist. Danzel hat es in seiner trefflichen Biographie Lessings ausgesprochen: „Käme es darauf an, Lessings Thätigkeit in einer Klassifikation der Wissenszweige unterzubringen, so läge es am nächsten ihn als Philologen zu bezeichnen.“ Einem der größten deutschen Philologen, welcher den kritischen Zug mit Lessing gemein hatte, Karl Lachmann, verdankt die Wissenschaft die beste Ausgabe der Werke des trefflichen Mannes, welcher durch seinen Laokoon die Jugend aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen

---

[1]) Man vergleiche Winckelmanns Werke, Ausg. von Fernow, Heinr. Meyer und Joh. Schulze, Dresden 1808—1820; Lobschrift auf Winckelmann von Chr. Gottl. Heyne. Cassel 1778; Denkmal Joh. Winckelmanns. Eine ungekrönte Preisschrift Joh. Gottfr. Herders aus dem Jahre 1778 ꝛc. von Dr. Alb. Duncker. Kassel 1882. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (4. Aufl.) Bd. IV. S. 398 eine lehrreiche Zusammenstellung Winckelmanns und Hamanns, für welche so einander entgegengesetzte Naturen unser großer Dichter ein tiefes Verständnis hatte, und an vielen andern Stellen. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen Leipzig 1854. 1856. I. 554. II. 370. Otto Jahn, Biographische Aufsätze. 2. Aufl. Leipzig 1866. S. 1 f. Joh. Joach. Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. Von K. Bernh. Stark. 2. Aufl. 1880. Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. Berl. 1884. S. 451 f. Eine der herrlichsten Schriften ist Goethes Winckelmann und sein Jahrhundert (1805), vgl. das köstliche Buch V. Hehns, Gedanken über Goethe, S. 123.

auch zusammenstoßen mochten. So Goethe in Dichtung und Wahrheit (8. Bd. II. 95. v. Loepers Ausg.). Er bedauerte es später aufs lebhafteste diesen so vorzüglichen und von ihm so hoch geschätzten Mann niemals mit Augen gesehn zu haben. „Auch an vielen andern Stellen seiner Lebensgeschichte gedenkt Goethe Lessings mit der größten Hochachtung.“ Es ist aber nicht bloß der Laokoon, welcher auf die Behandlung des Unterrichts in den höheren Schulen von erheblichem Einflusse gewesen ist, auch die hamburgische Dramaturgie war, wie die Dramen für den deutschen Unterricht, von der größten Wichtigkeit. Manche Lehrer, ich nenne unter vielen nur den philologisch und pädagogisch ungewöhnlich befähigten Fr. A. Eckstein, verstanden es ihre Schüler für Lessing zu begeistern und zu fleißiger Beschäftigung mit seinen Werken anzuregen. Die Rettungen des Horaz und ein Vademekum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, werden ebenso wie das Leben des Sophokles, die Abhandlungen über die Fabeln auch heute noch von allen, welche sich für römische und griechische Dichter interessieren, gern gelesen. Auch Lessing hat, wie Joach. Winckelmann, durch seine in das Gebiet der Archäologie einschlagenden Ausführungen für ein besseres Verständnis der Kunst des Altertums wesentlich beigetragen und ist so auch nach dieser Richtung hin für Gottl. Heyne, O. Müller, C. Fr. Welcker, O. Jahn, Ed. Gerhard, E. Curtius, Ludw. Urlichs, Joh. W. Jos. Braun, Joh. Overbeck, Rich. Schoene u. a. von Bedeutung geworden. Ja man kann den Einfluß, den Lessing auf dem Gebiete der Literatur ausübte, mit der Wirkung vergleichen, welche Friedrich der Große auf die Umgestaltung unserer vaterländischen politischen Verhältnisse hatte.

Von verschiedenen Philologen und Schulmännern ist die Bedeutung G. Ephr. Lessings für Philologie und Schule einer näheren Erörterung unterzogen worden. So hat der um Schule und Wissenschaft verdiente Rudolf Dietsch in einem sehr gründlichen, auf der Philologenversammlung 1863 zu Meißen gehaltenen Vortrage über Lessing als Philologen, die engen Beziehungen auseinandergelegt, in welchen Lessing zum Altertume stand, hat die Arbeiten Lessings der Zeit ihrer Entstehung nach aufgezählt, welche sich auf Altertümliches beziehen. Ebenso hat der Gymnasiallehrer Küster in einem Programm des Gymnasiums zu Attendorn (Siegen 1874) eine literarhistorische Studie über Lessing als Philologen veröffentlicht. Bereits im Jahre 1875 erschien in dem Programm des Gymnasiums zu Saargemünd eine zweite Abhandlung von Gymnasiallehrer Weck: Lessing als Philologe. Man sieht hieraus, mit welchem Interesse Gymnasiallehrer ihre Studien den Werken Lessings zu widmen pflegen, da ja in der Regel in der Unterprima ein Semester der Beschäftigung mit Lessings Werken zugewendet wird.

Die pädagogische Bedeutung Lessings liegt nicht etwa, wie G. Baur in dem lesenswerten Artikel „Lessing“ in der Schmidschen Encyklopädie des ge-

samten Erziehungs- und Unterrichtswesens treffend entwickelt, in von ihm ausgesprochenen bestimmten pädagogischen Grundsätzen und Belehrungen: an solchen sind die Schriften Schillers, Goethes, Herders und anderer Heroen unserer neusten klassischen Literaturperiode weit reicher, als die Lessings. Sein pädagogischer Wert tritt uns vorzugsweise aus der Betrachtung seiner gesamten Persönlichkeit, der ganzen Art und Richtung seines Geistes und seines dadurch bestimmten Lebensganges entgegen. Daran reiht sich dann in zweiter Linie die Betrachtung seiner gelegentlichen Äußerungen auch über pädagogische und didaktische Fragen. Und endlich ist der Nutzen zu erwägen, welchen seine Schriften als Unterrichtsmittel der stilistischen und ästhetischen Bildung gewähren können. Es sind beherzigenswerte Wahrheiten, welche über allgemeine bei der Erziehung zu beobachtende Grundsätze ausgesprochen werden. So bezeichnet er es als den größten Fehler der Erziehung, daß man nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt.[1]) Als Mißgriff bezeichnet er es, wenn man Kinder gern auf einmal zu wissenden Männern machen will und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beizubringen sich rühmt, wozu sie unmöglich einen ausreichenden Verstand haben können.[2]) Auf das Studium der Geschichte legt er den höchsten Wert.[3]) Nur diejenigen sind imstande, ein gründliches Kompendium zu schreiben, welche die Wissenschaft, für welche das Kompendium bestimmt ist, in dem weitläufigsten Umfange übersehn. Ein aufmerksameres thätiges Interesse wandte Lessing der Pädagogik in der Zeit des siebenjährigen Krieges zu. Es hatte in jener Zeit der junge damals in der Schweiz lebende Chr. Wieland die Absicht, eine Privaterziehungsanstalt zu gründen und einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er den Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute entwarf. Lessing macht es Wieland zum Vorwurf, daß er den größten Fehler der damaligen Erziehung nicht vermieden habe, den er eben darin sah, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhne und beklagt es, daß Wieland das große Geheimnis der Pädagogik nicht kenne. „Das große Geheimnis, sagt er, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, bestehet einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntnis der Wahrheit.“[4]) Es ist wirklich eine Freude den geistvollen Mann so verständig über die Erziehung reden zu hören, feste aus Beobachtung und

---

[1]) Vgl. R. Dietsch, Vortrag über Lessing, Meißener Philologenversammlung 1864. S. 24.

[2]) Lessings Werke III, S. 162 (Lachmann).

[3]) Lessings Werke III, S. 171.

[4]) Eduard Niemeyer, Über Lessings Pädagogik, Programm, Dresden 1874. S. 10. S. 29. Lessing: aus den Briefen, die neuste Literatur betreffend. Br. 9. Br. 11.

Erfahrung abgeleitete Grundsätze treten dem Leser überall entgegen, ganz verständig weiß er die Schwächen der Wielandschen Pläne hervorzuheben.[1]) Daß Lessing die Schwächen der damaligen Erziehungsweise, die sich fast nur an das Gedächtnis zu wenden pflegte, sehr wohl kannte, geht aus einem Briefe hervor, mit welchem er dem Rektor Lindner in Riga (1759) seine äsopischen Fabeln überschickte, in dem er bekennt, daß er bei Abfassung derselben sein vornehmstes Augenmerk mit auf die Schulen gerichtet habe.[2]) Ein Knabe, dessen gesamte Seelenkräfte man so viel als möglich in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen läßt; den man lehrt, sich ebenso leicht von dem Besonderen zu dem Allgemeinen zu erheben als von dem Allgemeinen zu dem Besonderen sich wieder herabzulassen: der Knabe muß ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden.[3]) Bei dem großen Interesse, das Lessing dem Erziehungs- und Unterrichtswesen zuwandte, ist es nicht befremdlich, daß er einer von dem Oberhofprediger Cramer in Kopenhagen herausgegebenen moralischen Wochenschrift (Der nordische Aufseher) seine Aufmerksamkeit widmete. Dadurch geriet er mit einem Manne in Kampf, der bald als Pädagog zu großem Ansehn gelangte. Basedow hatte, ohne Mitarbeiter an jener Zeitschrift zu sein, sich zum Verfechter der dort aufgestellten Ansichten aufgeworfen.[4]) Man müsse, hatte er gesagt, bei dem Religionsunterricht des Kindes anfangs von der Gottheit des Erlösers gänzlich schweigen und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann und als einen Kinderfreund vorstellen, weil es ein bewährter Grundsatz der Methodik sei, von dem Leichteren zu dem Schwereren überzugehn. Hiergegen wandte sich Lessing mit der ganzen Kraft seines Geistes, weil er darin eine unbehutsame Neuerung sah und eine seichte Aufklärerei witterte, welche er in den Jugendunterricht nicht eindringen lassen wollte. Er erkannte zwar jene Regel der Didaktik an, von dem Leichteren zum Schwereren überzugehn, aber nur unter der Bedingung, daß das Leichtere nicht eine Aufhebung der schweren Wahrheit einschließe. Als eine solche Wahrheit gilt ihm die Gottheit Christi, jede andere Lehre, welche um einer angeblichen Erleichterung willen diese Gottheit eine Zeitlang aus den Augen setzt, als eine Irrlehre. Auch giebt er seinem Widersacher Basedow gar nicht zu, daß das Kind erst später geschickt werden soll, das Geheimnis des ewigen Erlösers zu fassen: vielmehr

[1]) E. Niemeyer, Lessings Pädagogik S. 9.

[2]) In der Ausgabe v. Maltzahn ist dieser Brief.

[3]) Lessings Werke V, 418 f. (Lachmann).

[4]) Lessings Werke VI, 122 f.

sei es besser, dies Geheimnis gleich ganz der bereitwilligen Jugend einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft zu erwarten.[1]) Wenn in diesen beherzigenswerten Worten Lessing die Pläne eines Mannes bekämpft, welcher die ganze Pädagogik nach den Ideen Rousseaus, dessen Émile ou de l'éducation (1762) bald darauf erschien, umgestalten sollte, so hat er doch gegen Ende seines Lebens die ersprießlichen Keime, welche in den Ausführungen des geistvollen Franzosen eingeschlossen waren, erkannt und wie viele andere einflußreiche Zeitgenossen zu würdigen verstanden. Insbesondere fand er die hoffnungsvollen Keime in der Wirksamkeit eines Mannes, der im Jahre 1778 nahe bei Hamburg eine Erziehungsanstalt begründet hatte, des berühmten Verfassers des Robinson, J. H. Campe;[2]) vorher war er Lehrer an dem Philanthropin Basedows in Dessau. Als Lessing, seit 1767 Bibliothekar in Wolfenbüttel, sich 1778 mehrere Wochen in Hamburg aufhielt, machte er die Bekanntschaft Campes und besuchte, da er für Pädagogik ein großes Interesse hatte, das Institut, von dem er einen äußerst günstigen Eindruck empfing; vor allem hatte das sinnige Wirken der Gattin des einsichtigen Campe ihm wohlgefallen. Vor seiner Abreise schrieb er noch ein Briefchen an Campe, in dem es heißt: Vorher bitte ich mir noch die Erlaubnis aus, Sie auf einen Augenblick überraschen zu dürfen, um mich nochmals mündlich ein paar Menschen zu empfehlen, die unter die wenigen gehören, denen ich empfohlen zu sein wünsche.[3]) Auch später schrieb er an Campe: Fahren Sie recht fleißig fort, rohe Menschen lieber bilden, als schon gebildete umbilden zu wollen. Auch geschieht dies vielleicht am besten, wenn man nur jenes zu thun sich anstellt (Br. v. 6. Nov. 1779). Wie sehr ihm der Aufenthalt in dem Campeschen Hause zugesagt hat, geht auch daraus hervor, daß, als er im Oktober 1780 zum letzten Male in Hamburg gewesen und Campe wieder aufgesucht hatte, er nach seiner Rückkehr von Wolfenbüttel an Elise Reimarus schrieb: Indes empfehle ich mich allen den Ihrigen und dem gesamten Campeschen Hause bestens. — Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft auch nur einen hier hätte![4]) So schätzte Lessing die erzieherische Thätigkeit eines Mannes hoch, der die Überschwenglichkeiten Basedows nicht teilte, und stellte gewissermaßen in dem Bilde seines Nathan das

---

[1]) Lessings Werke VI, 123. 125. 246. 247. 256 f. und E. Niemeyer, Lessings Pädagogik S. 12.

[2]) Campe war um die Mitte der siebziger Jahre kurze Zeit im Hause des Major v. Humboldt Erzieher der beiden Brüder W. und Alexander v. Humboldt, später begleitete er W. v. Humboldt auf einer Reise nach Frankreich, wo er im Juli 1789 „der Leichenfeier des französischen Despotismus" beizuwohnen gedachte. Vgl. Gust. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt, Stuttgart 1854. I, S. 84 f.

[3]) Lessings Werke XII, 535 (Herbst 1778).

[4]) Lessings Werke XII, 544.

Muster eines Erziehers auf, dessen Züge wir in der menschenfreundlichen erzieherischen Thätigkeit Campes wiederfinden.[1])

Von der größten Bedeutung für die Pädagogik ist die im Jahre 1780 von G. E. Lessing in 100 Paragraphen veröffentlichte „Erziehung des Menschengeschlechts.“ Nichts ist Lessing, wie man sich aus seinem ganzen Charakter leicht erklären kann, mehr zuwider als ein Abrichten zur Gewinnung äußerer Güter, auf die Bildung des inwendigen Menschen kömmt es ihm überall an. Er empfiehlt einen bedächtigen Gang im Unterricht, setzt auseinander, wie ein Elementarbuch eingerichtet sein müsse und dringt auf eine gründliche Aneignung des Lehrstoffes. Außer den didaktischen Grundsätzen, welche auf die höchste Ausbildung des Verstandes ihr Absehn gerichtet haben (§ 80), soll das menschliche Geschlecht zu derjenigen Reinigkeit des Herzens gelangen, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht. Ist das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und zu Jahren des Verstandes gekommen, dann treten andere Hebel der Pädagogik an die Stelle. Ausdauer schätzt er nicht geringer als angeborenes Talent und mit dem Ausspruche Rousseaus, daß der Eifer eher das Talent als das Talent den Eifer ersetze, und in dem Worte des großen Hallischen Philologen, daß das Genie der Fleiß sei, würde er völlig einverstanden gewesen sein. In der eigenen Familie wirkte er auf die Kinder durch Ermunterung und Anregung, nur zweimal hat der Sohn eine körperliche Züchtigung erfahren, beidemal für das, was in Lessings Augen Kapitalsünden waren: für Unwahrheit und Lüge.[2]) Das Ziel der Erziehung ist eben die Menschen selbständig und Erziehung und Offenbarung überflüssig zu machen.[3]) Der Gedanke der Humanität, seit Rousseau in stiller stetiger Zunahme, ist auf deutschem Gebiete plötzlich aufgetreten. Dieser Gedanke ist's, durch welchen Lessing in der Geschichte Deutschlands „als der erste ganz mündige Mensch erscheint, wie Dilthey sagt. Dieser Gedanke ist's, welchen er für Herder vorbereitet. Durch ihn wird die Anschauung einer Entwicklung erst möglich, welche Wert und Ziel in sich selbst hat.“ Man mag nun über Lessing je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, urteilen wie man will, dem, was ein ihm verwandter Christ über ihn ausgesprochen, wird man zustimmen müssen: Welch ein Segen für das deutsche Volk darin liegt, daß am Eingange seiner klassischen Literaturepoche ein Mann wie Lessing steht, ist nicht zu ermessen. Das ist noch das Mindeste, daß er so universell auftritt: Kritiker und Dichter, Ar-

---

[1]) Im Vorstehenden habe ich mich an die Ausführungen Ed. Niemeyers wesentlich angeschlossen.

[2]) G. Baur in Schmidts Encykl.: Lessing.

[3]) R. Rocholl, Philosophie der Geschichte. Gött. 1878. S. 81. Man vergleiche außerdem neben den Ausführungen in den Biographien Lessings: Spiker, Lessings Weltanschauung. Leipzig 1883. S. 203.

chäolog und Philosoph, Dramaturg und Theolog; und daß er auf allen diesen Gebieten neue Gesichtspunkte fand, neue Wege wies, tiefere Schachte erschloß; sondern diese Einheit des Schriftstellers und des Menschen, des Kopfes und des Herzens ist das Herrliche an ihm. Seine Gesinnung ist so lauter wie sein Gedanke, sein Streben so rastlos wie sein Stil. Er ist die Wahrheitsliebe und die Wahrheitstreue selbst, die in seiner Person an der Schwelle unserer Literaturepoche Wache hält.[1])

Noch möchten wir ein Wort Herders zuerst im deutschen Merkur 1781 veröffentlicht anfügen, welches uns den Eindruck wiedergiebt, welchen die tief eingreifende Wirksamkeit des für unser ganzes Geisteslebens so wichtigen, ja einzigen Mannes schildert. Herder redet den Dahingeschiedenen an: „Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühles, voll goldener, ewiger Güte und Schönheit werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfang fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger lebendiger Geist auf Abwege lenkte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern und strebtest immer, ein ganzer Mensch, ein fortgehender Geist zu werden."[2]) Vor allen sei auch die Charakteristik erwähnt, welche G. G. Gervinus IV, S. 290 in so glänzender Weise von dem Manne entwirft, der uns Aristoteles und Homer eröffnete, sich an Plautus und Sophokles schulte, und die köstlichen Ausführungen über Lessing, die wir im 2. Bande, der uns so viele Belehrung bringenden Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen von dem trefflichen C. L. Cholevius finden. In der neueren Zeit überhaupt hat man sich der allseitigen Durchforschung der Werke und des Lebensgangs des Erneuerers unserer Literatur in dankenswerter Weise zugewandt. Ich nenne nur die Biographien Lessings von Danzel und Guhrauer und die von Erich Schmidt. Berlin 1884.

Für uns ist von Wichtigkeit den Bildungsgang Lessings in kurzen Zügen zu verfolgen, weil wir aus der Betrachtung desselben einen Einblick in die

---

[1]) Vgl. D. Fr. Strauß, Gesammelte Schriften 1877.

[2]) Vgl. G. Baur in der Schmidtschen Encyklopädie: Lessing. Wichtig sind vor allen andern die Biographien: G. E. Lessing. Von Guhrauer 1850 f., von Danzel, von W. v. Maltzahn und R. Boxberger. Berlin 1880. Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Dr. E. Schmidt, Berlin 1884. Dazu die Anzeige des Werkes von Julian Schmidt, Preußische Jahrb. von H. v. Treitschke und H. Delbrück. 2. Heft. August 1884. Nach allen Seiten hin hat man in den letzten Jahren Lessings Werke zum Gegenstand ernster auch für die Schule fruchtbarer Studien gemacht.

Erziehungsverhältnisse des für unsere Kultur so wichtigen Zeitalters erhalten. G. E. Lessing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Kamenz[1]) in der Lausitz, wo der Vater Joh. Gottfr. Lessing erster Stadtpfarrer war, hatte unter Anleitung des Vaters und des Rektors Heinitz in der Schule gute Fortschritte gemacht und konnte sich, nachdem der Pfarrer Lindner in dem nahgelegenen Putzkau seine Vorbildung für gymnasiale Studien weiter geführt hatte, als zwölfjähriger Knabe der Aufnahmeprüfung auf der St. Afra in Meißen unterziehen. Wenn er auch später bekennt (Berlin, den 2. Nov. 1750): Ich habe es in Meißen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein, so wünschte er sich doch gar oft die Jahre, die er in Meißen zugebracht als die einzigen, in welchen er glücklich gelebt habe, zurück. Die drei Fürstenschulen, die von Herzog Moritz ins Leben gerufen und aus Klostermitteln wohl fundiert worden waren: Grimma, Meißen und Pforta galten mit vollem Rechte in jenen Tagen als die vornehmsten Pflegestätten klassischer Bildung.[2]) Die Gründung dieser für die weitere Entwicklung des Schulwesens und der gelehrten Bildung überhaupt so wichtigen Fürstenschulen wurde die Veranlassung, daß in verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes nach dem Vorbilde der drei genannten höheren Bildungsanstalten Klosterschulen ins Leben gerufen wurden. So wurde im Jahre 1546 durch den letzten trefflichen Abt Thomas Stange das Prämonstratenserkloster Ilfeld in eine Klosterschule umgewandelt, welche durch den ausgezeichneten Rektor M. Neander (1550 bis 1595) einen großen Einfluß auf den Gang der Humanisten-Bildung in unserem Vaterlande ausübte. Sie ist von allen Klosterschulen des Harzes die

[1]) Man vergleiche das 1. Kap. Heimat und Schule in E. Schmidts Lessing, wo Stadt und Landschaft in anmutigster Weise geschildert werden.

[2]) Es ist ein großes Verdienst des Herzogs Moritz, daß er den Ständen gegenüber, welche die reichen Güter der Kirche in Anspruch nehmen wollten, es durchsetzte, daß ein großer Teil des Klostervermögens auf die Stiftung der drei Fürstenschulen verwendet wurde. In dem alten Cistercienserkloster Pforta sollten nach der mit den Ständen 1540 vereinbarten Landesordnung 100 Knaben mit fünf Lehrern, in dem Meißnischen Kloster St. Afra 60 Knaben mit vier Lehrern und in dem Augustinerkloster zu Grimma 70 Knaben mit vier Lehrern Aufnahme finden. Von den Knaben sollten 100 von den Städten, 76 von den adligen Geschlechtern, die übrigen vom Fürsten ernannt werden. Die Lebensordnung blieb bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts dieselbe. Die Stände hatten bei der Gründung dieser Schulen den praktischen Zweck im Auge, daß durch dieselben tüchtige Pfarrer und Kämpfer für den protestantischen Glauben gebildet werden sollten. Das Ergebnis der Verhandlungen und Beschlüsse über die Gründung der drei Schulen ist dann veröffentlicht in der neuen Landesordnung des Herzogs Moritz vom 21. Mai 1543. Man vergl. das treffliche Werk: Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien der Landesschule Pforta. Von Wilh. Corssen Halle 1868 (S. 121 f.) und Sankt Afra, Geschichte der königlichen sächsischen Fürstenschule zu Meißen. Von Theodor Flathe. Leipzig 1879. S. 13 f.; Geschichte der Königlich Sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Von Prof. Dr. Karl Julius Rößler. Mit zwei Grundplänen. Leipzig 1891.

einzige, welche sich trotz der Ungunst der Zeiten bis heute erhalten hat. Fast gleichzeitig riefen die Grafen zu Reinstein im Jahre 1544 die Schule in Michaelstein ins Leben; Michaelstein war ein berühmtes Cistercienserkloster gewesen. Die Schule erlitt im 30jährigen Kriege seit der Occupation durch die römisch-katholischen Mönche eine längere Unterbrechung und bestand dann bis zum Jahre 1717, wo sie Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig in ein Predigerseminar verwandelte, das im Jahr 1804 nach Helmstedt verlegt wurde. Die lateinische Schule im Benediktinerkloster zu St. Petri und Pauli zu Ilsenburg wurde wahrscheinlich auf Antrieb Graf Wolfgangs zu Stolberg unter dem evangelisch gesinnten Abt Dietrich Meppes ums Jahr 1548 eingerichtet. Im Jahre 1629 wurde sie aufgelöst. Im Cistercienserkloster Walkenried wurde die lateinische Schule zur Zeit des ungeistlichen Abts Thomas Holtegel von den Grafen zu Hohenstein nicht ohne mitwirkenden Einfluß der Grafen zu Schwarzburg und Stolberg am 5. Oktober 1557 ins Leben gerufen. Während ihres nicht ganz 110jährigen Bestehens — sie wurde von 1629—1631 durch die kaiserlichen und römischen Katholiken unterbrochen — wurden in dieser Stiftung 1200 Jünglinge in den Wissenschaften unterwiesen. Die gelehrte Schule in dem Augustinerkloster Hirzenhain in der Wetterau, eine Schwesterstiftung der Schule von Ilsenburg, ist 1569 von dem Grafen Ludwig zu Stolberg gegründet worden, sie bestand nur ein Vierteljahrhundert bis zum Ende des Jahres 1593.[1]) Die aus säkularisierten Nonnenklöstern errichteten Klosterschulen Roßleben (gegründet 1554) und Donndorf (1561) bestehen auch heute noch und wirken in Segen.[2])

Kehren wir zu Lessing zurück. Am 21. Juni 1741 wurde der talentvolle Schüler durch den Rektor Grabener in den coetus von St. Afra aufgenommen und versprach mit Gottes Hilfe fromm, gehorsam und fleißig zu sein. Auch der spätere Gegner Lessings Christian Ad. Klotz (geboren 13. November 1738 zu Bischofswerda in der sächsischen Lausitz, gestorben zu Halle am 31. Dezember 1771) war einige Zeit Schüler der Fürstenschule zu St. Afra. Rektor Grabener war einer der ausgezeichnetsten Rektoren der Landesschule. Neben dem Latein war Philosophie sein Lieblingsfach, vor allem aber verstand er es, die Afraner in Zucht zu halten und so heilsam auf sie einzuwirken. Neben Grabener war J. G. Höre (später Rektor) ein tüchtiger Schulmann, aber pedantisch. Er war, wie

[1]) Vgl. Geschichte der evangelischen Klosterschule zu Ilsenburg 2c. Ein Beitrag zur Kultur- und Schulgeschichte des Reformationszeitalters. Urkundlich dargestellt von Dr. Ed. Jacobs. Wernigerode 1867. S. 3 f. Auch sonst wurden in Goslar, Blankenburg, Stolberg, Nordhausen und in anderen Städten um diese Zeit, wo sich ein gewaltiger Wissenstrieb regte, lateinische Schulen ins Leben gerufen.

[2]) Geschichte der Klosterschule Roßleben. Von Dr. Theod. Herold. Halle 1854. Entwurf einer Geschichte von Kl. Donndorf zur Jubelfeier ihres 300jährigen Bestehens am 12. Juli 1861 gewidmet von Pastor M. Lessing zu Kloster Mansfeld. Mansfeld 1861.

Karl Lessing jedenfalls nach Äußerungen des Bruders ihn schildert „der ehrlichste Mann voll hebräischer, griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit, hielt viel auf Bibel und Bibellesen, versteht sich in den Grundsprachen, hatte aber nicht das geringste von der Urbanität, die er bei der Erklärung der griechischen und lateinischen Autoren empfahl und über die Galanterie und Höflichkeit seiner Zeitgenossen weit erhob. Der erste Ausbruch seiner Mißbilligung waren demosthenische Komplimente, wie sie der brave Reiske verdeutscht hat, mit etwas kräftigen Bewegungen der Hände. Wurde er aber im Ernst böse, so fing er an zu satirisieren und zu höhnen.“ G. E. Lessing bemerkt in einem Briefe: Ich weiß wohl, daß seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürstenschüler aus ihnen machen kann, d. i. Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind. Der treffliche Geschichtschreiber der Fürstenschule St. Afra fügt gewiß mit Recht zu dieser Bemerkung hinzu: jedenfalls werden wir in ihm einen Lehrer erkennen, bei dem seine Schüler etwas Solides und Gründliches lernten, nur daß sein pedantisches Wesen dem lebhaften, schon damals gern seinen eigenen Weg gehenden Geiste des jungen Lessing nicht immer zugesagt haben mag.[1]) Von anderen Lehrern aber übte der Mathematikus Joh. Alb. Klimm auf den jugendlichen Fürstenschüler einen nachhaltigen Einfluß aus. Er verstand es gerade die fähigsten Alumnen durch seinen Unterricht an sich zu fesseln. Unter denjenigen Schülern, welche sich auch der privaten Unterweisung des Mathematikus zu erfreuen hatten, befand sich gewiß auch Lessing, der schon als Sekundaner zur Mathematik eine so große Zuneigung hatte, daß er ein paar Bücher des Euklid übersetzte, zu einer Geschichte dieser Wissenschaft sammelte und nachher selbst seine Abgangsrede von der Schule de mathematica barbarorum hielt. Der Verkehr mit seinem Lehrer Klimm, dessen Gesichtskreis wohl weiter war als der der Lehrer jener Zeit, der sich der Wolfischen Philosophie angeschlossen hatte, mochte auf den strebsamen Jüngling nach vielen Seiten hin anregend wirken. Die Einrichtungen der Klosterschulen sorgten dafür, daß ihre Zöglinge genügende Zeit zu Privatstudien hatten, um ihren eigenen Neigungen in der Wahl der

[1]) Vgl. St. Afra, Gesch. der königl. sächs. Fürstenschule zu Meißen seit ihrer Gründung 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877—1879. Von Theod. Flathe. Leipzig 1879. Ein ausgezeichnetes für die Geschichte der Pädagogik wichtiges Werk. Perioden der Schule: I. Periode: von der Gründung 1543 bis 1602 (Schulordnung Christians II.), II. Periode von 1602—1728 tiefster Verfall, die Schule muß geschlossen werden, sittliche Verwilderung, 30jähriger Krieg, von 1713—1728 bessere Zeiten; III. Periode von 1728 bis 1812. Im Jahre 1773 erhielt der Lehrplan eine nach einem Entwurfe des großen Philologen Joh. Aug. Ernesti von dem Oberkonsistorium ausgearbeitete erneuerte Schulordnung, welche die veränderten Zeitverhältnisse weise berücksichtigte, aber auf die in jener Zeit hervortretenden Bestrebungen des Philanthropinismus nicht einging, sondern an die Schulordnungen von 1580 und 1602 anknüpfte. Vgl. Flathe, Gesch. S. 259 u. a. O. IV. Periode von 1812 bis zur Gegenwart.

Schriftsteller zu folgen und sich mit dem Altertum recht vertraut zu machen. So konnte sich der geistig so regsame Lessing seine Nahrung selbst suchen und das ergreifen, was seiner Natur am meisten entsprach. Theophrast, Plautus und Terenz, sagt er, waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe.[1]) In jener Zeit wurde auf die Pflege des religiösen Sinnes ein großer Nachdruck gelegt. Die Themata, welche in lateinischer Sprache bei öffentlichen Akten behandelt wurden, waren gar oft aus dem Gebiete der Theologie hergenommen. Im März des Jahres 1746 wurde eine Schulfeierlichkeit veranstaltet, bei welcher auch G. E. Lessing auftrat: Gotthold Ephraim Lessing, Camentianus, prorsa vernacula, quid actum in Germania de re sacra sit A. C. MDXXXV explanaturus. Ebenso liegt eine Notiz vom 16. Jan. 1746 vor, auf welchen Tag der Weihnachtsaktus verschoben worden war, in welcher G. E. Lessing als einer der 3 Peroranten, welcher latina prorsa de Christo Deo abscondito sprechen soll, aufgeführt wird.[2]) So erklärt sich, daß Lessing, der ja auch der Sohn eines Geistlichen war, der selbst nach dem Willen des Vaters der Theologie sich widmen wollte, eine Kenntnis theologischer Dinge besaß, wie sie sonst bei unseren Klassikern nicht anzutreffen ist.

Außerdem war es von Wichtigkeit für die Entwicklung des großen Mannes, daß schon damals in Meißen mehr als auf andern Anstalten die Muttersprache gepflegt wurde, wenn auch in dem Lehrplane von 1728 dem Deutschen noch keine eigene Unterrichtsstunde zugewiesen worden war. Schon im Jahre 1740 hat Konrektor Höre unter dem Titel „Edle Früchte deutscher Poeten, nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Schuljugend ausgesuchet,“ Erste Probe: „eine poetische Chrestomathie,“ wohl die erste dieser Art herausgegeben. Das Bändchen enthält nur Auszüge aus Opitz (Lobgedicht auf König Wladislaw) und Joh. von Besser (Auf den Tod seiner Kühlweinin, An den König von Preußen über dem Absterben seiner Gemahlin Sophie Charlotte ꝛc.). Theod. Flathe fügt dieser Mitteilung (S. 268) hinzu: Wie konnte der brave Konrektor ahnen, daß bald derjenige auf der Schulbank vor ihm sitzen würde, der berufen war ein neues glänzendes Zeit-

[1]) Vgl. Flathe, St. Afra S. 261 f. Die Klosterschulen, aber auch die Gymnasien hielten darauf, daß die Schüler sich nicht begnügten mit dem, was ihnen in den Lehrstunden an Lektüre der Alten geboten wurde, sondern verlangten auch, daß man durch Privatstudien sich in den alten Dichtern und Schriftstellern heimisch mache. Es wurde Anleitung gegeben, wie man am besten seine häuslichen Beschäftigungen einrichten könne. Das Privatstudium, in seiner pädagogischen Bedeutung. Eine Skizze als Beitrag zur Kritik unserer heutigen Gymnasien. Von M. Seyffert. Brandenburg 1852. Anleitung zum Privatstudium. Von Dir. Dr. W. Schrader. Sorau 1855. Beiträge zur Frage über die lateinischen Kollektaneen der Schüler. Luckau 1866.

[2]) Vgl. Flathe, St. Afra S. 270 f.

alter der deutschen Literatur heraufzuführen und alles das, was der Konrektor Höre der Jugend wohlmeinend zu bieten unternahm, unrettbarer Vergessenheit zu überliefern. Überhaupt gingen in jenen Jahren gerade aus St. Afra Männer hervor, die sich in der Literatur einen guten Namen erworben haben, Männer, welche als Vorläufer einer neuen Epoche in dem ganzen geistigen Leben unseres Volkes betrachtet werden müssen. Es sind zu nennen K. Chr. Gärtner, der Herausgeber der Bremer Beiträge, G. W. Rabener, Chr. F. Gellert, J. H. Schlegel, vor allen andern aber Lessing.[1]) Auch aus andern geschlossenen Anstalten, wie aus Pforta, Kloster Bergen, Roßleben sind Männer wie Klopstock, Thiersch, Ranke, Wieland u. a. hervorgegangen.

Die Censuren, welche der so beanlagte Fürstenschüler empfing, geben Zeugnis davon, daß die Lehrer Lessings auf ihren Schüler große Hoffnungen für seine weitere Entwicklung setzten. Vielleicht, sagt E. Schmidt, nimmt uns das Mahnwort, er solle seinen Stylum nicht vernachlässigen, wunder; dafür klingt die Warnung, Gotthold möge den guten Eindruck eines hübschen Äußeren nicht durch Keckheit schädigen, so freundlich wie einsichtig. Und durchaus treffend weiß Grabener im Herbst 1745 das unruhige Wesen seines „gar nicht schlimmen aber zu hitzigen Schülers zu charakterisieren: Es giebt kein Gebiet der Gelehrsamkeit, das sein rühriger Geist nicht begehrte oder ergriffe; nur muß er zuweilen von einer das rechte Maß überschreitenden Zersplitterung zurückgehalten werden. Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr gebrauchen." Er gab den Rat, Lessing nicht länger auf der Schule zu lassen, obwohl erst im Sommer 1747 der regelmäßige Kursus sich zum Ende neigte. Die Schule hatte unter der Not und den Drangsalen des zweiten schlesischen Krieges sehr zu leiden, der Unterricht wurde vielfach gestört. Lessing sehnte sich aus den Fesseln der Schule herauszukommen und bat, da unter den Waffen die Musen schweigen, den Vater dringend zu gestatten, daß er Meißen verlasse. Zweimal richtete der Vater Lessings ein allerunterthänigstes Gesuch um Erlassung eines Schuljahres. Auf die zweite Eingabe hin bevollmächtigte die Regierung Grabener „zu der gebetenen Zeit mit einem gewöhnlichen Testimonio" zu dimittieren. Am 30. Juni 1746 „valedicierte" Lessing mit einem Vortrage de mathematica barbarorum.[2])

So schloß das Schulleben unseres großen Lessing in Meißen! Wenn er auch in einem Briefe aus Berlin den 2. Novbr. 1750 es aussprach: Ich habe es in Meißen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein, so hat er doch schon im Jahr 1754, wie schon erwähnt, die Zeit in

---

[1]) Flathe, St. Afra S. 251.

[2]) E. Schmidt, Lessing I, 31; Erinnerungen an Gotthold Ephraim Lessing, Zögling der Landesschule in den Jahren 1741—1746, v. Ed. Diller. Meißen 1841.

Meißen als die glücklichste Zeit seines Lebens gepriesen.[1]) Ohne Zweifel hatte er auf dieser altbewährten Fürstenschule Anregung nach vielen Seiten hin erhalten, und was das Wichtigste war — tüchtige Kenntnisse erworben, welche für erfolgreiche Betreibung wissenschaftlicher Studien von unschätzbarer Bedeutung waren.

Am 20. Septbr. 1746 wird G. E. Lessing auf der alten berühmten Hochschule in Leipzig als Student der Theologie, wie es der Vater gewünscht hatte, in das Album der Universität eingetragen. Man lese die treffende Schilderung akademischer Zustände, wie sie uns E. Schmidt in der Biographie Lessings in feiner Charakteristik gegeben hat. Von den Lehrern, welche auf den jungen Studenten den größten Einfluß gewannen, ist vor allen Dingen der Begründer archäologischen Studiums Joh. Friedr. Christ zu nennen. Man weiß, schreibt Lessing 1749, daß Herr Professor Christ zu denen gehört, die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden, und nur solche Männer können uns die Alten nach Würden rühmen und solche große Muster ohne Verwegenheit nachahmen. „In dem 27. antiquarischen Briefe legt er Klotz gegenüber das Bekenntnis ab: Ich mag von Christen lesen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die jetzt so verächtlich auf ihn zurückschielen."[2])

Der andere Vertreter der Philologie an der Leipziger Hochschule war Joh. Aug. Ernesti[3]) (geb. in Tennstedt in Thüringen den 4. Aug. 1707, gest. den 11. Septbr. 1781), der neben dem vorzüglichen Joh. Matth. Gesner, welcher Rektor der berühmten Thomasschule war, als Konrektor und zugleich als Professor an der Universität die philologischen Disciplinen zu vertreten hatte. Auch von diesem Philologen, der für seine Zeit als Kritiker Bedeutung

---

[1]) Vgl. E. Schmidt, Lessing S. 16. Es ist eine reizvolle Schilderung, welche der Biograph hier von der Bedeutung der sächsischen Stadt entwirft, die als ihre größten Ruhmestitel ihre Fürstenschule und ihr herrliches Porzellan aufzuweisen hatte.

[2]) Man vgl. Justi, Winckelmann I, 374. Dort wurde in einer Anmerkung geäußert, daß Christ eine Monographie verdiene. Dieser Wunsch ist von Dr. Edm. Dörffel durch eine gründliche, auf umfassenden Studien beruhende Schrift: Joh. Friedr. Christ. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1878, erfüllt worden. Konr. Bursian, Geschichte der Philologie I, S. 404. Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, herausgegeben von Jw. Müller. Bd. I. Grundlegung und Geschichte der klass. Altertumswissenschaft von Urlichs S. 97 f.

[3]) Vgl. Bursian, Geschichte der Philologie I, S. 400 f. Urlichs, Gesch. der Philologie S. 94. Ernesti hat sich durch Bearbeitung der homerischen Gedichte, durch Ausgaben des Aristophanes, Xenophon, Isokrates, Kallimachos, der Werke des Cicero und Suetonius Verdienste erworben. Er schrieb ein fließendes Latein und war ein unter den Gelehrten jener Zeit angesehner Mann. Vgl. die Thomasschule zu Leipzig. Eine Säkularschrift zur Feier der vor 300 Jahren in Leipzig eingeführten kirchlichen Reformation, herausgegeben von G. Stallbaum. Leipzig 1839.

gewonnen hat, wurde Lessing ohne Zweifel beeinflußt. Wie sonst die literarischen Verhältnisse in Leipzig waren, möge man in der anmutigen Schilderung Schmidts nachlesen (S. 47 f.). Ernesti sprach es mit Bestimmtheit aus, daß in den großen Alten eine unerschöpfliche Quelle für höhere geistige Bildung enthalten sei, die für alle Jahrhunderte geöffnet bleiben und von ihnen benutzt werden müsse, solange man noch Erzeugnisse der reinsten Humanität zu bewundern und nachzuahmen fähig sei (Stallbaum, Thomasschule S. 72). Die theologische Wissenschaft scheint den jugendlichen Lessing nicht so wie der Vater es gehofft und gewünscht hatte, angezogen zu haben, wenn er auch, wie erwähnt, für theologische Dinge während seines ganzen Lebensganges ein tieferes Interesse gehabt hat als viele unserer großen die Zeit mächtig beeinflussenden Schriftsteller. Wir verfolgen die Laufbahn des großen Schriftstellers, welcher durch seine Schriften auch für die Entwicklung der Pädagogik so wichtig geworden ist nicht weiter, sondern begnügen uns anzugeben, daß in Leipzig das unter der Leitung der Friederike Karoline Neuber stehende Theater einen größeren Reiz auf ihn ausübte als das Studium der Theologie. Die Eltern, welche besorgten, daß der talentvolle Sohn von ernsten Studien nichts wissen wollte, beriefen ihn in die Heimat, überzeugten sich aber sehr bald, daß ihre Besorgnis unbegründet gewesen war; sie gestatteten ihm wieder nach Leipzig zurückzukehren und seinen Studienplan zu ändern. Bald ging er mit seinem Freunde und Verwandten Christlob Mylius, der Naturforscher und Journalist war, nach Berlin, wo er für Zeitschriften schrieb und sich mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten und Entwürfen beschäftigte. Von hier begab er sich nach Wittenberg, um dort ruhig zu studieren und die Magisterwürde zu erlangen. Nach einjährigem Aufenthalte in der Lutherstadt kehrte er 1752 nach Berlin zurück, nahm die Recensententhätigkeit wieder auf und führte sie bis zum Oktober 1755 fort. Der treffliche Mann, dem es nicht so bald beschieden sein sollte, eine feste Lebensstellung zu gewinnen, wechselte gar oft seinen Wohnsitz, in Berlin, Potsdam, Leipzig, Hamburg hielt er sich zeitweilig auf, bis er endlich am 4. Mai 1770 von dem Herzog Karl von Braunschweig zum Bibliothekar der berühmten Bibliothek in Wolfenbüttel ernannt wurde. Hier hat er bis zu seinem Tode den 15. Febr. 1781 ein arbeitsreiches für Deutschlands Kultur wichtiges Leben geführt. Goethe schrieb damals an Frau v. Stein: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.“ Auch Herder, der noch 1770 in Hamburg Lessing persönlich kennen gelernt hatte, widmet „dem edlen Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter“ einen herrlichen Nachruf.[1])

---

[1]) Die Würdigung, welche Gervinus dem großen Kritiker und Schriftsteller zu teil werden läßt, wird immer von Wichtigkeit bleiben. (Geschichte der deutschen Dichtung IV, S. 290 f. 4. Aufl.) Ebenso verdienen die Ausführungen, die wir in dem trefflichen Werke von Cholevius (Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854) an vielen Stellen, besonders I, 550 finden, die größte Beachtung. Nicht zu übersehn W.

Die Schriften Lessings bilden mit vollem Recht für reifere Schüler eine lehrreiche immer wieder aufzunehmende Lektüre.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Ein anderer für die Entwicklung unserer Literatur und für die Schule außerordentlich wichtiger bahnbrechender Mann ist Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. in Quedlinburg den 2. Juli 1724, gest. den 14. März 1803 in Hamburg). Seinen pädagogischen Wert möchten wir, wie G. Baur von Lessing sagte, in seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit erblicken, einer Persönlichkeit, welche auch Goethe gegenüber, wie der berühmte an den jungen Wolfgang Goethe am 8. Mai 1776 gerichtete Brief, in welchem Klopstock den von ihm hochgeschätzten Dichter ermahnt von dem tollen Leben und Treiben, dem er sich mit dem Herzog Karl August hingegeben habe, abzulassen, genugsam beweist, sich nicht scheut, unumwunden die Wahrheit zu sagen. Aus der Antwort des Dichters (vom 21. Mai 1776): „Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. — Wir sind nicht schlimmer, und wills Gott besser als uns Stolberg (der nach Weimar kommen sollte) gesehn hat.“ Am 29. August 1776 erwidert Klopstock: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was andere thun. Und da Sie sogar unter allsolche Briefe und allsolche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht wert sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört.“ [1]) Klopstock hatte diese rücksichtslose Offenheit, diese Wahrheitsliebe mit seinem Vater gemein, der, ein energischer, strenggläubiger Mann, jeden Spott über religiöse Dinge „als Touche gegen sich“ aufnahm und die Verächter dadurch zum Schweigen zu bringen wußte, daß er allenfalls mit dem Degen drohte.[2])

Klopstock war der Sohn wohlhabender für die Ausbildung ihrer Kinder ernstlich besorgter Eltern in der schön gelegnen, an alten historischen Erinnerungen reichen Stadt Quedlinburg, die auch die Vaterstadt des großen um

---

Dilthey, Über Gotth. Ephr. Lessing, Preuß. Jahrb. von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Bd. XIX, S. 117 f. Bd. XX, S. 268. Neue Lessingstudien von Konst. Rößler; Zu Lessings Seelenwanderung. Erwiderung von W. Dilthey S. 439.

[1]) Vgl. Griepenkerl, Der Kunstgenius der deutschen Literatur in seiner geschichtlichen organ. Entwicklung. Leipzig 1846. S. 171.

[2]) Friedr. Gottlieb Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Franz Muncker. Stuttgart 1888. S. 7. Schon 1880 hatte Franz Muncker eine Schrift veröffentlicht: Lessings persönliches und literarisches Verhalten zu Klopstock. Frankfurt a/M.

die Förderung der geographischen Wissenschaft hochverdienten Karl Ritter ist. In dieser Harzstadt und in Friedeburg, in der Grafschaft Mansfeld, verlebte er eine fröhliche, nimmer vergessene Jugendzeit. Der Vater Gottlieb Heinrich Klopstock hatte sich, wie sein Vater dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, wurde Rechtsanwalt und zugleich fürstlich schleswig-holsteinischer Lehnssekretarius; den Titel eines fürstlich mansfeldischen Kommissionsrates hat er wahrscheinlich erst später als Pächter des Amts Friedeburg erhalten. Die Erziehung der Kinder (8 Söhne und 9 Töchter, 2 Söhne und 4 Töchter starben in zarter Kindheit) war streng religiös, auch auf körperliche Ausbildung wurde großer Nachdruck gelegt. Die Vorliebe, welche Klopstock sein Lebenlang für das Schwimmen, Reiten und Schlittschuhlaufen zeigte, darf auf die Knabenjahre zurückgeführt werden, in denen der Dichter sich ziemlich ungebunden körperlichen Übungen widmen konnte, da der Hauslehrer nach dem Willen des Vaters nur wenige Unterrichtsstunden zu erteilen hatte. Am freundlichsten gestaltete sich das Leben für die Kinder während des Landaufenthaltes in Friedeburg (1733—1736), wenn auch die Pachtung selbst den früheren Wohlstand der Familie wesentlich schädigte und Sorgen aller Art herbeiführte. Klopstock konnte sich nach der Ungebundenheit des Friedeburger Lebens nur schwer an die mit größeren Anstrengungen verbundene Zucht des Gymnasiums seiner Vaterstadt gewöhnen und machte zunächst in der Schule wenig Fortschritte. Als ihm aber durch einen Verwandten in Zeitz eine von den 5 Freistellen, welche die alte Stiftsstadt an der Fürstenschule Pforta zu vergeben hatte, in Aussicht gestellt war, trieb er eifrig die alten Sprachen, um die Aufnahmeprüfung in würdiger Weise zu bestehn. Am 6. Novbr. 1739 wurde Klopstock in die berühmte Anstalt aufgenommen. Fast zu gleicher Zeit besuchte, wie wir gesehn, ein anderer großer Zeitgenosse Klopstocks, Gotth. Ephr. Lessing die Fürstenschule St. Afra in Meißen.

Der Rektor der Schule war M. Friedr. Gotthilf Freytag, ein Mann von gediegener philologischer Bildung, welcher mehr als 30 Jahre in ausgezeichnetster Weise an der Schule gewirkt hat (1731—1761). Auch der berühmte Philolog Joh. Aug. Ernesti in Leipzig war sein Schüler. Als er Dav. Ruhnken in Leiden eine anziehende Schilderung von dem Lebensgange Joh. Matthias Gesners lieferte, erzählt er: erat autem recens adhuc dolor alius e morte praeceptoris unius de omnibus superstitis et optime de me meriti, Fr. G. Freytagii, qui scholam Portensem triginta amplius annos optime rexit et ejus veterem gloriam paene unus sustentavit. Erat enim, ut alia bona mittam, graecarum et latinarum eximia scientia praeditus in primisque exquisito judicio elegantiae in scribendo valebat.[1]) Besonders

[1]) Vgl. Joh. Aug. Ernesti, Opuscula orat. etc. Accessit narratio de Jo. Matthia Gesnero ad Davidem Ruhnkenium. Lips. 1762. p. 308. Freytag geb. den 18. Novbr. 1687 in Burkardtsdorf im Erzgebirge, gebildet auf der Fürstenschule zu Meißen und auf

hatte das Herz des jungen Fürstenschülers Klopstock der Geistliche der Anstalt, Dr. Joh. Joachim Gottlob am Ende durch sein mildes liebenswürdiges Wesen gewonnen. Auch in späteren Jahren wußte Klopstock die Freundlichkeit dieses Lehrers zu rühmen. Inniger noch als dem Geistlichen der Schule war er dem M. Johann Friedrich Stübel zugethan. Sechzig Jahre später, im Jahr 1800 ließ er durch einen Zögling der Pforta „etwas, das der Frühling zuerst gegeben, junge Zweige oder Blütenknospen oder Blumen" mit leiser Nennung seines Namens auf das Grab des ihm unvergeßlichen Toten streuen. Mit nur wenigen seiner Mitschüler verkehrte Klopstock vertraulich, es trat ein Hang zur Einsamkeit in dem Jüngling hervor, am liebsten erbaute er sich an den Wundern Gottes in der Natur. Ebenso wird von einem Mitschüler Joh. Daniel Andreas Janozki, der kritische Briefe an vertraute Freunde geschrieben und den Liebhabern der Gelehrtengeschichte zu Gefallen herausgegeben,[1]) die ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion und eine wahre Neigung zur Weltweisheit und ein natürlicher Hang zur Dichtkunst beobachtet. Auf den Fürstenschulen ist immer ein großer Nachdruck auf Betreibung von Privatstudien der Zöglinge gelegt worden; eine nicht oberflächliche Kenntnis der alten Literatur sollte erzielt, nicht durch Lektüre über die Alten sondern durch fortgehende Beschäftigung mit denselben, sollte der eigentliche Wert des hellenischen und römischen Schriftentums erkannt und empfunden werden. Noch in spätern Jahren hebt Klopstock in einem Brief an den Rektor C. W. Heimbach (1795 bis 1801), den Vorgänger Dav. Ilgens, den hohen Wert hervor, den er dieser Einrichtung beimaß;[2]) griechische und lateinische Verse wurden von den Zöglingen angefertigt, ja sogar deutsche Verse wurden geliefert. Zeigten sich doch damals die ersten Spuren eines Aufschwungs der vaterländischen Literatur. Haller und Hagedorn standen in großem Ansehn, Reibungen zwischen Gottsched und den Schweizern führten allmählich zu tieferer Würdigung der Aufgaben der Poesie, Übersetzungen von Miltons verlorenem Paradies, von Shakespeares Dramen u. s. w. trugen neben dem Studium der Alten dazu bei, die neue Epoche der Literatur vorzubereiten und so auch auf die Behandlung der Lehrgegenstände in der Schule ihre Rückwirkung zu äußern.[3])

---

der Universität Leipzig, hatte in Frankfurt a/O. und in Wittenberg als Hofmeister gelebt, war Mitarbeiter an den Acta eruditorum und wurde 1722 dritter Lehrer zu Pforta, 1731 übernahm er das Rektorat der Schule.

[1]) Diese Briefe sind größtenteils aus der Pforta geschrieben. (Die Vorrede aus Pforta datiert den 28. Dezbr. 1743.)

[2]) In dem ausgezeichneten Werke Franz Munckers, Friedr. Gottl. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. (Stuttgart 1888.) S. 14—42 werden in trefflicher Weise die Verhältnisse geschildert, unter welchen Klopstock in der berühmten Schule seine Bildung empfangen hat.

[3]) Vor allen andern Dichtern war Horatius derjenige, welcher von den Schöngeistern jener Zeit am meisten nachgeahmt und bewundert wurde. Man vgl. neben dem gründlichen,

Der Eindruck, welchen Miltons verlorenes Paradies auf die junge Dichterseele machte, ließ die Begeisterung für die homerische Dichtung in den Hintergrund treten, „sein Geist ward zum Himmel, zur religiösen Dichtung emporgehoben.“[1]) Schon lange beschäftigte Klopstock die Wahl eines epischen Stoffes. Bei den Schweizern suchte er Rat. Bodmer empfahl dem Epiker eine geschichtliche Begebenheit, die Entdeckungsfahrt des Kolumbus. Damit aber das Gedicht „nicht menschlich und gemein“ sondern vielmehr dem Sänger bei Nacht geoffenbaret scheinen möge, riet Bodmer, Geister aus Himmel und Hölle, verschieden an Gestalt, Macht und Willen, in die Handlung einzuführen. Dieser ihm vorgeschlagene Stoff hatte für den jungen Dichter kein nationales Interesse; schon dachte er daran einen ihm durch heimatliche Erinnerungen wohlbekannten, durch Städtegründungen und weises Regiment ausgezeichneten deutschen Kaiser, Heinrich den Vogelsteller, der mit seiner Vaterstadt Quedlinburg in so naher Beziehung stand, zum Gegenstande eines epischen Liedes zu machen, doch schließlich sagte auch dieses Thema ihm nicht zu. In einer schlaflosen Nacht, erzählte er in spätern Jahren, stellte sich ihm der *Messias* als würdigster Held seiner Dichtung dar. So entstand in dem jugendlichen Schüler der Pforta der Plan des berühmten Epos. „Die Glut, die Homer in ihm entzündet hatte, loderte zur Flamme auf, sein Geist war zum Himmel und zur religiösen Dichtung emporgehoben,“ wie er an Bodmer am 10. Aug. 1748 schreibt.[2]) Der Charakter der Poesie war durch die Wahl des Stoffes endgültig bestimmt. An eine *Karfreitagsrede* in Alexandrinern, zu welcher der Rektor *Freytag* die Wahl des Themas freigelassen hatte, erinnerte sich Klopstock noch später mit Wohlgefallen.[3]) Die Zeit des Abgangs von der Schule nahte heran. Nach alter Gewohnheit hatte derjenige Schüler, welcher aus der Anstalt zur Universität entlassen wurde — damals gab es bekanntlich noch kein Abiturientenexamen — als eine Probe dessen, was er gelernt, eine Abschieds-

---

lange noch nicht genug studierten Werke: Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen I, 489. (Die Hallischen Dichter: S. G. Lange, (1711—1781); Pyra, (1715—1744); Hagedorn, (1708—1754); Gleim, (1719—1803); Uz, (1720—1796); u. a.) das treffliche Programm des Direktor A. Lehnerdt. (Königsberg 1882.) Die deutsche Dichtung des 17. u. 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horatius.

[1]) Klopstock an Bodmer, vom 10. Aug. 1748, Munckers Biogr. S. 35 f.

[2]) Klopstock schrieb den Messias in einem Zeitraume von vollen 25 Jahren; die ersten 3 Gesänge erschienen im Jahre 1748, die beiden folgenden im Jahre 1751; der 6.—10. im Jahre 1758, der 11.—15. im Jahre 1769 und die fünf letzten im Jahre 1773. Das Epos als solches giebt selbst einer der feinsten Kenner deutscher Poesie, A. F. C. Vilmar preis, die ersten 10 Gesänge aber, wie er hinzufügt, verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden, und ihr Lob zu verkündigen ist die Pflicht eines jeden, der sie gelesen hat und Sinn für großartige und ergreifende Schilderungspoesie besitzt. Geschichte der deutschen Nationalliteratur unter Klopstock. (6. Aufl. S. 509.)

[3]) Fr. Munckers Biogr. S. 38 f.

rede in Prosa oder in Versen, in lateinischer, wohl auch in griechischer Sprache vor den versammelten Lehrern und Zöglingen zu halten. Daran schloß sich die vierfache Danksagung gegen Gott, den Landesherrn, die Lehrer und ein Abschied von den Mitschülern. Am 21. Septbr. 1745 hielt Klopstock seine Abschiedsrede in lateinischer Sprache. Wahrscheinlich hat er sich auch für diesen Fall das Thema selbst wählen dürfen, er sprach über das, was ihn gerade in jener Epoche seines Lebens lebhaft beschäftigte, über die epische Poesie: declamatio, qua poetas epopoeiae auctores recenset F. G. K. Diese Rede ist eine vortreffliche Kundgebung des jungen, für ideale Interessen begeisterten Klopstock, eine declamatio, welche namentlich in stilistischer Hinsicht auch heute noch aller Anerkennung wert ist, wenn auch in grammatischer Beziehung einige Unebenheiten unterlaufen. Vor allem aber bezeugt die Behandlung des Thema, wie umfangreich die Studien des Pförtner Schülers gewesen sind, sie haben sich nicht bloß auf die alten Schriftsteller bezogen, er zieht neben dem Homerus, von dem er sagt: Natura erat Homerus et Homerus natura! Homerus igitur illud est ingens et dives ingenium, quod, natura adjutrice, summam poeseos perfectionem complectens animo, epopoeiam non invenit solum, sed ipsam etiam, secundum hoc pulcherrimum exemplar, felicissime confecit. Haec igitur illa Homeri est excellentia, haec tam multis poetis adhuc inaccessa amplitudo etc., auch den Nachahmer desselben, den Vergilius zieht er heran, sie waren freilich beklagenswert wegen ihres heidnischen Irrglaubens, da sie doch des Christentums so würdig gewesen wären. (At hunc, cum Homero suo aeternis in ulnis fovebit poesis, dextra Graecum manu, sinistra Romanum amplexa etc. At, umbrae amabiles defletaeque, una tantum res est, quae perfectioni vestrae deerat, propter quam sortem vestram doleo, una. Gentili religione eratis obcaecati; cum sacris nostris, adorandis illis mysteriis, essetis longe dignissimi.[1]) Torquato Tasso, vor allen andern Milton, auch die Franzosen werden berücksichtigt. In der Bibel sieht er das vollkommenste Muster einer erhabenen Darstellung, preist die dichterische Größe Moses, Hiobs, Davids, Salomos und der Propheten, ja beruft sich auf Christus selbst, der die Poesie würdigte, mit weisen Gleichnissen seine Lehre zu umhüllen. Hoch über andere Dichter, wie himmlische Genien über bloße Menschen, stellt er die Epiker, aus stofflichen Gründen. Wenn jene sich enge Grenzen stecken, fingen sie allumfassende erhabene Handlungen, die den ganzen Erdkreis oder wenigstens die meisten seiner Bewohner angehn.[2]) Viele Jahrhunderte schlief nach Vergil die epische Muse. Von der mittelaltrigen Heldendichtung in germanischen und romanischen Landen wußte Klopstock noch nichts; auch Dantes divina comedia

[1]) Vgl. Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie kultur- und litterargeschichtlich beleuchtet ꝛc. von Albert Freybe. Halle 1868. (S. 155.)

[2]) Vgl. Fr. Muncker, Biogr. Klopstocks S. 39.

war ihm unbekannt. Das Thema der Rede war seinem damaligen Ideenkreis völlig entsprechend. Die akademisch theologischen Studien begann der Jüngling in der herrlich gelegenen, damals viel besuchten thüringischen Universitätsstadt Jena. Am 28. Septbr. 1745 wurde er dort immatrikuliert. Am meisten scheint ihn Dr. Joh. Georg Walch (1693—1775), der über die verschiedenen Teile der theologischen Wissenschaften Vorlesungen hielt, angezogen zu haben. Auch bei Dr. Joach. Georg Darjes, (1714—1791) der nach der Sitte jener Zeit über Logik, Metaphysik, Naturrecht, über Institutionen und Pandekten las und bei Dr. Christian Gottl. Buder, dem hervorragendsten Mitgliede der juristischen Fakultät, hörte er Vorträge. Das damals noch an mancherlei Ausschreitungen leidende sociale Leben der Jenenser Musensöhne sagte dem feiner organisierten Quedlinburger wenig zu, deshalb bezog er 1746 die sächs. Hochschule in Leipzig, ein klein Paris, das seine Leute bildete. Diese Hochschule zeichnete sich schon damals durch feinere Lebensart der Studenten aus, besonders war es der Mittelpunkt der wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen im nördlichen Deutschland. Hier in Leipzig fand Klopstock einen Kreis von Freunden, in dem er sich, da sie für Dichtkunst ein tiefes Interesse hatten, sehr wohl befand.[1]) Gärtner, Rabener, Joh. Adolf Schlegel, Nik. Dietrich Giseke, Freißleben, Kühnert, die letzteren zwei Pförtener Schulfreunde u. a. bildeten seinen Umgang. Unter den Lehrern der Universität waren Cramer und Gellert persönlich mit ihm befreundet, die theologischen Vorlesungen des ersteren und die schönwissenschaftlichen des andern waren wohl imstande den jungen Dichter und Theologen anzuziehen. Gottsched trug neben seinem Hauptfache Philosophie, Poetik vor, Christian Gottlieb Jöcher,[2]) Staaten-, Kirchen- und Literaturgeschichte. Unter denjenigen Docenten, die philologische Gegenstände in ihren Vorlesungen behandelten, zeichneten sich vor andern zwei Männer aus, welche durch eine geschmackvollere Erklärung der alten Schriftsteller auf den Gang deutscher Bildung nicht ohne Einfluß gewesen sind: Joh. Aug. Ernesti und Joh. Fr. Christ, beide Männer sind früher schon erwähnt. Sehr niederschlagend war es für Klopstock, daß ihm der feingebildete Christ, als er in dichterischen Angelegenheiten bei ihm Rat suchte, erklärte, daß er es für unmöglich hielt, den antiken Hexameter im Deutschen nachzubilden, es sei eine Tollheit, unserer Sprache Hexameter zuzumuten, da selbst Petrarca in der viel harmonischeren italienischen nur Sonette zuwege gebracht habe.[3]) Insbesondere reizten ihn die Vorlesungen, welche Christ über die Oden des Horatius, der ja in jener Zeit im besonderen Ansehn stand, zu halten pflegte.[4]) Neben den Kollegien, welche Klopstock gewiß seiner ganzen

---

[1]) Vgl. Fr. Muncker, Biogr. Klopstocks S. 54 f.
[2]) Vgl. Fr. Muncker, Biogr. Klopstocks S. 66 f.
[3]) Vgl. Fr. Muncker, Biogr. Klopstocks S. 67.
[4]) Danzel, Lessings Leben S. 53 f.

Art nach fleißig besuchte, beschäftigte er sich mit seinen epischen Plänen. Die Bedenken Christs hielten den jungen Dichter nicht ab, nachdem er den ersten Gesang der Messiade 1746 in Hexameter umgesetzt hatte, in den folgenden Jahren auch die zwei nächsten Gesänge in gleicher Art umzuarbeiten. Die Freunde Klopstocks, welche an den seit 1744 erscheinenden neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (Bremen und Leipzig 1744 f.) sich beteiligten, schwankten in der Beurteilung seiner epischen Dichtung zwischen Bewunderung der Größe und zwischen ängstlicher Scheu vor der Kühnheit des Neuen, das hier vorlag. Auch Hagedorn, dessen Phantasie reicher war als die irgend eines Leipziger Freundes Klopstocks, da er die englische Literatur kannte, bewegte sich doch vorzugsweise in den Bahnen der französischen Poesie, mit dem Hexameter konnte er sich nicht befreunden, er erschien ihm fremdartig für deutsche Dichtung. Freilich rechnete sich Hagedorn eher zu den Ungriechen als zu den Kennern des hellenischen Altertums, ob er gleich Homer, den er als Klopstocks Vorbild in formaler Hinsicht bald erkannte, fast so sehr in Ehren hielt, als wenn er ein Patriarch gewesen wäre.[1]) Klopstock ließ sich durch nichts irre machen, wenn er auch auf die ihm von den Orthodoxen in Aussicht stehenden Angriffe hingewiesen wurde. Der Beifall, den ihm Bodmer spendete, war viel wert. Die Messiade Klopstocks hatte in jener Zeit nach dem Urteile der Zeitgenossen einen ganz ungemeinen Eindruck gemacht; die Literaturgeschichten wissen davon viel zu melden, die epische Poesie nahm einen neuen Aufschwung, Joh. Heinr. Voß und Wolfgang Goethe vollendeten was Klopstock angefangen. Es war natürlich, daß hierdurch und durch die meisterhafte Übersetzung der homerischen Dichtung durch Voß der Sinn und das Verständnis für die epische Poesie geweckt wurde. Es folgten sodann die gründlichen Erörterungen über die homerische Dichtung, wie sie der große hallische Philologe Fr. Aug. Wolf in den 1795 erschienenen Prolegomena ad Homerum etc. anstellte. Mit vollem Rechte ist gesagt worden, daß das großartige, kühne Werk dem Studium der homerischen und aller epischen Dichtung eine neue Seele gegeben und weite überraschende Aussichten in die dunkle Urgeschichte der Poesie und Kultur eröffnet habe.[2]) Der große Königsberger Philolog K. Lehrs nannte die Wolfsche Schrift divinum opus, quo nos ad Homeri lectionem instituit.[3]) So trug auch die Klopstocksche Dichtung dazu bei, den Sinn unserer Landsleute auf die Dichter der Griechen und Römer hinzulenken, die Erklärung derselben entsprechender zu gestalten. Klopstock hatte dadurch, daß er in Pforte eine gründliche Kenntnis der alten Dichter und Prosaiker sich angeeignet hatte, auch ein tieferes Verständnis für

[1]) Muncker, Biogr. Klopstocks S. 69.

[2]) Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf, herausgegeben von Michael Bernays. Berlin 1868. S. 3.

[3]) K. Lehrs de Aristarchi Studiis Homericis p. 198. (ed. III. 1882.)

die Formen gewonnen, deren sich die Alten bedienten. So kam es, daß er mit Leichtigkeit die hexametrischen und Odenformen zur Anwendung zu bringen vermochte. In einem Briefe an Gleim vom 3. Novbr. 1763 nennt er auch den Sophokles seinen Liebling. Unter den Lyrikern war ihm Horatius lieb und wert, er kannte ihn auswendig. Daher war der römische Dichter in der Odenform sein Muster und Vorbild. In dem trefflichen Programme des Direktor A. Lehnerdt[1]) sind in eingehender Weise die Beziehungen erörtert, in welchen die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts zu Horatius gestanden hat. Freilich liegt es auf der Hand, daß Klopstock von den Alten für seine Oden nichts als Ton und Vers entlehnte und sonst in ihnen einen ganz andern Inhalt darstellte. Gleichwohl war jene Entlehnung der Form nichts Zufälliges, sondern sie gründete sich auf eine innere Verwandtschaft mit den Alten.[2]) Die drei größten Lyriker des Zeitalters waren Klopstock, Schiller und Goethe. Den letzten hatte die Natur besonders für das Lied organisiert, den Ersten für die Ode, Schillers Balladen und Gedichte sind von bezaubernder Schönheit. Von den drei großen Dichtern hatte zweifellos Klopstock die größte Vertrautheit mit den alten Schriftstellern, er verstand die griechische und lateinische Sprache auch in der metrischen Form zu handhaben, übersetzte er doch die Ode an Fanny in griechische Verse. Weil Klopstock sein Ohr an die metrischen Formen der alten Dichter gewöhnt hatte, so wurde es ihm nicht schwer, auch den Rhythmus in der Prosa des Demosthenes zu empfinden. Nach allen Richtungen hin suchte der Dichter, welcher den alten Schriftstellern so viel zu danken hatte, das Studium derselben gerade so wie G. E. Lessing zu fördern. In dem Lehrplane des Gymnasiums darf daher in der Ordnung des deutschen Unterrichts in der Prima die Stelle nicht fehlen, wo die Schüler angehalten werden, sich unter Anleitung des Lehrers mit Klopstock zu beschäftigen, gerade ihm hat die Behandlung der alten Schriftsteller vieles zu danken. Es ist eine für den Lehrer des Deutschen schwierige Aufgabe, die Schüler in die Klopstocksche Dichtung, in das Verständnis der Messiade und der Oden einzuführen, aber immer von neuem muß es versucht werden. Es tritt schon in der von dem 21jährigen Jüngling gehaltenen Abschiedsrede eine von dem Urteile der damaligen literarischen Stimmführer abweichende Auffassung der griechischen Literatur hervor. In dieser Rede heißt es: Natura erat Homerus et Homerus natura. Homerus igitur illud est ingeus et dives ingenium, quod, natura adjutrice, summam poeseos perfectionem animo complectens, epopoeiam non invenit solum, sed ipsam etiam, secundum hoc pulcherrimum exemplar felicissime confecit.[3]) Wenn man damit vergleicht was Gottsched

[1]) Königsberg 1882.

[2]) Karl Leo Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen II. 302.

[3]) Vgl. Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie 2c. von Alb. Freybe. (Halle 1868.) S. 153.

(Krit. Dichtkunst S. 160, 474) ausführt: Homer wollte durch die Ilias lehren, daß Uneinigkeit kein gut thue, durch die Odyssee, daß die Abwesenheit eines Herrn aus seinem Hause oder Reiche sehr schädlich sei, Virgil hat bei seiner Aeneis den Zweck, den Augustus von seiner anfänglichen Grausamkeit zurückzubringen! Den Ursprung der Poesie stellt sich Gottsched so vor: Wenn ein munterer Kopf von gutem Naturell sich bei der Mahlzeit oder durch einen starken Trunk das Geblüt erhitzet und die Lebensgeister rege gemacht hatte, so hub er etwa zu singen an.[1]) Wie ganz anders Klopstock! Die Beziehungen, in welchen der Dichter zu den Hellenen und Römern stand, waren eben sehr enge, beruhten auf Autopsie. Neben den treffenden Ausführungen, die wir in dieser Hinsicht in dem ausgezeichneten, oft citierten Werke von Cholevius finden, erwähne ich noch ein Programm der städtischen Gewerbschule: Klopstock über die Alten. Von Prof. Dr. Rosenberg[2]) und die in der Biographie Klopstocks von Franz Muncker nach dieser Richtung hin gemachten feinen Bemerkungen.[3]) Außerdem hatte der Biograph Klopstocks, schon vor dem Erscheinen der Geschichte des Lebens des Dichters (1888) in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Abhandlung veröffentlicht: Klopstocks Verhältnis zum klassischen Altertume,[4]) in welcher er nachwies, wie angelegentlich der Dichter sich mit den alten Schriftstellern und Dichtern beschäftigt und das Studium derselben gefördert habe. So können wir mit vollem Rechte behaupten, daß Klopstock ein Erzieher unseres Volkes gewesen ist, ein Mann, welcher auf die Bildung unserer Muttersprache und auf die Gestaltung deutscher Kulturverhältnisse den größten Einfluß geübt hat. Klopstock vereinigte in sich, wie Gervinus sehr schön sagt, die Strahlen der damaligen Bildung wie in einen Brennpunkt, schloß die vergangene Zeit völlig ab und warf eben so viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerverschiedensten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erst die neue Zeit und die Wiedergeburt unserer Literatur, und nur ein so kräftiger und beglückter Geist konnte diesen Wendepunkt herbeiführen. Über seine Geburt wachte der Genius der Zeit, der ihm alle Neigungen des Jahrhunderts einimpfte, die bestehenden und die werdenden; mit ihnen ergriff er sein verwandtes Geschlecht und machte eine denkwürdige Wirkung.[5]) Auch unser größter Dichter Goethe weiß die Verdienste Klopstocks wohl zu schätzen. Ganz richtig bemerkt er: Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden

---

1) Kleine Schriften von David Strauß. Neue Folge. Berlin 1866. S. 27 f.

2) Berlin 1856.

3) Vgl. insbesondere Cholevius d. III. Buch. 3. Kap. S. 530 f.

4) Beilage 111—117. (1878.)

5) Vgl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung. (4. Aufl.) (Leipzig 1853.) Bd. IV. S. 107 f.; Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie 2c. I. 132 f. II. 302 u. a. v. St., deutsche Biogr. Bd. 16. S. 211. Klopstock v. Redlich.

und andern kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragödien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genötigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird.[1]) Vor allem aber würdigte er die weitgreifende Wirkung des Dichters der Messiade in dem Anfang des 10. Kapitels in Dichtung und Wahrheit.[2]) Auch der große Freund Goethes, Fr. Schiller, spricht in der herrlichen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung,[3]) in sehr anerkennender und zutreffender Weise von Klopstock: „Seine Sphäre ist das Ideenreich und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt, daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüts, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden; Charakteristisch fügt Schiller hinzu: Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber, ohne es, wie er thut, zu vergüten,) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse und man muß mit Bewunderung gestehn, daß er, obwohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihm von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus

---

[1]) Goethes Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung u. Anmerk. v. G. v. Loeper II. S. 53 f. u. an vielen andern Stellen. Man vgl. dazu die Anmerkungen des ausgezeichneten Kenners Goethischer Schriften.

[2]) Goethes Dichtung und Wahrheit. (Ausg. v. Loeper) II. S. 168 f. u. S. 382.

[3]) Schillers Werke. Bd. 12. S. 223. (Cottasche Ausgabe 1838.)

dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist." Die Zeiten sind andere geworden, heute findet man wenige Jünglinge, welche von der Poesie Klopstocks ergriffen, diesen Dichter zu ihrem Abgotte zu machen geneigt wären, erst reifere, erfahrene Männer wissen die großen Verdienste des Messiassängers, welche er sich um die Gestaltung unseres Geisteslebens erworben hat, voll und ganz zu würdigen. Auch heute noch dürfte gelten, was G. E. Lessing in dem bekannten Sinngedichte an die Leser ausspricht:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch lesen sollt ihn jeder? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Der große Kritiker G. E. Lessing äußerte stets die aufrichtigste Verehrung und Bewunderung Klopstock gegenüber, ja er übersetzte sogar mit seinem jüngeren Bruder Johann Theophilus zu Anfang 1752 einen Teil des Messias in lateinische Hexameter, obwohl er die tiefliegenden, unheilbaren Schäden des Gedichts, das gleichwohl für ihn zeitlebens das Meisterstück deutscher Poesie blieb, besser als alle Kritiker vor ihm erkannte und sich nicht scheute, seine Bedenken öffentlich auszusprechen, ohne fürchten zu müssen, zu den Gegnern Klopstocks gezählt zu werden.[1])

Fassen wir kurz noch einmal den Lebensgang des Dichters zusammen. Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, besuchte 1739 bis 1745 die Fürstenschule zu Pforta, ging nach Jena, um Theologie zu studieren, von da nach Leipzig, wo er sich dem sächsischen Dichterverein anschloß. Im Jahre 1748 nahm er in Langensalza eine Hauslehrerstelle an, folgte 1750 einer Einladung Bodmers nach Zürich, von wo ihn der König Friedrich V. von Dänemark († 1766) nach Kopenhagen rief, um hier in Muße den Messias zu vollenden. In der dänischen Hauptstadt lebte er von 1751—1770. Als aber sein Gönner, der Minister Graf Bernstorff, durch Struensee, den Günstling Königs Christian VII. verdrängt worden war, siedelte er als dänischer Legationsrat nach Hamburg über, wo er am 14. März 1803 starb.[2]) Erst am 22. März wurde die Leiche zur Erde bestattet. So lange dauerten die Zurüstungen zu dem Begräbnis, das sich durch das vereinigte Wirken der Städte Hamburg und Altona zu einer großartigen Feier gestaltete, wie sie niemals in Deutschland weder vorher noch nachher bis auf Richard

[1]) Vgl. Franz Muncker, Klopstocks Leben S. 179 und an vielen andern Stellen.

[2]) Man vergleiche außer der Biographie Munckers die von Dav. Strauß in den kleinen Schriften (Berlin 1866.) S. 1—225.

Wagner den sterblichen Überresten eines Dichters bereitet wurde. Mit fürstlichem Pompe wurde der Sarg auf einem vierspännigen Trauerwagen nach Ottensen zu Metas Grab geleitet. Von den Schiffen des Hafens wehten Trauerflagden; von allen Türmen der Stadt läuteten sie Glocken. In 76 Kutschen folgten dem Totenwagen alle in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger fremder Mächte, der gesamte städtische Senat, die Geistlichen, Lehrer, Künstler und angesehnsten Bürger. Gegen 50000 Menschen standen in ehrfurchtsvoller Stille in den Straßen, durch die sich der Zug bewegte." Ich hebe dies mit den Worten des oft angeführten Biographen Klopstock (S. 549) hervor, um zu zeigen, wie hoch man den Dichter des Messias schätzte, welche Verdienste er sich um die Gestaltung unserer Literatur erworben hatte.[1]) Es liegt uns hier wieder ein Beweis vor, daß die hingebende Beschäftigung mit der alten Literatur auch auf dem Gebiete vaterländischen Schrifttums von segensvoller Wirkung ist.

Christoph Wieland.

Ein Mann, ganz anders geartet als Klopstock, weniger ernst, schwankend in seinen Anschauungen der Dinge, aber ebenfalls von großer Wirkung auf unsere ganzen Bildungsverhältnisse war Christoph Wieland, der ebenfalls wie Klopstock als Erzieher thätig gewesen ist. Zuerst war er, nachdem er seine amtliche Stellung in seinem Vaterlande aufgegeben hatte, Professor an der alten ehrwürdigen Universität Thüringens in Erfurt. Von hier wurde er von der Herzogin Amalia nach Weimar berufen, um die Erziehung der Prinzen Karl August und Konstantin zu übernehmen. Durch die von ihm gelieferten Übersetzungen der Briefe Ciceros, der Episteln und Satiren des Horatius, durch die Übertragung der Werke Lucians u. a. hat er sich in den Tagen des Aufschwungs der Philologie verdient gemacht und so zu einer verständigern Behandlung alter Schriftwerke mit beigetragen. Vor allen andern ist das von

[1]) Es war keine Übertreibung, wenn Schmidt, Klopstocks Jugendfreund, aus Langensalza an Gleim schreibt: „Mädchen und alles sieht ihn (Klopstock) dort (in Zürich) für einen vom Himmel gesandten Propheten an und er hat dort so viel Ansehn als Mohammed in Medina." Schon bevor Klopstock von dem Könige von Dänemark ein Jahrgehalt empfing, hatte ein schweizerischer Kaufmann (Rahn in Zürich) ihm eine unabhängige Stellung durch eine mühelose Teilnahme an seinem Geschäfte angeboten. Dieser wahrhaft edelmütige Mensch, will, (schreibt Kl. an Fanny Schmidt den 10. Septbr. 1750) daß ich sein Glück mit ihm teilen soll, ohne einen andern Anteil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich zuweilen über seine Erfindungen und über die allgemeinen Geschäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug sich zur rechten Zeit glücklich zu entschließen gebraucht. (Gelzer, Deutsche Nationalliteratur (II. Aufl.) I. S. 178. Außerdem vgl. man W. Scherer, Gesch. der deutschen Literatur. II. Ausg. (1884.) S. 421 f.)

Wieland herausgegebene attische Museum (1796—1803) für viele, welche das Altertum nicht aus Autopsie kennen, die Quelle gewesen, aus welcher sie von der Bedeutung und dem Werte klassischer Werke Kunde erhielten. Es lag Wieland daran, für das klassische Altertum Interesse und Verständnis zu erwecken, weil er, wie Lessing und Herder, es als die Quelle reinen Geschmackes und wahrer Bildung betrachtete. Aber ihm fehlte, wie Konrad Bursian[1]) mit Recht hervorhebt, das tiefere Verständnis für den Geist des klassischen, insbesondere des griechischen Altertums, als dessen höchste Entfaltung ihm die sokratische Kalokagathie des Xenophon (der von früh an sein Lieblingsschriftsteller gewesen war und den größten Einfluß auf ihn geübt hatte) und der verständige Lebensgenuß eines Aristippus erschien, und anstatt sich in die eigentümliche nationale Denk- und Anschauungsweise der klassischen Völker zu vertiefen, trug er seine eigenen, wesentlich modernen, namentlich durch die französische Literatur beeinflußten Anschauungen in das Altertum hinein und betrachtete demnach dasselbe nicht von einem objektiven, sondern von einem subjektiven Standpunkte. Daher fehlt es in seinen romanhaften Darstellungen aus dem griechischen Altertum (Geschichte des Agathon; Geschichte der Abderiten; Menander und Glycerion; Krates und Hipparchia; Agathodämon; Peregrinus u. s. w. insofern an innerer Wahrheit, als die darin auftretenden Persönlichkeiten trotz ihrer griechischen Namen und des griechischen Schauplatzes in ihrer Denk- und Anschauungsweise, ihrem Charakter und in ihren Beziehungen zu einander vielfach moderne Züge erkennen lassen — ein Mangel von dem auch die am meisten von attischer Feinheit und Anmut durchdrungenen Schöpfungen der Wielandschen Muse, wie die anmutige Dichtung „Musarion" nicht ganz frei zu sprechen sind. Am nächsten stand seiner eigenen Individualität vor allen antiken Schriftstellern Lucian: die mit einer Einleitung „Über Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften" und mit erläuternden, hie und da zur Rechtfertigung der Übersetzung auch den griechischen Text berücksichtigenden, bisweilen zu kleinen Exkursen über Fragen der historischen und ästhetischen Kritik sich erweiternden Anmerkungen begleitete Übersetzung der sämtlichen Werke desselben, die freilich mehr als eine von einem geistesverwandten Künstler gefertigte Nachschöpfung eines fremden Originales denn als eine Übersetzung im gewöhnlichen Sinne zu betrachten ist, bildet in philologischer Hinsicht die bedeutendste Leistung Wielands.[2]) Auch in der Übersetzung der Briefe und Satiren des Horatius, in welcher freilich der Hexameter durch den freien Jambus vertreten wird, ist gleichfalls im ganzen der Geist des Originales richtig verstanden und gut getroffen. Es zeigte sich auch hier, wie bei der Übertragung der Schriften

[1]) Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland rc. München 1883. S. 470.

[2]) Lucians von Samosata sämtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehn von C. M. Wieland. 6 Bde. (Leipzig 1788—1789.)

Lucians, von neuem, daß Wieland seiner ganzen Natur nach sich in die Anschauungs- und Betrachtungsweise gerade solcher Geister, in denen ein Zug zum Humor- und zur Frivolität hervortritt, am besten zu finden vermochte.[1]) Als Wieland mit der Übersetzung, welche 1782 erschien und dem Herzog Karl August gewidmet wurde, beschäftigt war und wohl in dem Kreise der Herzogin Amalie Proben seiner Kunst der Übertragung zum besten gab, fand sie, wie Herder in einem Briefe an G. Hamann (11. Mai 1781) mitteilt, sehr viel Anklang, wurde sehr gerühmt. Aus den Anmerkungen zu den Übersetzungen, welche Charakteristiken von Maecenas, Augustus u. a. enthalten, geht hervor, daß Wieland eine gründliche Kenntnis des Altertums besaß. Noch in seinem 75. Jahre fing er an Ciceros Briefe zu übersetzen.[2]) Ebenso wollte Wieland durch das schon erwähnte attische Museum,[3]) an welchem C. Ad. Boettiger, Fr. Jacobs und J. J. Hottinger u. a. sich lebhaft beteiligten, sowohl den Interessen der Altertumswissenschaft als auch denen der allgemeinen Bildung dienen. Freilich liegen uns in den Übersetzungen nicht gerade Musterleistungen vor wie etwa die des großen Philologen Fr. Aug. Wolf, der eine Nachbildung verlangte, worin Stoff und Form sich dergestalt durchdrängen, daß dem Kenner, dem altertümlichen Leser des Dichters ein völlig gleicher Genuß, wie durch die Urschrift, ohne irgend eine Störung bereitet würde.[4]) Jedenfalls hat Wieland durch seine Übertragungen griechischer und lateinischer Schriftsteller sich um Ausbreitung der Kenntnis des klassischen Altertums verdient gemacht. Wie die feinen Weltleute ihre Briefe mit französischen Phrasen ausstatteten, schmückten, darf man nicht sagen, so durchflocht Wieland, wie Cholevius sagt, seine Briefe und Abhandlungen mit Sentenzen und Phrasen der alten Schriftsteller, weil er bei seinem Sinnen und Treiben sich stets mit ihnen im Zusammenhange fühlte.[5]) Ja es ist bezeichnend für ihn, daß er in seiner ersten Periode trotz seines Eifers für das Christentum

---

[1]) Horazens Satyrn, übersetzt von Chr. M. Wieland. 2. Ausg. Leipzig 1786. 2 Teile; Horazens Briefe, übersetzt von Chr. M. Wieland. 2. Aufl. Leipzig 1790. Frau Herder schreibt an H. den 28. Oktbr. 1784, daß Wieland für seinen Horaz 3 Louisd'ors für den Bogen erhält. Herders Brief an Joh. Georg Hamann, herausgeg. von Otto Hoffmann. Berlin 1889. S. 204.

[2]) M. T. sämtliche Briefe übersetzt und erläutert von Chr. M. Wieland. 7 Bde. (Zürich 1808—1821.) Von den 18 Büchern, die uns hier vorliegen, hat 14 Wieland übersetzt; die Erläuterungen der Bücher 15—18 rühren wie die Fertigstellung der Übersetzung von Friedr. Dav. Gräter (Rektor in Ulm) her.

[3]) Attisches Museum, herausgegeben von C. M. Wieland, 4 Bände zu je 3 Heften (Zürich, Lucern und Leipzig 1796—1803. Neues attisches Museum herausgegeben von C. M. Wieland, J. J. Hottinger und Friedr. Jakobs. 3 Bde. zu je 3 Heften (Zürich und Leipzig 1805—1811).

[4]) Fr. A. Wolfs kleine Schriften, herausgeg. von G. Bernhardy (Halle 1869). II. Bd. S. 993.

[5]) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie 2c. I. 592.

von den biblischen Propheten zu Plato überging, sich aus Xenophons Memorabilien und Ciceros kleinen philosophischen Schriften eine Weltmoral zusammensetzte. Sokrates war damals sein Held und er mochte doch wohl von diesem selbst wie von den griechischen Symposien eine würdigere Vorstellung haben als die Anakreontiker. Zu seinem Heldengedichte Cyrus (1759) von dem nur ein Fragment erschien, war er durch Friedrich den Großen angeregt worden, in seinem Helden sah er vornehmlich den Weisen und den Menschenfreund. Neben den klassischen Schriftstellern übte auf den empfänglichen Mann die französische Literatur einen bedeutenden Einfluß aus. Vor allen andern Werken des vielseitigen Schriftstellers ist es der im Jahre 1780 erschienene Oberon, der seinen Namen in weitere Kreise getragen, ihn populär gemacht und erhalten hat. Goethe schrieb an Lavater: Solange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den an, welcher den Geschmack für das Romantische angeregt hatte.[1]) Abgesehn davon, daß Wieland durch seine Übersetzungen aus den Alten und durch seine sonstigen Schriften die deutsche Bildung nach vielen Seiten hin förderte,[2]) hat er noch in besonderer Weise im Dienste der

---

[1]) Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung IV. S. 287.

[2]) Sehr schön spricht Goethe in der zum Andenken Wielands in der Loge Amalia zu Weimar gehaltenen Rede über seinen Freund S. 15. War er mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht, daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen nur andichtete, unter den Römern wirklich seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurteiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Würden zu großen Würden und Ehren gelangt. Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild ihrer Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag. Es giebt zwei Übersetzungsmaximen, die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können, die andere dagegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor. Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon vertraute Art sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen,

Pädagogik gestanden. Betrachten wir zunächst den Lebensgang des Mannes. Christoph Martin Wieland geboren zu Oberholzheim am 5. Septbr. 1733, im Gebiete der schwäbischen Reichsstadt Biberach, war der Sohn eines Pfarrers, der es sich außerordentlich angelegen sein ließ, seinen wohl anbelagten Sohn nach allen Seiten hin in seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu fördern. In der Schule zu Biberach, wohin der Vater versetzt worden war, zog der empfängliche Knabe gar bald die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich. Bereits im 3. Jahre wurde mit dem Unterrichte begonnen und im 7. Jahre, in dem andere Kinder kaum die ersten Anfangsgründe überwunden haben, las der talentvolle Knabe den Kornelius Nepos mit Vergnügen, dreizehnjährig dachte er schon auf größere epische Gedichte, zwischen dem 12.—16. Jahre kannte er schon fast alle Schriftsteller des goldenen römischen Zeitalters, auch die französische Literatur (Fontenelle, Voltaire, besonders Bayle) zogen ihn an, deutsche und lateinische Verse wurden mit Leichtigkeit angefertigt.[1]) Um den aufgeweckten Knaben einer gründlichen Bildung teilhaftig zu machen, wurde beschlossen, ihn der damals in hohem Ansehn stehenden Klosterschule zu Berge bei Magdeburg anzuvertrauen. Auch das Waisenhaus in Halle war bei der Wahl der Schule in Frage gekommen. Im Herbste des Jahres 1747 traf der junge Wieland an dem Orte seiner Bestimmung ein und blieb daselbst bis Ostern 1749. Er legte auf dieser Anstalt einen sichern Grund in den alten Sprachen, las Livius, Terenz, Horaz, Virgil, Cicero u. a. die philosophischen Schriften des Cicero waren ihm besonders lieb und wert geworden. Später legte er das Bekenntnis ab, daß er „aus den Briefen Ciceros deutsch schreiben gelernt habe.[2]) Dr. H. Holstein, der gründliche Kenner der Geschichte des Klosters Berge, teilt mit, daß Wieland infolge der ungeschickten Behandlung seines Lehrers die griechische Sprache ganz aufgegeben habe — dies war nach der Gewohnheit jener Zeit möglich — aber man muß doch wohl annehmen, daß er mit der griechischen Literatur in steter Berührung geblieben ist, da er für Sokrates und Cyrus, wie sie von seinem Liebling Xenophon geschildert waren, stets ein besonderes Interesse an den Tag legte und man nicht annehmen kann, daß diese seine Bekanntschaft mit dem griechischen Altertum, wie sich namentlich in dem von ihm heraus-

anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht u. s. w. Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allen andern vorzuziehen sind."

[1]) Vgl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung IV. S. 177.

[2]) Vgl. v. Raumer, Gesch. der Pädagogik III. S. 58.

gegebenen attischen Museum darlegt, vorzugsweise durch das Studium französischer Übersetzungen, wie das z. B. bei Schiller der Fall war, herbeigeführt worden sei. Außer den alten Schriftstellern zogen ihn Addisons Zeitschriften: the Spectator, the Tatler und the Guardian mächtig an, auch Bayles historisch-kritisches Wörterbuch, das ihm der Rektor Knapp geliehen hatte, wurde eifrig gelesen, besonders Artikel Leucipp, Anaxagoras, Epicur rc. Dazu kam noch die Lektüre von Breitingers kritischer Dichtkunst, von den Bremer Beiträgen, in denen die ersten Teile des Messias von Klopstock erschienen, von Hallers Werken. So erkennt man, wie fleißige und mannigfaltige Studien der strebsame und talentvolle Jüngling schon auf der Schule gemacht hat und wie die in den spätern Jahren in seinem Leben und in seinen Werken hervorgetretene Geistesrichtung sich schon in seiner Jugend deutlich genug angekündigt hat. Von großem Interesse ist das aus dem Jahre 1748 erhaltene Schulheft Wielands.[1]) Dasselbe enthält 16 Wochenarbeiten, die meist aus einem lateinischen Aufsatz und einer Übersetzung oder Paraphrase aus dem Lateinischen bestehen. Die lateinischen Aufsätze behandeln in der Regel selbstgewählte Themata aus verschiedenen Gebieten, wie: quae de inferiorum poenae terminis sentit Moshemius; quae vera sit virtus ex exemplo Herculis ampla disputatione demonstratur, de ratione rite instituendae lectionis auctoris cujusvis uberior disputatio, contemplationes et meditationes specialiores de naturae operibus, quaenam sit bestiarum ad hominem relatio (eine Beschreibung des Klosterbergischen Naturalienkabinetts), de agriculturae ratione, fructu et amoenitate, contemplationes et meditationes de magnitudine et excellentia dei, animorum immortalitas, num ii scepticorum, quos Pyrhonicos adpellant stultorum titulum mereant, atheum, nisi practicus sit, tollendum e republica non esse. Die Stellung dieser Themata läßt uns einen Blick in den damaligen Unterrichtsbetrieb thun, heute würde man dergleichen Aufgaben schwerlich stellen. Neben diesen lateinischen Aufgaben wurden prosaische Übersetzungen aus Horaz sat. I. 6, ars poetica, aus Livius lib. 24. c. 38, 31, c. 7, aus Cic. de nat. deorum 2. c. 49. 52. In Verse sind zwei Dichterstellen aus Cic. de nat. deor. 2. 41. 42; diese Verse Wielands dürften wohl die ältesten uns erhaltenen sein, vielleicht mit Ausnahme der von Grube citierten.[2]) Die lateinischen Arbeiten sind von dem Lehrer Christoph Hennicke durchgesehn worden, sie gewähren

---

[1]) Das Schulheft ist von R. Hoche, Wesel 1865 herausgegeben; dazu vergleiche man neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1863. Abt. 2. S. 253; Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge von Prof. Dr. H. Holstein. Leipzig 1886; früher: die Anfänge des Klosters Berge bei Magdeburg, historisch kritisch untersucht von Dr. Holstein. Magdeburg 1870. Gesta abbatum Bergensium ab anno 936—1495. Leipzig 1871.

[2]) Wielands Leben I. 16: Fromme Kinder, die gern beten,
Müssen vor den Herren treten.

einen Einblick in den damaligen Betrieb des Unterrichts auf der Schule zu Kloster Berge, sie zeigen, daß Wieland eine gewisse stilistische Gewandtheit besaß, freilich laufen grammatische Versehn mit unter. Die poetischen und prosaischen Übersetzungen in die Muttersprache lassen namentlich von unserm gegenwärtigen Standpunkte aus betrachtet manches zu wünschen übrig. Für die Geschichte der Pädagogik wäre es wichtig, wenn wir aus verschiedenen Zeiten solche Schulhefte, wie das Wielandsche ist, besäßen, wir würden uns dann über die Leistungsfähigkeit von Lehrern und Schülern ein noch sichereres Urteil bilden können. Besonderen Ruf erlangte die Schule als der ehrwürdige Abt Steinmetz an ihrer Spitze stand. Steinmetz war der Nachfolger Breithaupts,[1]) der zugleich eins der ersten Mitglieder der theologischen Fakultät in Halle bildete. Breithaupt war eng befreundet mit August Hermann Francke, war in Erfurt als Prediger und Professor der Theologie an der Universität in die pietistischen Streitigkeiten verwickelt, wurde 1691 an die Hochschule in Halle berufen, übernahm dann 1705 das Amt eines Generalsuperintendenten in Magdeburg und 1715 auch das eines Abts in Kloster Berge. Durch Breithaupt, der wie wenig andere ein Mann des Gebetes war, wurde die Erziehungsanstalt eine Heim- und Pflegestätte des Pietismus. Im Jahre 1732 wurde Steinmetz Superintendent zu Neustadt in Franken, Nachfolger Breithaupts. Durch ihn, der ein patriarchalischer Mann war, den seine Zeit für einen großen Segen, für eine religiöse Kernnatur hielt, nahm die Erziehungsanstalt einen neuen Aufschwung. In den 30 Jahren seiner Wirksamkeit (1732—1762) hat er nicht weniger als 930 Zöglinge aufgenommen.[2]) Die Stiftungen A. H. Franckes in Halle übten in jener Zeit einen mächtigen, heilsamen Einfluß auf den Betrieb des Unterrichts aus, Kloster Berge war gewissermaßen eine Kolonie des Hallischen Waisenhauses. Auch in den Gymnasien von Magdeburg, Halberstadt, Gotha, Königsberg und an andern Orten fanden die Erziehungs- und Bildungsgrundsätze des Pietismus Eingang und Nachahmung. Wir besitzen aus der Zeit von 1752—1756 ein Zeugnis über den Betrieb des Unterrichts in Berge in der Selbstbiographie des Hofrat Friedr. v. Koepken. Er erzählt: die Anzahl der Studierenden betrug um diese Zeit 150 und es war unter den Schülern im ganzen viel Lernbegierde. Es herrschte damals zwar zu Kloster Berge der frömmelnde Ton, der auch im Halleschen Waisenhause eingeführt war, ich kann aber nicht sagen, daß er auf die Wissenschaft und auf den Schulunterricht einen nachteiligen Einfluß gehabt hätte. Wenn ich die vielen Betstunden, die besonders an den Sonntagen zu überhäuft waren und die man besuchen mußte, ausnehme, so ward keinem hierin ein Zwang aufgedrungen.

[1]) Vgl. allg. deutsche Biographie 3. S. 291 f.

[2]) Vgl. H. Holstein, Beibl. zur Magdeb. Ztg. Nr. 43. 1882 und Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge von Prof. Dr. Holstein. Leipzig 1886.

Ich weiß es vielmehr aus manchen Äußerungen, daß der brave Abt Steinmetz, der wahre Frömmigkeit mit Weltkenntnis und Weltklugheit verband,[1]) die Kopfhängerei, die manche, die sich einschmeicheln wollten, annahmen, nicht leiden konnte. Auch Wieland, der vier Jahre vor mir dort studierte, hat mir gesagt, daß ihn der Abt gegen die Bedrückung eines Schwärmers in Schutz genommen hätte. So hielt auch der Rektor Knapp, (der schon seit 1744 als Lehrer angestellt war und 1750 zum Rektor ernannt wurde) sehr auf körperlichen Anstand und ein anständiges freies Betragen und mit ihm mehrere Lehrer. In der Abhandlung „Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen zusammengestellt und mitgeteitt von C. W. Boettiger in Erlangen,[2]) klagt Wieland darüber, daß er immer nur Halbwisser im Griechischen geblieben sei. In frühester Jugend habe ihm sein Lehrer Heunike, ein eingefleischter Pedant, durch die albernste Methode das Griechische so verleidet, daß er damals unter dem Vorwand, kein Theolog werden zu wollen, dieser Sprache ganz Valet gegeben, dagegen aber recht gut lateinisch sprechen und schreiben gelernt habe. Aus dem Jahre 1797 erzählt Boettiger (S. 381) folgendes: Beim Abt Steinmetz[3]) war Wieland einer der erwecktesten und frömmsten Beter und wenn Steinmetz (der seiner Anstalt

---

[1]) Man darf dasselbe auch von A. H. Francke sagen. Wald. Kawerau urteilt nach meiner Schätzung ganz richtig, wenn er aus Halles Literaturleben (Halle 1888) S. 124 bemerkt: bei aller Gefühlsüberschwenglichkeit war Francke ein durchaus klarer, nüchterner, weltkluger Kopf und ein organisatorisches Talent allerersten Ranges, war kaltblütig und um Speners vielsagenden Ausdruck zu gebrauchen, „von wunderbarer Geistesgegenwart", war eine ganz eigentümliche Mischung von Prediger und Geschäftsmann, von religiösem Schwärmer und Weltkind.

[2]) Historisches Taschenbuch von Friedr. v. Raumer 10. Jahrg. 1839. S. 361 f.! Der Sohn des Direktor C. A. Boettiger, der von 1791—1804 an der Spitze des Weimarischen Gymnasiums stand, hatte die Unterhaltungen, welche er mit W. gepflogen, auf einzelne Blätter hingeworfen, um sie später weiter ausgeführt zu veröffentlichen. Was der Vater beabsichtigt, hat der Sohn in der vorliegenden Abhandlung gethan.

[3]) Joh. Adam Steinmetz aus einem Dorfe des Fürstentums Brieg (1689—1763) hatte früher zu Teschen in Böhmen das evangelische Predigtamt so kräftiglich verwaltet, daß er Tausende der hussitischen Böhmen um sich sammelte und eine Kirche für zehntausend Menschen aufführen lassen mußte; aber Verfolgung und Verbannung löften sein Werk wieder auf. Steinmetz hatte eine Bibliothek, ein Naturalienkabinett und einen Saal für Maschinenmodelle gegründet; er verwendete außerdem einen ansehnlichen Teil seines Vermögens auf Armenschulen; sein höchstes Ziel aber, das er in Pastoralkonferenzen, Erbauungsstunden und Katechisationen rastlos verfolgte, war „den Sündern ihren Heiland vorzustellen." Als ihm Friedrich II. persönlich befahl, für seine hölzernen Schüler einen Tanzmeister anzuschaffen, wagte er ungehorsam zu sein: er wollte lieber, sagte er in Gegenwart des alten Zieten, sein Amt verlieren. Das charakterisiert den glaubensfesten tüchtigen Mann, den auch Goethe in der Rede auf Wieland einen wahrhaft frommen Abt nennt. Übrigens hatte sich im Jahre 1747 Joachim Winckelmann bei dem Abte Steinmetz um eine Stelle an seiner Anstalt beworben, „wo, wie er vernommen, die aus Deutschland fast verwiesene

auch den Hallischen Pietismus einzuimpfen wußte) in seiner Salbung zwei Stunden lang in den Betstunden seinen Unsinn herplauderte, wurde niemand so sehr davon gerührt als der Knabe Wieland. Er hatte in dieser Periode oft heilige Zerknirschungen und Ekstasen, flehte oft kniefällig Gott um Gnade und glaubte einst wirklich, als der Vollmond hinter dem Gebüsche aufging und durchs Fenster zu scheinen anfing, das jüngste Gericht und die Glorie des Weltrichters sei im Anzuge. Allein diese Herrlichkeit nahm bald ein Ende. Wieland borgte sich von dem allein nicht pietistischen Rektor Knapp Bayles Wörterbuch, das ihm dieser nur ungern und nach einem langen Examen gab. Heißhungrig fiel Wieland über die Artikel Leucipp, Anaxagoras Epicur u. s. w. her und geriet bald in die sonderbarsten Labyrinthe über die Entstehung der Welt. Daß ein Gott die Welt geschaffen, wurde ihm alle Tage unglaublicher. Bald geriet er auf den Gedanken, seine aus Anaxagorischen und Leucippischen Ideen wunderbar zusammengeschmolzene Hypothese ins Französische und bei Liizac in Leiden drucken zu lassen, damit endlich die Binde des Irrtums fiele und die klüger gewordenen Menschen auch in unausbleiblicher Progression besser würden. Er arbeitete des Nachts spät an diesem opusculo, während seine Stubenkameraden schon lange im Bette waren und der Stubenaufseher auch schon schnarchte. Dieser aber merkte endlich Unrat und beschlich ihn, als er eben seine Abhandlung über die Nichtexistenz Gottes vollenden wollte. Er riß ihm das Manuskript aus den Händen und legte das schreckliche corpus delicti dem Abt vor. Es wurde ein fürchterliches Blutgericht gehalten und Wieland mußte froh sein, daß er dadurch, daß sich einer der Konventualen seiner annahm, von der Schule nicht entfernt wurde. Interessant ist die Mitteilung (S. 383), daß er damals so viel Hebräisch gekonnt habe, daß er noch einige Jahre später oft die Psalmen als Taschenbuch bei seinen Spaziergängen bei sich trug und die einfache Sublimität mancher Psalmen nicht genug bewundern konnte. Die Bücher, die sehr stark auf ihn wirkten, waren Xenophons Cyropaedie und Memorabilien, Cicero de senectute, de amicitia, das somnium Scipionis (dies vorzüglich) und der vergottschedete Spektator und Tatler. Als Beweise für die frühzeitige Entwicklung Wielands sind die Angaben sehr charakteristisch. Boettiger berichtet weiter das Urteil[1]) eines Mitschülers, Adelungs, des bekannten Verfassers des Wörterbuches, daß eben nicht zur Erbauung des frommen Abtes Steinmetz Wieland mit eisernem Fleiße beständig Bayles Diktionnaire studiert habe.

---

griechische Sprache wieder zu der alten Ehre erweckt worden sei," aber vergebens. Wäre sein Wunsch in Erfüllung gegangen, wäre J. Winckelmann der Lehrer Wielands geworden. Vgl. Winckelmanns Leben von Carl Justi I. 181.

[1]) Adelung behauptet, Bayles Diktionnaire sei der einzige Erkenntnisgrund alles dessen, was Wieland wisse (S. 384).

Jedenfalls sind die später in dem Leben des sehr unterrichteten Mannes hervortretenden Geistesrichtungen auf die Einflüsse zurückzuführen, welche die empfängliche Seele des talentvollen Jünglings in dem Kloster Berge in sich aufnahm. Nachdem in der berühmten Erziehungsanstalt, in welcher später auch ein um vaterländisches Bildungswesen hoch verdienter Mann, Joh. Schulze[1]) seine Ausbildung gefunden hatte, die Grundlagen für weitere wissenschaftliche Studien gewonnen waren, ging Wieland 17 Jahre alt nach Erfurt, um dort in dem Hause eines Verwandten, des Prof. med. Baumer sich noch weiter für die Wissenschaft vorzubereiten. Baumer las dem Jüngling ein Privatissimum über Logik und Metaphysik (nach Wolf) und ein anderes Kollegium über den Don Quixote.[2]) Nach einem kurzen Aufenthalte in dem väterlichen Hause in Biberach begab er sich nach Tübingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die juristischen Kollegien sagten ihm wenig zu, er überließ sich mehr seinen dichterischen Neigungen. Im Jahr 1751 sandte er sein Heldengedicht „Hermann" an Bodmer; die Folge war, daß er von dem angesehnen Manne eine Einladung erhielt nach Zürich zu kommen. 1759 ging er nach Bern, vielseitiger, anregender Verkehr wirkte vorteilhaft auf seine

[1]) Vgl. Joh. Schulze und das höhere preußische Schulwesen in seiner Zeit, von Dr. G. Varrentrapp. Leipzig 1889. S. 15 f. L. Wiese, Höheres preußisches Schulwesen I. 224. (Berl. 1864.) Konr. Rethwisch, Staatsminister Freiherr v. Zedlitz (1. Aufl.) S. 49 f. Kloster Berge wurde, als unter Abt Peter Ulner 1565 Luthers Lehre dort Eingang gefunden hatte, wie so viele andere Klöster allerdings erst unter dem Abt Wolfhard (1686—1709) zu einer Erziehungsanstalt eingerichtet. Ein Dekret der westfälischen Regierung v. 10. Dezbr. 1809 hob die Schule zugleich mit den Universitäten Helmstedt und Rinteln auf. Die Gebäude des Klosters wurden 1814 von den Franzosen zerstört. Das Vermögen der Anstalt wurde demnächst ausschließlich zur Unterhaltung der Universität Halle bestimmt. Durch eine C.=O. vom 9. April 1823 genehmigte Friedrich Wilhelm III., daß die Überschüsse des Fonds als allgemeiner Schulfonds des Regierungsbezirks Magdeburg verwendet werden dürfen.

[2]) Die Leibes=Nahrung und =Notdurft im Hause Baumers war nicht nach dem Geschmacke Wielands, denn er schreibt an Riedel: Baumer kenne ich, das ganze Jahr 1749 habe ich das Unglück gehabt, unter seinen Augen zu leben und an seinem Tische zu hungern (denn vom Essen war nicht viel die Rede). Vgl. Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode, von Dr. Boxberger (Erfurt 1869). S. 73. Das größte Verdienst, welches sich Baumer um die Ausbildung Wielands erwarb, bestand darin, daß er ihm privatissime ein Kollegium über Lebensweisheit las und dabei den Don Quixote zu Grunde legte. Die Bekanntschaft mit diesem Weltbuche hat Wieland seinem Lehrer und Verwandten immer gedankt. Daraus, sagte er, lehrte er mich zuerst Menschen= und Weltkenntnis. Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe bloß die spanische Chevalerie darin lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho sind nach seiner Meinung die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechtes, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will. Über diesen vielseitigen Text ließ sich denn herrlich kommentieren. Die im Jahre 1764 erschienenen Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, dessen Helden der Kopf sich durch Feen=Romane verschoben hat, bilden ein Seitenstück zu dem berühmten spanischen Romane. Erwähnung verdient, daß Wieland in Erfurt unter großem Zudrange der Studenten eine Vorlesung über Don Quixote gehalten hat.

Person, 1760 kehrte er in die Heimat zurück und übernahm die Stelle eines städtischen Kanzleidirektors. Wichtig für ihn wurden die Beziehungen, in die er zu dem Grafen Stadion, einem Manne von Bildung und Weltkenntnis, der auf Schloß Warthausen nicht weit von Biberach lebte, in dieser Zeit trat. Der Kammergerichtsassessor v. Loskant, den Wieland kennen gelernt hatte, erzählte, daß der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, die Absicht habe, die Universität Erfurt, welche für die humanistischen Studien von so großer Bedeutung gewesen war, von neuem zu heben und fügte hinzu, daß ihm eine Stellung an einer Universität doch viel lieber sein müßte als die Beschäftigung mit den Akten in Biberach. Vor allem lockte die Aussicht auf schriftstellerische Muße und der Gedanke mit dem Freund Riedel, welcher in Erfurt Professor war, zusammenleben zu können, den durch v. Loskant angeregten Plan, die akademische Laufbahn einzuschlagen, weiter zu verfolgen. So nahm Wieland den von dem ersten Minister des Kurfürsten, Freiherrn v. Großschlag an ihn gestellten Antrag eine Professur in Erfurt zu übernehmen, gern an und siedelte mit einem Gehalte von 600 Thlr., 2 Malter Korn, 2 Malter Gerste und 4 Klaftern Holz nach Erfurt über. Man legte einen großen Wert darauf die glückliche Acquisition eines solchen ausbündigen Gelehrten und schönen Geistes gemacht zu haben. In der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 3. März 1769, welche Riedel, der Freund Wielands, herausgab, heißt es: In dieser Zeitung habe ich noch keine so interessante und für alle, die sie lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können als folgende: Derjenige unserer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nannte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Sylvio von Rosalva, des Musarion, des Idris, mit einem Worte Herr Wieland ist von Sr. Kurfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie mit dem Charakter eines Regierungsrates und einem überaus ansehnlichen Gehalte ernannt worden. Er hat den Ruf angenommen und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andere wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisition ist so beträchtlich, daß sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz sein kann. Ich glaube, daß der Ton, in welchem ich diese Neuigkeiten ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthyrsus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urteilen, mit welchen scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Kurfürst und sein erlauchter Herr Statthalter

die Verdienste beurteilen.[1]) Der Beginn der Vorlesungen war von Riedel schon für den Mai angekündigt worden; er fand aber erst den 3. Juni früh 8 Uhr unter großer Teilnahme der akademischen Jugend, deren Zahl ungefähr 300 betrug, statt. Er eröffnete sein Lehramt mit Vorträgen über die Geschichte der Menschheit von Iselin.[2]) Gerade zwei Jahrzehnte später eröffnete am 26. Mai des Jahres 1789 Friedrich Schiller in Jena seine erste Vorlesung als Professor mit der Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Später hielt Wieland Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, über allgemeine Theorie der schönen Künste, erklärte einige Lustspiele des ungezogenen Lieblings der Gratien, des Aristophanes, und las auch ein Kollegium über die Episteln des Horatius. Auch gab er eine historisch kritische Übersicht der besten griechischen, lateinischen, französischen und englischen Schriftsteller heraus![3]) Man erkennt, daß sich Wieland als Professor auf einem Gebiete bewegte, das seiner Begabung und seinem Studiengange ganz entsprechend war. Viele von den älteren Professoren hatten Wieland, der in eine viel besser dotierte Stelle eingetreten war, mit Mißgunst empfangen und mieden seinen Umgang. Daher verkehrte er vorzugsweise mit den Mitgliedern der Hochschule, welche der Kurfürst zum Zweck der Hebung der Universität berufen hatte: Riedel, Heret, Meusel, Bahrdt und Schmid. Anfangs besuchte er die aus jungen Professoren bestehende Mittwochsgesellschaft, doch gar bald gefiel er sich in seinem häuslichen Leben so gut, daß er auch diese Gesellschaft seiner Kollegen mied. Wieland war in seinem neuen Amte sehr thätig. In dem ersten Jahre seiner akademischen Wirksamkeit hielt er im Laufe der Woche an 4 Tagen jeden Tag 2 Stunden Vorlesungen. Dazu übernahm er noch andere Obliegenheiten, für welche er besonders bezahlt wurde, auch die schriftstellerische Thätigkeit wurde fortgesetzt, da die Erhaltung der sich mehrenden Familie größere Geldmittel in Anspruch nahm. Von seiten der Regierung glaubte man, daß es Wieland gelingen würde, durch seinen Takt, durch seine Parteilosigkeit und durch seinen schriftstellerischen Ruhm die theologischen Streitigkeiten, welche C. Fr. Bahrdt,[4]) der bekannte unruhige Theologe, der

---

[1]) Dr. Borberger, Erfurts Stellung rc. S. 79.

[2]) Iselin (geb. zu Basel den 17. März 1728, gest. in seiner Vaterstadt den 15. Juni 1782), ein historisch politischer Schriftsteller, als dessen Hauptwerk die Geschichte der Menschheit (2 Bde. Zürich 1764—1770) bezeichnet wird.

[3]) Dr. Borberger, Erfurts Stellung rc. S. 95.

[4]) Über diesen Aufklärer und theologischen Abenteurer, der 1775 das zu Marschlinz in Graubündten bestehende Philanthropin ein Jahr geleitet und 1777 in dem unbewohnten Schlosse zu Heidesheim bei Worms eine dem Philanthropin ähnliche, freilich nicht lange bestehende Erziehungsanstalt selbst gegründet hatte, vgl. meine Allgemeine deutsche Biogr. I. S. 772. B. ging 1779 nach Halle, hielt Vorlesungen über alte Sprachen, Philosophie, Rhetorik und setzte seine theologischen Arbeiten fort. In neue Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten mit Geistlichen verwickelt, verließ er die Stadt und spielte in einem ½ St.

in Erfurt als Professor 1770—1772 Briefe über die systematische Theologie (2 Bde. Eisnach 1770—1772) und „Wünsche eines stummen Patrioten" (Erfurt 1770) herausgegeben und dadurch große Mißstimmung hervorgerufen hatte, beizulegen und so auch nach dieser Seite sich um die Universität verdient machen würde. Aber ein Professor, der von seinen Kollegen mit Mißgunst betrachtet wurde, konnte am wenigsten erreichen, was dem humanen Kurfürsten Joseph Emmerich und dem für Kunst und Wissenschaft empfänglichen Statthalter Dalberg zu erlangen nicht möglich war. Ohne Zweifel war Wieland einer der beliebtesten Lehrer der Hochschule, sein freundliches Wesen gegen alle, welche sich ihm näherten, die Sorge für das leibliche und geistige Wohl seiner Zuhörer gewannen ihm die Herzen der Jugend.[1]) Dem Rufe des neuen Professors hatte man es insbesondere zu danken, daß die Zahl der Studenten zunahm. Er durfte vielleicht mit vollem Rechte gegen Gleim bekennen: ich bin beinahe der einzige, unter uns gesagt, an dessen Munde die studierende Jugend hängt. Zu denjenigen, welche sich seiner Fürsprache zu erfreuen hatten, gehörte auch der durch seinen Ardinghello und seine Romane berühmt gewordene geistvolle Wilh. Heinse,[2]) der ihm freilich manches Ärgernis bereitete. Gar bald sagte ihm die akademische Luft Erfurts nicht mehr zu. Der vertrauliche Verkehr mit den Studenten hatte die ohnehin schon große Mißstimmung gegen Wieland noch vermehrt. Die Maßnahmen zur Hebung der Universität waren nicht durchgreifend genug, der Besuch der Hochschule wurde geringer, kurz das Mißbehagen in seiner Stellung wurde immer größer, da auch die Schriftstellerei, zu der er sich, um Geld für die Erhaltung seiner Familie zu gewinnen, gedrängt sah, ihm nicht volles Genüge gewährte. Es ist wahr, schreibt er seiner Freundin La Roche,[3]) „ich lese und schreibe Tag und Nacht, erstens, weil mir das Freude macht, und zweitens, weil ich muß;" und später: „ich gestehe Ihnen, teuere Freundin, daß mich das Schriftstellerhandwerk geradezu anekelt und daß die dura necessitas (dira), in der ich mich befinde, mich alle Jahre drucken zu lassen, mich zuweilen so peinigt, daß sie mir das Leben unerträglich macht." Dazu kam noch, daß einige seiner

von der Stadt belegenen Weinberge nicht die Rolle eines Professors, sondern die eines Gastwirtes. Durch sein anstoßerregendes Leben und durch seine ärgerniserregenden Schriften zog er sich eine in Magdeburg zu verbüßende Festungshaft zu. In dieser Zeit veröffentlichte Kotzebue unter Knigges Namen seine berüchtigte Schrift: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne. B. benutzte die Zeit seiner Haft zur Abfassung der Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen, seiner Schicksale (4 Bde. Berlin 1790). Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, setzte er sein früheres Leben und Treiben in Halle fort und starb daselbst 23. April 1792.

[1]) Dr. Boxberger, Erfurts Stellung &c. S. 99.

[2]) Joh. Jak. Wilh. Heinse, geb. am 16. Febr. 1749 zu Langenwiesen bei Ilmenau, gest. am 22. Juni 1803 als Hofrat und Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Man vgl. Allgemeine deutsche Biographie Bd. 11. S. 651 f.

[3]) Dr. Boxberger, Erfurts Stellung &c. S. 105.

Freunde (Riedel, Schmid) Berufungen an andere Hochschulen annahmen und er sich immer einsamer und verlassener vorkam. Durch seinen goldenen Spiegel hoffte er auf den für alle humanen Bestrebungen so empfänglichen Kaiser Joseph II. einen solchen Eindruck hervorzubringen, daß er nach Wien berufen werden würde. Sein Freund Gleim, dem er gern sein Herz ausschüttete, wollte ihm einen Ruf an die Universität Halle verschaffen, aber Wieland fürchtete ihn nicht annehmen zu können, da er die Professur der Eloquenz hätte mit übernehmen müssen, aber sein Latein so weit vergessen hatte, daß er weder fertig noch gut Latein schrieb. „Er wünschte je bälder je lieber von der Ruderbank befreit zu werden und hoffte, daß sein Agathon ihm so viel einbringen sollte, daß er bei mäßigen Einkünften ganz der Philosophie, den Huldgöttinen der Freundschaft und sich selbst leben und der glücklichste Mensch sein könnte." Dabei war es sein Wunsch in der Nähe seines Freundes und Gönners Gleim zu leben. Aus dem Drucke seiner Erfurter Stellung sollte er bald erlöst werden. In dem nahen Weimar und bei dem großen Interesse, welches die geistvolle für alles Große empfängliche Herzogin Anna Amalia nahm, mochten auch die Universitätsverhältnisse der Universität Erfurt[1]) öfter den Gegenstand des Gespräches gebildet haben, zumal der Weimarische Hof bei der Sorge für die Jenaische Hochschule Veranlassung genug hatte, mit allem, was auf die Entwicklung der Universitäten Bezug hatte, Fühlung zu behalten. Nun war es gewiß natürlich, daß die hervorragende Wirksamkeit, welche Wieland gleich bei dem Antritte seines neuen akademischen Amtes in Erfurt gefunden, auch in Weimar bekannt worden war. Es wurde aber gerade in jener Zeit für den Erbprinzen Karl August neben dem Grafen Eustach von Görz ein Erzieher gesucht. Wieland, der in seinem goldenen Spiegel (1772) auch Beiträge zur Erziehung eines Prinzen gegeben, der mit Graf Görz[2]) bekannt und in Erfurt hoch angesehn war, empfing von der Herzogin Amalie den Antrag, die Erziehung des talentvollen Erbprinzen Karl August zu übernehmen. Die Herzogin Anna Amalia hatte den mächtigsten Eindruck von dem goldenen Spiegel und der Prinzen-Erziehung des weisen Danischwende bekommen; sehr natürlich entstand daraus der Wunsch, den Verfasser persönlich kennen zu lernen, und bei der Nähe Erfurts war nichts leichter als diesen Wunsch zu realisieren. Aus dem ersten Briefe Wielands an die Herzogin geht hervor, daß diese ihm in einer Unterhaltung auf der Redoute des Carnevals die Bitte ausgesprochen, ihr seine Ansichten über die bei der Erziehung ihres ältesten Sohnes zu beobachtenden Principien auseinanderzusetzen. Aus diesem Briefe geht hervor, daß Wieland schon häufiger Gelegenheit gehabt haben muß mit dem Prinzen Karl August in eingehender Weise sich zu unterhalten und daß daher seine Bekannt-

[1]) Dr. Vorberger, Erfurts Stellung ꝛc. S. 108 f.

[2]) Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, von Dr. Franz Wegele. Leipzig 1850. S. 12 f.

schaft mit den verschiedenen Persönlichkeiten in Weimar und sein erstes Erscheinen daselbst in eine frühere Zeit gesetzt werden muß. Ganz denselben Eindruck macht auch die Antwort der Herzogin, deren Original unter einer Menge von Briefen aus Wielands Nachlaß auf der Königl. Bibliothek zu Dresden von Beaulieu-Marconnay aufgefunden worden ist (Vgl. Anna Amalie, Karl August und der Minister v. Fritsch. Ein Beitrag zur deutsch. Kulturgesch. des 18. Jahrh. von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar 1874. S. 42 f.). Aus den in den preußischen Jahrbüchern (Maiheft 1890. S. 534 f.) von Bernhard Seuffert veröffentlichten Briefen der aus der Weimarischen Glanzzeit bekannten Hofdame Luise von Göchhausen (Thusnelde in den Hofkreisen genannt), die sie als Begleiterin der Herzogin Anna Amalia auf der Reise nach Italien (1788) aus dem klassischen Lande schrieb, erkennt man, in welchem Ansehn Wieland bei der edlen Fürstin stand, sie fügt den Schriftstücken ihrer Kammerfrau gar oft Beweise ihrer großen Hochschätzung des bewährten Freundes hinzu. Am 22. März 1772 teilt Wieland der Herzogin die Principien mit, die bei der Erziehung des Erbprinzen zu beobachten sein möchten. Es werden verschiedene Briefe gewechselt.[1]) Am 9. Juli machte die Herzogin Wieland den Antrag, die beiden Prinzen Karl August und Konstantin ein halbes Jahr in der Philosophie zu unterrichten. Wieland antwortete am 12. Juli, daß er keinen Urlaub würde bekommen können, daß er sich auch nicht so lange von seiner Familie trennen dürfe, daß er diese Zeit für zu kurz halte und daß der Erbprinz einen Philosophen zum Erzieher brauche. Am 19. Juli antwortet er auf einen Brief vom 17. Juli, worin die Herzogin ihm die Erziehung des Erbprinzen angeboten hatte. Wieland fürchtete, daß die kurmainzische Regierung ihn nicht loslassen werde, auch wolle er in Rücksicht auf seine Familie Bedingungen stellen. Alle Bedenklichkeiten wurden gar bald beseitigt. Am 20. Septbr. 1772 kam Wieland nach Weimar,[2]) um die Erziehung des Erbprinzen Karl August zu übernehmen; der Prinz Konstantin,

---

[1]) Vgl. Dr. Boxberger, Erfurts Stellung rc. S. 154.

[2]) Als der Prinz am 3. Septbr. 1775 mündig gesprochen worden war, wurde natürlich Wieland seines Amtes entlassen. Er erhielt, wie festgestellt war, 600 Thlr. Pension und den Hofratstitel. Da aber eine so geringe Pension voraussichtlich zur standesgemäßen Ernährung einer großen Familie nicht ausreichte, so griff er gleich nach dem Antritte seines Amtes zu dem Mittel, ein literarisches Journal, den deutschen Merkur, herauszugeben. Die Zeitschrift brachte dem Herausgeber eine für damalige Verhältnisse ganz erkleckliche Summe ein. Durch die ihm eigentümliche Liebenswürdigkeit gewann er Goethe, Herder, Schiller und andere zu Mitarbeitern, so daß seine Zeitschrift sich in der literarischen Welt eines hohen Ansehns erfreute und er imstande war, von dem Ertrag der Zeitschrift seinem Schwiegersohne, dem Professor Reinhold in Jena jährlich 400 Thlr. zuzustellen, während er selbst 1000 Thlr. davon einnahm. Vgl. Dr. Boxberger, Erfurts Stellung rc. S. 114. Sehr lesenswert ist der Artikel „Jugend und Erziehung Karl Augusts" von Burkhardt in Westermanns Monatsheften 1865. S. 460 f.

welcher für die militärische Laufbahn bestimmt war, wurde von dem aus Potsdam herbeigerufenen geistvollen Hauptmann Karl Ludw. Knebel für seinen Lebensberuf vorbereitet, in den philosophischen und juristischen Disciplinen genossen beide Prinzen Wielands Unterricht. Wir schalten hier ein Wort von Beaulieu-Marconnay ein:[1]) Es gehört zu den populär gewordenen Fabeln, daß Wieland durch Dalbergs Vermittlung nach Weimar berufen worden sei. Auch Goethe ist in diesem Irrtum befangen, wenn er in seiner schönen Gedächtnisrede zum Andenken Wielands sagt, derselbe sei bei der Herzogin Anna Amalie durch den für alles Gute so thätigen Karl v. Dalberg eingeführt worden. Die Wahrheit ist, daß Wieland bereits Erfurt verlassen hatte, als Dalberg dort Statthalter ward, und daß beide Männer sich in Weimar zum ersten Male sahen. Zum letzten Male begegneten sie einander während des Erfurter Kongresses im Oktbr. 1808. In einem Briefe Lessings vom 2. Septbr. 1772, der bekanntlich Wieland hoch schätzte, heißt es: Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zusammen bringt. Diese Veränderung — o daß Sie eben so gut dabei fahren mögen, als der Prinz! Aus vielen Briefen Lessings geht hervor, wie hoch er Wieland, trotzdem daß beider Männer Charakter so himmelweit von einander verschieden waren, gestellt hat.[2])

Die neue Stellung, in welche Wieland eingetreten war, brachte ihn in die angenehmsten persönlichen Verhältnisse. Die Herzogin Anna Amalie schenkte ihm das größte Vertrauen, und wenn er auch anfänglich vom Hofe träge und müde zurückkehrte und sein Genius wie erloschen war,[3]) so befand er sich doch bald in dem Kreise geistvoller Männer und Frauen, welche die Hofgesellschaft

[1]) Karl v. Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. (Weimar 1879.) I. S. 56.

[2]) Lessings Br. (Ausg. Göschen 1841). Wolfenbüttel, den 8. Febr. 1775, an Wieland: recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter sagt, wie sehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrautesten Freundschaft unter uns nichts als persönlicher Umgang. Bloß schriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen. (Wieland hatte Lessing um Beiträge für seinen Merkur gebeten.) — Bleiben Sie mein Freund, liebster Wieland, so schließt er den Brief. — Ich kann nie aufhören der Ihrige zu sein. Am 18. Jan. 1759 übersendet er dem Freunde eine Sammlung Wielandscher Schriften (Zürich bei Orell u. Komp. 1758 in 3 T.). I. 1. Sympathien. 2. Theages oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3. Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1. Empfindungen des Christen. 2. Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3. Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1. Betrachtungen über den Menschen. 2. Gesicht des Mirza. 3. Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4. Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und herzensjunger Leute. 5. Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit; Sie müssen sie alle lesen, schreibt er dem Freunde; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unseren Schriftstellern würde man dann lesen wollen? — Unter den Wielandschen Schriften, schreibt er in dem folgenden Briefe, sind ihm die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen. —

[3]) Gruber, Wielands Leben III. S. 14.

bildeten, außerordentlich wohl, zumal sein talentvoller Schüler, der Erbprinz, durch die Fortschritte, die er machte, den Lehrer erfreute und die wechselseitige Neigung zwischen Schüler und Lehrer immer inniger wurde. Wieland schreibt bereits am 4. Dezbr. 1772 an Jacobi: „diese vergangenen zehn Tage mußte ich bei Tag und Nacht bei meinem Prinzen sein, weil Graf Görz abwesend war. Ich habe das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestätigt zu werden, welche ich mir von unserem jungen Fürsten mache. Wenn der Himmel ihn und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in 6 Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von dem Ende der Welt komme." Was der Dichter ahnend geschaut, ist gar bald eingetroffen, ja er selbst hat durch die Art der Erziehung, welche er dem hochbeanlagten Prinzen angedeihen ließ, gewiß mit dazu beigetragen, daß der junge Fürst, als er am 3. Septbr. 1775 mündig gesprochen die Regierung übernahm, einen Kreis von Männern um sich sammelte, welcher für die Kulturgeschichte Deutschlands von der größten Bedeutung gewesen ist. Neben den geistreichen Hofmännern v. Einsiedel, v. Seckendorf und andern waren es v. Knebel, Professor Musäus, der Gymnasialdirektor Joh. Mich. Heinze, später der Direktor C. W. Böttiger, der Geh. Sekretär des Herzogs Fr. Justin Bertuch, Goethe, Herder, Schiller, welche einen Umschwung in dem geistigen Leben unseres Volkes hervorriefen. Wenn nun auch bis jetzt die Nachrichten fehlen, die uns die Wirksamkeit Wielands und den Einfluß, welchen er auf seinen Zögling ausübte, darlegen, so darf man gewiß annehmen, daß Wieland, fern von aller Pedanterie den Sinn und das Interesse seines Schülers auf das Wahre, Gute und Schöne hingewendet und bei dem Prinzen den Grund zur Neigung für Literatur und Kunst gelegt habe. Wieland selbst führte, nachdem er sein Erzieheramt niedergelegt hatte, ein ganz den Studien gewidmetes Leben. Im Jahre 1781 (den 11. Mai) schreibt Herder an Hamann:[1]) „Wieland übersetzt Horaz' Episteln. Ich höre sie sehr rühmen, habe aber davon noch nichts gesehn und sehn mögen; weil wir sehr entfernt nach Gaßen, Denkart, Geschäft und Lebensweise leben." Neulich hat er in ein Stammbuch geschrieben, daß er seine otia liberrima nicht für alles Gold und alle Kleinode der Araber hingeben möchte; ich glaube es wohl, denn die otia liberrima beruhen auf 1000 Thlr. Pension,[2]) obgleich eben nicht in Golde, und sein Merkur bringt ihm auch in seinen Säckel noch was Ansehnliches — also. Er lebt wie ein Prinz, vor der Stadt mit Haus, Garten und seinem weiblichen Serail an Mutter, Frau, Kindern und unzähligen Dienstboten. Übrigens erhielt Wieland für den Bogen seiner Horazübersetzung 3 Louisdors. Wieland spricht es in der Wid-

[1]) Herders Briefe an Joh. Georg Hamann. Im Originaltext herausgegeben v. O. Hoffmann (Berlin 1889). S. 174.

[2]) Bei Übernahme des Erzieheramtes waren nur 600 Thlr. als Pension festgesetzt, der Fürst erhöhte sie auf 1000 Thlr. Vgl. R. Boxberger, Erfurts Stellung 2c. S. 112.

mung der Übersetzung der Episteln des Horatius offen aus, daß er „dem großmütigen Fürsten die glückliche Ruhe und Freiheit schuldig ist, in deren Schoße die Beschäftigungen der einsamen Stunden entstanden sind." Ohne Zweifel gehört die Übersetzung der Episteln und Satiren des Horatius, abgesehn davon, daß das Versmaß des Originals nicht zur Anwendung gebracht worden ist, zu den gelungensten Arbeiten, weil Übersetzer und Original kongenial waren. Sehr treffend sagt Goethe in der zu Wielands Andenken gehaltenen Rede in der Loge (S. 16): Horaz hat viel Ähnliches von Wieland; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurteiler des Lebens und der Kunst; Cicero Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt. Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen und es gelingt ihm zum Erstaunen. „Es giebt," sagt Goethe, „zwei Übersetzungsmaximen, die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehn können, die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor." W. v. Humboldt in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Agamemnon des Äschylus (Frankfurt a/M. 1816). S. XIX. sagt: so lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verrät der Übersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist.

In seinen jungen Jahren, als er in der Schweiz sich aufhielt, hatte Wieland den Plan zur Gründung einer Privaterziehungsanstalt zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute veröffentlicht. Außer den Sprachen wollte Wieland auf seiner Akademie folgende Wissenschaften lehren lassen: „die Eloquenz oder schönen Wissenschaften, die Theologie, die Ethik, die Logik und Metaphysik, die Historie und Geographie, die Physik und Mathematik.[1]) Es ist von großem Interesse die Anmerkungen in den Briefen die neueste Literatur betreffend, welche G. E. Lessing zu dem Erziehungsplane Wielands gemacht hat, nachzulesen.[2]) Lessing bezeichnet als den größten Fehler, den man bei der Er-

[1]) Man vgl. Ed. Niemeyer, Über Lessings Pädagogik (Dresden 1874). S. 29. Die Schrift Wielands befindet sich in dem Besitze der Königl. Bibliothek in Berlin.

[2]) Vgl. die 9—15 Briefe.

ziehung zu begehn pflegt, den, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und diesen hat Herr Wieland am wenigsten zu vermeiden gesucht.“

Man erkennt aus dem, was über Wielands Leben mitgeteilt ist, daß er für die Erziehung der Jugend ein großes Interesse gehabt, daß er selbst als Lehrer an der Universität Erfurt und als Erzieher des Erbprinzen Karl August praktisch sich bethätigt hat. Dazu kam noch, daß er als Vater einer zahlreichen Familie im eigenen Hause hinlänglich Gelegenheit hatte, auf seine Kinder erziehend einzuwirken.[1]) Die Kinder waren wohl erzogen und erfreuten sich großer Beliebtheit. Man darf wohl sagen, daß Wieland glückliche Tage gesehn. Er war ein immer gern gesehener Mann in dem Kreise, welchen die Herzogin Amalie in Tiefurt und Ettersburg um sich versammelte, auf seinem kleinen Gute in Osmannstädt (Osmantium), wo er auch seine Ruhestätte gefunden, genoß er, wie sein Liebling, der Venusinische Sänger, auf seinem Sabinum, die Freuden des Landlebens. Freilich konnte er sich des Besitzes nur von 1796—1804 erfreuen, weil er doch wohl nicht wirtschaftskundig genug war, um den Besitz schadlos behaupten zu können. In der bequem eingerichteten, nahe an dem Theater liegenden, auch mit einem prächtigen Garten versehenen Wohnung lebte er ganz, wie es ihm gefiel, seinen Neigungen, lauschte der Musik seiner Gedanken. Als am 10. April 1807 die unvergeßliche Herzogin Amalie, welche für die materielle und geistige Wohlfahrt des weimarischen Landes so trefflich gesorgt hatte, heimgegangen war, da war auch Wieland tief ergriffen, fühlte sich vereinsamt, zumal er schon zwei bei aller Verschiedenheit ihres Wesens doch ihm zugethane Freunde, Schiller und Herder, verloren hatte. Am 20. Januar 1813 — seine von ihm heißgeliebte Frau starb schon 1801 — trat auch ihm der Todesengel nahe und machte seinem arbeitsreichen, für unsere Literatur außerordentlich wirkungsvollen Leben ein Ende. Um die deutsche Literatur hat sich Wieland bleibende Verdienste erworben. Durch das in Verbindung mit Hottinger und Friedr. Jacobs von ihm herausgegebene neue attische Museum (1805—1809), welches sich an das attische Museum (1796—1804) anschloß, führte er den Plan aus, die Deutschen mit einer Anzahl von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst bekannt zu machen. So hat auch Wieland zur Belebung der klassischen Studien und zur bessern Behandlung derselben auf Schulen und Universitäten nicht unwesentlich mitgewirkt. Besondere Verdienste hat sich Wieland durch seine 1762—1766 erschienene Übersetzung Shakespeares erworben.

[1]) Der Verf. wohnte als Gymnasiast in dem Hause eines Sohnes von Wieland, welcher Revisor bei der Steuer war und war mit dem Enkel Wielands befreundet. Vater und Sohn waren liebe Menschen, die sich durch große Herzensgüte und Freundlichkeit auszeichneten. Leider starb der Enkel des Dichters des Oberon als Student früh dahin. Man vgl. über Chr. Wieland Grubers Biographie Wielands (4 Bde. Leipzig 1827). Löbell, Entwicklung der deutschen Poesie. Bd. II. Braunschweig 1858. Gervinus, Cholevius, Vilmar, Koberstein, Scherer u. a. haben nach allen Seiten hin die starken und schwachen Seiten des verdienstvollen Mannes beleuchtet.

Wolfgang v. Goethe.

Viel tiefgreifender als der Einfluß Wielands war die Wirkung, welche Wolfgang Goethe auf die ganze Denk- und Anschauungsweise unseres Volkes ausübte. Wenn er auch nicht in dem Maße wie Winckelmann, Klopstock, Lessing und Wieland mit dem Schrifttume der Griechen und Römer vertraut war, so hatte er doch durch die wunderbare einzige Art, mit welcher er sich in die Ideenwelt von Völkern und Menschen hineinzuversetzen und hineinzuleben vermochte, unter Beihülfe ausgezeichneter philologischer Freunde wie Abraham Eichstädt, Fr. Aug. Wolf, Joh. Heinr. Voß, Riemer, Karl Reisig, Franz Passow, F. Hand, C. Göttling und anderer bei der Genialität und Anempfindung seines Wesens ein Verständnis des griechischen und römischen Altertums gewonnen, das ihn befähigte, Dichtungen hervorzubringen, welche auf der einen Seite wie Iphigenie und Hermann und Dorothea die Farbe des Altertums an sich trugen, andrerseits aber von modernen Anschauungen und Auffassungen ganz durchdrungen und durchsetzt waren. Wir wissen aus Goethes Mitteilungen, daß er als Knabe nie eine öffentliche Schule besuchte, und daß der einzige Unterricht, den ihm der originelle Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Albrecht erteilte, sich auf die hebräische Sprache bezog, für welche der Knabe ein großes Interesse hatte, hat uns der Dichter in anmutiger Weise im 4. Buche von Dichtung und Wahrheit[1]) berichtet. Übrigens war der Vater Goethes nach allen Seiten hin bestrebt dem hochbegabten Sohne die allseitigste Ausbildung angedeihen zu lassen. Daß der Jüngling mit allem Möglichen sich befaßte, hätte der Entwicklung leicht Nachteile bringen können, seine kernhafte Natur, die vieles verarbeiten, vieles, was in ihm angeregt worden war, selbständig weiter spinnen konnte, bewahrte ihn vor oberflächlicher Zerfahrenheit. Es war nun die Zeit herangekommen, wo der wissensdurstige Jüngling seine weitere Ausbildung auf einer Hochschule suchen sollte. Man überlegte, welche Universität für die fernere Entwicklung Wolfgangs die geeignetste sein dürfte. Der Vater entschied sich für Leipzig, während der Sohn seine Augen auf die stark emporblühende Georgia Augusta gewendet hatte, dort vertrat Christ. Gottlob Heyne die Altertumswissenschaft in einer allseitig anerkannten Weise. Damals glaubte man mit vollem Rechte, daß das Studium griechischer und römischer Schriftsteller auf die Bildung des Geschmacks von wesentlichem Einfluß sei, und so dachte auch Goethe unter Heynes Anleitung in der Kenntnis

---

[1]) Vgl. Goethes Dichtung und Wahrheit I. S. 117. Ausgabe v. G. v. Loeper. Goethes Vater war mit Albrecht (geb. den 25. Septbr. 1694, gest. den 3. Mai 1770) eng befreundet. Daher erklärt es sich, daß G., wie er in D. u. W. S. 117 erzählt, obwohl nicht ein Schüler des Gymnasiums, bei einer Preisverteilung nach einem öffentlichen Examen auch ein praemium virtutis et diligentiae erhalten hatte. In den Privatstunden hatte der talentvolle Knabe allerdings großen Fleiß an den Tag gelegt.

der alten Literatur Fortschritte zu machen. Auch in Leipzig waren an der Universität Männer thätig, durch welche der strebsame Jüngling in seinem Wissen und in seinen Anschauungen gefördert zu werden hoffen durfte. Vor anderen waren es der Philolog Joh. Aug. Ernesti und Fürchtegott Gellert, welche nach Göttingen den Besuch von Leipzig empfahlen. Erwartete er doch in dem kleinen Paris zu finden, wonach er begehrte.[1]) Goethe hat uns im 6. Buche von Dichtung und Wahrheit in eingehender Weise sein Studentenleben in Leipzig geschildert. Er hörte bei Joh. Aug. Ernesti die Erklärung von Ciceros trefflichen Büchern de oratore. Ich lernte wohl auch etwas in diesem Kollegium, berichtet der Dichter, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Neben den juristischen Kollegien besuchte der junge Student ein Praktikum bei Gellert. Er wünschte, erzählt er, nur prosaische Aufsätze und beurteilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zu Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prose hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntnis des Verfassers zeugen und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten so gut wie die andern durchsah, mit roter Tinte corrigierte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, die ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verschwunden. Er fügt die beherzigenswerte Bemerkung hinzu: wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzusetzen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestierte gegen meine Liebhabereien und Neigungen und das, was man mir dagegen anpries, lag teils so weit von mir ab, daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nah, daß ich es eben nicht für besser hielt als das Gescholtene.[2]) Über die Kollegien, welche der Dichter in Leipzig angenommen, giebt er uns in Dichtung und Wahrheit den anziehendsten Aufschluß. Man vergleiche dazu die Bemerkungen von Löpers, in denen über die Professoren, deren Vorlesungen er besuchte, gründliche, nähere Angaben zu finden sind.[3]) Bis zum Herbst 1768 blieb Goethe in der sächsischen Universitätsstadt, freilich ohne sich viel um seine juristischen Fachstudien zu bekümmern.

---

[1]) Vgl. Dichtung und Wahrheit Bd. VI. und die Anm. in G. v. Loepers Ausgabe. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie II. S. 223 f.

[2]) Dichtung und Wahrheit. (Ausg. v. L.) Bd. II. S. 40 f.

[3]) Dichtung und Wahrheit. Bd. II. S. 258 f.

Kunst und Literatur übten eine größere Anziehungskraft auf ihn aus, als die Jurisprudenz, die er wie ein Schleichhändler betrieben hat.[1]) Vor allem mußte nach seiner Rückkehr aus Leipzig in dem elterlichen Hause die Pflege des kränklich gewordenen Jünglings ins Auge gefaßt werden. Er erholte sich allmählich und lebte sich, so schwer es ihm auch wurde, nach und nach wieder in die Verhältnisse seiner Vaterstadt ein. Besonders wurden die unter der Leitung Ösers angefangenen Studien auf dem Gebiete der Kunst weiter fortgesetzt. Zu Ostern 1770 sollten in Straßburg die juristischen Studien zu Ende geführt werden, damit er dann die Praxis in der Vaterstadt beginnen könne. Das bedeutendste Ereignis in Straßburg, was die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende Verbindung mit Herder.[2]) Es gereicht dem Dichter zur größten Ehre, daß er nie in seinem langen Leben vergessen hat, was er dem Umgange mit dem so tief und feingebildeten Herder zu danken hatte. Er hatte von Glück zu sagen, wie er selbst berichtet, daß durch die unerwartete Bekanntschaft mit Herder alles, was in ihm von Selbstgefälligkeit, Bespieglungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmut ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt war, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war. Herder ließ den talentvollen Jüngling bald nach der ersten Bekanntschaft den abstoßenden Puls seines Wesens fühlen und setzte dadurch den jungen Dichter in ein nicht geringes Mißbehagen.[3]) Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Goethe, welcher den ihm an Bildung überlegenen Herder so hoch schätzte, ertrug sein Schelten und Tadeln, den bittern, bissigen Humor, der ja vielfach seinen Ursprung in dem Augenleiden hatte, das ihn in Straßburg festhielt. Es ist wieder charakteristisch für unsern großen Dichter, daß er trotz aller Kränkungen, welche er hinnehmen mußte, dem Leidenden treu zur Seite stand, ihm nach allen Seiten hin die Schmerzenstage angenehm zu machen suchte. Ganze Tage leistete Goethe dem neuen Freunde Gesellschaft, Herders ausgebreitete Kenntnisse, seine tiefen Einsichten lernte er täglich mehr schätzen.[4]) Für das Volkslied, für das Verständnis der homerischen Poesie, für die dramatische Kunst Shakespeares, für das Wesen der Sprache, ja, man darf wohl sagen für die Bewegung des geistigen Lebens der Völker hat Herder dem um 5 Jahre jüngeren Freunde die Augen geöffnet und zu fortdauernder Dankbarkeit verpflichtet. Herder war ein Meister des Gesprächs, freilich in anderer Weise als Schiller, der nach dem Ausdrucke W. v. Humboldts recht eigentlich für das Gespräch geboren zu sein schien. Nie vielleicht, sagt W. v.

---

[1]) Ich treibe die bürgerlichen Geschäfte so heimlich leise als trieb ich Schleichhandel.

[2]) Dichtung und Wahrheit. Bd. II. S. 173 f.

[3]) Dichtung und Wahrheit. Bd. II. S. 174.

[4]) Vgl. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antik. Elem. II. S. 25 f.

Humboldt, hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen dahin in der Klarheit, die doch noch dem eigenen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs.[1]) So kann man sich denken, daß die ganze Anschauungsweise des so empfänglichen Dichtergenius Goethes unter dem pädagogischen Einflusse des so kenntnisreichen Gottfr. Herder nach allen Richtungen hin wesentlich gefördert wurde. In der dankbaren Seele des Dichters ist die Erinnerung an die Wohlthaten, welche ihm in jenen Straßburger Tagen von dem ihn oft aus seinen gewohnten Betrachtungen und Anschauungen scharf und ironisch herausreißenden Herder gespendet wurden, niemals erloschen. Es lag in Herders Charakter etwas Mürrisches, Unzufriedenes und dadurch leicht andere Verletzendes, aber, wie Goethe sehr schön sagt, bei diesem allen blieb er, der er war; was von ihm ausging, wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eines seiner Blätter, ja nur ein Couvert seiner Hand zerrissen oder verschleudert hätte.[2]) Der Eindruck, den Herder auf den 21jährigen jungen Frankfurter machte, war geradezu überwältigend. Herder dagegen erwähnte in seinen Briefen Goethe gar nicht, trotzdem er jeden Morgen und jeden Abend sich regelmäßig bei dem Kranken zur Gesellschaft einfand. Erst später, als Karoline Flachsland, Herders Braut, Goethe in Darmstadt kennen gelernt hat und voll Lobes über ihn ist (Anfang März 1772), schreibt Herder: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können.“ Während Goethe mit Bewunderung zu dem seltenen Manne aufblickte, das Zusammentreffen mit ihm für das bedeutendste Ereignis seines Straßburger Aufenthaltes betrachtete, blickte Herder nur mit vornehmem Wohlwollen auf

[1]) W. v. Humboldts Briefwechsel mit Schiller, mit einer Vorerinnerung. (Stuttgart u. Tübingen 1830.) S. 13.

[2]) Goethes Dichtung und Wahrheit. II. S. 184 f.

den „guten Jungen“ herab.[1]) Aus der Einwirkung, welche G. Herder auf die Ausgestaltung des Goethischen Geistes in jener bildungsfähigen Epoche des Dichters ausgeübt hat, geht hervor, daß es vor allem die durchgebildete Persönlichkeit ist, die durch das, was sie ist, den ganzen Menschen ergreift und so weiteren Antrieb giebt, den Gesichtskreis auszuweiten und zu vertiefen. Als eine Folge des pädagogischen Einflusses Herders betrachten wir zunächst das eifrige Studium, welches der jugendliche Goethe hellenischer Dichtung und Literatur bis an sein Lebensende zuwandte. Zunächst studierte er Platon, Xenophon, und seit er die Kraft der Worte *στῆθος* und *πραπίδες* fühlte, ist in ihm eine neue Welt aufgegangen. Ich wohne jetzt ganz, schreibt er, im Pindar und wenn die Herrlichkeit des Palastes glücklich machte, müßt ich es sein. Wenn er die Pfeile einem übern andern nach dem Wolkenziel schießt, stehe ich freilich noch da und gaffe, doch fühl ich indes, was Horaz aussprechen konnte, was Quintilian rühmt, und was thätiges an mir ist, lebt auf, da ich Adel fühle und Zweck kenne: *σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ μαθόντες δὲ λάβροι παγγλωσσίᾳ, κόρακες ὣς, ἄκραντα γαρύετον Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον.* Pind. Olymp. II. 85.[2]) *ψέφηνος ἀνὴρ ἄλλοτ’ ἄλλα πνέων οὔ ποτ’ ἀτρεκεῖ κατέβα ποδὶ, μυριᾶν δ’ ἀρετᾶν ἀτελεῖ νόῳ γεύεται,* Pind., Nem. III. 40. Diese Worte sind mir wie Schwerter durch die Seele gegangen. Ihr wißt nun, wie es mit mir aussieht und was mir Euer Brief in diesem Philoktetschen Zustande worden ist.[3]) Seit ich nichts von Euch gehört, sind die

[1]) Man lese die treffliche Schilderung in R. Hayms: Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1880. B. I. S. 381 f. Goethes Dichtung und Wahrheit. (v. Loepers Ausgabe. II. S. 385.) Herder war eine moralische und pädagogische Natur, das zeigte sich auch in der Einwirkung auf den jungen Goethe. Kurz nach dem Straßburger Aufenthalte schreibt er (Ende 1771): Ich kann nicht leugnen, daß sich in meine Freude (über das Zusammensein mit H.) ein bißchen Hundereminiscenz mischte und gewisse Striemen zu jucken anfingen, wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters, ich merkte es zwar erst einige Zeit hinterdrein und streichelte meinen Genius mit Trost und Hoffnung. Aus Herders Nachlaß herausgegeben v. H. Düntzer u. F. G. v. Herder. I. 36.

[2]) Das Pindarische Citat ist zusammengeschweißt aus inhaltlich verwandten Stellen Pind. Ol. II. 155; Nem. III. 77—80, aber mit Auslassungen und Umstellungen. Man vgl. W. Herbst, Goethe in Wetzlar. S. 164, wo Näheres über Goethes Verhältnis zu Pindar sich findet.

[3]) Aus Herders Nachlaß. Bd. I. 38. Nach einer Angabe in Riemers Nachlaß soll Goethe in einem in diesem Jahre an Herder gerichteten Briefe die betreffenden Stellen also übersetzt haben:

Meister ist, wer viel weiß von Natur,
Doch Lernvolk ist vorlaut und hebt
Aus schreilustigem Hals gleich Raben
Leeres Getön entgegen Zeus heiligem Vogel. —
Angeborene Großheit gilt herrliche Thatkraft.
Wer am Gelernten hängt, der dämmernde Mann,
Irrt unsichern Trittes immer hin und her, an unzähligen
Tugendreizungen kostet er bloß erfolglos herum.

Griechen mein einzig Studium. Zuerst schränkt ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht ich in Xenophon und Platon. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge.

Zu seiner weiteren juristischen Ausbildung ging der junge, mehr poetischen und literarischen Neigungen nachhängende Advokat nach Wetzlar, um als Praktikant bei dem Reichskammergericht nach der Sitte jener Zeit sich für eine höhere juristische Laufbahn vorzubereiten. Im ganzen dauerte der Aufenthalt in dieser für die Ausgestaltung seiner poetischen Anlage wichtigen Stadt nur kurze Zeit, im Frühling des Jahres 1772 war er dorthin gegangen und bereits am 11. Septbr. 1772 kehrte er wieder in die Vaterstadt zurück. Man kann die Zeit, welche der Dichter in jener ihm so lieb gewordenen Stadt zubrachte, die Zeit philologischen Studiums nennen, er setzte dort fort, was er bereits in Frankfurt begonnen hatte. Wie der wiedererwachte Hellenismus im 15. u. 16. Jahrhundert, sagt W. Herbst in seiner trefflichen Schrift Goethe in Wetzlar,[1]) die Zeit der Renaissance mit heraufführen half, so datiert von Goethes Hinwendung zu der altgriechischen Dichtung eine neue Ära für des Dichters Kunstentwicklung und durch ihn für unsere Literatur überhaupt. Und auch das war eine schöne Fügung, als deren persönlicher Vermittler gleichfalls Herder dasteht, daß Goethes griechisches Literaturstudium mit Homer begann, der seitdem der Begleiter, in manchem Betracht der Leitstern seines Schaffens blieb. Noch in Frankfurt schritt er zu Pindar fort, las einzelnes von Theokrit, die Tragiker ließ er noch links liegen. In der Wetzlarer Zeit war ihm Homer bereits geläufig geworden, er blieb sein täglich Brot. Damms treuherzige Prosaverdeutschung war schon längst verdrängt durch Clarkes lateinische Übertragung und den Grundtext selbst. Er bediente sich der Ernestischen und später der Wettsteinschen Ausgabe. Die Wirkung der homerischen Epen, von denen er zuerst die Odyssee, später die Ilias las, war eine überwältigende. Das „homerische Licht“ nennt er selbst in Wahrheit und Dichtung die empfangene Erleuchtung. Es war das poetische Naturevangelium, das überall vorbildlich die Wahrheit predigte und darstellte, daß in der Einfalt die Größe liege, daß die sinnlich plastische Kraft eine Grundbedingung aller Poesie sei. Goethe hatte durch Oeser und Winckelmann für die Eigentümlichkeit griechischen Wesens eher ein Verständnis gewonnen, ehe er zum Studium der Originale griechischer Dichtung vorgeschritten war, aber gerade dieser Umstand erleichterte und vertiefte das Verständnis der griechischen Welt. Auch für Goethe wurde Homer, was er für Lessing und Herder gewesen war. Durch ihn gerade lernte man einsehn, wie sich Natur und Kunstpoesie von einander unterscheiden. Homer war ihm ein Evangelium der Natur geworden. Beständig schweben

[1]) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1881. S. 159 f.

vor seiner Phantasie die olympischen Göttergestalten; und wenn er an Kestner schreibt, dann stehen sie ihm zur Seite, die goldene Venus und der Bote Merkurius, den die göttlichen Sohlen, die schönen, goldenen dahin tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hauche des Windes. Selbst der innre Drang, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb, mußte ihn auch immer wieder in die Nähe Homers führen; der Künstler betet am Morgen, ehe er sein Tagewerk beginnt, Andacht liturgischer Lektion im heiligen Homer. Das Gemüt, vom Sturme der Leidenschaften bewegt und im unseligen Widerstreit mit sich zerrissen, erhält und erquickt sich am ruhigen Gleichmaß der homerischen Darstellung; hier vernimmt Werther „den Wiegengesang, mit dem er sein empörtes Herz zur Ruhe lullt;" hierher in die Zustände voll patriarchalischer Einfalt mag er sich flüchten, wenn sein Herz vom Zwang konventioneller Verhältnisse bedrückt wird; und so darf denn auch Werther aus Goethes Herzen heraus, mit ungekünstelter Innigkeit von seinem Homer sprechen. Wie sehr er in jener Zeit in homerischen Anschauungen lebte, das beweisen verschiedene, die homerische Literatur betreffende Besprechungen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen.[1]) Ja man darf mit vollem Rechte behaupten, daß das einzige Gedicht Hermann und Dorothea unter den belebenden Anregungen der damals durch den großen Philologen Friedr. Aug. Wolf in Fluß gebrachten homerischen Frage mit dem hellenischen Epos in engster Verbindung steht. Beide Männer waren eng miteinander befreundet, besuchten sich gegenseitig, trafen in dem damals insbesondere von dem Adel Sachsens, von Kaufleuten und Gelehrten Leipzigs und Halles gern zum Sommeraufenthalte gewählten Badeorte Lauchstädt bei Halle zusammen, um hier in ungestörter Weise miteinander zu verkehren. Goethe kam, wenn er in Lauchstädt weilte, ab und zu nach Halle, um den Freund zu sehn.[2])

Im September des Jahres 1797 erschien das ganz im homerischen Ton gehaltene Gedicht Hermann und Dorothea.[3]) Im Mai des Jahres 1798 wird, wie man aus dem Briefwechsel der beiden Dichter ersieht, besonders Homers Ilias gelesen, zu der er, wie er am 12. Mai 1798 dem Freund schreibt, immer zurückkehrt, „denn man wird doch immer, gleich wie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten. Ich fahre im

---

[1]) Man vgl. Goethes Briefe an Friedr. Aug. Wolf, herausgegeben von Michael Bernays. Berlin 1868. S. 8 f.

[2]) An dem Hause Brüderstraße 5, das der große Philolog durch Kauf erworben hatte, liest man die Inschrift Fried. Aug. Wolfius Philologus. Heic habitabat. Goethium. Hospitem. Excipiebat. So besuchte der Dichter wenige Tage, nachdem er in Lauchstädt angekommen war (den 3. Juli 1805), den Freund in Halle und hörte bei ihm, Steffens u. Gall Vorträge. (Goethes Br. an F. A. Wolf. S. 142.)

[3]) Vgl. Goethes sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Bd. 28. S. 312 f.

Schematisieren und Untersuchen fort, und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben." In dieser Zeit fertigte der Dichter ein Schema der Ilias an, in dem alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen sind. Es erschien in Kunst und Altertum. III. Bd. 2. Heft.[1]) Des homerischen Stils einmal mächtig, sehnte er sich, ihn auf Homers eigene Welt anzuwenden: er unternahm eine Achilleis, welche da begann, wo die Ilias endigt und worin Achills Tod erzählt werden sollte. Er schrieb nur den Anfang, und schon fühlt man nach etwa 500 Versen die Ermattung. Aber jene 500 Verse gehören, wie Scherer sagt, zu dem Schönsten, was er hervorgebracht.[2]) Zu erwähnen sind zwei treffliche Programme,[3]) in denen die Beziehungen unseres großen Dichters zu dem Vater griechischer Poesie des weiteren dargelegt sind. Nicht zu übersehn ist, daß Goethe bei seinem eifrigen Verkehr mit der griechischen Literatur, bei der Lektüre der homerischen Dichtung und der Tragiker, der er sich namentlich in Rom und Sicilien mit Begeisterung hingab, stets die Vermittlung lateinischer oder deutscher Übersetzungen gebrauchte. Es konnte eben nur ein Genius wie Goethe selbst aus Übertragungen, welche, wenn auch in gelungenster Weise angefertigt, das Original mit allen seinen Nüancen nicht wiederzugeben vermögen, die ursprüngliche Schönheit tief und ganz empfinden, in sich aufnehmen. Außerdem war es ihm leicht durch Riemer, Passow, Hand, Reisig, Goettling, Eichstädt und besonders durch seinen Freund Fr. A. Wolf über Fragen, welche sich auf das Altertum bezogen, die sicherste Auskunft zu erhalten. Doch fühlte er selbst, daß mangelhafte Kenntnis der Sprache des Originals das wahre Verständnis erschwere, so daß er in einem Briefe an Zelter[4]) aussprach: stünden mir jetzt in ruhiger Zeit jugendlichere Kräfte zu Gebote, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz aller Schwierigkeiten, die ich kenne.[5]) Damit stimmt ganz überein, was er überhaupt von der Bedeutung des Studiums der Alten sagt: Wenn nur unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der lateinischen und griechischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.[6]) Möge das Studium der griechischen und

[1]) Wie sehr in dieser unvergleichlichen Dichtung der Ton Homers getroffen, ergiebt sich auch aus der Leichtigkeit, mit der es ins Griechische übersetzt werden kann. Ein tüchtiger Mecklenburger Philolog Prof. Dr. A. Dühr hat im Jahre 1888 (bei Friedr. Andreas Perthes in Gotha) eine wohlgelungene Übertragung ins Altgriechische veröffentlicht.

[2]) Vgl. W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. S. 576 f.

[3]) Goethe u. Homer. Von Herm. Schreyer, Progr. der Landesschule Pforta. Naumburg a. S. 1884 u. Goethe u. Homer. Von Dr. Lücke, Progr. der Königl. Klosterschule zu Ilfeld 1884.

[4]) Zelters Briefwechsel Nr. 533. 4, 289, vom 29. März 1827.

[5]) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller u. Wilh. v. Humboldt. (1. Aufl.) S. 290. 303.

[6]) Goethes Sprüche in Prosa. Zum erstenmal erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von G. v. Loeper. Berlin 1870. S. 100.

römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung sein. Ja in einem Briefe an Sophie von la Roche,[1]) wahrscheinlich vom November 1774, schreibt er: hier ein kurzes Recipe für des werten Baron v. Hohenfeld[2]) griechisches Studium: So du einen Homer hast, ist's gut, hast du keinen, kaufe dir den Ernestischen, da die Clarksche wörtliche Übersetzung beigefügt ist; sodann verschaffe dir Schaufelbergs clavem Homericam, und ein Spiel weise Karten, hast du dies beisamen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf Accente, sondern ließ wie die Melodey des Hexameters dahin fließt, und wie es dir schön klinge in der Seele, verstehst du's, so ist alles gethan, so du's aber nicht verstehst, sieh die Übersetzung an, lies die Übersetzung und das Original, und das Original und die Übersetzung, etwa ein zwanzig dreißig Verse, bis dir ein Licht aufgeht über Konstruktion, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen Clavem, wo du Zeile für Zeile wirst analysiert finden, das Präsens und den Nominativum schreibe sodann auf die Karten, steck sie in dein Souvenir und lerne davon zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten mögte, dem das Herz ganz nach Gott hing, und so immer ein dreißig Verse nach den anderen und hast du zwei drei Bücher so durchgearbeitet versprech ich dir, stehst du frisch und frank vor deinem Homer, und verstehst ihn ohne Übersetzung Schaufelberg und Karten. Probatum est. „Im Ernst, liebe Mama, warum das alles so und so, und gerad Karten sein müssen? Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muß das eben Nesseltuch sein, worin das Huhn gestoft wird. Sagen Sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste, Homer sei der leichteste griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muß." Es ist doch zweifellos, daß dieser nicht unverständige Rat, den der Dichter giebt, von ihm selbst befolgt worden ist. Aber nicht bloß der homerischen Dichtung, dem Pindar, Anakreon, Theokrit und andern wandte Goethe fort und fort seine Aufmerksamkeit zu, auch die Dramatiker Äschylos,[3]) Sophokles, Euripides und Aristophanes, dieser ungezogene Liebling der Gratien wurden, wie man insbesondere aus dem unvergleichlichen Briefwechsel Goethes und Schillers und aus den Beziehungen erkennt, in welchen der Dichter zu den großen Philologen Fr. A. Wolf, G. Hermann, Goettling und anderen gestanden hat, eifrig gelesen.[4]) Insbesondere gestaltete sich der Verkehr zu dem verdienstvollen

---

[1]) Vgl. Joh. Classen in den Verhandlungen der 20. Versammlung der Philologen und Schulmänner 1861. Leipzig 1863. S. 16.

[2]) Baron v. Hohenfeld war kurtrierischer Domdechant und treuer Freund der Familie la Roche. Vgl. die Briefe an Frau Sophie von la Roche.

[3]) Als W. v. Humboldt 1816 Goethe seine Übersetzung des Äschylus Agamemnon sandte, schrieb er in sein Tagebuch: Agamemnon übersetzt von W. v. Humboldt war mir soeben im Mai in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte.

[4]) Man vgl. Goethes sämtliche Werke. Mit Einleitung von Karl Goedeke. Bd. 28. S. 11—38 und Ilias im Auszug. S. 313 f.

Joh. Heinr. Voß, der nachdem er sein Lehramt in Eutin niedergelegt hatte, von 1802—1805 in Jena seinen Wohnsitz aufschlug und mit dem Weimarischen Kreise in nahe Beziehungen trat, sehr innig. In allen die Metrik betreffenden Fragen stand dem Dichter der Philologe zur Seite. Ja Goethe suchte den Dichter Voß, der zugleich Forscher war, an Jena und Weimar zu fesseln, denn als im Jahre 1804 C. A. Boettiger einem Rufe als Studiendirektor nach Dresden folgte, bot er ihm die Direktorstelle am Weimarischen Gymnasium an und als er dies ausgeschlagen hatte, suchte er Voß dadurch zu reizen, daß er ihn zum Leiter des höheren Schulwesens im Lande machen wollte. Goethe glaubte in Voß zugleich für die neue Literaturzeitung, für die er sich lebhaft interessierte, eine tüchtige Kraft zu gewinnen. Voß ließ sich freilich nicht bewegen in Jena oder Weimar ansässig zu werden, sondern siedelte zum großen Schmerze Goethes nach Heidelberg über.[1]) In der Zeitschrift Europa Nr. 38 (1880) wird aus einem Briefe Zahns (Architekt und Kunsthistoriker), welcher dem Dichter Abzeichnungen von Bildern aus Pompeji vorlegte, folgende Äußerung mitgeteilt: „ja die Alten sind auf jedem Gebiete der Kunst unerreichbar. Ich glaube, meine Herrn, auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter wie Äschylus und Sophokles bin ich doch gar nichts." Wie angelegentlich Goethe sich mit Euripides beschäftigt hat, wird abgesehn von dem herrlichen Kunstwerke Iphigenie auf Tauris, aus dem Versuche einer Wiederherstellung, der Tragödie des Euripides „Phaëthon" aus den uns erhaltenen Bruchstücken einleuchtend. Ganz vortrefflich äußert er sich über die drei großen Tragiker bei Eckermann (Gespräche mit Goethe. Bd. III. S. 94 f. den 28. März 1827).

Vorzugsweise waren es die hellenischen Dichter, welche das Interesse Goethes in Anspruch nahmen; von der Beschäftigung mit Herodot, Thukydides, Xenophon u. a. finden wir wenig oder nichts erwähnt, nur Platon und Aristoteles zogen ihn an. Des letzteren Werk über die Dichtkunst ist von Goethe und Schiller eifrig studiert worden. Daß Goethe von dem Dichterphilosophen Platon sich angezogen fühlte, darf nicht wundernehmen. In dem Jahre, in welchem Fr. Leop. Stollbergs Übersetzung auserlesener Gespräche des Platon erschien, wurde die Abhandlung[2]) Plato, als Mitgenosse einer göttlichen Offenbarung, veranlaßt, aus der man erkennt, daß Goethe sich in die Art Platonischer Gedankenkreise vortrefflich gefunden hatte. Plato, heißt es, verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not thut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem

[1]) Man vgl. das treffliche Werk: Joh. Heinr. Voß, von Wilh. Herbst. Leipzig 1874. Bd. II. 2. Abt. S. 19 f.

[2]) Goethes Ausg. v. Karl Goedeke. Bd. 28. S. 18—21.

Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen anzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen vom irdischen Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.[1]) Auch der römischen Literatur war Goethe nicht fremd. In seiner Jugend fesselte ihn Ovidius, und aus dem Berichte, den er uns über das Straßburger Leben in Dichtung und Wahrheit giebt, wissen wir, daß er wegen der Freude, welche er an den Verwandlungen des Ovidius gefunden, von Herder aufs strengste getadelt wurde. Die hervorragendsten Dichter der Römer las er in Rom mit besonderem Interesse, namentlich zogen ihn die Dichtungen des Propertius und Lukretius an, mit deren Übertragung Freund Knebel[2]) viele Jahre hindurch unter Beihilfe von Goethe, Herder und Schiller beschäftigt war. Ein in gewisser Beziehung auffallendes Urteil ist das des Dichters über Horatius, dessen poetisches Talent er nur in Absicht auf technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache, nebst einer furchtbaren Realität anerkennt, aber ihm namentlich in den Oden alle Poesie abspricht.[3]) Auch für römische Inschriften und Münzen hatte der Dichter ein Verständnis, die für die Geschichte Roms bedeutungsvollen Örtlichkeiten betrachtete er mit der größten Aufmerksamkeit, aber für das, was der römische Staat durch seine bewunderungswürdige Organisation geleistet, hatte er ein geringeres Interesse. Noch als er sich in seinem letzten Lebensjahre mit inniger Wehmut über den unerwarteten Tod des Begründers der Geschichtschreibung Roms, B. G. Niebuhrs, „anhaltend in die römische Geschichte hineinlas," gesteht er: Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte: so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist im Grunde das, was uns auferbaut.[4])

So haben wir gesehn, wie der größte deutsche Dichter während seines

---

[1]) Plato's Phaedrus und Gastmahl. Übersetzt mit einleitendem Vorwort von K. Lehrs. Leipzig 1870. S. 28.

[2]) Karl Ludwig v. Knebel, seit 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar, war der älteste von Goethes Freunden, der ihn auch überlebte; er starb am 23. Febr. 1834 in Jena. Als Übersetzer hat sich Knebel Verdienste erworben, im Jahre 1798 erschien die Übersetzung des Propertius, er war der erste metrische Übersetzer des römischen Dichters, seine Übertragungen sind freier als die von Joh. H. Voß. Schon frühzeitig hatte der talentvolle Mann sich mit der Lektüre des Lukretius beschäftigt, die Übersetzung erschien 1821 in Leipzig, 1831 in zweiter Auflage. Vgl. deutsche Biogr. Bd. XVI. S. 275 f. und Karl Ludwig v. Knebel. Ein Lebensbild von Hugo v. Knebel Doeberitz. Weimar 1890. S. 11. 75. 130.

[3]) Vgl. Riemers Mitteilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Berlin 1841. Duncker und Humblot. S. 643—644.

[4]) Zelters Briefwechsel. Nr. 769, vom 17. Jan. 1831. 6, 115 f.

ganzen für die vaterländische Kultur so wichtigen Lebens fort und fort die innigsten Beziehungen zum Altertum gepflegt, an dem Gedeihen der klassischen Studien den innigsten Anteil genommen hat. Deshalb befremdet uns der Wunsch nicht, den in der Gegenwart gar manche ungerechtfertigt finden: Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben![1]) Gerade in den unübertrefflichen Hervorbringungen Goethes erkennt man, wie die klassische Literatur auf seine ganze Bildung von der größten Bedeutung gewesen ist. Daher erklärt es sich auch, daß gerade unsere großen Philologen Fr. A. Wolf, Gottfr. Hermann, Fr. Thiersch, Fr. Passow, K. Lehrs, Fr. Ritschl, Moritz Haupt, C. Goettling, Herm. Sauppe u. a. dem Studium der Werke dieses Dichters sich mit dem größten Interesse zugewandt haben. Auch Schulmänner wie W. Herbst, Heinr. Keck, Cholevius, Dr. H. F. Müller, Dr. Karl Fr. Rinne, Dr. Chr. v. Bomhard u. a. sind thätig gewesen, um das Verständnis des großen Dichters insbesondere auch den Schülern der Gymnasien zu vermitteln. Männer wie der verdienstvolle Kenner der dramatischen Poesie der Griechen, Gymnasialdirektor Dr. Theod. Kock und der Mecklenburger Gymnasiallehrer Prof. Dr. Dühr haben der eine Goethes Iphigenie in Tauris, der andere Hermann und Dorothea in musterhafter Weise ins Griechische[2]) übertragen. Es ist natürlich, daß die mächtige Erscheinung Goethes auch auf die Pädagogik großen Einfluß geübt hat. Die Behandlung der Lektüre der homerischen Dichtung und der griechischen Dramatiker mußte in den Händen solcher Lehrer, welche mit den Werken Goethes, Herders, Schillers, Wielands vertraut waren, eine andere, eine geistigere werden.[3]) Aber auch für die Pädagogik im engeren Sinne hat der Dichterheros seine Wichtigkeit. In verschiedenen Schriften sind von dem Dichter auch Betrachtungen über Erziehung eingeflochten worden, die, weil sie von einem so ausgezeichneten, durch Lebenserfahrung gereiften Manne stammen, immerhin der Beachtung wert sind. Ein System pädagogischer Anschauungen, wie sie durch fortgehende Übung im Unterrichten gewonnen werden, kann man bei ihm nicht finden, Goethe war eben Dichter und ausgezeichneter, gewissenhafter Beamter. Die pädagogischen Anschauungen des Dichters sind in den beiden Romanen: Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften enthalten.[4]) Hier treten uns sehr feine

[1]) Goethes Sprüche in Prosa erläutert. Von G. v. Loeper, Nr. 510.

[2]) Goethii Iphigenia Graece. Berlin 1861. Th. Kock. Schon 1818 war die Iphigenie mit einer Dedikation an Goethe ins Griechische von Papadopopulus übersetzt. Goethes Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersetzt von Prof. Dr. Dühr. Gotha 1888.

[3]) Sehr lehrreich ist für die Erkenntnis des Verhältnisses Goethes zum klassischen Altertume der ausgezeichnete schon erwähnte Vortrag des trefflichen Herausgebers des Thukydides Joh. Classen; er verdient die Beachtung aller, welche sich mit der Entwicklung der klassischen Studien und des Einflusses derselben beschäftigen.

[4]) Wilhelm Meisters Lehrjahre erschienen 1795 und wurden überall mit Beifall aufgenommen; die Wahlverwandtschaften traten im Jahre 1809 ans Licht.

pädagogische Bemerkungen entgegen, die auf einer gründlichen Kenntnis der Menschennatur beruhen und deshalb dauernder Beachtung wert sind. Er hatte den Grundsatz: das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch in seinem ganzen Leben befolgt und bewährt gefunden. Mittelpunkt der Erziehung ist ihm in der pädagogischen Provinz die Religion, auf sie ist die kulturhistorische Bildung im wesentlichen beschränkt. Erziehung aus dem Innern, das Auferbauen von innen aus, darauf muß es abgesehn sein; dem Worte muß die Anschauung zu Hilfe kommen. Mit wenig Worten läßt sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen: man erziehe die Knaben zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehn. Jede öffentliche, politische, literarische oder im weiteren Sinne gesellige Wirksamkeit hielt Goethe ganz im Gegensatze zu unserer Zeit für unweiblich, das Elternhaus für die beste Schule der Mädchen. Die kritische und etymologische Behandlung der Klassiker mißbilligte er. Sprache, Dialekt, Stil und Schrift sei als Körper eines jeden geistigen Werkes anzusehn, das Innere, Eigentliche einer Schrift sei zu erforschen und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserem eigenen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsere erregt und befruchtet werde. Er will eine realistische Interpretation, im Zusammenhang mit Leben, Religion und Kunst. So schließen sie sich als Ergänzung der Historie an die Bibel, unterscheiden sich aber von ihr auch darin, daß dort der Typus der Völkerschicksale, hier das Individuelle hervortritt. Die Geschichte soll den Enthusiasmus erregen, daher ist die biographische Geschichtserzählung ein so treffliches Bildungsmittel „und die ärmliche Wahrheit der historischen Kritik," welche die Geschichte des Enthusiasmus beraubt, indem sie den großen Sinn der Tradition vernichtet, aus dem Unterrichte zu entfernen. Die neuern Sprachen müssen nach Goethe in ihrer Heimat gelernt werden, zugleich mit den Elementen, worauf sie ruhen, und wo dies nicht möglich ist, kann man wenigstens annähernd eine künstliche Heimat herstellen. Ebenso sollte man Naturgegenstände nur in vollständiger Umgebung kennen lernen und nichts als was uns unmittelbar lebendig umgiebt.[1]) Platon hat in seiner Republik die Gymnastik, die Musik und die Dialektik als die Grundelemente der wahren Bildung bezeichnet, wodurch Körper und Seele harmonisch gestimmt würden.[2]) Goethe gab in seiner pädagogischen Provinz der Gymnastik oder Turnkunst keine besondere Stelle, und das ist auffallend, da er sie in den

[1]) Man vgl. Schmids Encyklopädie. III. S. 1 f. Beide Artikel: Goethe, von A. Oldenberg und Goethe, Lektüre Goethes in pädagogischer Hinsicht, sind in den vorstehenden Ausführungen oft wörtlich benutzt, sie sind sehr lesenswert.

[2]) Man vgl. Goethes Wilhelm Meister, in seinen socialistischen Elementen entwickelt von Ferd. Gregorovius. Schwäb. Hall 1855, zuerst 1849 erschienen, die erste Schrift des geistvollen Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und der Geschichte der Stadt Athen.

Lehrjahren zu berücksichtigen schien und da sie im Erziehungssystem des 18. Jahrhunderts schon seit Klopstock und Lessing allgemein in Aufnahme kam. Nur einmal knüpft er den Tanz an die Musik.[1]) Noch erwähnen wir hier ein geistvolles Programm eines der ausgezeichnetsten Goethekenner, des ehemaligen Rektors und Professors des Merseburger Domgymnasiums Karl Ferdinand Wieck. Goethes Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters. Merseburg 1837.

Goethe übte auf das Schulwesen des Landes bei der hohen Stellung, die er einnahm, einen gewissen Einfluß aus, Passow, Heinrich Voß, Hand, Riemer u. a. mögen nicht ohne seine Mitwirkung an dem Gymnasium in Weimar angestellt sein. Vor allen Dingen war es Goethe, welcher nach Überwindung vieler ihm entgegentretender Schwierigkeiten die Berufung Joh. Gottfr. Herders (Oktbr. 1776) zum Generalsuperintendenten durchzusetzen wußte. Herder aber hat noch in ganz anderer Art als Goethe auf das höhere und niedere Schulwesen des damaligen Herzogtums Einfluß geübt.

In gewissem Sinne hat der große Dichter seine Principien der Erziehung praktisch verwerten können, indem er den Sohn der Freundin, Frau von Stein, in sein Haus aufnahm und für seine allseitige Ausbildung mit aller Umsicht sorgte, die Kräfte des Zöglings nach allen Richtungen hin zu entwickeln bemüht war. Friedrich von Stein erzählte in dankbarer Erinnerung an Goethes Unterweisung folgendes: „Mit vollem Herzen hing ich an meiner Mutter und fast noch mehr an Goethe, der mir mit Liebe, Ernst und Scherz, so wie es nötig war, begegnete, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachte. Er nahm mich zu jener Zeit mit sich auf eine Reise nach Dessau und Leipzig, wo ich meine Begriffe sehr erweiterte. Ich war etwa 9 Jahr alt, als mich Goethe zu sich in sein Haus nahm, welche Zeit ich die glücklichste Periode meiner Jugend nennen darf. Die Liebe, mit der er meine mannigfach kleinen Wünsche erfüllte, suchte ich durch Anstrengungen zu verdienen. Durch Diktieren suchte er meine unfertige Handschrift auszubilden, und dadurch, daß er mir seine Wirtschaftsbücher und Rechnungen zu führen übergab, meine Fertigkeit im Rechnen zu üben. Ich machte mehrere kleine Reisen mit ihm, besonders nach Ilmenau und in die Grafschaft Henneberg, wo er die Direktion eines in der Folge mißglückten Bergbaues führte und mich hierüber gern und vollständig belehrte.“ Später übernahm er mit besonderer Sorgfalt die Erziehung seines Sohnes August. Er berichtet an Freund Knebel, es sei seine einzige Sorge, bloß das zu kultivieren, was in dem Knaben lag, und alles, was er lernte, ihn gründlich erlernen zu lassen.[2]) Es ist rührend zu lesen, mit welchem Interesse der Vater die Studien seines Sohnes August,

---

[1]) Goethes Wilhelm Meister 2c. Von Ferd. Gregorovius. S. 155.

[2]) Goethe als Pädagog. Von Wilh. C. Schramm. Leipzig 1880. S. 5. Mit sehr vielen Ausführungen in dieser Schrift bin ich nicht einverstanden.

der in Heidelberg juristischen Studien oblag, verfolgt und zu leiten sucht.[1]) Es kommt, meint Goethe, beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man sich aneignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln. Daß auch deine Studien einen historischen Gang nehmen, ist mir sehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, anticipiert das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine giebt sich auf diesem Wege von selbst. Insbesondere hatte Goethe seinen Sohn August dem berühmten Rechtslehrer Thibaut,[2]) der zugleich ein bedeutender Kenner der Musik war, angelegentlich empfohlen. Auch wünscht er, daß er in der Familie des berühmten von Jena nach Heidelberg übergesiedelten Übersetzers der homerischen Dichtungen Joh. Heinr. Voß verkehren möchte. Der Vater hat ein Interesse zu hören, welche Kollegia der Sohn angenommen,[3]) wie er sich in dieselben gefunden; auch einige von den nächsten Gesellen, mit denen er umgehe, solle er nennen. In einem andern Briefe[4]) teilt er mit, daß er an Herrn Hofrat Thibaut geschrieben und ihm gedankt habe, daß er sich in guten und bösen Tagen des jugendlichen Studenten annehmen wolle. Halte dich ja, fährt er fort, an diesen trefflichen Mann und Lehrer, so wird dir in jedem Falle geholfen sein. Auch alle übrigen Freunde grüße schönstens und suche so bald als möglich kleine Mißverständnisse, die vorkommen, wieder ins Gleiche zu bringen. Schreibe mir von Zeit zu Zeit, besonders auch sage mir, wie es denn mit den Pandekten geht. An Herrn Hofrat Thibaut habe ich schon geschrieben, daß du künftigen Sommer die Pandekten nicht wieder zu hören brauchst. Es ist besser, daß einige Zeit ver-

---

[1]) Vgl. Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludw. Geiger. X. Bd. S. 10 f. Auch die hier mitgeteilten Briefe der Frau v. Goethe an den Sohn sind lesenswert und beweisen, daß die Gattin des Dichters das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Über Christiane v. Goethe liegt eine biographische Skizze von Emma Brauns vor. (Leipzig 1888.)

[2]) Ant. Friedr. Justus Thibaut, geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln, studierte in Göttingen, Königsberg und Kiel. Im Jahre 1796 habilitierte er sich in Kiel und wurde 1799 Professor der Rechte an dieser Hochschule. Bereits 1802 folgte er einem Rufe nach Jena, aber schon 1805 wurde er an die Universität Heidelberg gezogen, wo er bis zu seinem am 28. März 1840 erfolgten Tode eine überall anerkannte, glänzende Thätigkeit als Lehrer des römischen Rechts entfaltete. Während seiner Wirksamkeit in Jena war der hervorragende Gelehrte auch mit Goethe bekannt geworden. Der Bruder des berühmten Juristen Thibaut war der ebenfalls als Lehrer der Mathematik an der Universität Göttingen gefeierte Bernh. Friedr. Thibaut (geb. den 22. Dezbr. 1775 in Hameln, gest. in Göttingen am 4. Novbr. 1832).

[3]) Goethe-Jahrb. 1889. S. 22.

[4]) Goethe-Jahrb. 1889. S. 31. (Ende Jan. 1890.)

streicht, ehe man sich wieder zu einer so wichtigen Arbeit kehrt. Indessen erholt sich der Geist, bildet sich an andern Gegenständen und kommt frischer und getroster auf die vorige Stelle zurück. Besonders geht aus den Briefen, welche der Dichter an Thibaut geschrieben hat, hervor, daß er darauf bedacht war, daß der Sohn etwas Tüchtiges lerne: „Was die Studien des jungen Mannes betrifft, so werden Sie mich höchlich verpflichten, wenn Sie solche nach Maßgabe seines Talentes und Fleißes auch in der Folge dirigieren wollen. Wenn er die Zeit gut anwendet, die er den Studien zu widmen hat, so will ich sie ihm eher verlängern als verkürzen. Je älter man wird, je mehr fühlt man die Kürze der Jahre und sie sind doch auch für die Jugend nicht länger als für das Alter. So bin ich z. B. das Wiederhören der Pandekten betreffend gleichfalls der Überzeugung, daß eine Pause dazwischen zu setzen sei. Ein junger Mann, der ein solches bedeutendes Kollegium zum zweitenmal hört, muß eigentlich mit Zufriedenheit empfinden, daß er indessen gewachsen ist und daß er das, was ihm vorher Mühe und Beschwerde verursachte, nunmehr mit Leichtigkeit behandelt. Wegen der landsmannschaftlichen Verhältnisse hat er mir früher geschrieben und ich bin ganz wohl zufrieden damit. Verbindungen sucht sich der Mensch auf eine oder die andere Weise, da er nicht allein stehn kann, und er muß früher oder später lernen sich in Verhältnisse finden, sich ihrer Vorteile zu bedienen, ihre Unbequemlichkeiten zu tragen oder ihnen auszuweichen. Auch hierüber bin ich um so beruhigter als ich weiß, daß Ew. Wohlgeb. über diesen Punkt auf ähnliche Weise denken.“ Der liebevollen Sorgfalt, welche der Bildung und Erziehung des Sohnes zugewandt wurde, entsprachen leider die Erfolge nicht. Der Sohn wollte gern nach Beendigung seiner Studien an dem Feldzuge gegen den Erbfeind unseres Volks teilnehmen, aber der Vater konnte es nicht über sich gewinnen, seinen einzigen Sprößling den Wechselfällen des Kriegs preiszugeben. Noch ein anderer Umstand trat hinzu das Leben des talentvollen August Goethe aus der Bahn zu schleudern. August Goethe war von dem Vater auf Brautwerbung geschickt worden, nachdem er unmittelbar vorher dessen Willen eine Neigung hatte opfern müssen. Im April des Jahres 1817 führte August das liebenswürdige Fräulein Ottilie von Pogwisch als Frau heim. Die feingebildete Schwiegertochter[1]) wurde der Mittelpunkt des geselligen Lebens in dem Hause des Dichters. Die Ehe selbst war nicht glücklich, da August Goethe die lockeren Gewohnheiten seines Junggesellenlebens nicht aufgab. Am 28. Oktbr. 1830 starb der Sohn des Dichters. Der Schmerz des Vaters über diesen Verlust war sehr groß. Wir sehn an diesem Beispiele von neuem, daß die sorgsamste Erziehung doch nicht immer die erwünschten Früchte zeitigt, vielleicht wäre der Sohn doch ein anderer geworden, wenn er, wie er das so lebhaft verlangt hatte, an dem Feldzuge gegen Frankreich sich hätte beteiligen dürfen.

[1]) Vgl. Wolfg. Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar 1889. S. 8 f.

Es war natürlich, daß ein so hervorragender Mann wie Goethe auf seine Umgebung einen erziehenden Einfluß ausüben mußte. Wir wissen, in welcher Weise der Dichter auf seinen Dichterfreund Schiller, auf Riemer, Eckermann und viele andere, die in seinen Kreis traten, eingewirkt hat, ganz abgesehn davon, daß er auch in seiner maßgebenden Stellung für die Gymnasien und die thüringische Universität Jena von Ausschlag gebender Bedeutung war.

Man findet in gar vielen Werken des an Lebenserfahrungen so reichen Dichters außerordentlich beherzigenswerte Bemerkungen über Erziehung, er hatte eben ein tieferes psychologisches Interesse an der Ausgestaltung der Anlagen des Menschen und stand unter dem Einflusse der die damalige Stimmung der Zeit beherrschenden Ideen J. J. Rousseaus und anderer gern gelesener Schriftsteller. Insbesondere war der Einfluß von Rousseau in Deutschland ungeheuer, er wirkte, wie B. G. Niebuhr[1]) sagt, viel mehr in der Tiefe des Gemüts als der von Voltaire: „Rousseau war der Held der meisten geistreichen Leute in meinem Knabenalter.“ Auf den durch Rousseau und durch andere Schriftsteller verbreiteten Anschauungen entwickelte sich der Philanthropismus, welcher in Joh. Bernh. Basedow (geb. am 11. Septbr. 1723 in Hamburg, gest. am 20. Juli 1790 in Magdeburg) seinen Ausdruck fand. Wir verweisen auf die trefflichen Ausführungen Karl v. Raumers. Bd. II. S. 153 und über das in Dessau gestiftete Philantropin und über Basedow auf Bd. II. S. 212 f. Max Müller hat in der allgem. deutsch. Biographie Bd. II. S. 113 f. ein Lebensbild dieses immerhin aufrichtigen Menschenfreundes entworfen. Weitläufig und gründlich ist die Pädagogik Goethes von Adolf Langguth behandelt in folgenden Schriften: Goethes Pädagogik historisch kritisch dargestellt von Ad. Langguth. Halle a. S. Verl. v. Max Niemeyer. 1886; Goethe als Pädagog, von Ad. Langguth. Halle a. S. 1887. Ebend. Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu den Erziehungs- und Unterrichts-

---

[1]) Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Hamburg 1845. S. 83 f.: „R. hatte Veranlassung zu der Meinung gegeben, obgleich sie bei ihm nicht so absurd hervortritt als bei denen, die sie ausbildeten, daß die Tugend nur in den niedern Ständen, alle Verworfenheit unter den vornehmen zu suchen sei. Diese unsinnige Richtung trat in der Literatur um das Jahr 1770 hervor. Goethe sagt mit Recht von dem Schauspiel der damaligen Zeit, daß ein Förster und Dorfschulmeister ein Bild der Tugend war, ein Kanzleibedienter schon ein Bösewicht, ein Geheimerat ein Ungeheuer und ein Hofmarschall des Galgens und des Rades wert. Während die um das Jahr 1750 geborene Generation, Goethe, Stolberg, Voß mit eigentümlicher Frische und Schärfe auftrat, folgten ihr die sogenannten Sturm- und Dranggenies, Klinger, Lenz, Schiller in seiner ersten Periode, ein Geschlecht, das sich im wahnsinnigen Taumel in die größten Verkehrtheiten stürzte. Hier war Schiller einer der Schlimmsten unter den Schlimmsten; der Förster ist ihm schon zu philisterhaft; er findet die Tugend nur noch unter den Räubern und Mordbrennern. Er hat dies abgebüßt und kam bald von den Verkehrtheiten zurück.“

fragen der Gegenwart hat Ad. Langguth gut entwickelt. Die erste Schrift Langguths hat einen trefflichen Kenner Goethischer Schriften als Recensenten gefunden, B. Suphan, den verdienten Herausgeber der Herderschen Werke, deutsche Literaturzeitung Nr. 38. 1886. —

Man darf wohl behaupten, daß der größte Dichter des deutschen Volkes einen außerordentlich wichtigen Einfluß auch auf die Pädagogik ausgeübt hat. Für die Behandlung der alten Schriftsteller, namentlich der Dichter, waren die Werke Goethes von größter Bedeutung. Männer wie C. Frd. Wieck, Rob. H. Hiecke, F. A. Vilmar, Karl Leo Cholevius, H. Düntzer, Franz Kern u. a. haben in ihren Schriften wichtige Beiträge zum Verständnis der Werke des Dichters geliefert und die Erklärung der auf Gymnasien behandelten einzelnen Schriften des Dichters wesentlich gefördert.

Fragen wir nun schließlich nach der Weltanschauung, welche diesen großen Lehrer des deutschen Volkes beseelte, so müssen wir denen zustimmen, welche sie eine vorzugsweise ästhetische, dem Christentum nicht feindliche nennen. Der Dichter hatte ein tiefes Verständnis für das Glaubensleben der Menschen, wie sich dies an gar vielen Stellen seiner Werke, besonders aber in den so wertvollen für die Charakteristik des Dichters so wichtigen Gesprächen Goethes mit Eckermann genugsam zeigt. Man wird immer im Auge behalten müssen, daß der Stempel jenes Zeitalters, in dem er seine Bildung empfing, auch dem Goethischen Genius aufgeprägt war. Wie fleißig fort und fort der Dichter die Bibel las, das ist uns in dem trefflichen Büchlein des Prof. Dr. Henkel, Goethe und die Bibel[1]) nahe gebracht. Auch die Abhandlung eines der vorzüglichsten Kenner Goethischen Geisteslebens, Viktor Hehns in dem Goethe-Jahrbuche: Goethe und die Sprache der Bibel[2]) ist von Wichtigkeit für diese Frage. Aus der von Th. Vogel gemachten Zusammenstellung: Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt,[3]) ersieht man, wie tief der Dichter über die wichtigsten Lebensfragen nachgedacht, ein wie lebendiges Interesse er für religiöse Dinge gehabt hat. So erzählt Frau v. Goethe: es war das Goethewort erwähnt worden, daß das Christentum eine Kraft sei, an der die krankende Zeit sich immer wieder gesund lebe, und das Gespräch, in welchem der Alte den Lehrpunkt von der Gnade auseinandersetzt. So sei er auch einmal, erzählt sie, auf die Herrlichkeit Christi zu reden gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er in einen Thränenstrom ausbrechend hinausgegangen sei.[4]) Vilmar sagt[5]) wohl

[1]) Leipzig 1890.

[2]) Goethe-Jahrbuch. 1887. S. 186 f.

[3]) Leipzig 1888.

[4]) Wolfg. Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar 1889. S. 10.

[5]) Lebensbilder deutscher Dichter von A. F. C. Vilmar. Herausgegeben von Dr. K. W. Piderit. Frankfurt a. M. S. 96 f.

mit vollem Recht, trotz der Bewußtlosigkeit der Erlösungsbedürftigkeit war der, wie es scheint, nicht ganz üble Grund, den seine Kindheit im Christentum, und zwar nicht bloß in äußerer Kenntnis desselben, gelegt hatte und war die Anregung, welche er von Fräulein v. Klettenberg nach seinem Aufenthalte in Leipzig erhielt, niemals, auch nicht durch die Reise nach Italien, welche wie V. meint, auf das nachteiligste wirken mußte, in Goethe zu vertilgen. Rührend ist der Versuch zur völligen Bekehrung Goethes zu christlicher Betrachtung der Dinge, welchen die Gräfin Bernstorff[1]) in einem Briefe vom 5. Oktbr. 1822 machte, und charakteristisch für den Dichter die am 23. April 1823 erfolgte Beantwortung desselben.

Friedrich Schiller.

Für die Entwicklung unseres Kulturlebens ist Friedrich Schiller von ebenso nachhaltiger Bedeutung gewesen als Wolfgang Goethe, ja er hat auf weitere Schichten des Volks fast noch einen mächtigern Einfluß geübt als sein großer Freund. Schillers Werke haben eine Anerkennung gefunden, die geradezu einzig zu nennen ist. Er berührte eben eine Saite der Volksseele, die überall wiederklang. Wir stimmen dem zu, was ein geistvoller Historiker ausspricht: Wo Menschen willkürliche Bahnen brechen und das Schöne eigensinnig ertrotzen wollen, erzeugen sie überall nur Karikaturen. Wer die Motive höherer Gestaltung, welche in der vorhergegangenen Bildung und bis dahin unbewußt erwachsen sind, mit richtigem Takt zu finden und mit Bewußtsein ihrem bestimmten Ziele entgegenzuführen weiß, der allein ist der wahre Dichter; denn der Weltgeist entfaltet seine Blüten nicht wie es der kindischen Laune des Einzelnen gefällt sie ihm entfalten zu lassen, sondern unter bestimmten einem historischen Gesetz unterliegenden Bedingungen. So haben vor anderen Lessing, Goethe, Schiller, Wieland und Herder die Motive vorhergegangener höherer Bildung in sich aufgenommen, nach verschiedenen Seiten hin zur Ausgestaltung gebracht und so auf das ganze Kulturleben der Nation einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt, einen Umschwung in der Auffassungsweise der Dinge hervorgebracht. So hat auch Friedrich Schiller auf Schule und Pädagogik einen bedeutungsvollen Einfluß geübt, hat auf die Jugend unseres Volkes erhebend und begeisternd gewirkt wie selten ein Dichter vor ihm. Vergegenwärtigen wir uns zunächst in kurzen Zügen den Bildungsgang dieses ausgezeichneten Mannes.

Die Familie Schillers stammt ursprünglich aus Tirol, doch war sie schon seit dem 17. Jahrhundert in Württemberg ansässig, Großvater und Urgroß-

[1]) Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin Bernstorff. 2. Aufl. Leipzig 1881, Brockhaus.

vater des Dichters betrieben das Bäckergewerbe. Der Vater Schillers, Johann Kaspar (geb. 1723) erlernte nach dem frühen Tode seines Vaters (1733) die Chirurgie und machte als Feldscher eines bayerischen Kavallerieregimentes einen Teil der Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges, seit 1745, mit, diente jedoch zugleich als Unteroffizier und ließ sich nach dem Frieden von Aachen im Jahre 1748 in dem Städtchen Marbach als Chirurgus nieder. Hier verheiratete er sich mit Elisabeth Dorothea Kodweiß (geb. 1732, gest. 1802), der Tochter eines damals wohlhabenden, später völlig verarmten Bürgers in Marbach. Im Jahre 1753 trat er wieder als Fourier in das württembergische Heer ein, nahm als Lieutenant seit 1757 an dem 7jährigen Kriege teil, wurde seit 1765 drei Jahre als Werbeoffizier für die Reichsstadt Gmünd verwendet, hatte seit 1768 seine Garnison in Ludwigsburg, wo er sich mit Anlegung einer Baumschule beschäftigte und wurde im Jahre 1775 mit dem Charakter als Hauptmann auf die Solitude als Oberaufseher der herzoglichen Baumpflanzungen versetzt; hier starb er am 7. Septbr. 1796.[1]) In Marbach wurde sein Sohn Joh. Christoph Friedr. Schiller am 10. Novbr.[2]) 1759 geboren. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von dem Pfarrer Moser in Lorch; später besuchte er die lateinische Schule in Ludwigsburg, beteiligte sich, da er sich dem Studium der Theologie widmen wollte, in den Jahren 1769—1772 an dem in Württemberg üblichen jährlichen Landesexamen und wurde 1772 konfirmiert. Der Herzog Karl Eugen (geb. 1728, regierte seit 1744, starb am 24. Oktbr. 1793) forderte den Vater auf, den Sohn in die im Jahre 1770 errichtete militärische Pflanzschule eintreten zu lassen, welche zunächst für die Heranbildung künftiger Offiziere, aber auch künftiger Civilbeamten, Juristen und Mediziner, bestimmt war. Im November des Jahres 1775 wurde die Pflanzschule[3]) als herzogliche Militär-Akademie nach Stuttgart verlegt, später, 1781, auch als hohe Karlsschule vom Kaiser Joseph II. zum Range einer Universität mit 3 Fakultäten erhoben, aber 1794 aufgelöst. Der Vater Schillers erwiderte dem Herzog, daß er es als eine Gnade ansehn würde, wenn sein Sohn seiner Neigung, dem geistlichen Stande sich einst zu widmen, folgen dürfte. Diese Freimütigkeit schien dem Herzog nicht zu gefallen, der ja gewohnt war, alle seine Äußerungen als Befehle be-

---

[1]) Vgl. Lebensbilder deutscher Dichter von A. F. C. Vilmar. S. 98.

[2]) Ob Schiller am 10. oder 11. Novbr. geboren worden, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Die Tradition in der Familie war lange Zeit für den 10. Novbr. und dafür spricht die Aufzeichnung des Vaters; das Kirchenbuch zu Marbach sagt jedoch, er sei am 11. Novbr. geboren und an demselben Tage getauft worden.

[3]) Man vgl. die Lebensbeschreibungen unseres großen Dichters von Palleske, H. Viehoff, Otto Brahm u. a. Für die Entwicklung Schillers ist gerade die Art, wie er unterrichtet worden, von großer Wichtigkeit und erklärt aufs beste den Sturm und Drang, in welchen der so genial angelegte Jüngling geriet.

folgt zu sehn. Schillers Schwester schildert den Eindruck, welchen des Herzogs Wort bei den Ihrigen machte, und wie alle Möglichkeit des theologischen Studiums in der Pflanzschule abgeschnitten war und fährt dann fort: „Unter diesen Entschließungen vergingen einige Tage, weil sie viel Überwindung vor dem jungen Schiller kosteten. Der Vater wurde wieder zum Herzog berufen und auf eine Erklärung gedrungen. Endlich, aus Furcht, die Ungnade des Herzogs sich zuzuziehen, da der Vater unmittelbar unter dem Herzog stand, entschloß sich der junge Schiller zum juristischen Studium," dafür versprach der Herzog: Schiller bei seinem Austritt aus der Akademie besser versorgen zu wollen, als im geistlichen Stande möglich wäre; ein Wort, das die besorgten Eltern genau im Sinne behielten und an dem sie sich Trost suchten.[1]) Schiller hatte nach der Sitte jener Zeit sich frühzeitig mit der lateinischen Sprache beschäftigt, seinem Vater lateinische Geburtstags-Neujahrwünsche dargebracht.[2]) Auch lateinische Verse verstand der talentvolle Knabe anzufertigen, wie man aus den weiteren Mitteilungen von Jugendversuchen des Dichters, die man bei Goedeke findet, erkennt. Die Pläne der Theologie sich zu widmen, wurden, so sehr es auch anfänglich der ganzen Schillerschen Familie leid that, endlich ganz aufgegeben. Am 16. Januar 1773 zog Schiller von seinem Vater begleitet in die Pflanzschule auf der Solitude ein. Über die Karlsschule ist manches harte Wort, namentlich vor dem Erscheinen der wertvollen Biographie des Dichters von E. Palleske, gesagt worden, sie war eben eine Schule den sächsischen Fürstenschulen Pforta, Grimma, Meißen im ganzen ähnlich und nur durch die Eigentümlichkeit des Herzogs Karl mehr beeinflußt als die genannten Anstalten von den Kurfürsten. Die Schule will aus der Stimmung der Zeit heraus beurteilt sein, der Mann, der sie gegründet, war ein absoluter Regent seines Landes, der sein Fürstenamt freilich nicht im Sinne Friedrichs des Großen, welcher sich den ersten Diener seines Staates nannte, ausübte, sondern im Geiste Ludwigs XIV. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland," rief er den gehorsamst protestierenden Unterthanen zu. Otto Brahm hat uns in seiner Schillerbiographie S. 51 ein Bild dieses Herzogs entworfen, das mehr oder weniger auf die Fürsten jener Tage paßt. Hier interessiert uns vor allem die Einrichtung der Schule, die

[1]) Schillers Leben von Otto Brahm. I. 48 f.

[2]) Aus Goedekes historisch kritischer Ausgabe. Teil I. S. 6 teile ich den Neujahrswunsch vom 1. Jan. 1771 mit: Honoratissime atque carissime pater! Non tam laeto essem animo, anno renascente, nisi Te, c. p., salvum videre strenamque tibi offerre contigisset. Deus omnipotens, qui nos adhuc servavit, prosperet tibi calendas Januarias, cumulet Te bonis quam plurimis multosque annos servet incolumem. Tua in me collata imis infixa medullis erunt beneficia eroque illorum debitor perpetuus. Pro tuo in me amore gratias Tibi habeo quam maximas neque quicquam mihi prius aut antiquius erit quam ut jussa promte et alacriter Tua exequar, mihi quam saluberrima. Nihil mihi magis in optatis esse credas, quam ut, qualem te hactenus sum expertus, id est, patrem mei amantissimum atque studiosissimum, tali etiam insequentibus temporibus frui liceat. Tuus obedientissimus filius.

am 18. Novbr. 1775 nach Stuttgart verlegt wurde, in demselben Jahr und in demselben Monat, in welchem Wolfgang Goethe in die Residenz des Herzogs Karl August in Weimar einzog, eines Fürsten, der auf den Gang unserer Literatur einen so befruchtenden Einfluß ausübte, daß er bei seinem Sinn für das Allgemeine, für das Vaterland ein neues glänzendes Zeitalter für deutsche Kultur heraufführen half: in seinem ganzen Wesen ganz das Gegenbild des Herzogs von Württemberg. Betrachten wir uns die Einrichtung der Schule etwas genauer; wir folgen den trefflichen Ausführungen des leider zu früh verstorbenen Emil Palleske.[1])

Sämtliche Zöglinge waren nach ihrer Herkunft in zwei Hauptklassen, in „Kavaliers" und „Eleven", übrigens in mehreren Abteilungen rangiert. Zur ersten gehörten nur Kavalierssöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten. Sie standen unter einem bürgerlichen Chef. Die folgenden Abteilungen umfaßten Studierende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge, bürgerlichen und adligen Standes ohne Unterschied. Die letzte Abteilung war aus Schauspielern und Tänzern gebildet, meistens armen Knaben, die auf Kosten des Herzogs erzogen wurden. Jede Abteilung hatte ihren eigenen Schlafsaal, ihre eigene Speisetafel im Speisesaal und ihre eigenen Vorgesetzten, einen Hauptmann, zwei Lieutenants, zwei Aufseher. Natürlich veränderten sich alle diese Einrichtungen mit der zunehmenden Ausdehnung des Instituts. Die Aufsicht über das Ganze führten ein Intendant, zwei Majors und ein Oberaufseher, der dem Intendanten Rapport abstattete, Ronden machte ꝛc. Die tägliche Lebensordnung war folgende: Morgens 6 Uhr stand man auf, jeder machte sein Bett, reinigte seine Kleider. Dann: Gegenseitiges Frisieren, Marsch in den Speisesaal, Gebet, Frühstück, bestehend aus einer gebrannten Mehlsuppe oder geschmälzten Brotsuppe. Schlag 7 begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Hauskleidern von beliebiger Farbe beiwohnten und welche um 11 Uhr endigten. Man begab sich in die Schlafsäle, um sich in die Uniformen von blauer Farbe, mit Kragen und Ärmelaufschlägen von schwarzem Plüsch zu werfen.[2]) Die Toilette muß gegen 12 Uhr vollendet sein. Jede Abteilung wurde nun von ihren Aufsehern in den Rangiersaal geführt, wo sie so geordnet wurde, wie sie im Speisesaal sitzen mußte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspektion, erteilte hier öffentlich Lob und Tadel.

---

[1]) Vgl. Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. Berlin 1858. Bd. I. S. 49 f.

[2]) E. Palleske. S. 48: Die übersilberten Knöpfe, die weißen Achselschnüre, die weißen Westen, weißen Hosen mit weißen Strümpfen, dazu noch Schuhschnallen von übersilbertem Metall, welches Feld für die Augen eines Unteroffiziers! Und vollends die kunstvolle Frisur! Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt, Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen, darunter eine mit vier Papilloten auf jeder Seite in zwei Etagen und mit Puder. Ein kleiner dreieckiger Hut war der natürliche Abschluß der zierlichen Ornamentistik.

Diejenigen, welche Rüge verdienten, hatten ein „Billet" in Händen, welches ihr Vergehn enthielt. Nach der Besichtigung marschierten die Eleven in den Speisesaal. Hatte ein jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: Rechtsum! Linksum! Die Eleven kehrten sich der Tafel zu. Neues Kommando: Zum Gebet! Hierauf legte Alles die Hände zusammen; der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art von Kanzel, welche zwischen den beiden Flügelthüren aufgestellt war, und sprach das vorgeschriebene Tischgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck saß die ganze Gesellschaft. Das Essen war für alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, mitunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Es wurde weißes Brot verteilt und aus Karavinen goß man den Eleven so viel guten aber nicht starken Landwein ins Glas, als ihrem Alter und der Jahreszeit angemessen war. Die Mahlzeit dauerte 3/4 Stunden. Dann wurde zum Aufstehn kommandiert. Dasselbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beschluß. Die Knaben erhielten noch Weißbrot, auch wohl Obst zum Einstecken. Endlich Abmarsch auf Kommando. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis 2 Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte sich mit Ringen und Ballspiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Auch hier waren die Aufseher zugegen. Mit dem Schlage 2 Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis 7 Uhr. Nochmals ging es in Uniformen zum Abendessen. Dieses brachte eine Suppe, Wild- und Kalbsbraten mit Salat oder eine leichte Mehlspeise, Brot, dagegen keinen Wein. Um 9 Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte niemand Licht brennen. Die Schüler wurden freundlich behandelt, der Herzog ging in dieser Beziehung den Lehrern mit gutem Beispiele voran. Den Lehrern ließ er in ihren Vorträgen völlige Freiheit. Er ging mit den Eleven um wie ein Vater, in Strenge und Milde, in Ernst und Scherz. Der Intendant des Instituts war Herr von Seeger, ein wissenschaftlich gebildeter, wohldenkender Mann. Die Zöglinge liebten ihn aufrichtig. Ebenso war Major von Wolff ein trefflicher Mann, welcher das aufkeimende Talent der Schüler durch Darreichung guter Bücher zu unterstützen pflegte. Am wenigsten beliebt war der Oberaufseher, welcher das Kommando bei Tische, die unvermuteten Ronden, die Rapporte beim Intendanten zu besorgen hatte. Der Glanzpunkt der Akademie war das Verhältnis der Lehrer zu den Eleven. Dieses beruhte wesentlich auf der Stellung und auf der Persönlichkeit derselben. Der Herzog verkümmerte seinen Lehrern nicht die Lust an ihrem Berufe, indem er den Unterricht von der Beaufsichtigung trennte. Er gab den Lehrern die rechte Lebensluft, die rechte Lebensfreude. Sie durften außerhalb der Akademie wohnen, sie durften sich kleiden, wie sie Lust hatten, nur an feierlichen Tagen trugen

sie eine passende Uniform. Am liebsten zog der Herzog jugendliche Kräfte, die zugleich Freunde der Zöglinge sein konnten, an seine geliebte Pflanzschule. Abel, Moll, Nast[1]) waren nur wenige Jahre älter als Schiller. So innig waren die Beziehungen der Schüler zu ihren Lehrern, daß sie ihnen die wichtigsten Geheimnisse mitteilten, in schwierigen Fragen ihren Rat einholten. Prof. Nast, der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte Schiller zu seinen besten Schülern. Prof. Schott war in seinen Vorlesungen der Geographie und der Geschichte klar, gründlich und beredt. Prof. Moll war ein genialer Mann und tüchtiger Mathematiker. Die französische Sprache war durch eine „Figur" vertreten. Uriot war Franzose und zwar von Kopf bis Fuß, von den Opern und gelanten Festspielen, die er in der wilden Zeit Karl Eugens gemacht hatte, bis auf die Direktion des Theaters, die er noch besorgte. Alle diese Männer haben Schiller gefördert. Professor Abel war sein Freund. Dieser „engelgleiche Mann," wie ihn seine Schüler nannten, war Humanist, er las Logik, Metaphysik und Moralphilosophie. Er blieb auch Schillers Freund, nachdem sich längst die Thore der Akademie hinter ihm geschlossen hatten.[2]) Durch ihn war Schiller auf Shakespeare hingewiesen worden. In der Wielandschen Übersetzung wurde dieser Dichter mit Begeisterung gelesen, er blieb lange seine einzige Beschäftigung, immer mehr drang er in das Verständnis desselben ein. In den ersten Dramen unseres Dichters zeigte sich der mächtige Einfluß des Briten. An Festen, bei denen der Herzog seiner Prachtliebe genug thun konnte, fehlte es nicht. Bei der Verteilung der Preise durch den Herzog war der Zulauf von Neugierigen besonders stark. Die adligen Zöglinge, denen Preise zugesprochen worden waren, durften dem Fürsten die Hand, die bürgerlichen Eleven dagegen den Zipfel des Rockes küssen. Zwei Hefte Schillers aus der Schulzeit auf der Solitude sind uns noch übrig. Das eine stammt aus der Geographiestunde von 1773, das andere spätere aus den Zeiten erster ästhetischer Unterweisung. In Anlehnung an die kritische Gesetzgebung der älteren Zeit, etwa in der Art, wie sie in dem für jene Zeit sehr verdienstlichen Werke von Joh. Georg Sulzer (Allgemeine Theorie der schönen Künste. 1. Ausg. Leipzig 1786, 2. Ausg. Leipzig 1792) uns entgegentreten. Die dramatische Poesie, so schrieb Schiller nieder, stellt durch eine vollkommene Rede Handlungen vor, als wenn sie vor unseren Augen geschähen, und er lernte unterscheiden zwischen den Gattungen: Götter-Oper, Helden-Oper, Tragödie und bürgerliches Trauerspiel; dieses, so erfuhr der künftige Dichter von Kabale und Liebe, ist ein solches Drama, in welchem Handlungen niedriger Personen vorgestellt werden. Alsdann gab es eine genaue Erklärung einiger Ausdrücke, welche den Eleven einzuprägen waren: das Erhabene, das

---

[1]) Vgl. E. Palleske. S. 56.

[2]) E. Palleske, Schillers Leben. I. S. 56. O. Brahm, Schiller. S. 58.

Schwülstige, der Bombast werden erläutert, so wie das Naive: „naiv", schreibt derjenige, welcher einst den grundlegenden Unterschied von naiver und sentimentaler Poesie finden wird, „naiv nennt man etwas, wenn es in einem hohen Grade natürlich und mit einer anscheinenden Nachlässigkeit verbunden ist;" als Beispiele einer solchen naiven Poesie werden ihm genannt: Gleim, Geßner, Lessing. Daß der Lehrer seinen Unterricht durch Beispiele aus diesen genannten Dichtern erläutert habe, läßt sich voraussetzen. Was im Drama Peripetie Knoten, Katastrophe bedeutet, wird zuletzt erklärt und zusammenfassend noch einmal bemerkt: die ganze Sammlung aller Erdichtungen heißt die Mythologie oder die poetische Welt. Namen von Göttinnen und Musen Urania, Melpomene, Ceres, die der Eleve oftmals an den Rand gekritzelt, sowie mancherlei kleine Zeichnungen, Schnörkel und spielend hingeworfene Figuren zeigen, daß Schiller nicht gerade immer mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Vorträgen gelauscht hat.[1]) In die allererste Zeit des Eleven, da er noch eifriger bei der Sache verblieb und durch kalligraphische Künste vor den andern zu glänzen suchte, führt das andere Heft: „Geographisches Büchlein vor den Eleven Joh. Chr. Friedr. Schiller bei der ersten Abteilung auf der Solitüde den 17. Juni 1773" ist es beschrieben und führt das Motto: Soli deo gloria. In den gleichmäßigen Zügen einer saubern Schüler-Handschrift ist die verwickelte Einrichtung des heiligen römischen Reichs, seine Kaiserwahl, seine Heerverfassung, die Einteilung der Kreise und der Name der Regierenden, von den Königen herab zu den unzähligen Prälaten und Äbtissinnen, hier verzeichnet, bis der geplagte Schüler endlich nach vielen, vielen Seiten ans „Ende von Deutschland" gelangt. Mit gleicher Genauigkeit wird das Nahe und das „Ferne", das Gegenwärtige .und das Zukünftige beschrieben. Die Herzöge von Sachsen, deren sind fünf, heißt es: „Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen; und die Solitüde," so wird den Schülern eingeprägt, „ist ein prächtiges Lustschloß."[2]) Der Herzog unterließ nichts, was seine Akademie ihres Namens würdig machen konnte. Er gründete 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle. Die Anfrage wurde erlassen, wer von den Zöglingen sich dem Studium der Arzneiwissenschaft widmen wolle. Unter den sieben Akademisten, welche sich dem neuen Fache zuwenden wollten, befand sich auch Schiller. Der Vater war über die nochmalige Änderung des Studienplanes seines Sohnes höchlich erstaunt. Als er vernahm, daß des Sohnes Wahl mit dem Wunsche des Herzogs zusammentraf, fügte er sich der Wahl des neuen

---

[1]) Vgl. O. Brahm, Schiller. S. 60. Moses Mendelsohns Abhandlung von dem Erhabenen und Naiven (1771). Über das Naive, Natürliche, Gesuchte, Gezwungene in den schönen Wissenschaften, von F. J. von Cramm, Helmstädt 1769, mögen dem Lehrer Schillers die Richtpunkte für seinen Vortrag gegeben haben.

[2]) O. Brahm, Schiller. S. 60.

Berufes,[1]) den er über der Neigung zur Poesie nicht vernachlässigt. Der Dichterbund, welchen er mit einigen Freunden geschlossen, giebt Veranlassung sich mit den Dichterwerken der Gegenwart, mit Lessing, Wieland, Leisewitz u. a. zu beschäftigen. Auch den Schriften Plutarchs und Rousseaus, Herders, Schlözers und anderer Gelehrten wandte der strebsame, wissensdurstige Jüngling ernste Studien zu. Ein Ereignis machte auf den für dichterische Hervorbringungen begeisterten Schiller einen besondern Eindruck. Wolfgang Goethe, welcher mit dem Herzog Karl August im Jahre 1779 eine Schweizerreise unternommen hatte, kam auf der Heimreise auch nach Stuttgart, um sich die Sehenswürdigkeiten und die Prachtbauten der Stadt anzuschauen. Am 14. Dezbr. nahmen der Herzog Karl August und Goethe auch teil an der Feier des Stiftungstages der Akademie. An diesem Tage wurden von dem Herzog Karl Eugen, zu dessen Rechten Karl August, zu dessen Linken Goethe saß, 124 Medaillen verteilt. Unter denen, welche vortraten, um die Preise in Empfang zu nehmen, war auch ein hochaufgeschossener, rothaariger Eleve, von nachlässiger Haltung, mit langem Hals, einer stark vorspringenden Nase, etwas entzündeten Augen und vielen Sommersprossen im Gesicht: Schiller. In der Fülle seiner Kraft und Schönheit stand Goethe vor ihm: noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne als damals an Goethe, schreibt Hufeland. Das Anschauen Goethes erregte Schiller mächtig, berichtet Karoline Wolzogen. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen.[2]) Der Besuch Goethes hatte auch für Schiller eine Folge. Im Jahre 1779 war von Hauptmann Fischer ein kleines „Komödienhaus" erbaut worden, in welchem die Eleven bei festlichen Gelegenheiten theatralische Aufführungen veranstalten sollten. Zur Feier des Geburtstags des Herzogs (11. Febr.) wurde eine Vorstellung im Komödienhause in Aussicht genommen, und Schiller als der von allen anerkannte Schöngeist der Akademisten erhielt den Auftrag, ein Stück vorzuschlagen und die Rollen zu verteilen. Er wählte den Clavigo und wählte für sich die Titelrolle des Stückes, obwohl ihn der Charakter des Beaumarchais immer mehr angezogen hatte. Bei der Aufführung des Stückes stellte sich heraus, daß Schiller sich vergriffen hatte: das zügellose Übermaß der Mimik, die Heftigkeit der Deklamation, die ohne Rücksicht auf sein ungeschultes Organ zum höchsten Pathos emporstrebte, brachte die Anwesenden zum Lachen. So hatte der jugendliche Dichter mit dieser Leistung

---

[1]) E. Palleske, Schillers Leben. S. 61 f.

[2]) Vgl. O. Brahm. S. 91.

nicht die Herzen der Zuhörer gewonnen, während er kurz vorher (am 10. Jan.) der Gräfin von Hohenheim zu Ehren eine Festrede „von den Folgen der Tugend" vor dem Herzog und dem Hof gehalten hatte, welche in dem „schwäbischen Magazin" mit Anerkennung erwähnt wurde. Die Art der Themata, welche bei solchen Gelegenheiten den Schülern gestellt wurden, sind charakteristisch für die Zeit und den Herzog Karl: „Ob Tugend eine bloße Kunst sei, ob alles Lebende der Tugend fähig, ob Tugend Verwandtschaft hat oder ein absolutes Individuum ist; sollen die Eleven entscheiden, ja selbst über die zu erwartende Standhaftigkeit tugendsamer Frauen" sollen die Jünglinge handeln, zu Ehren des Geburtstages der Franziska[1]) von Hohenheim. Schon oben wurde erwähnt, daß Schiller durch seinen geliebten Lehrer Abel auf Shakespeare hingewiesen worden sei. Dieser erzählt darüber: noch erinnere ich mich mit Vergnügen folgender Scene. Ich war gewöhnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. Dies that ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, oder einer Leidenschaft mit der andern erklärte, zu dessen Veranschaulichung ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung zu Ende, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer.[2]) Es ist natürlich, daß Schiller während seiner Studienzeit auch seiner praktischen Neigung folgte, die Lebensbeschreibungen des Dichters geben uns hier genügenden Aufschluß. Der Druck, welcher auf die Zöglinge ausgeübt wurde, war durchaus nicht so groß als wohl früher allgemein angenommen wurde. Beförderte doch das Institut die geistige Entwicklung der Eleven nach allen Seiten hin, in ihm wurde ja auch ein Dannecker gebildet. Ganz richtig bemerkt Palleske:[3]) die Akademie leistete für ihn, was die Meißener Fürstenschule für Gellert, Rabener und Lessing, was die ähnlichen Anstalten von Klosterberga und Pforta für Elias Schlegel, Wieland, Klopstock und Gaudy. Für den Dichter als solchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule. Aus der Einsamkeit sehnt er sich in die Welt und aus der Welt in die Einsamkeit. Shakespeare zieht im dunklen Drange von Stratford nach London und wird Schauspieler, er geht nach Stratford zurück, als dem Ziele seiner Sehnsucht. Goethe entflieht seinen

---

[1]) Vgl. O. Brahm. S. 92.

[2]) Vgl. Schillers Leben von H. Viehoff. Stuttgart 1874. I. S. 48.

[3]) Palleske, Schillers Leben. S. 57. Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter, herausgegeben von Dir. Dr. K. W. Piderit. Frankfurt a. M. 1869. S. 100.

Freunden nach dem Brocken, dem Hofe nach Italien und hält sich „ganz stille.“ Daß der Herzog Karl den hochbegabten Jüngling lieb gewann, daß er ihn bei Festen der Akademie gern als Redner hörte, beweist, daß der Fürst Verständnis hatte für das Ungewöhnliche, was ihm hier entgegentrat. Diese Zuneigung erklärt auch, daß Schiller seinerseits seinen fürstlichen Gönner liebte, ihm dankbar war. Der Herzog hatte aber auch Seiten, welche dem für Freiheit und menschenwürdiges Dasein so begeisterten Jüngling völlig unsympathisch waren. So ist ein gegenseitiges Mißverstehn zwischen Fürst und Dichter in der Naturanlage beider Männer tief begründet. Als Schiller später an des Herzogs Gruft stand, sprach er: Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.[1]) In die letzte Zeit des Aufenthaltes auf der Karlsschule fällt die Abfassung der Räuber, einer Anzahl kleinerer Gedichte, der Übersetzung des I. Buches von Vergils Äneide, einer Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. In allen diesen Hervorbringungen zeigt sich die geniale Kraft des Verfassers. Am 15. Dezbr. 1780 verließ Schiller die Akademie, um als Regimentsarzt bei dem in Stuttgart garnisonierenden Grenadierregiment Augé „ohne Porte-epée“ mit einer Monatsgage von 18 Fl. einzutreten. Gleich nach seinem Austritt aus der Akademie legte der Dichter die letzte Hand an die Räuber und borgt, da er keinen Verleger finden kann, unter Bürgschaft eines Freundes die zum Druck auf eigene Kosten erforderliche Summe. Es folgt eine reiche poetische Thätigkeit und am 13. Jan. 1782 die erste Aufführung der Räuber, welcher Schiller unbekannt und still entzückt beiwohnt. Der Herzog, der sich einesteils über den Ruhm seines Karlsschülers freute, andrerseits aber mit den in den Hervorbringungen des Dichters sich kundgebenden Freiheitsideen durchaus nicht einverstanden war, untersagte, noch mehr gereizt durch Zuträgereien aller Art, dem Dichter bei Kassations-, ja Festungsstrafe, ferner etwas Poetisches zu schreiben. Ohne förmlichen Urlaub ging er im Mai mit Frau von Wolzogen, der Mutter seines Akademiefreundes und nachmaligen Schwagers Wilhelm von Wolzogen zu einer neuen Vorstellung der Räuber, eigentlich aber, um durch den Reichsfreiherrn Heribert v. Dalberg, den Intendanten des Mannheimer Theaters, seinen Abschied und eine Anstellung in der Pfalz herbeizuführen. Am Ende erfährt der Herzog Schillers zweite Reise nach Mannheim, um einer Wiederholung der Aufführung der Räuber beizuwohnen. Es folgte 14tägiger Arrest und das Verbot irgend eines Verkehrs mit dem Auslande. Mittlerweile war

[1]) Palleske, Schillers Leben. S. 58.

auch eine von den halb widrigen, halb lächerlichen, politischen Klatschereien aufgetaucht, an welchen jene Zeit so reich war; irgend ein Graubündener war durch die Erwähnung Graubündens in den Räubern beleidigt worden und beklagte sich über die Beleidigung seines Vaterlandes in einer Zeitschrift unter den gehässigsten Ausdrücken. Die Beschwerde wurde dem Herzog hinterbracht; Schillers Rechtfertigung ließ man nicht gelten, vielmehr wurde ihm (offenbar unter dem Gesichtspunkte, das freundnachbarliche Verhältnis zwischen Württemberg und Graubünden durch sein Drama gestört zu haben) alles Schreiben von Komödien und dergleichen untersagt, ja, als er hiergegen zu remonstrieren versuchte, verboten, sich ferner an den Herzog zu wenden. Freilich war es natürlich, daß Schiller, der in einem militärischen Dienstverhältnisse stand, die Folgen des Vergehns gegen die Disciplin tragen mußte; aber andererseits war doch dieser Zustand für einen Mann von der Natur des jugendlichen Dichters unerträglich. Dazu kam der Gedanke, daß man ihn in Mannheim mit offenen Armen aufnehmen, ihm eine sorgenfreie Existenz gewähren würde. In dieser Hoffnung wurde unter Beihülfe und in Begleitung seines treuen Freundes Andreas Streicher, des später weltbekannten Pianofortefabrikanten in Wien, am Abend des 17. Septbr. 1782 die Flucht aus Stuttgart ausgeführt. Aber, wie vorauszusehn gewesen war, die Erwartungen von der Aufnahme in Mannheim wurden getäuscht, neue Verlegenheiten entstanden. Endlich fand er nach dem Irrsal vergeblicher Wanderungen nach Frankfurt, Oggersheim, Mannheim im Dezbr. des Jahres 1782 ein stilles, aber bescheidenes Asyl auf dem Gute der Frau von Wolzogen in Bauerbach bei Meiningen, wo er Muße fand, seine dichterischen Pläne zur Ausführung zu bringen. Vom 8. Dezbr. 1782 bis zum 21. Juli 1783 blieb Schiller in diesem gastlichen Hause. Hier vollendete er, nachdem unter den bereits geschilderten widrigen Verhältnissen „die Verschwörung des Fiesko zu Genua" gedichtet war, Kabale und Liebe und begann die Grundlinien zum Don Karlos zu entwerfen, auch schon an den Plan der „Maria Stuart" zu denken. Schiller[1]) kehrte unter günstigern Aussichten nach Mannheim als Theaterdichter zurück. Indes gereichte das neue Verhältnis weder den Schauspielern noch Schiller zur Befriedigung. Deshalb löste er sein Engagement auf und begann die rheinische Thalia, von der er große Erfolge hoffte, herauszugeben, es erschien freilich nur ein einziges Heft. In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Charlotte v. Kalb, geb. Marschalk zu Ostheim. Schillers Verhältnis zu ihr nahm schnell einen leidenschaftlichen Charakter an, die Bekanntschaft mit Fräulein v. Lengefeld führte ihn bald auf andere Wege. An anregendem Umgange fehlte es dem Dichter nicht, aber folgenreicher als das Verhältnis zu den Schauspielern, Literaturfreunden und

[1]) Vgl. die verschiedenen Lebensbeschreibungen des Dichters: Lebensbilder deutscher Dichter von A. F. C. Vilmar. Frankfurt a. M. 1869. S. 102.

andern Personen wurde die Freundschaft, welche durch Briefe, die von Christian Gottfried Körner[1]) zu Dresden und Ludw. Ferd. Huber in Leipzig eingegangen waren, herbeigeführt wurde. Man darf wohl sagen, daß die Freundschaft mit diesem ausgezeichneten, in der Literatur wohl bewanderten, ästhetisch fein gebildeten Manne, den damals leidenschaftlich aufgeregten Dichter auf den rechten Weg geführt hat. Die Verhältnisse in Mannheim wurden immer unleidlicher, so daß er sich entschloß im April des Jahres 1785 nach Leipzig überzusiedeln. Jetzt beginnt eine neue Epoche des Strebens. Hier fand er volles Verständnis für das, was er wollte, hier wurden auch durch hülfbereite Hände der Freunde die materiellen Bedrängnisse gehoben, in denen sich der Dichter seit Jahren befand. Gar bald wandte sich der Dichter nach Dresden, wo er zwei Jahre auf Körners Weinberge in Loschwitz bei Dresden wohnte. Durch den freundschaftlichen Verkehr mit Körner wurde er in Ideenkreise eingeführt, die bisher ihm fern gelegen hatten, er studierte auf Anregung des Freundes die Kantische Philosophie, wandte der Geschichte Fleiß zu und streifte allmählich das Formlose, Excentrische ab, lernte überhaupt mit wissenschaftlichen Gegenständen sich ernstlich zu beschäftigen. In diesen Jahren wurde Don Karlos vollendet (1787), mit welchem seine historischen Studien über den Abfall der vereinigten Niederlande in dem engsten Zusammenhang standen. Immer befand sich der Dichter unter dem maßgebenden Einfluß des Freundes Körner.[2]) Neue Anregung suchend, vielleicht auch auf den Rat seiner Freunde, die das Verhältnis, in welches er zu Julie v. Arnim getreten war, lösen wollten, begab er sich am 21. Juli 1787 nach Weimar, wo ihn Charlotte v. Kalb in die damals angesehnen Kreise der Gesellschaft einführte. Goethe war damals noch in Italien. Wieland, der dem Dichter bereits früher den Antrag gemacht hatte, Mitarbeiter an dem von ihm herausgegebenen Merkur zu werden, nahm den neu Angekommenen sehr freundlich auf, auch Herder zeigte sich wohlwollend. Bald wurde Schiller auch der geistvollen Herzogin Anna Amalia vorgestellt. Die schmalen Einkünfte, über die der Dichter verfügte und die geringen Aussichten auf eine Besserung seiner Lage drückten ihn oft nieder;

---

[1]) Christ. Gottfr. Körner, geb. den 2. Juni 1756 in Leipzig, gebildet auf der Landesschule in Grimma, studierte in Göttingen und Leipzig Jurisprudenz, später Konsistorialassessor in Dresden, 1815 wurde er nach Berlin berufen, als Ministerialrat war er besonders auf dem Gebiete des Volksschulwesens thätig. An den Werken der Kunst und Wissenschaft nahm er immer den lebendigsten Anteil, war befreundet mit Schiller, Goethe, W. v. Humboldt u. a. Körner war ein ganzer Mann, dem alles Halbe verhaßt war. Der Erziehung seines geliebten Sohnes Theodor hatte er die größte Sorgfalt zugewendet. Nachdem am 26. Aug. 1813 dieser hoffnungsvolle Sohn im heiligen Kampf für die Befreiung des Vaterlandes den Tod gefunden, lebten die Eltern der Erinnerung an den geliebten Heldensohn. Am 13. Mai 1831 starb er in Berlin von allen geliebt und hochgeachtet.

[2]) Vgl. O. Harnack, Körners kritische Mitarbeit an Schillers Werken in preuß. Jahrbb. Aprilheft 1890. S. 391 f.

ein Ausflug nach Jena, wo er den Philosophen Reinhold,[1]) den Philologen Schütz[2]) und den Theologen Griesbach[3]) kennen lernte, heiterte ihn auf, und am 28. Aug. nahm er in Goethes Garten an der von Knebel veranstalteten Geburtstagsfeier des noch in Italien weilenden Dichters teil. Auch in Erfurt wurden mit dem Koadjutor von Mainz,[4]) Freiherrn v. Dalberg, dem Bruder des Mannheimer, Verbindungen angeknüpft. In demselben Jahre lernte Schiller durch Vermittlung der Frau v. Wolzogen und ihres Sohnes die Familie von Lengefeld in Rudolstadt kennen und um ihr näher zu sein, beschloß er den Sommer des nächsten Jahres in ihrer Nähe zu verleben. Rührig setzt er während dieser Zeit seine historischen Studien fort und fängt auf den Rat Wielands an, die Alten fleißig zu lesen. Bei Herder lernt er in demselben Jahre den mit fast allen literarischen Berühmtheiten bekannten Vater Gleim kennen. Von 19. Mai bis zum 12. Novbr. 1788 hält sich der Dichter in Volkstädt und Rudolstadt auf. Zu Michaelis erschien die Geschichte des Abfalls der Niederlande, daneben kleinere Gedichte und Recensionen. Vor allem beschäftigte ihn jetzt lebhaft die Lektüre der homerischen Dichtung in der Übersetzung von Joh. H. Voß. Als im Jahre 1788 Joh. Gottfr. Eichhorn, Professor der orientalischen Sprachen in Jena einer Berufung nach Göttingen gefolgt war, wurde Schiller infolge des Erscheinens der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena berufen.[5]) Goethe hat zu dieser Berufung mitgewirkt, war aber, trotzdem er am 7. Septbr. 1788 mit ihm in dem Lengefeldschen Hause zusammengetroffen war, durchaus nicht in

[1]) C. Leonh. Reinhold, geb. d. 26. Oktbr. 1758 in Wien, † in Jena am 10. April 1825.

[2]) Christ. Gottfr. Schütz, geb. den 19. Mai 1747 zu Dederstedt bei Mansfeld, studierte in Halle, 1768 Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, 1769 Inspektor des theologischen Seminars, 1773 außerordentlicher, 1777 ordentl. Professor der Philologie in Halle, 1779 folgt er einem Rufe nach Jena als Professor der Poesie und Beredsamkeit, 1804 kehrt er in gleicher Stellung nach Halle zurück. Am 7. Mai 1832 starb er.

[3]) Joh. Jak. Griesbach, berühmter Textkritiker des Neuen Testamentes, geb. am 4. Jan. 1745 zu Butzbach in Hessen-Darmstadt, wo damals der Vater Gr. Prediger war, später (1747) wurde er nach Frankfurt a. M. berufen, wo er in dem Goetheschen Hause ein gern gesehener Gast war. Im Jahre 1762 bezog G. die Universität Tübingen, setzte dann seine theologischen Studien in Halle und Leipzig fort. Am 22. Oktbr. 1768 wurde er Magister. Im Jahre 1769 unternahm er Reisen nach England und Frankreich, wo er auf den Bibliotheken zu Oxford und Paris zu einer kritischen Ausgabe des Neuen Testamentes gründliche Studien machte. Am Ende des Jahres 1771 ging er nach Halle, um sich unter Beirat seines Freundes und Lehrers Semler an der Universität zu habilitieren, 1773 schon wurde er außerordentlicher Professor, 1775 folgte er einem Rufe nach Jena, wo er als sehr angesehnes Mitglied der Universität am 24. März 1812 starb.

[4]) Vorberger, Schillers Beziehungen zu Erfurt. Ein Vortrag gehalten im Erfurter Altertumsvereine.

[5]) Man vgl. die treffliche Schrift Friedr. Überwegs, Schiller als Historiker und Philosoph. Leipzig 1884.

ein näheres Verhältnis zu ihm getreten. Wichtig für die fortschreitende Entwicklung Schillers wird die Bekanntschaft mit Wilh. v. Humboldt. Am 22. Febr. 1790 erfolgte in der Kirche zu Wenigenjena die Trauung mit Charlotte von Lengefeld. Zunächst fühlt sich Schiller in seinem akademischen Wirkungskreis außerordentlich wohl, durch den rauschenden Beifall, der ihm von den Studenten dargebracht wird, fühlt er sich gehoben, so daß er dieses Jahr immer als das glücklichste seines Lebens bezeichnet hat. Ums Jahr 1791 zog er sich bei einem Besuche, den er dem Koadjutor Dalberg in Erfurt gemacht hatte, eine Erkältung zu, die einen Aufenthalt in Karlsbad nötig machte. Neben den Vorlesungen über Universalgeschichte behandelte er in einem öffentlichen Kollegium die Geschichte der Römer, wozu er sich besonders eifrig mit Livius beschäftigte. Eine Vorlesung, welche er über die Theorie der Tragödie zu halten beabsichtigt, macht das Studium des Aristoteles notwendig. Außerdem übersetzt er Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides, zwei Bücher aus der Äneide Vergils, vor allem aber wird an der Geschichte des dreißigjährigen Krieges fleißig gearbeitet. Vom August 1793—1794 besuchte er seine schwäbische Heimat, weilt in Heilbronn, Ludwigsburg und Stuttgart. Im Februar 1794 siedelte W. v. Humboldt nach Jena über, um hier mit Schiller ein inniges Freundschaftsband zu knüpfen. Damals stand die Universität Jena auf der Höhe ihrer kulturhistorischen Bedeutung. Die beiden Schlegel, Tieck, zeitweise auch Savigny lebten hier; an der Hochschule wirkten der Mediziner Loder, die Theologen Griesbach, Paulus, der Orientalist Dav. Ilgen, die Philosophen Fichte, Schelling, Reinhold, später auch Hegel, der Philologe Chr. Gottfr. Schütz, Begründer der Jenaischen Literaturzeitung 1785, welche durch Beiträge der ausgezeichnetsten Männer der Nation unterstützt, auf das literarische Leben Deutschlands einen großen Einfluß ausübte, später H. Abr. Eichstädt, die Juristen Gottl. Hufeland, Anf. Feuerbach und andere bedeutende Gelehrte, so daß Schiller selbst Jena eine Erscheinung nannte, wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder vorkommen werde. Auch Dorothea Schlegel schrieb an die Rahel über Jena: Ich werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden wollte, müßte von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Konzert von Witz und Poesie, von Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgiebt, kann einen die ganze Welt vergessen machen. Auch Henrik Steffens teilt Schelling mit, daß Jena für ihn die Quelle höheren Lebens geworden sei.

W. v. Humboldt weilte in der thüringischen Universitätsstadt zunächst von Februar 1794 bis zur Mitte des Jahres, Juli 1795 (16 Monate), durch die Krankheit seiner Mutter wurde er in Berlin zurückgehalten, so daß er erst im Spätherbst 1796 auf nur ein halbes Jahr wieder Aufenthalt in Jena nehmen konnte. Es war, wie er noch später es rühmt, die glücklichste Konstellation auf seiner Lebensbahn, daß er mit den größten Dichtern unseres Vaterlandes

ein Freundschaftsband knüpfen durfte,[1]) das für die Bildungsgeschichte Deutschlands so bedeutungsvoll geworden ist. Jetzt erst lernte Schiller die seltene Totalität, welche er in Humboldts Wesen entdeckte, die Stille der Seele, welche ihren Gegenstand mit Liebe pflegt, voll und ganz kennen. Er fand, daß sich in einem Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm den zweiten Platz neben Körner einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte.[2]) In dem von W. v. Humboldt 1830 veröffentlichten Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. finden wir eine Ausführung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, die wohl zu dem Besten gehört, was über den großen Dichter geschrieben worden ist. Beide Männer förderten sich gegenseitig. In demselben Jahre, in dem Humboldt nach Jena gekommen war, wurden, nachdem 1793 die in Leipzig bei Joach. Göschen erschienene neue Thalia eingegangen war, die Horen gegründet und Goethe zur Teilnahme an der Zeitschrift eingeladen. Männer wie Fichte, Woltmann, v. Humboldt hatten dem Dichter ihre Mitwirkung zugesagt. Goethe antwortet in einem Briefe v. 24. Juni: Ew. W. eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. So überwand Goethe allmählich, vielleicht auch durch den Einfluß W. v. Humboldts die Verstimmung, die sich bei ihm durch das Mißfallen, welches er an der Sturm- und Drangperiode des jugendlichen Dichters empfunden, festgesetzt hatte. Gar bald wurde die Spannung zwischen beiden großen Dichtern durch einen Brief vom 23. Aug. 1794 ganz gelöst. Bereits am 27. Aug. antwortet Goethe: Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.[3]) Von jener Zeit an werden die Beziehungen beider Dichter immer inniger und entwickeln sich zu jenem Freundschaftsbunde,[4]) welcher für die Literaturepoche so reiche Früchte getragen hat. Mit der oben erwähnten Abreise seines Freundes W. v. H. von Berlin (1795) schließt Schiller „die philosophische Bude," um sich der

---

[1]) Schon im Jahre 1789 und 1790 hatte W. v. H. den Dichter kennen gelernt und im April 1793 von Erfurt aus Schiller in Jena besucht. Die Braut Humboldts, Fräulein von Dacheröden war mit Charlotte von Lengefeld innig befreundet. Man lese die näheren Ausführungen bei R. Haym, W. v. Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Berlin 1856. S. 89 f.

[2]) R. Haym, W. v. Humboldt. S. 93 f.

[3]) Dieser Brief Schillers ist für die Beurteilung Goethes eines der wichtigsten Dokumente, zugleich auch für Schiller sehr charakteristisch.

[4]) W. E. Weber, Freundschaftsbund Goethes und Schillers. Weimar 1851.

Poesie wieder zuzuwenden. Aus der deutschen Literaturgeschichte ist es bekannt, daß jenen Jahren des vertrauten Verkehrs mit Goethe die großartigsten dramatischen Werke des Dichters entsprungen sind. Goethe war oft in Jena, da ihm die Pflege der Universität und die Unterhaltung mit den tonangebenden Geistern derselben gar sehr am Herzen lag. Um das Bedürfnis theatralischer Anschauungen zu befriedigen, entschließt sich Schiller, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Goethe ist diesem Plane sehr geneigt. Am 3. Dezbr. 1799 wurde unter Beihülfe des Schwagers und der Schwägerin die Übersiedelung nach Weimar bewirkt. Hier trat er in neue ihm zusagende Verhältnisse ein. Die Beziehungen zu den herzoglichen Herrschaften, zu dem trefflichen Minister von Voigt, zu dem Kammerherrn von Einsiedel, zu H. Meyer, zu Frau v. Stein waren ihm außerordentlich angenehm, nicht so innig gestaltete sich der Verkehr zwischen ihm, Herder und Wieland; der sonst so tüchtige Gymnasialdirektor C. A. Böttiger, den Schiller allzuscharf den „Allerweltsschwätzer" nannte, wurde fern gehalten. Ein besonderes Interesse gewährte dem dramatischen Dichter das Theater, dessen Leitung damals noch in den Händen Goethes lag. Es mußte Schiller viel daran liegen, in den für die Aufführungen seiner Dramen veranstalteten Proben den Schauspielern für die Auffassung und Darstellung seiner Werke Direktiven zu geben, um die Kunstwerke zur ganzen und vollen Wirkung zu bringen. Von seinem Dichterfreunde wurde er natürlich aufs lebhafteste unterstützt. Man kann sich leicht denken, daß durch die Teilnahme der großen Dichter, welche sie den theatralischen Aufführungen zuwendeten, die Leistungen der Schauspieler wesentlich gesteigert wurden. Die Dramen: die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell und viele herrliche Gedichte verdanken ihren Ursprung den in Gemeinschaft mit Goethe verbrachten Jahren eifrigen poetischen Schaffens und ernstlichen Studiums.

Es war ein tiefer allgemeiner Schmerz, den man in allen Teilen des Vaterlandes empfand, als die Kunde von dem Tode des großen Dichters sich verbreitete. Am 29. April des Jahres hatte Schiller im Theater der Aufführung der Klara von Hoheneichen beigewohnt, hatte auch vor seiner Hausthüre Goethe noch einmal gesehn und gesprochen, fühlte sich aber nach der Vorstellung nicht recht wohl. Am 1. Mai wird er von einem heftigen Fieber ergriffen, der Kopf bleibt auch in den folgenden Tagen frei. Am 8. Mai verlangt er, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehn und antwortet auf die Frage, wie es ihm gehe: immer besser, immer heiterer. Am 9. Mai 1805 abends 6 Uhr schlossen sich die Augen eines Mannes, der mit vollem Rechte, wie sein großer Freund Goethe, in den Reihen der Erzieher des deutschen Volkes genannt werden muß.

Auf die Ausgestaltung der Schillerschen Ideenkreise hatten mannigfache Verhältnisse, geistvolle Persönlichkeiten großen Einfluß ausgeübt. Die trefflichen

Eltern waren darauf bedacht, ihrem Sohne eine sorgsame Erziehung zu teil werden zu lassen, der Aufenthalt auf der Karlsschule war für die Ausbildung seines Geistes und Charakters von großer Bedeutung gewesen; seine großartigen Dichtungen hatten ihn mit Männern in Verbindung gebracht, die, wie der treffliche Körner, der geistvolle W. v. Humboldt und andere, vor allen aber Wolfgang Goethe, nachhaltig auf seine Denk- und Dichtungsweise eingewirkt hatten. Der anregende Verkehr mit den Lehrern der thüringischen Hochschule, welche damals eine seltene Vereinigung maßgebender Gelehrten aufzuweisen hatte, dann der Schlußakt seines reichen Lebens in Weimar, wo neben Goethe, Wieland, Herder und anderen geistig angeregten Männern und Frauen, die fürstlichen Herrschaften seit Jahren dem deutschen Genius eine gastliche Stätte bereiteten, hatten nach allen Richtungen hin sein inwendiges Leben bereichert.

Schon als Schiller noch auf der Karlsschule in strenger Zucht und Regelmäßigkeit seinen Lebensfaden abspinnen mußte, hatte er mit den Schriften eines Mannes Bekanntschaft gemacht, der wie selten einer auf das ganze Zeitalter eine nachhaltige Wirkung ausübte. Es waren die Werke Jean Jacques Rousseaus,[1]) des Genfer Philosophen. Wir haben schon erwähnt, daß die Ideen dieses Mannes auf die gebildete Gesellschaft ganz Europas einen tiefen Eindruck machten. In Deutschland wurde der Verfasser der neuen Heloise, des socialen Kontrakts und des Emil nicht bloß von Männern und Jünglingen, sondern auch von Frauen und Jungfrauen schwärmerisch bewundert. Freilich gab es auch Leute genug, welche mit den von diesem geistvollen und beredten Schriftsteller vorgetragenen Anschauungen durchaus nicht übereinstimmten, die ihn nicht als den Messias der Neuzeit betrachteten, sondern denjenigen dämonischen Männern zuzählten, welche alles Unheil in der modernen Gesellschaft herbeigeführt haben.[2]) Ohne Zweifel haben die Lehren Rousseaus, Voltaires und anderer Encyklopädisten neben andern Verflechtungen socialer und politischer Zustände jener Tage mit zu dem gewaltigen Umsturze beigetragen, welcher in ganz Europa der französischen Revolution folgte, der noch heute überall spürbar ist. Wenn, sagt K. v. Raumer,[3]) in Frankreich Rousseau einen unberechenbaren politischen Einfluß ausübte, wenn er der Pharus der Revolutionsmänner war, so wurde er dagegen in der Schweiz und in Deutschland der Pharus vieler Pädagogen. Doch kehren wir zu der Darstellung des Einflusses zurück, welchen die Ideen des Genfer Philosophen nachweisbar auf den jugendlichen Dichter Schiller ausgeübt haben. Wahrscheinlich fällt des Dichters Bekanntschaft mit den Schriften Rousseaus in die Zeit, wo er sich mit der Abfassung der „Räuber“

---

[1]) J. J. Rousseau, geb. den 28. Juni 1712, gest. den 2. Juli 1778.

[2]) Vgl. Schmids Encyklopädie: Rousseau; vor allem v. Raumer, Gesch. der Päd. II. S. 153 f. Besonders wichtig die von Raumer gegebene Analyse seiner Schriften.

[3]) Geschichte der Päd. II. S. 212.

beschäftigte, vielleicht noch etwas früher. Rousseau trifft den wärmsten Pulsschlag seines ganzen Jugendlebens. In ihm findet er nur dasjenige ausgeführt und in beredte Worte gekleidet, was er im Grunde des eigenen Herzens empfindet.[1]) Indem er Rousseau liest, findet er gleichsam sich selbst. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften genommen, schreibt er im April 1788, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Auch Rousseau hat wie Schiller die hellenischen und römischen Schriftsteller mit schwärmerischer Verehrung umfaßt, namentlich las er eifrig die Biographien des Plutarch. schreibt er doch 1788 an eine Freundin: Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben; das hebt uns über die platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern kraftvolleren Menschheit. So ist es denn Schiller selbst, dessen Stimme wir in dem Ausruf vernehmen, mit welchem sein Held auf der Bühne sich einführt: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." So klingen uns in den Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, im Don Karlos Ideen Rousseaus entgegen, und doch wie verschieden ist Karl Moor von Marquis Posa! Der Staat, wie ihn Rousseau wollte, steht ganz im Gegensatze zu dem Staate, wie ihn König Philipp von Spanien sich dachte. In den für die Beurteilung Schillers so wichtigen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen tritt uns der hohe Idealismus des Dichters in der Auffassung des griechischen Lebensideals in einer mächtigen anziehenden Sprache entgegen. Schmerzlich enttäuscht durch den Ausgang der so hoffnungsvoll begrüßten französischen Revolution[2]) verpflanzt er die Idee der Freiheit von dem Gebiete des Staats auf dasjenige der Kunst. Immer mehr war ihm das Ideal jener Freiheit und Gleichheit erblaßt, für das er einst im Sinne des socialen Kontrakts so geschwärmt hatte. Das sittlich Schöne war dagegen zum Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Dichtens geworden und mit dem Ernste einer wahrhaften religiösen Begeisterung gab er sich dieser Idee hin. So ruft er am Schlusse des neunten Briefes dem jungen Freunde der Wahrheit die Worte zu: der Ernst deiner Grundsätze wird deine Zeitgenossen von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Frivolität der Willkür, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt

---

[1]) Vgl. Schiller und Rousseau von Dr. Joh. Schmidt 1876. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow u. Fr. v. Holtzendorff.) S. 5 f.

[2]) Die Nationalversammlung zu Paris erteilte ihm das französische Bürgerrecht; die von Roland, Clavière und Danton unterzeichneten und an A. M. Gille, Publiciste allemand adressierten Dokumente gelangten erst 1797 durch Campe in seine Hände.

auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edlen, mit großen, mit geistigen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.[1]) Gerade bei der Betrachtung des Entwicklungsgangs dieses großen Dichters tritt uns immer von neuem entgegen, daß bei ihm Leben und Denken nicht auseinander fallen, daß seine Schriften nur das Echo seiner sittlichen Fortentwicklung sind, daß jede Zeile seines dichterischen wie philosophischen Schaffens eine wahrhaft dramatische Bedeutung hat, indem wir immer den Helden durchfühlen und durchhören, der mit dem Schicksale ringt, bis er es endlich bezwingt.[2]) Das eifrige Studium der Geschichte, was ihm sein akademischer Beruf nahe legte, brachte seinen philosophischen Spekulationen eine heilsame Ergänzung, gab ihnen ein Gegengewicht. Dazu gesellte sich die Beschäftigung mit der griechischen Dichtung. In jenen Tagen hatte der große Hallische Philologe Fr. A. Wolf durch seine im Jahre 1795 erschienenen Prolegomena ad Homerum von neuem die Aufmerksamkeit auf Homers Odyssee und Ilias hingelenkt, insbesondere waren Goethe, Herder, Wieland, Böttiger u. a. von den Wolfischen Ideen zur Beschäftigung mit der Homerfrage angeregt worden. Auch Schiller hatte durch die Lektüre der trefflichen Übersetzung der Odyssee, die Joh. Heinr. Voß[3]) im Jahre 1781 hatte erscheinen lassen und durch die der Ilias, welche mit der umgearbeiteten Odyssee 1793 ausgegeben wurde, der homerischen Dichtung sein volles Interesse zugewendet. Ja er sprach einmal aus: wenn man auch nur gelebt hätte, um den 23. Gesang der Ilias (*ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ*) zu lesen, so könnte man sich über sein Dasein nicht beschweren.[4]) In dem ausgezeichneten Werke des Oberlehrers Karl Leo Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, bildet die Erörterung des Verhältnisses Schillers zum Altertume ein sehr anziehendes Kapitel. In einem Briefe an Freund W. v. Humboldt (Jena d. 9. Novbr. 1795) schreibt er:[5]) wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind, und auch mein Individuum kennen, so kann mir niemand so gut raten als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache

---

[1]) Vgl. die treffliche Ausgabe der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen von Dr. Arthur Jung. Leipzig 1875. S. 186.

[2]) Schillers Briefe über ästhet. Erz., herausgeg. von Dr. Arthur Jung. S. 5.

[3]) Vgl. die ausgezeichnete Schrift von W. Herbst: Joh. H. Voß. I. Bd. 1872. (S. 236 und sonst.)

[4]) Vgl. De Aristarchi studiis Homericis. scripsit K. Lehrs. ed. III. Lips. 1882. S. 427.

[5]) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 289 f.

weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dies besteht mehr in Kenntnis von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigentümliche dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehn, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig, als möglich unterbrechen und dabei ausharren. Neben meinem Schauspiel ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. An dieses (das Schauspiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive und nun der Pendant zu demselben über die sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte.[1]) So empfand der große Dichter doch das Bedürfnis, nicht aus französischen und deutschen Übersetzungen hellenischer Meisterwerke den Geist des Griechentums auf sich wirken zu lassen, sondern aus der Quelle unmittelbar zu schöpfen. Aber schon am 20. Novbr. 1795 antwortete W. v. Humboldt von seinem Landsitze Tegel: Es ist ein schöner Entschluß, liebster Schiller, daß Sie griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt zu sehn, mit wie vieler Mühe Sie aus Übersetzungen schöpfen müssen, was Andere, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein neuer Beweis gewesen, wie gründlich Sie alles anfassen, womit Sie sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich, ob ich bei der Menge von Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch raten soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist, und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so trefflich nützen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Falle, daß Sie Ihre verlorenen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu brauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie griechisch *wüßten*, ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem andern lernt es sich leichter, und wir verplauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indes, Sie blieben Ihrem Plane getreu, so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang. Zum Xenophon rate ich nicht zu-

---

[1]) Es entstehen in diesem Jahre (1795) 48 kleinere und größere metaphysische Gedichte, von den Freunden Goethe, W. v. Humboldt, Dalberg, Körner u. a. mit größter Teilnahme begrüßt (die Macht des Gesanges, Pegasus in Dienstbarkeit, das Reich der Schatten, der Tanz u. a.).

gleich. Wollten Sie ja etwas anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus .... Wie viel gäbe ich darum, Ihr griechisches Studium selbst persönlich leiten zu können. Wie viele Aufschlüsse würde ich durch Sie über die Sprache, die ich nun schon genau kenne und wo ich Ihnen die Data suppeditieren könnte, erhalten. So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechischen bleiben, diesen Gegenstand manchmal zum Thema unserer Briefe zu machen. Im Homer wird Ihnen anfangs die Auflösung der Formen die meiste Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie sich die Mühe geben sollen, dies wieder recht methodisch in Ihr Gedächtnis zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut sein? Die neue Voßische Übersetzung ist erstaunlich treu. Wenn Sie erst in dieser 50 Verse genau läsen, dann es weglegten und das Griechische vornähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination u. s. w. sich hineinstudierten und hernach, was Sie interessierte, durch Nachschlagen bestätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr mit ins Spiel gezogen und Sie drängen so tiefer ein als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege. Schreiben Sie mir ja weiter von Ihren Fortschritten."

Wir haben schon erwähnt, daß Schiller im Jahre 1791 mit der Übersetzung des II. u. IV. Buches von Vergils Äneide beschäftigt war. Man sollte bei der Lektüre des Vergil, dieses großen römischen Dichters, nicht versäumen, unter Benutzung der wahrhaft dichterischen Übertragung des römischen Poeten den Sekundanern unserer Gymnasien die Bedeutung Vergils nahe zu bringen.[1]) Immer war Schiller darauf aus, seine Kenntnis des griechischen und römischen Altertums zu vervollständigen. So schreibt er in einem P. s. des Briefes vom 29. Nov. 1795:[2]) „Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten geraten, die ich, wo möglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlektüre substituieren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessierte, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich brenne, fortzufahren. Aber manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lektüre nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträglichen französischen oder besser deutschen Übersetzungen von Juvenal, Persius u. Plautus zu empfehlen? Denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nötig. Mit

---

[1]) Cholevius hat in dem angeführten Werk Bd. II. S. 151 f. an die Anklänge an alte Dichter erinnert, die wir in den Schillerschen Gedichten finden. Insbesondere erinnert das 1803 erschienene Gedicht: das Siegesfest an die Homerische Dichtung. Ich wollte gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen konnte, schreibt Schiller am 24. Mai 1803 an Goethe.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. S. 334.

Martial wird mich Ramler schon bekannt machen, so wie Wieland mit den horazischen Episteln. Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas Besseres thun, als mich (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lektüre neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe, und durch einen geistreichen Umgang vor der Hand abgeschnitten ist, und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben, und im eigentlichen Sinne unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen spekulativen Arbeiten und Lesereien (obgleich mir darin noch so viel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein." So konnte Schiller mit Recht sagen:[1]) „Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Karlos (erschien Leipzig 1787) habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat." Dasjenige Kunstwerk, in welchem uns Antikes und Romantisches entgegentritt, ist die Braut von Messina (1802—1803), mit der sich, wie W. v. Humboldt ausführt,[2]) in Rücksicht auf strenge Form kein anderes Stück Schillers messen kann. In ihr ist alles poetisch, alles folgt streng aufeinander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks. Niemand hat noch bisher seine Idee so rein aufgefaßt als Sie in Ihrer zugleich unübertrefflich geschriebenen Einleitung.[3]) Schiller hatte selbst das Gefühl, daß er zur Ausgestaltung seines dichterischen Wesens des Studiums der Alten gar sehr bedürfe, um, wie er an Freund Körner schreibt, seinen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing.[4])

Das Verhältnis Schillers zum klassischen Altertume ist mehrfach der Gegenstand eingehender Untersuchung geworden. Am gründlichsten scheint mir die schöne, auf eingehenden Studien ruhende Arbeit Dr. Ludw. Hirzels über Schillers Beziehungen zum Altertum diese Frage behandelt zu haben.[5]) Ebenso hat Dr. Karl Schirlitz mit dem ihm eigenen feinen Sinne das Verhältnis

---

[1]) Briefw. S. 425 in einem Briefe vom 21. März 1796.

[2]) Briefw. S. 465 f.

[3]) Für die Beurteilung des ganzen Kunstwerks ist der Brief von größter Wichtigkeit. Übrigens empfiehlt es sich das, was Cholevius Bd. II. S. 182 ausführt, nachzulesen.

[4]) Vgl. die treffliche Schrift: Versuch einer Schillerschen Ästhetik. Studie von Gust. Zimmermann. Leipzig 1889. S. 89.

[5]) Aarau 1872. Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

Schillers zum klassischen Altertume in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik genau untersucht.[1]) In jener Zeit, wo man mit ganzer Liebe der durch die unsterblichen Bemühungen Winckelmanns, Lessings, Klopstocks, Heynes, Wolfs, Voßens, Herders und anderer wissenschaftlich bedeutenden Männer der neu erschlossenen Betrachtung dessen, was hellenisches und römisches Altertum Großartiges hervorgebracht hatte, sich zuwandte und in der ersten Liebe den andern weniger idealen Richtungen des Zeitalters gegenüber in der Wertschätzung des Altertums vielleicht zu weit ging, war Begeisterung für das Altertum vorhanden. G. Herder erkannte die ungeheure Gefahr: Kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt. Die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt, haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren, sind, da sie lange Zeit mehr als andere ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst. Wäre Deutschland, setzt er hinzu, bloß von der Hand der Zeit an dem Faden seiner eigenen Kultur fortgeleitet, unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen. Herder war der Meinung, daß man von den Alten das kunstgerechte Bilden lernen, sie nicht blind nachahmen, an ihnen die klassische Form lernen, den Inhalt aber dem nationalen Boden und Empfinden entnehmen, ihnen nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden rauben solle.[2]) Das war derselbe Sinn und Geist, in welchem auch G. Eph. Lessing die alten Schriftsteller behandelt zu sehn wünschte.

In einigen seiner Gedichte verherrlichte Schiller das Altertum in einer Weise, daß er auch heute noch in streng christlich gerichteten Kreisen Anstoß erregt, besonders war es das im Jahr 1788 erschienene, aber schon 1784 nach einem Besuch der Mannheimer antiken Sammlung gewissermaßen im Geiste des Dichters entsprungene Gedicht: die Götter Griechenlands, welches, wie Vilmar sich ausdrückt, den völligen Bruch des Dichters mit der Christenwelt manifestierte und die starke Hinwendung zu den Griechen, den Inhabern und ausschließlichen Repräsentanten der Kultur jener Zeit, des Menschentums, welches ganz auf sich selbst steht und durch sich selbst alles geworden ist, genugsam beweist.[3]) In einem, einst viel gelesenen, in vieler Beziehung schätzbaren Romane Eritis sicuti deus heißt es (I. 9): ich kann die Götter Griechenlands nicht lesen ohne daß mich ein Krampf faßt — ich weiß nicht, ist es Ingrimm

[1]) Jahrb. für Philol. u. Pädag. II. Abt. Heft 5 u. 6. Bereits im Jahre 1863 hat der Verf. dieser Schrift ein Progr., das Verhältnis Wolfs und Wilh. v. Humboldts zu Goethe u. Schiller veröffentlicht, in welchem über diese Frage auch einzelnes beigebracht ist.

[2]) Herders Fragmente über die deutsche Literatur. III. S. 19. 189. Gust. Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik. S. 96.

[3]) Vilmar, Colleg. bib. T. II. S. 169.

oder ein Krankheitsgefühl? — ein Schreien in meiner Seele um meinen Gott, dem solch Unrecht geschieht. Wenn man nun aber erwägt, daß das erwähnte Gedicht nach einem Besuche des Mannheimer Antikensaales im Jahre 1784 concipiert und im Jahre 1788, wo der Dichter, wie er an Freund Körner schrieb, nichts als Homer liest, in die Öffentlichkeit trat, wenn man ferner bedenkt, daß damals die kirchlichen und die theologischen Verhältnisse manches zu wünschen übrig ließen, dann wird man die Götter Griechenlands nicht als eine Absage vom Christentume, sondern als einen Reflex der Stimmung der Seele des Dichters, die damals ganz und gar der Aneignung hellenischer Geistesbildung sich hingab, ansehn dürfen. Wieland hatte von Schiller einen Beitrag zu dem Märzstück des Merkur verlangt, und am 17. März berichtet er, daß er in seiner Angst ein Gedicht gemacht habe, „die Götter Griechenlands." Bei der Gelegenheit, schreibt er an Körner, habe ich die Entdeckung gemacht, daß ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung meine Muse noch nicht mit mir grollt; es ist doch das Beste, was ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird dir neu daran sein.[1]) Am 25. Apr. schreibt Körner: „dein Gedicht habe ich endlich gelesen. Ich wünschte mir dein Talent, um ein Gegenstück zu machen. An Stoff sollte mir's nicht fehlen. Einige Ausfälle wünschte ich weg, die nur die plumpe Dogmatik, nicht das verfeinerte Christentum treffen. Sie tragen zum Werte des Gedichtes nichts bei, und geben ihm ein Ansehn von Bravour, dessen du nicht bedarfst, um deine Arbeiten zu würzen."[2]) Schiller sagte zwar in einem späteren Briefe an Freund Körner: „der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, so wie die Götter Griechenlands, die ich ins Licht stelle, nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt sind." Aber die Mehrzahl der Leser sah in diesem aus rein künstlerischem[3]) Interesse fließenden Herabsetzen auf der einen und Idealisieren auf der andern Seite eine Ungerechtigkeit, wohl gar eine tendenziöse Entstellung des geschichtlich Wahren, fühlte sich dadurch zur Opposition aufgefordert und ward somit für die rechte Würdigung des Gedichts untauglich. Einen reinen Eindruck desselben kann nur der empfangen, der dem Dichter das ihm gebührende Recht zuerkennt, seine Sehnsucht nach einer heitern, rein menschlichen, ästhetischen Natur- und Weltauffassung an einem ihm dazu passenden Gegenstande darzulegen und den Gegenstand diesem Zweck gemäß künstlerisch zu gestalten. Später zeigte der Dichter durch Umformung und Unterdrückung

[1]) Schillers Leben 2c. von H. Viehoff. II. S. 82.

[2]) Schillers Leben 2c. von H. Viehoff. II. S. 119.

[3]) Man vergleiche über das Gedicht W. v. Humboldts Briefwechsel mit Schiller. S. 148. S. 58.

mancher anstößigen Stellen, wie ungern er dem Glauben und den herrschenden Vorstellungen seiner Zeit zu nahe trat, nachdem sein Genius ausgereift und er durch rastlose Studien sich seine Weltanschauung gewonnen hatte. Es ist nicht ohne Interesse die Gedanken zu vernehmen, welche der edle Friedr. Leop. Graf zu Stolberg[1]) kurz nach der im Märzstück des deutschen Merkur 1788 erschienenen Veröffentlichung der Götter Griechenlands geäußert hat: Blühende Fiktionen sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben. Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irrwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpfe. Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe im̃er zu grob von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen. Die Künste sind mit Jahrhunderten gestiegen; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhob sich so hoch als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kann. In Psalmen und Hymnen erhob sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anderes als die Gottheit besingen könnten. Höher kann uns kein Gedanke erheben als zu ihr. Nichts kann uns mit reiner Liebe erfüllen als sie; und als man fand, daß sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin einer Meinung, daß sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlichster Gegenstand wäre. Der Verteidiger von den Göttern Griechenlands müßte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekannt haben, wenn er folgendes im Ernst glaubte:

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.

Vermessener noch als andere Klage ist diese, welche den Untergang der Vielgötterei beklagt:

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens winterlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe. Aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist. Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst.[2])

---

[1]) Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg. Hamburg 1827. Fr. Perthes. Bd. X. S. 424 f.

[2]) Vgl. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg 2c. von Johannes Janßen. Freiburg 1877. S. 201 f.

Goethe, wie Schiller schreibt, hat das Gedicht sehr günstig beurteilt, nur zu lang hat er es gefunden, worin er nicht unrecht haben mag.[1])

Ohne Zweifel hatte das in jenen Tagen neu und geistreich gepflegte Studium des Altertums manche der alten Welt vielfach anhaftende Mängel übersehn lassen, und auf der andern Seite war das kirchliche Leben durch den Einfluß, welchen einerseits Friedrich der Große und seine Umgebung auf die religiöse Stimmung des Volks geübt und andererseits das Wölnersche Religionsedikt im entgegengesetzten Sinne die dem Volksleben geschlagenen Wunden zu heilen versucht hatte, nicht dazu angethan, tiefer angelegte Naturen für das Christentum zu gewinnen.

Wir möchten hier der Überschätzung des Altertums gegenüber das herrliche Schlußwort eines der größten Philologen der neuern Zeit, August Böckhs[2]) aus dem 1. Bande seines grundlegenden Werkes: die Staatshaushaltung der Athener, S. 791 anführen.

Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war, als in unseren Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Altertume; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist

---

[1]) Vgl. Schillers Leben von Viehoff. II. T. S. 110. Wichtig für die Beurteilung des Gedichtes ist, was Kuno Fischer in Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen 1890. S. 252 f. auseinandersetzt. Das Gedicht, sagt K. F. (S. 254), ist kein Hymnus auf das Heidentum, wie man es übel verstanden hat, sondern eine Elegie. Der Dichter selbst wird nicht froh in der Betrachtung dieser Götterwelt. Der Grundton seiner Gefühle ist die Klage, daß sie nicht mehr ist und sein kann. Was ihn erfüllt, ist nicht die befriedigte Anschauung jener glücklichen Ideale, sondern der Kontrast zwischen damals und jetzt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart: Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte u. s. w. . . . . Die Götter Griechenlands sind ein Gedicht nicht vom Paradiese des Heidentums, sondern vom verlorenen Paradiese desselben. Die Grundempfindung des Dichters, um seinen eigenen spätern Ausdruck zu gebrauchen, ist nicht „naiv", sondern „sentimentalisch". Wehrmann gesammelte Vorträge. Breslau 1888. S. 119 f. Die Sehnsucht nach dem entschwundenen Griechentume trat in Hölderlin, dem unglücklichen Landsmann Schillers, in krankhafter Weise hervor. Seine Seele erfüllte das Ideal eines ungetrübten Glückes und reinster Schöne für das Menschengeschlecht; der Widerspruch aber, in dem das Leben mit seinem Ideale stand und die trostlose Unmöglichkeit, dieses Ideal, wie es in Hellas der Menschheit zu teil geworden war, auch zu seiner Zeit ins Dasein zu rufen, brach zu früh sein Herz.

[2]) Aug. Böckh, geb. den 24. Novbr. 1785 in Karlsruhe, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt (1791—1803), studierte unter Fr. A. Wolf und Schleiermacher in Halle. 1806 Mitglied des pädagogischen Seminars in Berlin, 1807 Privatdocent, 1809 ordentlicher Professor der Philologie in Heidelberg, 1811 an die neuerrichtete Universität nach Berlin berufen, wo er als eins der hervorragendsten Mitglieder der Universität und der Akademie der Wissenschaften am 3. Aug. 1867 nach einer reichgesegneten, allseitig anerkannten Wirksamkeit gestorben ist.

häufig bloß in einer Verstimmung des Gemüts gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es giebt Rückseiten weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volks eingedrungen finden. Wenn die freien Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wurden sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten: und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Untergangs in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatsmassen in verfassungsmäßigen Monarchien, worin den Leidenschaften einzelner minderer Spielraum vergönnt, größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von außen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen werden. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt.[1])

Die ästhetische Erziehung der Menschen hatte unser großer Dichter im Auge, von Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne war seine Seele erfüllt. Nach dieser Richtung hin hat er auf Mit- und Nachwelt einen maßgebenden, außerordentlichen Einfluß ausgeübt und übt ihn heute noch aus, da seine Werke mit vollem Rechte auf jedem Gymnasium den Gegenstand wohl gepflegter Lektüre bilden müssen. Schillers Gabe, wissenschaftliche Wahrheiten und Abstraktionen mit poetischen Worten, Bildern und Klängen zu umkleiden, fand in manchen selbst schon poetisch angehauchten Aussprüchen und Schilderungen Winckelmanns glückliche Motive, deren Variierung man einige der herrlichsten Lehrgedichte aller Zeiten verdankt, z. B. das Ideal und das Leben.[2])

---

[1]) In dem ausgezeichneten Werke: Ethik der alten Griechen, dargestellt von Leop. Schmidt. II. Bd. Berlin 1882 sind eingehend die ethischen Anschauungen der Hellenen unter Heranziehung der Quellen dargestellt worden.

[2]) Vgl. Justi, Winckelmanns Leben. B. II. S. 247; W. v. Humboldt, Briefe an Schiller. S. 154. S. 185 f.

Der feinste Duft der Schillerschen Dichterblüte ist unstreitig in den Gedichten: der Spaziergang, das Glück, der Genius und in ein viertes Gedicht zusammengedrängt, welches ursprünglich das Reich der Schatten, nachher das Reich der Formen, zuletzt das Ideal und das Leben genannt wurde. Man hat an diesen Gedichten wohl den Mangel an Handlung auszusetzen gefunden, sie ist vorhanden, sie besteht in der unmittelbaren Offenbarung der innersten Geheimnisse des dichterischen Genius: Geheimnisse, die er uns schauen läßt, ohne sie selbst in ihrer Tiefe zu schauen. Es ist eine abgedroschene Phrase: der Künstler habe sich selbst übertroffen, für diese Gedichte aber ist diese Phrase keine Phrase, sondern die allerbuchstäblichste Wahrheit: weit über sich selbst hinaus, weit über den Anschauungskreis seiner ganzen Zeit hinaus, weit hinaus in Regionen, die Schiller der Mensch niemals geschaut hat, erhebt sich hier Schiller der Dichter, das alte Wort großartig und fast rührend erfüllend, daß der Dichter ein Weissager ist und von göttlichem Geiste getrieben. An diesen Gedichten sollten die armen Schillerbekämpfer und die meisten noch ärmeren Schiller-Verteidiger sich versuchen, die einen, um zu begreifen, daß dem wahren Dichtergenius, wenn auch alle Außenwerke erobert und gebrochen werden, in seinem innersten Heiligtume nicht beizukommen ist; die andern, um zu lernen, daß der echte Dichtergeist keiner Verteidigung, nur des Verständnisses bedürfe. So spricht A. F. C. Vilmar.[1])

Sehr treffend wird in weiterer Ausführung von Vilmar das Verhältnis Schillers und Goethes zum Christentum gewürdigt und mit Recht darauf hingewiesen, was bereits oben erwähnt ist, daß in jener Zeit, in welche die Entwicklung unserer Dichter fiel, das kirchliche Christentum innerhalb der evangelischen Kirche nur in abgelebten, fast erstorbenen Erscheinungen, oft und fast immer in geschmacklosen Formen auftrat, der christliche Glaube dagegen, welcher noch vorhanden war, in äußerst subjektiver Gestalt, wie z. B. in Klopstock und Lavater, sich zeigte. Die Gespanntheit, Überreiztheit und in das Unwahre sich überschlagende Redseligkeit, an der das bloß subjektive Christentum überall leidet und in Lavater auf sehr auffallende Weise litt, war oder wurde dem durchaus gesunden Sinne Goethes zuwider — und Subjektivität gegen Subjektivität gesetzt, hatte er immer so viel in die Wagschale zu legen, wie ein anderer, so daß Goethe sich in seiner Weise ablehnend gegen die an ihn andringend frommen Gemüter, und darnach ablehnend gegen das Christentum überhaupt verhielt, wenn er gleich der historischen Grundlage des Christentums lebenslänglich näher gestanden hat als Schiller, der mehr den Moralstandpunkt der Rationalisten behauptete, welcher die geschichtliche Grundlage des Christentums bekanntlich nicht zu bedürfen glaubt. Daß der große Dichter die Unzulänglichkeit menschlichen Strebens und Bemühens erkannt, geht aus vielen Stellen seiner Dichtungen unabweislich hervor, von der Unruhe des

[1]) Geschichte der deutschen National-Literatur (6. Aufl. 1856). S. 616 f.

menschlichen Herzens weiß auch er zu singen und zu sagen. Ich möchte mir das Wort eines katholischen Religionslehrers Joh. Phil. Kayser aneignen, der in einem Programm[1]) das als die Weltanschauung Schillers hinstellt: Die irdische Welt mit all ihren Gütern und Genüssen ist nicht imstande, das Herz des Menschen mit seinem Glückseligkeitsdrange auszufüllen und zu befriedigen; darum erhebt dasselbe seine Hoffnung zu „etwas Besserem" als diese irdische Welt ist, zu einem besseren Jenseits. — Es besteht zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit im Menschen ein beklagenswerter feindlicher Gegensatz; infolgedessen ist der letzteren ein ungeordnetes Hinstreben nach materiellen Gütern und sinnlichen Genüssen eigentümlich. Es ist den Menschen darum die Pflicht auferlegt, sich über das Sinnenleben möglichst zu erheben. Das sind die beiden Grundideen, auf welchen in reicher vielgestaltiger Ausführung die ideale Weltanschauung Schillers sich aufbaut. Die Weltanschauung möchte ich einem gotischen Dome vergleichen, in welchem alle Teile leicht gegliedert und beflügelt, den Sieg des menschlichen Gedankens über die träge Last der Materie verkündend, empor nach Oben streben, in welchem eine bunte Mannigfaltigkeit herrlicher Gliederungen und Gestaltungen sich schließlich gleichsam in das Dunkel des Geheimnisses verliert, um eine Welt höherer, himmlischer Ahnungen dem Beschauer zu erschließen. Und wie der gotische Dom ein Erzeugnis des deutschen Geistes ist, so entspricht in gleicher Weise jene ideale Weltanschauung vorzüglich dem tiefsinnigen Ernste des deutschen Volkes, dessen Herzton in seinen schönsten und liebsten Liedern, ja auch als Ton der Sehnsucht so ergreifend sich ausspricht. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß gerade Schiller unter allen Genossen seiner edlen Kunst der erklärte Liebling des deutschen Volkes, namentlich der deutschen Jugend geworden ist, und man darf wohl der zuversichtlichen Hoffnung leben, daß dieses deutsche Volk, solange es seiner Liebe zum Sänger der Ideale und der über das Sinnenleben sich erhebenden sittlichen Freiheit d. h. seinem eigenen Genius treu bleibt, auch jener plumpen materialistischen Weltanschauung fremd bleiben wird, die den Menschen mit seinen Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen so gerne ganz in das Diesseits einschließen, die ihm so gerne im materiellen Besitze, im sinnlichen Genusse seinen Himmel anweisen möchte. Es ist in der That bewundernswürdig, wie unser großer Dichter unablässig nach Erkenntnis und Beruhigung strebte, wie er ununterbrochen suchte und forschte. In den Gedichten: die Worte des Glaubens, die Worte des Wahnes, der Genius, die Nänie, die Hoffnung, die Macht des Gesanges, das Ideal und das Leben, das eleusinische Fest, die Klage der Ceres, an die Freunde, die vier Weltalter, die Ideale, der Pilgrim, die Sehnsucht u. a. tritt uns überall ein Ringen und Sichabarbeiten nach Erkenntnis und Ruhe entgegen, und dieser poetische Ausdruck der Seele des

[1]) Grundzüge der religiös-sittlichen Weltanschauung Schillers. Trier 1871. S. 15.

Dichters, nicht seiner Empfindungen, sondern seiner Vernunft und seines Willens ist sein Subjektivismus. Solche Gedichte finden sich bei Goethe nicht! Der Kampf mit dem Drachen, vor allen andern der Johanniter, ferner die Bürgschaft, die Kraniche des Ibykus, das verschleierte Bild zu Sais liefern, ganz abgesehn von den großartigen Dramen, den Beweis, daß Schiller ein tiefes Verständnis hatte für alles, was des Menschen Brust bewegt und daß es bewundernswürdig ist, daß zwischen den beiden größten Dichtern der Deutschen nicht Rivalität, nicht Eifersucht das innige Freundschaftsverhältnis störte. Fast alle Äußerungen Schillers über Goethe räumen diesem beinahe unbedingten poetischen Vorrang ein; Goethe aber hat sich über Schiller in ganz besonderer und höchst merkwürdiger Weise geäußert. Einige solcher Äußerungen sind auch bei Schillers Lebzeiten gefallen, die allermerkwürdigsten kommen unmittelbar nach seinem Tode zum Vorschein. Dieser Tod scheint Goethe wirklich erschüttert und beinahe auf eine Zeit gebrochen zu haben. In dem schönen Gedichte, welches er ihm als Nachruf schrieb, heißt es:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

In einem Briefe sagt er: das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein![1]) Die Antwort auf die Frage, ob Schiller ein intimeres Verhältnis zu dem positiven Christentum gehabt, findet man unter fortwährender Berücksichtigung der Stimmungen des Zeitalters, in dem der große, rastlos an seiner Veredlung arbeitende Dichter lebte, nach meiner Schätzung am besten dargelegt in Dr. H. Martensens christlicher Ethik (specieller Teil. Gotha 1878. S. 53 f.). In ihm und in Goethe reflektiert sich eben das ganze Zeitalter. Sehr charakteristisch ist das Urteil des tiefdenkenden Carlyle, der die Werke Schillers und Goethes seinen Landsleuten durch Übertragungen nahe gebracht und überhaupt durch seine Begeisterung für die deutsche Literatur wesentlich dazu beigetragen hat, daß in England ein tieferes Verständnis deutschen Geisteslebens Platz gegriffen hat. So sehr er diese großen Dichter bewunderte, heißt es,[2]) so fand

[1]) Man vgl. Briefe über Schiller von F. Fick, historisch-politische Blätter 5. u. 6. Heft des 107. Bandes. München 1891. S. 428 f. Diese anziehenden Briefe knüpfen an Daumers Buch: Schillers Verhältnis zum Christentum an und kommen zu dem Resultat: einen christlichen Dichter haben wir in Schiller nicht und christliche Poesie kaum in einzelnen Klängen vor uns. Das ist der große Jammer, daß auch ein edlerer Geist in jenen traurigen Tagen nicht zur völligen Besinnung kam. Über das fernere urteilt kein Mensch mehr. Nur ungern lobt der sonst so verständige Mann die beiden hervorragendsten Dichter, denn diejenigen, welche zu dem allgemeinen Verfalle Deutschlands in seinem Glauben beigetragen haben, sollte man nie, die Genialität abgerechnet, im allgemeinen loben.

[2]) Das Leben Thomas Carlyles. Aus dem Englischen von J. A. Froude. Übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehn von Th. A. Fischer. Gotha 1887. S. 82 f. Es seien noch erwähnt: Daumer, Schillers Verhältnis zum Christentum; Goethes und Schillers Religion. Zwei Vorträge von Wilh. Beste. Gotha 1873. Schillers Weltanschauung und

doch sein strenger schottischer Calvinismus viel an ihm auszusetzen. Goethe und selbst Schiller schienen von der Bildung vielmehr als von der Moral den Fortschritt des Menschengeschlechtes zu erwarten; von der Ästhetik, den Künsten, der Dichtung und dem Drama viel mehr als von dem Gehorsam gegen die alten harten Regeln des Rechts und des Unrechts. Und dies machte ihn stutzig und mißfiel ihm. Schiller, schrieb er, war ein sehr würdiger Charakter, im Besitz großer Talente und stets glücklich in der Anwendung derselben zu edlen Zwecken. Das Streben nach dem Schönen und die Darstellung desselben in angemessenen Formen und die Verbreitung der daraus entspringenden Gefühle, wirkten wie eine Art Religion in seiner Seele. In einigen seiner Aufsätze spricht er von dem Ästhetischen als dem notwendigen Mittel zur Hebung der menschlichen Gesellschaft. Seine Anstrengungen für diese Sache befriedigten nicht nur seinen ruhelosen Thätigkeitstrieb und den Wunsch, auf andere bildend einzuwirken — und dies ist ja das große Bedürfnis eines edlen Geistes — sondern sie gewährten sogar seinem Gewissen einen Balsam. Er sah in sich einen Apostel des Höchsten. Schade, daß er keinen bessern Weg zur Befriedigung seines innern Dranges fand! Ein Schauspielhaus kann nur in ungenügender Weise als eine Arena für den Moralisten gelten. Es steht sogar noch niedriger als die Synoden der Theologen. Man wird zum Tode gelangweilt von seinen und Goethes palabra über die Natur der schönen Künste. Was wußte Shakespeare, was Homer von der Ästhetik? Ohne Frage war das Streben unseres großen Dichters, den Geschmack der Deutschen zu bilden und dadurch indirekt die Sitten zu veredeln. So kann man mit vollem Rechte dem zustimmen, was Julian Schmidt in einer Anzeige des Briefwechsels Schillers und Körners sagt:[1]) den Lehrern ist es erfreulich, ihren Knaben und Mädchen einen Klassiker vorzulegen, in welchem durch sexuelle Motive kein Anstoß geboten wird — was in den älteren Stücken und Gedichten davon vorkommt, hat für die Jugend keine Gefahr, da es sie nicht anspricht. Für die Jugend selbst, namentlich in der Periode des Übergangs, ist die Sprache keines Dichters so wohlgefällig als die seinige: ein prachtvoller Klang, großer Schwung der Rede, ein Schatz von Gedanken und Bildern, die sich schnell

---

die Bibel. Erläuterungen über Kassandra und das Ideal und das Leben von Dr. J. Goldschmidt. Berlin 1888. Sehr wertvoll ist für die Beurteilung Schillers die treffliche Ausgabe von Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Herausgegeben von Dr. Arthur Jung. Leipzig 1875. Die Schrift dem großen Philologen und Verehrer Schillerscher und Goethischer Dichtung, Prof. Dr. C. Lehrs gewidmet. Auch der Versuch einer Schillerschen Ästhetik, Studie von Gustav Zimmermann. Leipzig 1889 ist in den Ausführungen über Philosophie, Kunst und Religion S. 121 f. für Schillers religiöse Anschauungen von Bedeutung. Sehr zu empfehlen für das Verständnis einzelner Gedichte sind zwei Programme des Landsberger Gymnasiums des Oberl. Dr. Siegfr. Neide (1890 und 1891), Wilh. v. Humboldt als Richter und Ratgeber bei Schillers lyrischen Gedichten.

[1]) Deutsche Rundschau. IV. Bd. 1875. S. 387 f.

einprägen und deren Verständnis im ganzen keine Schwierigkeit macht; was in den Gedichten der dritten Periode etwa dunkel bleibt, eignet sich vortrefflich zur Interpretation in der Sekunda und Prima und hat nebenbei den Nutzen, den philologischen Wortschatz zu bereichern. So ist Schiller dem Jüngling, der zur Universität tritt, wie auch der Jungfrau im entsprechenden Alter scheinbar ein gesichertes Eigentum. In späteren Jahren wird er verhältnismäßig wenig mehr gelesen, warum sollte man immer wieder von neuem lesen, was man auswendig weiß? So bleibt von dem Dichter das Bild in der Seele haften, welches man sich als Knabe gemacht. Es ist das kein schlechtes Bild; der Knabeninstinkt trifft eben so oft das Richtige als die Reflexion des Alters. Aber es ist einseitig und unvollständig und gerade ein Dichter, der mit so unendlicher Anstrengung an seiner Bildung gearbeitet hat, würde oft richtiger gewürdigt werden, wenn er einem reiferen und gebildeteren Alter frisch und neu entgegenträte. Diese Knabeneindrücke werden verstärkt durch eine weitverbreitete Tendenzliteratur, die Schiller hauptsächlich als Autorität für ihre eigenen Wünsche benutzt. Zu Schillers bekanntesten Gedichten gehören außer der „Glocke" die „Drei Worte des Glaubens": Freiheit, Tugend und Gott; auf Gott wird in der Regel weniger Gewicht gelegt, dafür nimmt man aus der Anrede Berthas an Rudenz: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" das Vaterland, und aus dem Gedicht „die Ideale" die Überschrift. So ist denn Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend, des Vaterlandes und des Ideals, und nach dieser Schablone wird nicht bloß seine poetische Entwicklung, sondern sein ganzes Leben zurechtgelegt. Aber Schiller ist ein sehr bedeutender, ein sehr sprechender Charakterkopf, von ganz außerordentlicher Realität, ein Dichter und Schriftsteller, der je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto großartiger erscheint. Die Briefe, welche der große Mann mit Goethe, Körner und Wilh. v. Humboldt gewechselt, lassen uns in das wunderbare Geistesleben dieses herrlichen Menschen einen Blick thun. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß die Schule darauf hält, daß ihre Zöglinge mit den Hervorbringungen dieses deutschen Dichters bekannt und angeregt werden, sich auch über die Schule hinaus fort und fort mit ihm zu beschäftigen. Der Einfluß, den er mit seinem Freunde Goethe auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens gehabt, ist außerordentlich.[1])

---

[1]) Man vgl. zu der Frage nach dem Verhältnis des Dichters zum Christentume: H. Leo, evang. Kirchenzeitung, Jahrg. 1855. S. 359 f., Jahrg. 1859. S. 1101 f.; P. Cassel, Lorbeer und Kreuz. Ein Vortrag über Friedrich v. Schiller, Jahrg. 1859. S. 1057. Überall, sagt P. Cassel S. 1060, ist Schiller der hellenische Dichter. Nicht durch einzelne Sätze drückt sich dies aus. Der ganze Zug seines Lebens und Schaffens bekundet es. Die Signatur des griechischen Geistes haftet an ihm. Die reine keusche Art der klassischen Hellenen ruht auf seinen Schöpfungen. Er verletzt die sittliche Natur des stillen Herzens niemals. Den Gegensatz, den Homers und Sophokles' naive Unschuld zur modernen Schlüpfrigkeit bezeugen, hält auch Schiller inne. Bischof Martensen, der für die Strömungen des geistigen Lebens

Karl Philipp Moritz.

Mit Goethe und Schiller stand K. Ph. Moritz in enger Verbindung. Durch seinen in den Jahren 1785—1790 in Berlin erschienenen psychologischen Roman, der insbesondere für die Kenntnis des Standes der Pädagogik jener Zeit von Wichtigkeit ist und nach dem Urteile Gödekes einer der letzten autobiographischen Romane und vielleicht der beste ist. Dieses Wühlen in dem eigenen Herzen, welches man, nach Goethes Ausdruck im Werther, pflegte wie ein krankes Kind und dem man, allen Willen ließ, finden wir auch im Anton Reiser. Daß der Roman die merkwürdigen Lebensschicksale des Verfassers darstellt, ergiebt sich aus der Vorrede zum zweiten Bande, wo es heißt:

Um ferneren schiefen Urteilen, wie schon einige über dieses Buch gefällt sind, vorzubeugen, sehe ich mich genötigt, zu erklären, daß dasjenige, was ich aus Ursachen, die ich für leicht zu erraten hielt, einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichen Verstande Biographie und zwar eine so wahre und wahre Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nüancen ist, als es vielleicht nur irgend eine geben kann. In dem Vorwort zum dritten Bande sagt er: Mit dem Schlusse dieses Teiles heben sich Anton Reisers Wanderungen und mit ihnen der eigentliche Roman seines Lebens an. Das in diesem Teile Enthaltene ist eine getreue Darstellung der Scenen seiner Jünglingsjahre, welche anderen, denen die unschätzbare Zeit noch nicht entschlüpft ist, vielleicht zur Lehre und Warnung dienen kann. Vielleicht enthält auch diese Darstellung manche nicht ganz unnütze Winke für Lehrer und Erzieher, woher sie Veranlassung nehmen könnten, in der Behandlung mancher ihrer Zöglinge behutsamer und in ihrem Urteil über dieselben gerechter und billiger zu sein![1]) Ehe wir auf den interessanten

---

einen so aufgeschlossenen Sinn hatte, spricht in seiner Ethik Bd. III. S. 93 über den so bedeutungsvollen Briefwechsel Schillers und Goethes folgendes aus: wir sehen, wie diese hochbegabten Männer weder Fleiß noch Zeit an ihren Werken sparen, wie sie unter einem lebendigen Gedankenaustausch über Probleme der Kunst sich gegenseitig helfen und einer bildend auf den andern einwirken. Aber einem Austausch dessen, was das tiefste menschliche Interesse angeht, begegnet man hier gar nicht. Was uns in diesen für die geistige Bildung und ihre Geschichte so bedeutungsvollen Briefen vor Augen gelegt wird, sind vorwiegend mehr die Freundschaftsverhältnisse großer Künstler als großer Menschen. Zu den Briefwechseln, in denen Freunde die innersten menschlichen Angelegenheiten behandeln, gehören die Briefe in Friedr. Perthes' Leben 2c. Dazu vergl. man evang. K.-Z. Nr. 10. (1830.)

[1]) Anton Reiser. Ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh., in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert.) Mit einer sehr orientierenden Vorrede von Ludwig Geiger, Stuttgart 1886 erschienen. Wir fügen gleich einige der anderen wichtigen Schriften des auch für die Behandlung der

Roman eingehn, bemerken wir, daß Moritz bei seinem Aufenthalte in Italien Goethe näher getreten war. In Italien faßte er den Gedanken, eine Götterlehre zu schreiben und zwar mit besonderer Berücksichtigung ihrer plastischen Kunstwerke. Aus den Unterhaltungen mit Goethe ging auch die kleine Schrift: Über die bildende Nachahmung des Schönen hervor (Braunschweig 1788), welche großes Aufsehn erregte. Moritz hatte schon lange, bevor er dem großen Dichter nahe trat, das Bedürfnis, ihn kennen zu lernen, da er von Goethes Werther, Götz u. a. ganz hingenommen war.

Auch Goethe fühlte sich zu Moritz so hingezogen, daß er ihn oft seinen Zwillingsbruder nannte. Mit Recht konnte man sagen, daß beide Männer sich nach vielen Seiten hin gegenseitig nicht unwesentlich beeinflußten. Goethe spricht es selbst aus: die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort; ich dachte wohl, hier was zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel verlernen müßte, dacht ich nicht. Desto lieber ist mir's, ich habe mich ganz hingegeben, und es ist nicht allein der Kunstsinn, es ist auch der moralische, der große Änderungen leidet. . . . Tischbein und Moritz sind mir von großer Hilfe und wissen nicht, was sie mir sind, da auch hier der zum Schweigen Gewöhnte schweigt.[1]) Moritz, der bei einem Ritte in Rom den Arm gebrochen und von Goethe, der ja immer hilfreich und gut war, treu gepflegt wurde, erzählte dem Freunde Stücke aus seinem Leben. Goethe erstaunte über die Ähnlichkeit mit dem seinigen. Er ist wie

deutschen Sprache einflußreichen Verfassers von Anton Reiser bei: 1. Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend von M. K. Ph. Moritz, Konrektor am grauen Kloster zu Berlin 1781. Ideal einer vollkommenen Zeitung. Von K. Ph. Moritz. Berlin 1784. Beiträge zur Philosophie des Lebens. Herausgeg. von K. Ph. Moritz. Mit einem Anhang über Selbsttäuschung. 3. Aufl. Berlin 1791. Deutsche Sprachlehre in Briefen. Von K. Ph. Moritz, Prof. der Akademie der bildenden Künste zu Berlin. 3. Aufl. Berlin 1794. Vorlesungen über den Stil oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern von K. Ph. Moritz. Neue Aufl. Braunschweig 1800. Reisen eines Deutschen in Italien aus den Jahren 1786—1788. In Briefen. Berlin 1792—1793. Von anderen Werken ist zu erwähnen: Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. Berlin 1791 (später vielfach herausgegeben). Ein besonderer Schmuck der ersten Ausgabe waren die Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen von A. J. Carstens. Als Beweis des großen Erfolgs, den die Mythologie hatte, mag das Urteil des nicht leicht zu befriedigenden Freundes Schillers Körner angeführt werden (Briefe I, S. 408): Hast du schon Moritzens Mythologie gesehn? Lies sie, du wirst viel Gutes darin finden. Er vermeidet die Fehler der gewöhnlichen Pedanterie und behandelt die alten Dichtungen mit Geist und Kunstgefühl. In vielen Stellen erkenne ich Goethens Ideen und vielleicht ist der ganze Gesichtspunkt von ihm entlehnt. Moritz war ein sehr thätiger Schriftsteller. In der allgem. deutsch. Biographie (B. 22. S. 308 f.) „Moritz" wird erwähnt, daß er mehr als 50 Bände veröffentlicht habe. Alle seine Schriften, so ungleichwertig sie auch sind, bezeugen gutes Urteil, reiche Kenntnisse, bedeutende Sprachbeherrschung, stark ausgeprägten künstlerischen Sinn. Er ist ein eigenartiger, origineller, tüchtiger Mann.

[1]) Tagebücher und Briefe Goethes an Frau v. Stein und Herder. Weimar 1886. S. 241.

ein jüngerer Bruder von mir, fügt er hinzu, von derselben Art, nur da vom Schicksale verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin. Das machte mir einen sonderbaren Rückblick in mich selbst. Besonders da er mir zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung von Berlin eine Herzensfreundin betrübt.[1]) Ein andermal schreibt er: Moritz schleicht wieder herum, dem bin ich nun wieder nützlich,[2]) und mein Umgang wird wichtigen Einfluß auf sein künftig Leben haben, er ist gar gut, vernünftig, empfänglich und dankbar, wenn man ihm eine Stufe weiter hilft. Insbesondere ist das Bekenntnis des Dichters: wir leiden alle mit Moritz, der den Arm gebrochen hat, es ist ein gar guter, verständiger, aus- und durchgearbeiteter Mensch.[3]) Auch als Moritz nach seinem Aufenthalt in Italien in Weimar lebte, wurde er von allen Seiten freundlich aufgenommen, hochgeehrt. Vor allen andern sah man ihn in der Herderschen Familie gern. So berichtet Frau Herder dem in Italien weilenden Gatten (d. 25. Dezbr. 1788): wenn wir Frauen mit Moritz allein sind, da geht es gar hübsch; er ist alsdann unser Prophet, und unsere Kenntnisse nehmen jedesmal zu. . . . . Er sagte mir, wie er durch das Studium der Perspektive darauf gekommen sei, den Mittelpunkt in einem Stücke aufzusuchen, den müsse man nicht am Ende des Stückes, sondern in der Mitte suchen, sowie alle Radien vom Mittelpunkt ausgehen und sich in den Anfang und Ende verlieren. So ist in Egmont der Mittelpunkt die Scene, da Klärchen vor Egmont kniet und fragt: „Bist du der Egmont," und er antwortet „nein, der Egmont bin ich nicht . . . ., dein Egmont bin ich," und Klärchen: „So laß mich sterben! die Welt hat keine Freuden auf diese". Hier sei der höchste Punkt des Stückes. Er und Klärchen. Politik ist ihm nichts gegen dieses Verhältnis; an dieser Scene hängt nur sein Tod und Klärchens freiwilliger Tod.[4]) An einer andern Stelle[5]) berichtet sie, daß sie Moritzens Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen gelesen. Als Schillers Stück Kabale und Liebe im Theater gespielt worden war, mußte es die Kalb dulden, daß Moritz das Stück zergliederte und bewies, daß kein Funke poetisches Drama drinnen sei. Das ganze Gespräch lief darauf hinaus, daß man nichts Schlechtes dulden müsse und daß man dafür das Gute zehn und zwanzigmal, ja bis zum Auswendiglernen lesen müsse, wie die Alten es gethan haben. Darunter rechnete er vorzüglich Goethes Werke, den Shakespeare und Homer von Voß übersetzt. Die griechische Schaubühne sei uns vor der Hand noch zu hoch. . . . Moritzens Bekanntschaft freut mich umsomehr, da es ein wirklicher Schatz fürs Leben ist, einen ver-

---

[1]) Tagebücher und Briefe S. 237.

[2]) Tagebücher und Briefe S. 280.

[3]) Tagebücher und Briefe S. 329.

[4]) Herders Reise nach Italien. Gießen 1859. S. 204.

[5]) Herders Reise ꝛc. S. 229.

ständigen Mann mehr zu kennen, ob ich ihn gleich nicht so oft sehe. Herder ist von Moritz, „der so ganz Goethisch, aus seiner und in seiner Seele, Goethe ist der Gott von allen Gedanken des guten Moritz,"[1]) durchaus nicht so hingenommen, als seine Gattin und andere Glieder der Weimarschen Gesellschaft. Später schreibt Herder: Moritzens Abhandlung ist ein verwirrtes Ding und ich wundre mich, wie auch du so viel Geschmack daran hast finden können. Für mich lesen konnte ich sie ganz und gar nicht, und als er sie mir vorlas, sagte ich ihm, bei dem vielen einzelnen Guten, das darin ist, sei sie im ganzen für mich ungenießbar. Sie ließ eine unangenehme Empfindung in mir zurück, und der Wert, den er aus Goethes Munde darauf setzte, war mir zwar erklärlich, weil es ein Kleid ist, auf Goethe gepaßt und gemacht, aber desto mehr beinahe beleidigend.[2])

Schiller,[3]) dessen Stück Kabale und Liebe Moritz sehr scharf censiert hatte, war mit dem strebsamen, fort und fort an seiner Weiterbildung arbeitenden, ästhetisch fein gebildeten Freunde Goethes in nähere Beziehung getreten, ja er fühlte sich zu ihm hingezogen, da Moritz durch seinen Aufenthalt in Italien, durch seinen Umgang mit Goethe und andern ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten, die er in Rom kennen gelernt hatte, nach allen Seiten hin in seinem Wesen geläutert und vertieft worden war. Er fand, wie er an Körner schreibt,[4]) einige seiner Lieblingsgefühle, davon im Julius etwas ausgestreut ist, sehr viele Berührungspunkte mit Moritz. Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer, aber er bearbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit. Über einige Ähnlichkeit seines Anton Reiser mit meinem Sonnenwirt fing er auch an. Charlotte und Karoline, die seit Jahren eine Vorliebe für den „Reiser" hatten, und Leser des Magazins waren, ermunterten Schiller noch mehr, sich an Moritz anzuschließen, der auch seinerseits seine zur Zeit nicht einflußlose Stimme in Weimar für den Dichter erhob.[5]) Es war die Zeit, welche Moritz unmittelbar nach der Heimkehr aus Italien (vom 4. Dezbr. 1788 bis 1. Febr. 1789) in Weimar verlebte, vielleicht die angenehmste seines Lebens. Der Umgang mit geistvollen Männern und Frauen, die freundliche Aufnahme, welche er in den damals so angeregten Hofkreisen fand, alles trug dazu bei, einem Mann wie Moritz die Lebensfreude zu erhöhen, seine Anschauungen zu befestigen. Schon bei Gelegenheit eines Besuches, den Moritz auf einer Reise durch Deutschland im Jahre 1785 durch Vermittlung des

---

[1]) Herders Reise S. 258.

[2]) Herders Reise S. 265.

[3]) Man vgl. J. W. Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 1882 Bd. I. S. 74 f.

[4]) Schillers Briefwechsel mit Körner I. S. 247. (2. Ausgabe von K. Goedeke. Leipzig 1878.)

[5]) Vergl. Siegmund Auerbachs Ausg. der Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen. Von K. Ph. Moritz. Heilbronn 1888. S. 35.

Buchhändlers Göschen in Leipzig, dem Dichter Schiller in Gohlis gemacht hatte, war eine gründliche Versöhnung zwischen dem Dichter und dem scharfen Recensenten von Kabale und Liebe zustande gekommen. Betrachten wir zunächst den Lebensgang des Mannes.

Karl Philipp Moritz wurde am 12. Septbr. 1757 in Hameln in ärmlichen Verhältnissen geboren, kam, da er pietistisch erzogen war, zu einem frommen Hutmacher in die Lehre, wurde unter dem Vorwande der Abtötung des Fleisches so kasteit, daß er allen Lebensmut verlor, dann, „weil der Teufel doch einmal seinen Sitz in ihm aufgeschlagen hatte," aus der Lehre entlassen. Da die Zeit der Konfirmation gekommen war, schickte man ihn behufs der Vorbereitung zu derselben in die Stadtschule von Hannover, wo er durch seine trefflichen Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. Dem Pastor Marquard an der Garnisonkirche, der ihn konfirmieren sollte, wurde er näher bekannt und von ihm dem Prinzen empfohlen, der ihn zu unterstützen versprach. Er erzählt, wie er dann das Gymnasium besuchte, mit Freitischen, schlechter Wohnung und Kleidung sich kümmerlich behelfen mußte, dadurch in der Achtung seiner Mitschüler, seiner Lehrer und zuletzt seiner selbst so weit sank, daß nicht viel fehlte, daß er ein Verbrecher geworden wäre, wie er sich zuletzt so zur Qual wurde, daß er seinem Leben ein Ende machen wollte, wovon ihn, den von Frost und Fieber Durchschauerten, nur die durch den Gedanken an die warme Stube und die frische Blutwurst, die er bei seinem Hauswirt, einem Fleischer finden würde, wieder angefachte Lebenslust schließlich zurückhielt.[1]) Oft stand er bei seinen Spaziergängen am Ufer der Leine, lehnte sich in die reißende Flut hinüber, indes die wunderbare Begier zu atmen mit der Verzweiflung kämpfte, und er mit schrecklicher Gewalt seinen überhängenden Körper wieder zurückbog.[2]) Aus diesen traurigen Stimmungen rettete sich Anton Reiser gar oft durch Lektüre von Lessings und Goethes damals erschienenen Werken. Einen besonders erhebenden Eindruck machte auf ihn die damals veröffentlichte Shakespeareübersetzung Chr. M. Wielands. In Shakespeare lebte, dachte, träumte er mit seinem Freunde Philipp Reiser, widmete er sich bei einer Tasse Kaffee dem Studium des englischen Dichters. Er gesteht, daß diese Shakespearenächte zu den angenehmsten Erinnerungen seines Lebens gehörten.[3]) Die traurigen Verhältnisse, unter denen er lebte, seine große Neigung zum Theater, welche durch die Lektüre Shakespeares und den Verkehr mit seinem Mitschüler Iffland noch gesteigert wurde, veranlaßte ihn, Hannover zu verlassen, und sich der Eckhofschen Schauspielergesellschaft, die er in Weimar zu finden hoffte, anzuschließen. In Erfurt faßte er zunächst festen Fuß, wird insbesondere von dem Professor Dr. Froriep, dem damaligen

[1]) Anton Reiser II. Teil. S. 203 f.

[2]) Anton Reiser II. Teil. S. 232 f.

[3]) Anton Reiser II. Teil. S. 234 f.

Prorektor der Universität Günther, Abt des Benediktiner-Klosters auf dem Petersberge sehr freundlich aufgenommen und unterstützt. In sehr anziehender Weise werden in dem vierten Bande Anton Reisers die damaligen akademischen Zustände der alten, ehemals durch die Pflege humanistischer Studien zu hohem Ansehn gelangten Universität Erfurt geschildert.[1]) Obwohl Moritz sich bemühte, bei der Eckhoffschen Gesellschaft irgendwie anzukommen, so führten doch alle Wege, die er, um zu seinem Ziele zu gelangen, einschlug, zu keinem Erfolg. Er hat uns in dem vierten Bande seines Romans dies alles in sehr lebhafter, anziehender Weise geschildert. Mit Unterstützung der Herrnhuter Gemeinde studierte er in Wittenberg, nahm dann in Dessau eine Stelle an dem Philanthropin an, wurde dann Lehrer in Potsdam (1780), später in Berlin am grauen Kloster. Sein unruhiges Wesen ließ ihn nicht zu einem behaglichen Genuß seines Lebens kommen. Als ihm der Urlaub zu einer Reise verweigert wurde, nahm er seinen Abschied und wurde später wieder in Berlin am Kölnischen Gymnasium angestellt. Die kärgliche Besoldung nötigte ihn zur Feder zu greifen. Auch die Voßische Zeitung redigierte er einige Zeit. Auf einer Reise durch Deutschland, die er 1785 mit seinem Freunde Klischnig[2]), wie schon erwähnt, unternahm, machte er die persönliche Bekanntschaft Schillers, lernte in Erfurt auch den Koadjutor von Dalberg kennen, welcher mit den Weimarschen Kreisen in nahen Beziehungen stand und erweiterte so den Kreis seiner Bekanntschaft. Schon längst hatte ihn die Sehnsucht nach dem klassischen Lande Italien gezogen. Mit dem Buchhändler Campe machte er einen Vertrag, nach welchem ihm dieser 150 Thlr. auf die Beschreibung seiner italienischen Reise vorschoß. Im Jahre 1786 brach Moritz nach Rom auf. Hier lernte er Goethe kennen. Aus den Unterhaltungen mit diesem Dichter ging auch das Schriftchen über die bildende Nachahmung des Schönen hervor, welches, wie oben mitgeteilt, 1788 bei Campe erschien. Dieses Werk, meint Goethe, habe deshalb einiges geschichtliche Interesse, um daraus zu ersehn, was für Gedanken sich in jener Zeit vor ihnen aufthaten, welche späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammen-

---

[1]) Anton Reiser Bd. III. S. 390 f. Die Universität Erfurt, eine der ältesten Hochschulen unseres Vaterlandes wurde 1392 gegründet. Die Geschichte der Universität, welche 1816 aufgehoben wurde, hat in trefflicher Weise Prof. Dr. F. W. Kampschulte (I. T. 1858, II. T. 1860 Trier) beschrieben. Oergel: Zur Erinnerung an die Universität Erfurt 1892. Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus von G. Oergel, in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichts- u. Altertumskunde von Erfurt. Erfurt 1892.

[2]) Klischnig, ein Schüler und Freund Moritzens, gab 1794 unter dem Titel: Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser, als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrat Moritz „einen fünften und letzten Teil“ dieses Romans heraus.

trafen. Auch auf Schiller, der damals seine „Künstler“ dichtete, machte die Schrift Eindruck, er fand unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseins eingreift und das sowohl durch seine absolute Wahrheit als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessiert.[1]) Er nahm sich des Buches gegen Knebel an, und dies öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst, meinte er, habe viel bei ihm entwickelt und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Moritz unterhielt sich mit Goethe in Rom viel über prosodische Dinge und hat die Übertragung der Iphigenie aus der rhythmischen Prosa in jambische Verse wesentlich gefördert. Der Aufenthalt in Weimar unmittelbar nach der italienischen Reise fand seinen Abschluß dadurch, daß der Herzog Karl August Moritz dem preußischen Staatsministerium empfahl und diese ihm als Professor der Theorie der schönen Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin eine Anstellung gewährte. Später erhielt er den Hofratstitel und wurde Mitglied der Berliner Akademie. Im Jahre 1792 verheiratete er sich, lebte aber nur kurze Zeit mit seiner Gattin glücklich. Sein unruhiges Gemüt, die allzugroßen Anforderungen, die er an die Freuden des Lebens stellte, ließen ihn nicht zu dem Gefühl von Behaglichkeit kommen, störten das Glück der Ehe. Die Gattin fand den Zustand unerträglich und verließ den Ehemann, um zu den Eltern zurückzukehren. Moritz, der sich doch wohl nicht ganz frei von Schuld wußte, reiste ihr nach und brachte eine Versöhnung zustande. Doch gar bald wurde Moritz, am 26. Juni 1793, 36 Jahre alt, von der Schwindsucht dahingerafft.[2]) Ein an Erfahrungen mannigfacher Art reiches Leben war abgeschlossen, ein Leben, dessen Irrgänge in dem psychologischen Roman Anton Reiser sehr drastisch geschildert sind. Eine ungerechte Schilderung des Charakters von Moritz, welche sich in Schlichtegrolls Nekrolog der Deutschen befand, veranlaßte Schiller zu dem Xenion:

Vieles hast du im Leben, du armer Moritz, gelitten;
Aeakus sei dir gerecht; Schlichtegroll[3]) war dir es nicht!

---

[1]) Vergl. Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturepoche. Von Dr. Boxberger. Erfurt 1869. S. 130.

[2]) Boxberger, Erfurts Stellung rc. S. 132. Scherer, Literaturgesch. S. 668. Xenien 1796. Schriften der Goethe-Gesellschaft 1893. S. 27 und S. 151.

[3]) Heinr. Friedr. Schlichtegroll, geb. 1765, lebte eine Reihe von Jahren als Professor und Bibliothekar in Gotha. Der von ihm herausgegebene Nekrolog merkwürdiger Deutschen (1791—1806) ist noch jetzt ein wichtiges biographisches Quellenbuch. Im Jahre 1807 folgte er einem Rufe nach München, wo er als Direktor und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften 1822 starb. Übrigens hatte Schlichtegroll den Nekrolog nicht selbst verfaßt, sondern ein Mitarbeiter, der sich in psychologischer Zerlegungskunst gefiel. Vergl. Jacobs Schriften VIII. S. 230. Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Ed. Boas. I. S. 67 f.

Außerdem finden sich folgende Xenien:

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste;
Wer sich lieset in dir, liest sich zum Glücke nicht mehr.

Und

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologische Tier setzt auf Kadaver sich nur.

In dem Nekrolog wurden Moritz Eitelkeit und Egoismus zum Vorwurf gemacht. Um Ausbildung seines Geistes, hieß es, habe er sich nie ernstlich bemüht; er wollte nur glänzen, und sogar seine Unfälle mußten ihm zur Befriedigung der Eigenliebe dienen. Bemerkenswert ist das, was Gervinus über Anton Reiser urteilt.[1]) Die Selbstbiographie von Karl Philipp Moritz ist ganz aus dem Gesichtspunkte der humoristischen Romane angelegt: er will seinen Charakter aus den zufälligen und ernsten Verhältnissen und Richtungen aufbauen; er sieht die unendliche Menge von unbedeutenden Kleinigkeiten, die auf ihn in der Jugend wirkten, durch ihre Verflechtung wirksam werden, er fand, daß sie das Leben ausmachten; und wer sein Buch aufmerksam gelesen hat, wird finden, daß er darin bei aller Wahrheitsliebe und bei allem psychologischen Scharfblicke zur Selbsttäuschung übergleitet, indem er der Natur durchaus keinen Anteil an seiner Störrigkeit geben will, die immer nur die Behandlung der Menschen und die Verhältnisse in ihm gebildet haben sollen. Sein ganzer späterer Charakter in Leben und Schriftstellerei bewies, daß er, zwar immer leer, wie Goethe sagt, und nach Gegenständen lechzend, jetzt Goethe, jetzt Herder, jetzt Jean Paul ganz hingegeben und scheinbar allen Eindrücken ganz offen, dennoch gerade immer wieder er selbst blieb, daß, wie bedeutenden Umgang er pflegte, wie gründliche Anregungen er hatte, er doch in seinen pädagogischen, ästhetischen, maurerischen und Reiseschriften immer unbedeutend war, wie denn auch nur seine Mythologie dem Publikum bekannt geblieben ist. Wir stellen einen Gelehrten, der mit den ausgezeichnetsten Männern in so nahem Verkehr gestanden, wie Moritz, höher und schreiben auch seinen zahlreichen Werken über deutschen Stil ꝛc. einen größeren Einfluß zu als dies von dem berühmten Literarhistoriker geschieht. Goethe schreibt in einem Briefe vom 26. Oktbr. 1796 an Schiller: Daß man nicht überall mit uns zufrieden sein sollte, war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemütsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete; und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der

[1]) Geschichte der deutschen Dichtung. 4. Aufl. Leipzig 1853. Bd. V. S. 157 f. Vergl. Allgem. deutsche Biographie K. Ph. Moritz von Ludwig Geiger. Außerdem die Einleitung zu dem Neudruck Anton Reisers von K. Ph. Moritz. Stuttgart 1886 von Ludwig Geiger. Neudruck der Schrift: Über die bildende Nachahmung des Schönen. Einleitung von Siegmund Auerbach und Varnhagen von Enses Denkwürdigkeiten B. IV. S. 20—27. (Leipzig 1843.) Paul Nerrlich, Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1889. S. 212.

reinen Befugnis, uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserm armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Die Schattenseiten, welche in dem Leben des so überaus thätigen Mannes zahlreich genug hervortreten, erklären wir uns durch den Gang seiner Erziehung und seines ganzen Lebens. Für die Geschichte der Pädagogik behält Anton Reiser ohne Zweifel Bedeutung.

Jean Paul Friedrich Richter.

Zu denjenigen Männern, welche auf viele ihrer Zeitgenossen einen großen Einfluß ausübten, gehört ohne Zweifel Jean Paul. Die Romane, die er veröffentlichte, gewannen ihm die Herzen vieler Leser, insbesondere vieler Leserinnen. Seine von der Goethe-Schillerschen sehr verschiedene Art der Darstellung ist in der deutschen Literatur nicht ohne Wirkung geblieben. Auch für die Schule haben namentlich vor Jahrzehnten die Werke des geistvollen Mannes bei den Schülern der oberen Klassen sehr viel Anklang gefunden. Der treffliche Philolog und Schulmann Karl Friedrich Nägelsbach hat in seinen von Dr. Georg Autenrieth wiederholt herausgegebenen ausgezeichneten Gymnasialpädagogik (§ 20) den Lehrern der höheren Schulen es ans Herz gelegt, die Schüler immer wieder auf gute deutsche Lektüre hinzuweisen, sie abzuhalten von der Beschäftigung mit Romanen, welche die Nerven des Lesers in fortwährender Spannung und Überreizung erhalten und eine der ethischen Entwicklung schädliche Wirkung in der Seele zurücklassen, und seine Ausführung damit geschlossen: doch soll der Schüler nicht nur Goethe und Schiller kennen, sondern auch Klopstock, Lessing (nur nicht den Nathan?), Hölty, Bürger, Tieck (aber nicht die Novellen), insbesondere Uhland und Jean Paul. Der Jüngling vertiefe sich in Jean Paul; Gervinus (in seiner Nationalliteratur hat ihn nicht verstanden![1]) Es ist hier nicht der

---

[1]) Sehr eingehend und mit begeisterungsvoller Hingebung an den Dichter und seine Werke hat Paul Nerrlich in Berlin Jean Pauls Leben und seine Werke behandelt. Berlin 1889, Weidmannsche Buchhandlung. Wir bedauern, daß in der fleißigen Schrift eine uns wenig zusagende, nach unserer Erfahrung vielfach ungerechte Polemik gegen die Gymnasien und gegen die Betreibung der klassischen Sprachen geführt wird. Man vergleiche die auf einer gerechten Würdigung des in Nerrlichs Werke Gebotenen beruhende, aber die Angriffe auf unsere gymnasiale Bildung zurückweisende Anzeige des nun leider auch schon verstorbenen Arthur Jung. Neue Jahrbücher 5. Heft 1891. S. 246 f. Man muß sich immer an das Sprichwort erinnern: abusus non tollit usum. Wenn erst die Zahl der Gymnasien verringert, für die pädagogische Ausbildung der Lehrer mehr gesorgt und vor allen Dingen auch durch bessere Gehälter der Lehrerstand gehoben wird, dann darf man hoffen, daß viele Klagen über den Unterricht schwinden werden. Bei dem großen, jetzt schon abnehmenden Zudrange zu den höheren Bildungsanstalten fanden sich gar viele Schüler ein, welche für die Aufnahme gymnasialer Disciplinen wenig geeignet, für die

Ort des längeren bei der Würdigung Jean Pauls zu verweilen, doch aber muß ausgesprochen werden, daß wir den Ausführungen des verdienstvollen Literarhistorikers Gervinus mehr zustimmen als dem neuesten Biographen des Dichters Paul Nerrlich, der den Werken Jean Pauls ein tief eindringendes Studium zugewendet, seine Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur verherrlicht hat! Wir stimmen mit voller Seele dem zu, was Vilmar in seiner Literaturgeschichte über ihn sagt: alles, was zuzugestehn ist, besteht darin, daß er zu gewissen Zeiten anregend wirken, auf das Verständnis und den Genuß wirklicher Kunstwerke vorbereiten könne; sehr schlimm ist es aber, wenn er, wie oft geschehn ist, eine ausschließliche und bleibende Herrschaft gewinnt: der gesunde ästhetische Geschmack wird dann unausbleiblich verkümmert, wo nicht verdorben. Am augenscheinlichsten läßt sich dies an der ungeheueren Masse von Stoff nachweisen, die er in seinen Werken zusammentrug und dessen er niemals und nirgends künstlerisch Herr geworden ist; es werden sich wenige Seiten in den Büchern Jean Pauls nachweisen lassen, auf denen nicht das Mühevolle, Gesuchte, Gekünstelte der Verarbeitung sehr auffallend ins Auge spränge, gesetzt auch wir wüßten nicht, wie seltsam und fast kindisch es mit dem Ansammeln und Einspeichern dieses Stoffes zugegangen ist. Und hiermit hängt die äußere Form, sein Stil eng zusammen; wer die Prosa des klassischen Altertums, die Prosa Schillers, Lessings und Goethes kennen gelernt hat, dem ist es völlig unmöglich, bei Jean Paul zu verweilen: er wird seinen Stil um des immer wiederkehrenden Innehaltens, Abspringens, Hin- und Herfahrens, um des Manierierten überhaupt willen nur unschön nennen können. Wer diese unverarbeitete Stofffülle, diesen verwickelten, in sich selbst zusammenkriechenden und alsbald wieder auseinanderfallenden, zerbröckelten Stil schön finden kann, der möge wohl zusehn, wie er sein Urteil den anerkannten Mustern der Darstellung gegenüber rechtfertigen wolle. Es soll aber dabei nicht vergessen werden, welche Bedeutung Jean Paul für seine Zeit gehabt und welche materiell wohlthätige Wirkung seine schriftstellerische Thätigkeit auf die der Trivialität, der Roheit, der Unsittlichkeit preisgegebenen, zumal mittleren Schichten der Gesellschaft am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts geäußert hat.

Bildung, welche ihnen in den Gymnasien geboten wurde, nicht zu gewinnen waren. Unsere Gymnasien haben denn doch Männer gebildet, die bei angemessener Betreibung akademischer Studien nach allen Richtungen hin der deutschen Wissenschaft eine überall anerkannte Stellung verschafft haben. Das sollte man doch festhalten, man braucht gegen die Schwächen, die im Laufe der Zeit hervorgetreten sind, seine Augen nicht zu verschließen. — Außerdem hat Dr. Paul Nerrlich auch die kleinen Schriften Jean Pauls zur Philosophie und Religion, Satiren und Idyllen I. bis VI. mit einer Biographie des Dichters in der von Joseph Kürschner veranstalteten Sammlung der deutschen Nationalliteratur Bd. 36 herausgegeben.

Die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet. Daher kam es auch, daß er vor allem, wie schon gesagt, in der Frauenwelt der höheren Stände so viele begeisterte Leserinnen fand.[1]) Aus den Briefen, welche eine der geistreichsten Frauen, Charlotte v. Kalb an den Dichter des Hesperus geschrieben hat, erkennt man dies ganz besonders.[2]) Zu unseren großen Dichtern konnte er kein rechtes Verhältnis gewinnen, als er ihnen bei seinem Aufenthalte in Weimar (1798 bis 1800) persönlich nahetrat. In dem Herderschen Hause war er immer ein gern gesehener Gast. Es gab auch unter den Männern gar viele, welche für die Anregungen, die sie aus der Lektüre der Schriften des geistvollen Mannes empfangen hatten, ihn zu schätzen wußten, ihm von ganzer Seele dankbar waren. Wie erziehend seine Werke auf die Gemüter der Leser wirkten, das spricht in schlichter Weise der treffliche Naturforscher Gotthilf Heinrich v. Schubert (geb. 1780 zu Hohenstein, gest. in München den 30. Juni 1860) aus, als er 1816 seine Stelle als Direktor des Realinstituts in Nürnberg aufgab, um die Erziehung der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust zu übernehmen: Ich mußte aus Bayern fort, ohne das liebe, teure Angesicht des Mannes noch einmal zu sehen und zu segnen, der mich wie ein guter Engel durch den schönsten aber auch gefährlichsten Teil meiner Jugend hinüber geleitet, mein Herz mit Liebe genährt und groß gezogen, und nebst Herder am meisten unter allen deutschen Schriftstellern mich für meine Heimat im Reiche des Geistigen gebildet hat.

---

[1]) Vergl. A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 6. Ausg. S. 660f.

[2]) Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Berlin 1882. Eine Frau schreibt, als Jean Paul in Berlin (1800—1802) seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte: Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten gehört Jean Paul. Diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehn und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftstellermenge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichtum der Sprache schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein — als ein Jean Paul geharnischt auftritt — wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein, aber wohlthuend ist sein Verweilen — wie die Sonne durchleuchtete er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört — so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihm bis an das Ziel folgen, eine überschwenglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat. Die Wertschätzung ging so weit, daß, wie berichtet, einzelne Frauen eine Locke seines Pudels auf der Brust getragen haben. Die Herzogin Anna Amalie hatte, als Jean Paul nach Weimar eingeladen war, an allen Thoren den Auftrag gegeben, ihr seine Ankunft sogleich zu melden.

Haben Sie Dank auch von mir für alle die Liebe und Innigkeit, die aus Ihrem Herzen und Ihren Schriften an die Herzen geht; Dank für alle den Segen, den Ihre Schriften auch für mich gehabt haben. Mitten in einer sehr gefahrvollen Zeit und Umgebung habe ich mich hineingerettet und verborgen in die Schöpfungen reinen, frommen, liebevollen Herzens. Diese unschuldige geistige Welt hat den geistigen Keim in mir rein und mir die Empfänglichkeit erhalten und gemehrt für die Liebe Gottes und der Menschen.[1]) Herder schrieb an Jakobi: Ich kann von ihm nichts sagen als: er ist ganz Herz und Geist; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viele zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt. Schiller traf gewiß das Rechte, wenn er von dem geistvollen Manne sagt:

Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate wie jener
Seine Armut, du wärest unserer Bewunderung wert.

An den Höfen in Hildburghausen, Gotha, Weimar wurde Jean Paul mit Auszeichnung aufgenommen. Fürst-Primas von Dalberg gewährte ihm eine Pension, deren Zahlung nach der Auflösung des Rheinbundes der König von Bayern übernommen hatte, der Herzog von Hildburghausen hatte ihm den Titel Legationsrat verliehen. So übte der Dichter besonders in den höheren Gesellschaftskreisen einen bedeutungsvollen Einfluß, der sich auch, wie natürlich, auf die Erziehung des jüngeren Geschlechtes erstreckte. Besonders aber wurde von allen, welche sich für Pädagogik lebhaft interessierten, dasjenige Buch des so beliebten Schriftstellers aufgenommen, welches sich auf die Erziehung bezog, in welchem Jean Paul seine zum Teil sehr treffenden Erfahrungen niederlegte. Hatte er doch an sich selbst, in seinem wenn auch kurzen Erzieherberuf und an seinen heranwachsenden Kindern fort und fort die feinsten psychologischen Beobachtungen gemacht. Das Werk nannte er Levana oder Erziehlehre. Doch, bevor wir diese für die Geschichte der Pädagogik nicht uninteressante Schrift betrachten, mag erst kurz der Lebensgang des gefeierten Mannes dargestellt werden.

Jean Paul (Joh. Paul Friedr. Richter), geboren den 21. März 1763 in Wunsiedel, stammte aus einer Familie, deren Glieder schon mannigfach als Erzieher thätig gewesen waren. Der Großvater war der Rektor, Kantor und Organist Joh. Richter in Neustadt am Kulm, ein Mann, von dem man nichts weiß, wie Jean Paul in seiner leider unvollendeten Lebensgeschichte erzählt, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war; sein Vater, ebenfalls ein armer Geistlicher, zuerst Tertius und Organist in Wunsiedel, später Pfarrer im Dorfe Jodiß (1765—1776), zuletzt Geistlicher in der kleinen Stadt Schwarzenbach an der Saale, wo er im Besitz einer ein-

[1]) Vergl. H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur. Bd. II. S. 237.

träglichern Stelle sein ganzes Hauswesen nach allen Seiten zu heben gedenkt. Schon 1779, nachdem er kaum drei Jahre sich seines Lebens mehr hatte freuen dürfen, starb er und hinterließ eine Witwe mit fünf Söhnen, von denen Jean Paul der älteste war, in bitterer Armut und mit Schulden belastet. Dürftig wie die Kost im Hause war auch die geistige Nahrung, welche den Kindern geboten wurde. Die Art des Unterrichts bestand vornehmlich nach der Gewohnheit jener Zeit im Auswendiglernen des Katechismus, lateinischer Vokabeln und Langens Grammatik, eine große Anzahl von Bibelsprüchen mußte ebenfalls dem Gedächtnisse anvertraut werden. Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Mathematik, Unterweisung in der Orthographie standen nicht auf dem Lehrplan. Sieben Stunden täglich wurde auf die Unterweisung der Knaben verwendet; auf den Genuß der freien Luft und auf den Körper stärkendes Herumtreiben der Jugend auf Feld und Wiesen legte der Vater auch keinen Wert, Turnen und andere durch vieles Nachdenken ersonnene Jugendspiele gab es damals noch nicht. Man kann sich denken, daß diese Art der Pädagogik einem so lebhaften, wissensdurstigen Knaben, wie Jean Paul war, durchaus nicht zusagte. So kam es, daß der mit so trefflichen Anlagen und mit so vieler Lernlust ausgestattete Knabe verstohlenerweise nach jedem Buche griff, das ihm wie ein frisches, grünes Quellenplätzchen erschien; mit vollem Recht bezeichnete er sein damaliges Leben und Treiben als eine uferlose Thätigkeit. In Schwarzenbach war der Schulunterricht, den er dort genoß, nicht viel besser. Jean Paul bezeichnet den Unterricht als anregend, aber als ungründlich und eilend. Unter diesen Umständen mußte er auch hier sein eigener Lehrer sein, auf eigene Hand seine Studien einrichten. Die sein ganzes Leben hindurch beobachtete Methode des vielen Lesens und Excerpierens wurde auch hier schon befolgt. Da der Vater in seiner neuen Stellung mit Amtsgeschäften überhäuft, die Mutter durch die Besorgung der Wirtschaft sehr in Anspruch genommen war, so begannen für die Kinder bessere Zeiten, sie lebten ohne Aufsicht und wie Jean Paul selbst sagt, ohne Ideen, ohne alles Geistige dahin. Dazu kam, daß des Vaters Energie durch fortdauernd körperliche Leiden und durch immer noch nicht gehobene Geldsorgen gebrochen und an deren Stelle Unbehagen und Mißmut getreten waren. Von sich selbst bekennt der hoffnungsvolle, sich seiner geistigen Kraft wohlbewußte Knabe, daß er den Vater gequält und ihm zu weltlich kühn geworden sei.[1]) Seine Indi-

[1]) Sehr eingehend sind alle diese Verhältnisse in dem trefflichen Buche von Paul Nerrlich geschildert S. 92 f. und in dem I. Teile der Werke Jean Pauls, herausgegeben von Dr. P. N. in der Kürschnerschen Sammlung. Das Leben Jean Pauls ist, wie Vilmar sagt, Gegenstand vielfältiger und bis zum Überdruß specieller Besprechung geworden (s. namentlich Spazier, Wahrheit aus Jean Pauls Leben 1826 f. 8 Bände, desselben Biographie Richters. 1833. 5 Bände. Dazu vergleiche man die Ausführungen in dem

vidualität fing schon jetzt an, sich selbständig zu entwickeln; die erwärmte Knospe sprang nach allen Seiten hin auf und dehnte sich aus; wie dem Vater, machte er daher auch den Lehrern gegenüber seine Eigenart geltend. Bald nach seiner Ankunft erhielt er vom Kantor Gressel Klavierunterricht; die Methode behagte ihm so wenig, daß er sich bald von ihm emancipierte, im Phantasieren versuchte und alles, was er nur auftreiben konnte, aufsammelte und abspielte. Ebenso vermißte er am Rektor Werner, welcher, aus dem Merseburgischen kommend, mit dem Vater zugleich sein Amt angetreten hatte, jegliche Tiefe in Sprachen oder in anderen Wissenschaften, so daß es dem aufgeweckten Zöglinge nicht selten gelang, ihm durch allerlei Fragen Verlegenheiten zu bereiten. Werners Methode bestand darin, daß er aus der Grammatik nur die notwendigsten Sprachformen lernen ließ und dann sofort zur Lektüre eines Schriftstellers schritt. So begann Jean Paul, dem es ja an Vorkenntnissen nicht fehlte, mit dem Cornel, so ging es, nachdem die Elemente des Griechischen überwunden, sofort an das Übersetzen aus dem Neuen Testament. Fritz machte so gewaltige Fortschritte, daß ein Jahr später der Rektor mit ihm allein das Hebräische anfing und das erste Buch Mosis las. Schon hierbei offenbarte sich seine Vorliebe fürs Kleine und scheinbar Unbedeutende, denn er vertiefte sich eifrigst in die seltsamen Schriftzüge mit ihren winzigen Unterscheidungszeichen und Accenten und schwelgte in dem „Analysier-Gerümpel und Kleinwesen" der einzelnen Wörter. Diese Methode war genau das Gegenteil von dem Unterricht des Vaters in Joditz, welcher ja ausschließlich Grammatik gelehrt hatte. Man sollte daher meinen, daß sie Jean Paul mit Freuden begrüßt hätte; wenn er sie trotzdem als fehlerhaft bezeichnet, so können wir dies nur daraus ableiten, daß der Rektor nicht Maß zu halten verstand und ins entgegengesetzte, der Oberflächlichkeit Vorschub leistende Extrem verfiel. Auf wie schwachen Füßen nun auch dieser Unterricht gestanden haben mag, um so einflußreicher war die originelle Persönlichkeit des Rektors. Jean Paul schildert ihn als einen schönen Mann, begründet dies freilich seltsam genug durch den Zusatz: „mit breiter Stirn und Nase"; er rühmt sein Feuer und Gefühl und vergleicht ihn mit Abraham a Santa Clara. Wie dieser, sagt er, so war auch Werner voll Fragen und Gleichnissen und Anreden. Seine Beredsamkeit wurde zum Hebel der kindlichen Gemüter, und er zog jede lebendige Gegenwart in seine Schulstubenpredigten hinein. Nicht selten war er demnach für seine Freunde die Zielscheibe von Neckereien. So foppten sie ihn einstmals damit, daß sie ihm ein altes, die Schrecken einer Hungersnot in Neapel schilderndes Zeitungs-

---

V. Bande der Gesch. der deutschen Dichtung von Gervinus 4. Ausg. S. 192 f.). Das Beste was über den einflußreichen Schriftsteller geschrieben ist, sind die Werke Paul Nerrlichs. Für den Verfasser ist die Darstellung über die Stellung Jean Pauls auf dem Gebiete der Pädagogik, welche A. Hauber in der Schmidschen Encyklopädie gegeben, von Wichtigkeit gewesen.

blatt in die Hände spielten, weil sie hofften, er werde am Schlusse des Unterrichts seinen Schülern, als handele es sich um ein Ereignis der neuesten Zeit, davon Mitteilung machen; schwerlich jedoch würden sie dergleichen gewagt haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß seine Autorität nicht zu untergraben sei und daß seine Schüler mit unerschütterlichem Vertrauen an ihm hingen. So benutzte er denn auch jenes Zeitungsblatt, um den Kindern mit feurigen Farben nicht nur das Elend und die Not zu schildern, sondern auch um ihr Mitleid zu erwecken und die Keime werkthätiger Menschenliebe in ihre Gemüter zu senken. Auch nach dem Tode des Vaters unseres Dichters blieb Werner ein warmer Freund der Familie. Wie sehr ihm sein Schüler zugethan war, geht daraus hervor, daß er gerade diesem seinem Lehrer seine Erlebnisse schilderte, als er die Universität Leipzig bezogen hatte. Die hervorragende Begabung des Knaben hatte auch die Aufmerksamkeit des Kaplan Völkel erregt; dieser erbat sich ihn daher vom Vater täglich auf zwei Stunden nach dem Essen, um ihn in der Geographie und Philosophie zu unterweisen. Auch an Völkel vermißte Jean Paul im Rückblick auf sein Leben das rechte Erziehungstalent; daß aber der geographische Unterricht ohne allen Erfolg blieb und der Knabe sich lieber in den Robinson, sowie in allerlei schlechte, der Bibliothek des Vaters heimlich entnommene Romane aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts versenkte, daran ist wohl weniger die Ungeschicklichkeit des Lehrers schuld gewesen als die Abneigung des Schülers gerade gegen diesen Gegenstand. Sein unplastischer Sinn wußte mit einer Landkarte nicht viel anzufangen; in seinem Gedächtnis haftete eher ein Klavierstück als die Konfiguration eines Landes oder die Einwohnerzahlen der Städte. Um so eifriger folgte er der Unterweisung in der Philosophie, hatte er doch schon vorher nicht ohne Zustimmung des Vaters auf eigene Hand in einem Oktavbüchlein allerlei Gedanken über die logische Begründung des Hörens und Sehens aufgezeichnet. Der Heilige, auf welchen der Kaplan schwor, hieß zwar nur Gottsched; bei aller Trockenheit und Leerheit erquickte den Schüler dieser Unterricht wie frisches Wasser. Teils wurden damit seinem Triebe zum Philosophieren die Schranken aufgethan, und er durfte „sich ausrennen", teils bot sich ihm hier treffliche Gelegenheit zur Ausbildung seines Stiles. Der Kaplan schrieb nämlich, nachdem er eine bestimmte, meist in die Theologie hinübergreifende Aufgabe gestellt hatte, Bruchstücke von Sätzen, oft auch nur einzelne Worte auf ein Blatt; diese Bausteine mußte dann sein Zögling, nachdem er die nötigen Anweisungen erhalten, zu einem Ganzen zusammenfügen. Leider trug Fritz selbst infolge allzugroßer Empfindlichkeit die Schuld, daß dieser Unterricht eingestellt wurde. Zuweilen nämlich forderte ihn der Kaplan nach Beendigung des Unterrichts zum Schachspielen auf; es war dies das Lieblingsspiel des Knaben und ist es auch später, obgleich er hierin ebensowenig wie in irgend einem andern Spiele besondere Virtuosität erreichte, geblieben. So erschien er denn eines Tages

trotz heftiger Kopfschmerzen lediglich deswegen zum Unterrichte, weil ihm am Tage vorher eine Partie in Aussicht gestellt worden war. Der Kaplan hielt jedoch, weil er es vergessen, sein Wort nicht; unser kleiner Trotzkopf war zu stolz, ihn zu bitten, er blieb vielmehr, trotzdem er dem Kaplan in unveränderter Liebe anhing, von diesem Tage an vom Unterrichte fern. Der Vater hatte bei der Beanlagung des Sohnes den Plan gefaßt, ihn akademischen Studien zuzuführen und brachte ihn deshalb 1779 nach Hof aufs Gymnasium. Im Hause der Großeltern wurde ihm ein kleines Zimmer eingeräumt, hier fand er seine zweite Heimat. Fritz glaubte die Aufnahmeprüfung schlecht bestanden zu haben und war nicht wenig überrascht, als der Rektor, der bei dem Examen durch das ungewöhnliche Wissen des Knaben überrascht wurde, den 17jährigen Jüngling nicht nur als reif für die mittlere Abteilung der Prima erklärte, sondern ihm auch allem Herkommen zuwider nicht den einem Neuling zukommenden untersten Platz anwies. Das war die letzte Freude, welche der Vater an seinem hochbegabten Sohne haben sollte, denn wenige Wochen nach der so glänzend ausgefallenen Prüfung starb er am 15. April 1779. Die Umgebung, in welche der Jüngling sich auf dem Gymnasium versetzt sah, war eine ganz neue, ihm völlig fremde, den früheren Verhältnissen, in denen er gelebt hatte, unähnliche. Das in sich gekehrte, zutrauliche Wesen, die bäuerliche Tracht, der Neid der Mitschüler, die es übel empfanden, daß der Ankömmling vom Rektor bevorzugt zu werden schien, wurde die Veranlassung, daß er mit Neckereien aller Art heimgesucht wurde. Nur mit dem später ihm herzlich befreundeten Christian Otto stand er auf gutem Fuße. Den in Prima unterrichtenden Lehrern, dem Rektor Kirsch und dem Konrektor Rennebaum, fehlten nicht nur ebenso wie den Schwarzbachern hervorragendes Lehrertalent, sondern auch, trotz aller Gewissenhaftigkeit, die rechte Liebe zur Jugend. Kirsch, welcher mit Vorliebe orientalische Sprachen studierte, las die meisten Autoren kursorisch mit seinen Schülern; er verfügte über ein nicht unbedeutendes Wissen, lehrte auch Philosophie, teilte jedoch mehr die fertigen Resultate mit, als daß er zum Selbstdenken angeregt hätte. Rennebaum stand an Kenntnissen wie Talenten hinter dem Rektor zurück und verweilte als echter Philolog pedantisch und geistlos bei Kleinigkeiten.[1]) Daß Jean Paul auch hier in der Geographie

---

[1]) Der Verfasser der so trefflichen Biographie Jean Pauls ist, wie sich dies an vielen Stellen seines umfänglichen Werkes kund giebt, ein heftiger Gegner der Philologen. Jakobs, Passow, Thiersch, Fr. A. Wolf, G. Hermann, M. Haupt, Lachmann, Ritschl, Aug. Böckh, O. Müller, Döderlein, Nägelsbach, Lobeck, Lehrs und sehr viele andere auch an Gymnasien thätige Männer waren echte Philologen, aber weder pedantisch noch geistlos. Auch sonst macht sich in dem Buche eine feindselige Stimmung gegen die Betreibung der klassischen Studien bemerkbar. Freilich giebt es auch wie in jedem Stande und Berufe unter den Philologen und Schulmännern Pedanten, aber ungerechtfertigt ist es doch, so wie es von Dr. N. an vielen Stellen geschieht, über die bisherige Art des Betriebes der klassischen

nichts leistete, kann nicht überraschen; seine Abneigung gegen den Geschichtsunterricht beruhte teils ebenfalls auf seiner Individualität, teils findet sich in dem Unterrichtsplane des Gymnasiums, der freilich auch heute noch die Schüler vom Allerheiligsten der Geschichte erbarmungslos ausschließt, ihre Erklärung. Besondere Freude gewährte dem aufstrebenden, nach geistiger Nahrung schmachtenden Jünglinge die reich ausgestattete Bibliothek des Landpfarrers Vogel in Rehau, der abweichend von der Art seiner Amtsgenossen die Reitkunst, das Billardspiel pflegte, als humoristischer Schriftsteller auftrat, dem angehenden Studiosus der Theologie Hippels, Goethes, Lavaters, Lessings Schriften darreichte und so auf die Entwicklung seines jungen Freundes einen wesentlichen Einfluß ausübte. Der Landpfarrer hatte die ungewöhnliche Begabung des jungen Menschen erkannt, denn als Jean Paul die Universität bezog und sich von seinem Gönner verabschiedete, ihm für die Freundlichkeit, die er ihm erwiesen, seinen Dank aussprach, da sprach Vogel: Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe, heben Sie diese Weissagung auf. Beide Menschen blieben seit jenen Tagen durch das Band inniger Freundschaft verbunden.[1]) Es muß schon hier hervorgehoben werden, daß aus den von dem Gymnasialschüler gelesenen Büchern Auszüge gemacht wurden, welche für die spätere Schriftstellerei des Dichters von Bedeutung waren.[2]) Das Ende der Schulzeit nahte heran.

Studien abzuurteilen. Männer, welche aus deutschen Gymnasien und Universitäten hervorgegangen sind, haben der deutschen Wissenschaft in der ganzen Welt Anerkennung und Hochachtung eingebracht.

[1]) Man vgl. die Darstellung Paul Nerrlichs, die ich, da sie auf einer genauen Quellenforschung beruht, wörtlich benutzt habe (P. Nerrlichs Jean Pauls Leben. S. 95 f. und kleine Schriften zur Philosophie und Religion ꝛc. herausgegeben von Dr. P. Nerrlich, Kürschners Bibliothek); Franz Muncker, Allg. deutsche Biogr. Bd. 28. S. 460 f. In der Begrüßungsrede, welche der große Berliner Gelehrte A. Böckh zur Eröffnung der 11. Philologenversammlung am 30. Septbr. 1850 über die Aufgaben der Philologie hielt, sagt er unter anderm: Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul? Desto gewichtiger ist es, wenn dieser feinfühlende Humorist sagt: die jetzige Welt versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des späteren Lebens nähme.

[2]) Paul Nerrlich berichtet (S. 98), daß Jean Paul in kurzer Zeit mehrere 200 und mehr Quartseiten enthaltende Bände mit Auszügen angefüllt habe. Jeder dieser Bände enthielt ein Sachregister und für letztere wurden dann nach bestimmten Gesichtspunkten noch besondere Register angefertigt. Diese Gewohnheit sich Wichtiges aus den Schriften, die er gelesen, anzumerken, behielt Jean Paul sein ganzes Leben hindurch bei. Die Register der schon in Schwarzenbach benutzten Bücher weisen Werke von Gellert, Jerusalem, Nikolai, die allgemeine deutsche Bibliothek, auch naturwissenschaftliche, medizinische und juristische Werke auf. Auch Abhandlungen werden erwähnt: von der Unsterblichkeit der Seele. Wie unsere Seele und unser Leib aneinander gekettet sind. Die Begriffe von körperlichen Substanzen. Sehr viel Aberglaube ist erloschen. Vom Witz, Spinozistische Gottheit ꝛc. Man erkennt leicht die Mannigfaltigkeit der Interessen des Jünglings, die ihn zur Lektüre von

Seine bereits auf der Schule teils poetischen, teils kritisch philosophischen Erstlingsschriften, ein Roman „Abelard und Heloise“ nach dem Muster des „Werther“, Schulreden, Aufsätze über pädagogische, geschichtliche, ethische und religiöse Fragen geben ein Spiegelbild seiner Lesefrüchte, zeigen eine seltene Reife des Geistes. Zu Ostern 1781 bestand er vor dem Konsistorium in Bayreuth die Abgangsprüfung und ging im Mai nach Leipzig, um dort Theologie zu studieren. Der Rektor Kirsch begleitete seinen Schüler nach der ehrwürdigen sächsischen Universitätsstadt, damit er dem mit einem testimonium paupertatis versehenen geliebten Jüngling, welcher bis jetzt nur in kleinbürgerlichen Umgebungen aufgewachsen war, die Wege in der großen Handelsstadt einigermaßen bahne. Anfänglich fühlte sich der Sohn des Fichtelgebirges, gerade so wie der Frankfurter Goethe, der an dieser berühmten Hochschule vom 19. Oktbr. 1765 bis zum 28. Aug. 1768 das akademische Bürgerrecht besaß, in der neuen Atmosphäre nicht wohl, er sehnte sich nach den heimatlichen Thälern und Wäldern. Der junge Student hörte zunächst theologische Vorlesungen, namentlich exegetische, doch auch philosophische, Logik, Metaphysik bei Platner, Moral bei Wieland u. s. w. Außer Platner zog ihn der Theologe und Philologe Samuel Friedr. Nathanael Morus, den schon Goethe als einen sanften und freundlichen Mann schildert,[1]) einigermaßen an. Scharf urteilt er dagegen über Joh. Aug. Ernesti, der in jenen Tagen als helles Licht leuchtete, bei dem Goethe die Erklärung der Ciceronischen Schrift „orator“ hörte. Aus den Vorlesungen Ernestis lernte Goethe, wie er sagt, auch wohl etwas, jedoch über das, woran ihm eigentlich gelegen war, wurde er nicht aufgeklärt.[2]) Jean Paul erklärt den Ruhm, welchen Ernesti seinen Ciceronischen Phrasen und seiner abstrusen Gelehrsamkeit verdankte, für wertlosen Plunder; Ernesti hat, meint er, hier vielleicht zu wenig Latein gelernt und nimmt im Himmel noch den Cicero dazu, um vollständig ein Römer zu werden. Gute lateinische Worte zwar hat er gehabt, nicht aber vortreffliche Gedanken, seinen Ruhm verdankt er mehr seinem Fleiß als seinem Genie, mehr seinem Gedächtnis als seinem Tiefsinn; er ist der größte Philolog, aber kein großer Philosoph.[3]) Jean Paul urteilt hier über einen Mann, dessen

---

Büchern und Abhandlungen hinführten, welche über den Horizont der Gymnasiasten hinausgreifen. Jedenfalls sind diese Schülerbeschäftigungen für die spätere Schriftstellerei Jean Pauls von Bedeutung gewesen.

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit. II. T. B. VI. S. 40 (in der trefflichen Ausgabe des Dr. G. v. Loeper).

[2]) Dichtung und Wahrheit. B. VI. S. 41.

[3]) P. Nerrlich, Jean Paul. S. 110. Zu den oben angeführten Worten Goethes macht P. Nerrlich die Bemerkung: Goethe hätte zu den Worten, daß er über das, woran es ihm eigentlich gelegen war, in dem Kollegium nicht aufgeklärt worden sei, hinzufügen müssen, daß er dies auch von einem Philologen nicht hätte verlangen sollen &c.

Verdienste um Schule und Wissenschaft in jener Zeit voll und ganz von allen anerkannt werden. Unter Joh. Matth. Gesner, der von 1730—1734 Rektor der Thomasschule in Leipzig gewesen, hatte Ernesti gearbeitet, nach dem 1834 erfolgten Abgange Gesners wurde er Nachfolger dieses ausgezeichneten Mannes, legte aber 1759 sein Rektorat nieder, um sich ganz seinem akademischen Amte widmen zu können. Gerade Ernesti war es, welcher die Thomasschule in Leipzig zu einer Pflanzstätte gründlicher und geschmackvoller Studien erhoben und in ihr viele junge Männer für den Dienst der Wissenschaften im edleren Sinne als es früher geschah, vorbereitete.[1]) Nun muß man bedenken, daß Ernesti, als Jean Paul die Universität Leipzig bezog, bereits 73 Jahre alt war (er starb am 11. Septbr. 1781). Über die Bedeutung Ernestis, der im Jahre 1773 für die lateinischen Schulen der kursächsischen Lande eine Schulordnung bearbeitete, in welcher nach allen Seiten hin sehr verständige Winke gegeben werden, kann man nicht anders als günstig urteilen; auch auf dem Gebiete der philologischen Wissenschaft hat er sich große Verdienste erworben.[2])

Die Leipziger Studienjahre waren für den so begabten Jüngling nicht wie für so viele andere Jahre fröhlicher Jugendlust, bei ihm ging Sorge und Mangel zu Gaste. Schon bei Lebzeiten des Vaters waren die Mittel, die ihm zuflossen, kärglich gewesen, sie wurden nach dem Tode desselben noch dürftiger. Die Großeltern, welche der Mutter des Dichters eine besondere Zuneigung geschenkt hatten, unterstützten nach Kräften den Enkel, aber gar bald wurden auch sie heimgerufen, so daß Not und Sorge immer größer wurde. Man kann sich wohl denken, daß unter solchen Kümmernissen ein so recht fröhliches Studium nicht gedeihen konnte, freilich wurde viel gelesen, viele Auszüge aus englischen, französischen, philosophischen und dichterischen Werken wurden angelegt, um gelegentlich bei schriftstellerischer Thätigkeit Verwendung zu finden. Bereits 1783 erschienen in Berlin die grönländischen Prozesse und satirischen Skizzen, die erste Schrift fand nur geringen Beifall; bald darauf hatte er „die Auswahl aus des Teufels Papieren" fertig gestellt, fand aber keinen Verleger, obgleich er mit dem Ertrage des Honorars seinen Gläubigern gerecht zu werden und seine Existenz in der Pleißenstadt weiter zu fristen gedachte. Da faßte er den Entschluß (im Novbr. 1784) Leipzig zu verlassen und bei der Mutter in Hof sich aufzuhalten. Bessere Aussichten schienen sich um Neujahr 1787 zu eröffnen, als er in dem Hause seines Freundes Örthel zu Töpen bei Hof als Lehrer für dessen jüngsten Bruder eintrat. Bei der Unbegabtheit seines Zög-

---

Nun, Heyne, Wolf, Thiersch, Hermann, Böckh, Lachmann, Haupt, Ritschl, Götting und viele andere waren auch Philologen, die wohl imstande waren, ihre Zuhörer über den vorliegenden Schriftsteller aufzuklären.

[1]) Vgl. Die Thomasschule zu Leipzig ꝛc. Von Gottfr. Stallbaum. Leipzig 1839. S. 78 f.

[2]) Vgl. Bursian, Gesch. der Philol. B. I. S. 400 f., Eckstein in der Allgem. Encyklopädie. B. 37. S. 250—257 und in der Allgem. deutsch. Biogr. B. VI. S. 235 f.

lings hatte er in seinem Erzieherberuf wenig Freude und kehrte, da sein Freund Örthel, der ihm seine Stellung erträglich zu machen gesucht hatte, gestorben war, im Sommer 1789, um im März des folgenden Jahres in Schwarzenbach wieder ein Lehramt zu übernehmen, zur Mutter zurück. Sieben an Alter und Geschlecht verschiedene Kinder seiner Freunde genossen hier seinen Unterricht, den er mit Lust und Geschick erteilte. Eltern und Zöglinge schenkten ihm ihre Zuneigung. Neben seiner pädagogischen Beschäftigung hatte er noch Zeit genug in Wald und Feld herumzuschweifen und seinen schriftstellerischen Neigungen Genüge zu leisten. Im Jahre 1792 vollendete er „die unsichtbare Loge". Der Verfasser des Anton Reiser, Karl Phil. Moritz, dem er die Handschrift übersandte, war entzückt von der Leistung und verschaffte ihm einen tüchtigen Verleger. So erschien das Buch zusammen mit dem „Schulmeisterlein Wuz" 1793 in zwei Bänden. Im Mai 1794 ging er, da seine Zöglinge dem Bayreuther Gymnasium übergeben wurden, nach Hof zurück. Es fand sich auch hier wieder Gelegenheit, eine erzieherische Thätigkeit zu entwickeln. Er unterrichtete drei Mädchen im Französischen, in der Weltgeschichte, und in den Naturwissenschaften. Die pädagogische Thätigkeit Jean Pauls dauerte bis 1796. Am 29. Februar 1796 schrieb die geistvolle Charlotte Kalb in Weimar, welche auch mit Schiller in Beziehung gestanden hat, einen Brief an den nun schon durch seine Schriften berühmt gewordenen und gefeierten Dichter, in dem sie ihm erklärt, daß sie der Lektüre seiner Werke die schönsten Stunden in den letzten Monaten zu danken habe, zugleich berichtet sie, wie auch Knebel und Einsiedel, Herder und Wieland von seiner Darstellungs- und Auffassungsweise ergriffen seien und Wieland in ihm das reinste Gemüt, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune bewunderte. Das wird die Veranlassung für Jean Paul, im Juni 1796 den Weimarischen Musensitz aufzusuchen, wo er von der geistvollen Herzogin Amalie und ihren Freunden mit Spannung erwartet wird. Die Aufnahme, welche dem Dichter des Hesperus bei Goethe zu teil wurde, war, wie man nach der Verschiedenheit der beiden Dichternaturen erwarten konnte, kalt und abgemessen. Goethe nannte Jean Paul ein so kompliziertes und wunderliches Wesen, daß niemand ihn recht anzufassen wisse und daß auch sonst hier wie anderswo das Urteil zwischen Überschätzung und Unterschätzung hin und her schwanke. Er rühmt seine Wahrheitsliebe und den Wunsch etwas in sich aufzunehmen, unterscheidet den geselligen und theoretischen Menschen vom praktischen und zweifelt, ob Jean Paul bei aller Anmutung zu ihnen in ersteren, sich ihnen jemals in letzterem nähern werde. In Jena machte er die Bekanntschaft Schillers. Sehr charakteristisch ist das Urteil Jean Pauls über Schiller: „Seine Gestalt ist verworren, hart, kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um und wollte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereden.

Schiller meldet an Goethe, er habe den Hesperus ziemlich gefunden, wie er ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehn, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." Neben der Frau von Kalb brachte dem Sohne des Fichtelgebirges insbesondere die Frau Herders ihre Huldigung dar, sie preist ihn als einen echten Jünger der Weisheit, der eine himmlische, moralische Sendung zu erfüllen habe. Der dreiwöchentliche Aufenthalt Jean Pauls in Weimar war doch von Bedeutung, er hat, wie P. Nerrlich hervorhebt, schlummernde Keime zur Entfaltung gebracht und dem, was noch unbestimmt und schwankend in ihm war, auf lange Zeit hin, eine bestimmte Richtung gegeben.[1])

Wir haben oben schon von der bedeutenden Wirkung gesprochen, welche seine zahlreichen Werke auf bestimmte Kreise unseres Volkes namentlich auf Frauen und Jünglinge ausübten; gegenwärtig, wo ganz andere Saiten der Volksseele berührt werden, ist leider die Zahl derer geringer geworden, welche sich an unseren großen Klassikern auferbauen, noch geringer die Zahl derer, welche sich der Lektüre Jean Pauls hingeben. Es ist nun doch einmal so, wie Gervinus es ausgesprochen: Wer ein gewisses Alter überschritten hat, wer von einer Lektüre seinem Verstande Rechenschaft geben will, den wird Jean Pauls Schreibart anwidern, und er wird, ohne weiter gelesen zu haben, sein Urteil bald feststellen dürfen.[2]) Wir erklären uns die Eigentümlichkeit der Darstellungs- und Auffassungsweise des hochbegabten, dichterisch beanlagten Mannes aus dem Bildungsgange, den er genommen und aus den Verhältnissen, aus welchen er herausgewachsen ist. Das, was sonst lernbegierige Knaben am liebsten zu thun pflegen, was einen gesunden Erwerb von Kenntnissen sichert, der sie von Phantasmen und von den Trockenheiten des meisten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geschichte, Geographie und klassische Literatur, blieb Jean Paul nicht allein damals, sondern auch sein ganzes Leben hindurch fremd.[3]) Man vergleiche nur den Eindruck, welchen die wahrhaft klassischen Werke Schillers, Goethes, Herders u. a. auf alle gebildeten Kreise unseres Volkes zu üben pflegten. Man braucht nicht so weit zu gehn wie Friedrich v. Schlegel, welcher erklärte, daß die französische Revolution, das Erscheinen des Goethischen Romans Wilhelm Meister und Fichtes Wissenschaftslehre die größten Ereignisse der Zeit gewesen seien.[4]) Es mag doch richtig sein, daß Jean Paul die Ansicht hatte, die mit der Unkenntnis des Altertums

[1]) Vgl. Paul Nerrlich, Leben und Schriften J. Pauls. S. 262 f. In dem Abschnitt über Jean Paul habe ich, wie erwähnt, vieles aus dem gründlichen Werke Paul Nerrlichs wörtlich entlehnt.

[2]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. (Leipzig 1853.) Bd. V. S. 195.

[3]) Gervinus, Gesch. der deutschen Dicht. Bd. V. S. 196.

[4]) Vgl. Wundt, Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte. Deutsche Rundschau.

zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessiere, daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger seien als die nächsten: er verwechselt hier die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Gesetz des Erlebten mit dem Gesetze der Phantasieschöpfungen.[1]) Ohne Zweifel gehört der Sohn des Fichtelgebirges zu den führenden Geistern der Zeit. In den verschiedenen Städten, in denen er seine Wohnung aufschlug, Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen, Koburg, Bayreuth und auf den mannigfachen Reisen, die er unternahm, hat er überall viele Freunde und Verehrer gefunden. Die äußeren Verhältnisse des Dichters hatten sich besonders durch die Gunst des Fürsten-Primas Karl von Dalberg, der ihn auf sein Ansuchen (1808) zum Mitgliede der Frankfurter Akademie mit einer jährlichen Pension von 1000 Gulden ernannte, wesentlich gebessert. Ein weiteres Anerbieten von 1000 Gulden, das ihm gemacht wurde, als Professor der Ästhetik an der höheren Schule in Aschaffenburg zu wirken, lehnte Jean Paul ab, weil er sich für ein solches seine schriftstellerische Thätigkeit einschränkendes Lehramt nicht geeignet hielt. Sein behagliches Leben in Bayreuth wurde, wie erwähnt, durch Ausflüge mancher Art unterbrochen. In München, wo sein Sohn studierte, wurde er aufs freundlichste aufgenommen, ihm eine Stelle in der Akademie angeboten, ja er wurde veranlaßt, seinen Wohnsitz nach der Hauptstadt Bayerns zu verlegen, aber er zog es vor, in dem geliebten Bayreuth zu bleiben. Tiefen Schmerz brachte ihm der Verlust seines hoffnungsvollen Sohnes.[2]) Auch der Tod seines Freundes Heinrich Voß (am 20. Oktbr. 1822), der in Heidelberg seit 1806 eine Professur der klassischen Philologie übernommen hatte, war ihm äußerst schmerzlich. Jean Paul selbst fing an zu kränkeln; die seine geistige Thätigkeit fördernde Lebensweise, nämlich der Genuß von Wein und Bier während der Arbeit, verursachte ihm Unbequemlichkeiten, dazu kam, daß sein Augenlicht immer schwächer wurde. Endlich trat die Wassersucht hinzu und setzte seinem Leben ein Ende (den 14. Novbr. 1825). Jean Paul durfte auf ein arbeitsreiches von den größten Erfolgen gekröntes Leben zurücksehen. In seiner Jugend hatte er Kummer und Not genug und über genug gekostet, als Lehrer der Jugend, in Schwarzenbach und Hof, wurde er von seinen Schülern und von den Eltern derselben hochgeschätzt; er hatte in Weimar, wenn auch nicht die Herzen Goethes und Schillers, so doch Herder, Wieland, Knebel und unter den Frauen des literarischen Kreises die Herzogin Anna Amalia, Frau von Stein, Frau von Kalb und andere Mitglieder der höhern Gesellschaft auch durch sein persönliches Erscheinen für sich gewonnen. Überall auf

---

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. V. S. 203 f.

[2]) Dieser sein sehr beanlagter Sohn Max hatte sich durch allzu energische Studien der Hegelschen Philosophie und der mystisch-asketischen Richtung der Theologie ein Nervenfieber zugezogen, dem er zum größten Schmerze des Vaters am 25. Septbr. 1821 im Elternhause erlag.

seinen vielfachen Reisen brachte man ihm Liebe und Verehrung entgegen. Von dem Fürsten-Primas des Rheinbundes und Erzbischof von Regensburg, Reichsfreiherrn von Dalberg war der Dichter, wie erwähnt, in Anerkennung seiner Verdienste um die Literatur mit einer jährlichen Rente von 1000 Gulden ausgezeichnet worden; später, als sich die politische Stellung Dalbergs geändert hatte, ordnete der König von Bayern Maximilian Joseph die Weiterzahlung der jährlichen Rente an. An dem Musenhofe, welchen die Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland auf ihrem zwischen Gera und Altenburg gelegenen Schlosse Löbichau gebildet hatte,[1]) wurde er in dem Kreise von Männern, wie die Theologen Marheineke aus Berlin, Schuderoff aus Ronneburg, von dem Juristen Anselm Feuerbach, von dem durch seine Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich besonders bekannt gewordenen Moritz August v. Thümmel, von Christoph August Tiedge, dessen Urania einst viel gelesen wurde und von anderen hoch geehrt.[2]) Die Universität Heidelberg zeichnete den Dichter durch Verleihung der Privilegien eines Doktors der Philosophie aus,[3]) man nannte ihn in dem Diplom poetam immortalem, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, principem ingenii doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertorem acerrimum, debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae, virum qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus ejus omni concentu laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem, pietatem, reverentiam. Nicht bloß die Musensöhne der ehrwürdigen alma mater wetteiferten dem Dichter, dessen Werke sie entzückt, ihre Hochachtung in Fackelzügen und in den damit verbundenen Reden und Hochrufen kund zu geben, sondern auch Männer, wie der Philolog Joh. H. Voß (mit dessen Sohne H. Voß J. P. ein inniges Freundschaftsbündnis schloß), der Philosoph Hegel, der Pädagog Schwarz, der Jurist Thibaut und der Philolog Creuzer suchten in jeder Beziehung dem Gaste Aufmerksamkeit zu erweisen. Auch in Heidelberg wie überall ließen es sich Frauen und Jungfrauen angelegen sein, dem von ihnen so geliebten Dichter Huldigungen darzubringen. Ja man darf wohl sagen, daß eine solche weite Kreise ergreifende Verehrung selbst unseren beiden größten

---

[1]) Der berühmte Kriminalist Anselm v. Feuerbach, der von 1792—1801 in Jena gelebt hatte (F. studierte zuerst Philosophie, später Jurisprudenz, 1799 wurde er Privatdocent und 1801 außerordentlicher Professor der Rechte. Schon 1802 wurde er von Jena nach Kiel berufen, 1804 nach Landshut, später nach München versetzt. Im Jahre 1833 den 29. Mai verstarb er in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.), erklärte, daß der Hof der Herzogin nur mit dem eines Mediceers oder eines Este von Ferrara verglichen werden könne. Vgl. P. Nerrlich, Jean Paul. S. 592 f. und aus Jean Pauls Leben mit der Fortsetzung von Ernst Förster vergl. Jean Pauls ausgewählte Werke. B. XVI. S. 327.

[2]) Vgl. Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin 1876. S. 97 f. Der Dichter zählte die in Löbichau 1819 verbrachten Tage zu den glücklichsten seines Lebens.

[3]) Jean Pauls Leben. Von E. Förster. S. 318.

Dichtern nicht entgegengetragen wurde. So durfte der für sein Vaterland und dessen Freiheit immer begeisterte und empfängliche Dichter — in der Liebe zur Freiheit, in dem Streben das französische Joch abschütteln zu helfen, übertraf er weit den Weimarischen Dichterheros — auf ein mit Kummer und Sorge begonnenes aber mit der Anerkennung der Besten der Nation geschmücktes und behäbiges Leben, das reich an Arbeit gewesen, zurückblicken.

Bei der Mannigfaltigkeit der Studien, bei der praktischen Lehrthätigkeit und bei dem großen Interesse den Bewegungen der Seele der Menschen nachzuspüren, darf man sich nicht wundern, daß der vielgepriesene Dichter auch eine „Erziehlehre“ oder Levana[1]) geschrieben und darin sehr feine für Pädagogen wichtige Beobachtungen niedergelegt hat, welche insbesondere in der Zeit des Aufschwungs unserer Literatur großes Aufsehen machte. So hatte Karoline Herder das Erscheinen der Levana mit Entzücken begrüßt und in ihr ein wahres Religionsbuch gesehn, durch welches Jean Paul das goldene Zeitalter wiederbringe.[2]) Auch L. v. Knebel gehört zu den Verehrern der Erziehlehre, die der Dichter vom Juli 1805 bis zum Oktober 1806 vollendet hatte, denn er erklärte, daß sie ihn überall angezogen und ihm Neues, Feines, Witziges und Erhabenes gelehrt habe. Auch Goethe schrieb an Knebel: eine unglaubliche Reife ist in der Levana zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung, große richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichtum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig und das alles in dem gemütlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen.[3]) Für das Verständnis der Levana sind von Wichtigkeit die Bekenntnisse, welche er in den Vorlesungen über sein Leben niedergelegt hat, leider reichen diese Mitteilungen nur bis zum Jahre 1779, in dem er 16 Jahre alt das Gymnasium in Hof besuchte; diese Bekenntnisse unterscheiden sich freilich wesentlich von denen, welche wir in Dichtung und Wahrheit Goethes finden, sind aber für die Charakteristik Jean Pauls von großer Wichtigkeit (1818). Ohne Frage

[1]) Levana war die Göttin der Römer, welche die Kinder von der Erde wieder aufhebt, nach der bekannten Sitte das neugeborene Kind vor dem Vater auf die Erde zu legen, worauf dieser es aufhob und damit seine Pflege und Erziehung übernahm, aber auch alle Rechte der väterlichen Gewalt sich vorbehielt. Vgl. L. Preller, Röm. Mythologie. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 578.

[2]) Vgl. Nerrlich. S. 483. In dem Herderschen Hause wurde der Dichter so hoch gehalten, daß die Frau Herders „die hochgepriesenen poetischen Abgötter als steif und leer und herz- und geistlos in ihren Formen, mit denen sie jetzt eine kunstvolle Menuett vortanzen, bezeichnet, in Jean Paul dagegen, dem einzigen Lebendigen, sieht sie den Genius und Heiland seiner Zeit. Einige Jahre später schreibt sie: jetzt sind Schiller und Goethe an der Tagesordnung des lauten Publikums — Richter und Herder haben die stille Gemeinde — aber desto inniger, liebender, dauernder.“ Die Prophezeiung der trefflichen Frau hat sich freilich nicht ganz erfüllt!

[3]) Vgl. Nerrlich. S. 511.

zeigt der Dichter in der Levana eine feine Beobachtung der Natur des Kindes und giebt Vätern und Müttern treffliche Gesichtspunkte für die Erziehung ihrer Söhne und Töchter. Das Individuelle in jedem werdenden Menschen erkennen, achten, zur Entwicklung kommen lassen, ist eine pädagogische Gewissenspflicht; wer dem kreatürlichen Wert jeder menschlichen Einzelexistenz seine Geltung entzieht, der verderbt als Erzieher ein Gut, worüber ihm keine Verfügung zusteht und bringt die Zöglinge in Gefahr, lahm im Geist oder Heuchler zu werden. Wachsen lassen — muß darum als Regel nicht bloß gegenüber dem leiblichen Leben des Kindes angesehn werden; in vielen Fällen hat die Erziehungskunst sich mit einer zuwartenden Stellung zu begnügen, und der Mensch soll weder bloß nach oben wachsen wie Pflanzen und Hirschgeweihe, noch bloß nach unten wie Federn und Zähne, sondern wie Muskeln an beiden Seiten zugleich. Aber dieses Wachsenlassen ist darum noch kein Universalmittel, nicht alles am Individuum verdient, daß es gedeihe, die Erziehung hat nicht bloß die Freiheit zu wahren, sondern auch für Freiheit zu sorgen, indem sie die Hindernisse der gesunden selbständigen Entwicklung wegzuräumen sich bemüht. Dies erkennt die Levana an: „in einem Anthropolithen kommt der Idealmensch auf der Erde an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegzubrechen, daß sich die übrigen selber befreien können, das ist oder sei Erziehung.[1]) Hier ist also ein angebornes Hemmnis der angeborenen Güte, und darum hat der Erzieher von der Individualität, die er wachsen läßt, eine andere zu trennen, die er beugen oder lenken muß." Mit diesem Satze scheint nun Jean Paul sich ganz auf den schrift- und erfahrungsmäßigen Boden zu stellen, er spricht da ein jeder vernünftigen Erziehung vorzuhaltendes Princip aus. Aber sogleich in der Anwendung geht es auf Abwege: „jene ist des Kopfes, diese des Herzens." Also, sagt mit vollem Recht A. Hauber, die intellektuelle Eigentümlichkeit solle man wachsen lassen, anders aber sei die sittliche zu behandeln. Wir wollen nicht rechten über diese Auseinanderhaltung des Untrennbaren, nicht betonen, welche Wurzeln das Intellektuelle im Sittlichen hat (Thorheit steckt dem Knaben im Herzen — die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott), aber wir fragen, wie soll nach Anweisung der Levana die Beugung oder Lenkung der sittlichen Individualität gehandhabt werden? Die Schrift weiß unter anderem auch von einer Rute der Zucht, mittelst welcher die Thorheit ferne getrieben werde von dem Knabenherzen, also von einer positiven Entgegenwirkung durch kategorisches, bewaffnetes Einschreiten. Nach der Levana hat sich die Erziehung vor allem auf das System der Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols zu legen:[2]) Friedenspredigten halten an den Helden (in spe), mit elektrischen Donner-

---

[1]) Levana § 24 u. § 29.

[2]) Vgl. Schmids Encyklopädie. VII. Bd. S. 162. Art. Friedr. Richter von A. Hauber. Die obige Ausführung ist dem trefflichen Artikel Haubers entnommen.

wettern den Siegwartscharakter laden; übrigens bleibe es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andern zu erwecken, durch welche sie sich harmonisch dem Ganzen zufügt. In dem Kapitel, in welchem der Dichter über Gebieten, Bestrafen und Weinen spricht, findet sich außerordentlich viel Beherzigenswertes aus langer Beobachtung eigener und fremder Kinder Beobachtetes und Erfahrenes.[1]) Was die Erziehung leisten kann und soll durch Anerkennung und Schonung der Individualität, durch Wachsenlassen, durch Anreizen des eigenen Triebes, durch Pflege des knospenden Lebens, mit einem Worte durch Liberalität, das hat Jean Paul in seiner Erziehlehre an vielen Stellen anregend und belehrend ausgeführt und darf daher das Verdienst, zur Humanisierung der Pädagogik beigetragen zu haben, in Anspruch nehmen. Auch soll der Lehrerstand nicht vergessen, wie Friedrich Richter sich seiner angenommen und durch Schilderung seiner Lage kräftig zur Abhülfe offenbar vorhandener Notstände aufgerufen hat. Aber, so fährt A. Hauber fort,[2]) über den Verdiensten darf man den Mangel des Mannes nicht vergessen, den Mangel nämlich an tieferer Erkenntnis der menschlichen Natur und an nüchterner Einsicht in die christliche Heilslehre, ein Mangel, welcher durch Überfluß an Humor, Witz und Empfindsamkeit eher gesteigert wird, so daß man gerade bei manchen Stellen, die sich mit dem Centrum der Erziehung beschäftigen, an das oben angeführte Wort erinnert werden kann, das einmal Schiller nach einem Besuch Jean Pauls bei ihm über diesen schrieb: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete, fremd, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht."

Es ist uns wichtig des geistvollen Mannes, als den sich Jean Paul immer zeigt, Ansichten über das klassische Altertum und dessen Bedeutung für unsere Bildung zu vernehmen. Ohne Zweifel wird man bei der Würdigung dieser Anschauungen immer festhalten müssen, daß in jener Zeit, in welcher der Dichter das Gymnasium besuchte, die Art der Handhabung des Unterrichts in den alten Sprachen eine recht äußerliche, mechanische war. Am allerwenigsten taugte diese für einen so hochbeanlagten Jüngling wie Friedrich Richter. Wir haben oben gesehn, zum Teil aus seinem eigenen Munde gehört, in welcher Weise man damals den Unterricht in den klassischen Sprachen betrieb. In der Erziehlehre hat er einen Abschnitt über klassische Bildung eingefügt.[3]) Erinnern möchte ich an Gervinus, der es ausspricht, daß in unserem Vaterlande die Humanistik des 15. und 16. Jahrhunderts, die in Italien Kunst und Wissen-

---

[1]) Vgl. Levana. S. 88 f. (3. Ausg.) Stuttgart u. Tübingen 1845.

[2]) Schmids Encyklopädie. B. VII. (1. Aufl.) S. 155 f.

[3]) Levana. S. 335 f.

schaft unmittelbar mit dem Geiste des Altertums neu belebte, bleischwer untergesunken in den Grund der Schule, und es dauerte Jahrhunderte, ehe sie von da wieder auftauchend die ähnlichen Wirkungen auf deutsche Kunst und Wissenschaft wieder ausüben konnte. Vor Joh. Heinr. Voß war niemand imstande gewesen, ein Werk altgriechischer Dichtung auch nur entfernt in der Art zu übersetzen, daß man sich in die Zeit des Originals hätte versetzt fühlen können. Noch Wieland bequemte seine antiken Stoffe mehr sich, als sich ihnen an; noch Lessing hat in seinem Philotas nichts von der Gabe bewährt durch ein πρέπον der Schreibart die alte Zeit lebendig zu machen. Ein halbes Jahrhundert früher hat Händel musikalisch diese Kunst verstanden. Man darf von ihm wie von Shakespeare behaupten, daß vor ihnen Beiden in den germanischen Landen niemand das Antike mit so reinem Auge angeschaut habe, wie der eine in seinen griechischen Musikdramen, der andere in seinen römischen Geschichtsstücken.[1]) Dieser Abschnitt des Dichters, um zu ihm wieder zurückzukehren, enthält für den Betrieb des klassischen Unterrichts in jener Zeit gewiß berechtigte Klagen, aber man befindet sich auf Irrwegen, wenn man meint, daß auch heute noch der Unterrichtsbetrieb ein gleicher sei wie zu den Zeiten Jean Pauls. Jean Paul giebt allerdings zu, daß eine fremde Sprache, besonders die lateinische unter den früheren Übungen der Denkkraft die gesündeste sei; er sagt ferner: die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkte des Lebens nähme,[2]) ja er sagt: die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehn sieht, nur untergehn, aber es werde dieser Antikentempel nicht als eine Trödelbude abgebrauchter Gebräuche und Phrasen gelüftet und die heiligen Reliquien anstatt angebetet nur verarbeitet. Jean Paul erklärt, bloße Sprachen lernen, heißt sein Geld in Anschaffen schöner Beutel verthun oder das Vaterunser in allen Sprachen lernen, ohne es zu beten.[3]) Ja es gab eine Zeit in der Geschichte der Studien des Altertums, wo man auf Aneignung des sprachlichen Ausdrucks im Lateinischen den größten Wert legte, weil man gerade diese Sprache für diplomatische und wissenschaftliche Zwecke zu verwenden pflegte. War sie doch bis zum Abschluß des westfälischen Friedens die Sprache der Diplomaten; weniger bekümmerte man sich in jenen Tagen um den Inhalt der antiken Schriftsteller und Dichter.[4]) Ohne Zweifel aber war durch Männer

---

[1]) Vgl. Gervinus, Händel und Shakespeare. Leipzig 1868. S. 408 f.

[2]) Es erinnert uns dieser Ausspruch an das Wort Goethes: wenn nur unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden. Goethes Sprüche in Prosa, von G. v. Loeper erläutert. Berlin 1870. S. 100.

[3]) P. Nerrlich. S. 506.

[4]) Vgl. Grenzboten Nr. 6. 1892. Wandlungen in unserem höheren Schulwesen. Ein Rückblick als Wegweiser für die Zukunft.

wie Lessing, Winckelmann, Heyne, Wolf, Herder, Voß u. a. eine verständnisvollere Behandlung der antiken Klassiker eingetreten, hatte die wirkliche Kenntnis des Altertums schon weitere Kreise des Volks ergriffen; aus den Schulen Joh. M. Gesners, Gottl. Heynes, Wolfs, Hermanns, Thierschs u. a. waren Männer hervorgegangen, welche nicht bloß auf das sprachliche Verständnis der alten Schriftsteller hinarbeiteten, sondern auch die Sachen im Auge hatten. Die Übersetzung der Odyssee und Ilias, wie sie Voß zur Freude der Zeitgenossen geliefert, vermittelte auch denen, welche die Originale nicht lesen konnten, ein Verständnis der unvergleichlichen Dichtung. Ebenso war, wie Jean Paul ganz richtig bemerkt, die Schleiermachersche Übersetzung der Dialoge Platons mit den voraufgehenden Einleitungen wichtig für die Kenntnis griechischer Philosophie. Wenn aber gesagt wird,[1]) daß nur Männer von Sinn, Kraft, von Ausbildung durch höhere und mehre Studien als Sprachstudien, nur Sonntagskinder, wie Goethe, Herder haben den Geist des Altertums gesehen; die Montagskinder erblickten dafür den Sprachschatz und die Blumenlesen, so ist diese Äußerung nur mit Einschränkungen wahr. Seitdem man in den Schulen nicht bloß die sprachliche Seite bei der Erklärung der alten Schriftsteller betont, sondern auf den Inhalt und die Komposition der Schriftwerke mehr eingeht als das früher geschehn, ist das Verständnis des Altertums gewachsen, ist allgemeiner geworden. Jean Paul sagt: gebt der Naturlehre und Naturgeschichte, der Stern- und Meßkunde u. s. w. und ganzen großen Stücken der Brotstudien, nur Hör- und Lehrstellen in den Gymnasien — folglich den Knaben zehnmal mehr Freude, als sie an der Aufwicklung der verschleiernden Mumienbinden der antiken Grazien haben — und mithin der künftigen Abteilung in Musen- und in Arbeit-Söhne gemeinsame Nahrung: dann bleiben die hohen Schulen den hohen Lehrern schon übrig, den Alten.[2]) Wenn der Dichter beklagt, daß man die kanonischen Schriften des Geistes zu Buchstabier- und Lesebüchern entheiligt, daß die unauflösliche Schönheitsgestalt nimmermehr genossen werden könne, wenn das grammatische Zerteilen sie, gleich der mediceischen Venus in dreizehn Bruchstücke und dreißig Trümmer zerbröckelt,[3]) so hat er völlig recht, aber es gab auch schon in jener Zeit, wo Jean Paul schrieb, Schulen, in denen eine andere Art der Behandlung der alten Schriftsteller üblich war. Fr. Thiersch, L. v. Ranke, Franz Passow u. a. berichten in ihren Biographien, welche Anregungen sie von ihren Lehrern empfangen, mit welcher Begeisterung sie sich einer ausgebreiteten Lektüre der alten Klassiker hingegeben haben. Jean Paul hatte eben die Ansicht, die mit seiner Unkenntnis des Altertums zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessiere,

---

[1]) Levana. S. 336.

[2]) Levana. S. 340.

[3]) Paul Nerrlich, Jean Pauls Leben 2c. S. 507.

daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger seien als die nächsten.[1])

Jean Paul besaß von Jugend an einen maßlosen Eifer sich nach allen Seiten zu unterrichten, auf Lesen und Sammeln dessen, was ihn bei der Lektüre angezogen hatte, war er immer aus. Hatte er doch schon, als er die Universität besuchte, 12 Quartbände, in denen er sich aus seiner weitgreifenden Lektüre Auszüge und Notizen gemacht hatte. Schon im 16.—17. Jahre schrieb er Übungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachdenken über Schriftstellerei verraten, auch ein Tagebuch seiner Arbeiten voll philosophischer Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moralischen Betrachtungen. Ja er ging so weit, daß er sich auf Diskurszettel aufzeichnete, was er bei Besuchen sprechen wollte; er machte sich als Hofmeister eine Anthologie der Bonmots seiner Zöglinge, er excerpierte die Gesellschafts- und Besuchsunterhaltung. Es gab eine Zeit, wo er 20 starke Quartbände bloßer Ironien besaß und noch mehr Satiren; denn alles war rubriziert, die Abteilungen und Unterabteilungen und Subunterabteilungen so klein und subtil geordnet, daß alles leicht aufzufinden war, er hatte sich, gerade im Gegensatze zu seinem Stil, für seine Studien die genauesten „Reglements- und Marschrouten" vorgeschrieben.[2]) Wir stimmen voll und ganz dem zu, was Franz Muncker ausgesprochen:[3])

Mit scharfem Auge betrachtete Jean Paul die Zustände, die er darstellen wollte, bis auf alle Einzelheiten, aber nicht selten hinderte ihn die ungeordnete Fülle dieser Einzelbeobachtungen zusammen mit dem ungeordneten Reichtum seiner Gelehrsamkeit, mit dem bunten Vorrat seiner humoristischen, ironischen satirischen, moralischen Einfälle, den er überall nach willkürlichem Belieben ausstreute, eine klar und sicher sich entwickelnde Erzählung mit anschaulichen Charakteren und spannenden Situationen in munteren Fluß zu bringen. Seine komische Kraft, seine Innigkeit des Empfindens, seine Stärke der dichterischen Erfindung war groß; aber seine an eigentlichen Ausdrücken arme, an Bildern und Gleichnissen, die oft zerfließen und besonders an Wiederholungen und Tautologien überreiche Sprache, die alles, auch das fest Ruhende und Leblose, bewegt, beseelt und personifiziert, sein unendlich verschlungener, wenig übersichtlicher Periodenbau, seine zahllosen übertriebenen Zwischenbemerkungen, seine vielen Geschmacklosigkeiten und plötzlichen Veränderungen der Stimmung, kurz seine ganze humoristische Stil- und Formlosigkeit hat der künstlerischen Wirkung seiner Schriften von jeher schweren Eintrag gethan.[4]) Trotz aller hier hervorgehobener Schwächen hat der Dichter nicht bloß unter den Frauen, sondern

[1]) Gervinus, Gesch. der deutsch. Dichtung. Bd. V. S. 203.

[2]) Vgl. Gervinus. Bd. V. S. 204 f.

[3]) Allgemeine deutsche Biographie. B. XXVIII. S. 483.

[4]) Allgem. d. Biogr. B. XXVIII. S. 484.

auch unter Männern immerhin auch in unserer Zeit zahlreiche Leser gefunden, einer seiner größten Verehrer war Ludwig Börne und gegenwärtig gewiß auch Paul Nerrlich und der Ägyptologe Ebers.

Justus Möser,

geb. den 14. Dezbr. 1720, gest. den 8. Januar 1794.

Ein Mann von der Bedeutung Mösers, des advocatus patriae, wie mit Recht die Aufschrift lautet, welche sein Standbild in seiner Vaterstadt Osnabrück trägt, konnte bei seinem auf das praktische Leben gerichteten Sinne an der für deutsches Volkstum so wichtigen Frage der Erziehung nicht vorübergehen; sie greift eben zu tief in die Eigentümlichkeit des Volkslebens ein. So ist es nicht auffallend, daß dieser treffliche Mann in seinen Schriften gar oft auf die Erziehung der Jugend zu sprechen kommt. Es lag ihm alle Wege gar sehr auf dem Herzen, nach allen Richtungen hin dazu beizutragen, das deutsche Volksleben auf sichere Grundlagen zu stellen, die nächstliegenden Interessen seiner Volksgenossen zu pflegen und zu fördern, den nachteiligen Einfluß ausländischen Wesens fern zu halten, die landschaftlichen Eigentümlichkeiten zu schonen, mit der Umbildung vorhandener Zustände vorsichtig zu Werke zu gehn. Bevor wir nun die Anschauungen des patriotischen Mannes, welche er über Erziehung und Bildung hat, etwas genauer betrachten, mag zunächst der Lebensgang des Staatsmannes und Schriftstellers uns beschäftigen.

Justus Möser erblickte am 14. Dezbr. 1720 in Osnabrück, wo sein Vater Kanzleidirektor und Präsident des Konsistoriums war, das Licht der Welt. Die Familie stammte eigentlich aus der Kurmark. Der Ältervater Mösers war Konrektor in Magdeburg, später in Kiel und in Hamburg am Johanneum, dessen ältester Sohn Johann, Mösers Großvater, zu Hamburg geboren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück, dessen Sohn ist Johannes Zacharias, der in Osnabrück die oben bezeichnete wichtige Beamtenstellung einnahm. Dieser hatte vier Söhne, von denen ihn nur Justus überlebte. In einem Aufsatze über sein Leben beschreibt M. die Zeit seiner Kindheit in der ihm eigenen Weise und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen andern von sich reden läßt, folgendermaßen:[1]) Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mitteilen möchte, so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten

[1]) Vgl. Justus Mösers sämtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. Berlin 1843. Bd. X. S. 6 f. Trefflich ist die Biographie Wegeles in der Allgemeinen deutschen Biographie. B. XXII. S. 384 f. Reinhard Zöllners Ausg. der patriotischen Phantasien. Leipzig 1871. F. A. Brockhaus. (Einleitung; Justus Möser); Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. IV. S. 508 f. W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. S. 472 f. Die Biographie J. Mösers von Fr. Kreyssig war mir leider nicht zur Hand. Varnhagen, Denkwürdigkeiten. Bd. V. S. 552 f.

Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hatte, daß ihm den 14. Dezbr. 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seinesgleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm, er hätte vieles als andere geschwinder gelernt, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige Helmstädtische Professor Lodtmann[1]) und der Superintendent Bertling[2]) weit mehr Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche gesessen hätte; das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das fünfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Kleiderschranke eine Kleinigkeit (12 Groschen) entwandt und als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thore hinausgemacht, und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und ein Almosen bitten wollen; allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann (es war ein Domherr, der an der Kleidung Mösers gemerkt hatte, daß es nicht ein gemeiner Knabe sei) 6 Pfennige gegeben und ihn ernstlich ermahnt hätte, wieder nach Hause zu gehn. Er wäre, so fährt er fort, in voller Freude zum Bäcker gegangen und mit dem Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte. So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von anderen hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch Alles mit guter Art und bei einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff

---

[1]) L. war 1720 zu Osnabrück geboren, bekannt als Schriftsteller durch die Monumenta Osnabrugensia; 1751 wurde er Professor in Helmstädt und starb im Jahre 1755.

[2]) B., geb. zu Osnabrück 1721, studierte mit Möser in Jena anfänglich Rechtswissenschaft, später Theologie, 1748 Professor der Theologie in Helmstädt, 1750 Generalsuperintendent zu Helmstädt, 1753 Rektor und Professor des Gymnasiums zu Danzig, wo er 1769 starb.

genug zu finden gewußt, um eine Deklamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter übertroffen. In seinem 12. Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen so sehr der Thorheit überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können. Man sieht, daß schon frühzeitig in dem jungen Möser sich eine gewisse Selbständigkeit kund gab, eine Neigung für sprachliche Dinge in ihm hervortrat. Auf den Universitäten in Jena und Göttingen wurden die juristischen Studien gewiß auch in fruchtbarer, dem späteren praktischen Berufe dienlicher Weise betrieben. Es war ihm, seiner aufs Praktische gerichteten Beanlagung entsprechend, Herzenssache, seinen Blick zu richten auf die Mannigfaltigkeit des ihn umgebenden Lebens. Schon im väterlichen Hause wurde seine Aufmerksamkeit, da der Vater ein angesehener, äußerst tüchtiger Geschäftsmann war, auf praktische Bethätigung des juristischen Berufes hingewendet. Die Mutter, eine treffliche westfälische Hausfrau, hielt ihre Kinder zunächst an, an wirtschaftlichen Dingen Interesse zu nehmen, versäumte aber auch nicht, ihre Söhne nach der Sitte der Zeit auf die Pflege der französischen Sprache, die sie selbst gar sehr liebte, hinzuweisen. Bereits im Jahre 1742 erhielt Möser das Amt eines Sekretärs der Ritterschaft, schon 1747 wurde er advocatus patriae d. h. die Regierung übertrug ihm die Funktion eines Vertreters ihrer Interessen gegenüber den einheimischen und auswärtigen Mächten. So gut wartete Möser seines Amtes, daß die Ritterschaft ihn noch in demselben Jahre zu ihrem Syndikus wählte. Später in den auch für Osnabrück traurigen Zeiten des siebenjährigen Krieges machte er sich durch Verhandlungen, die er im Interesse seiner Vaterstadt mit den Repräsentanten der alliierten Armee zu führen hatte, sehr verdient. Im Jahre 1763 ging der tüchtige Rechtsanwalt im Auftrage seiner Regierung nach London. Es war natürlich, daß gerade ein Mann von der Art Mösers in der großartigen an Anregungen so reichen englischen Hauptstadt die nachhaltigsten, auch für die Verwaltung seines heimatlichen Amtes wichtigen Eindrücke empfangen mußte. Besonders groß war der Einfluß, den Möser während der langen vormundschaftlichen Regierung des Fürstbischofs Friedrich (1763 bis 1783) auf alle Regierungsangelegenheiten ausübte. Aber nicht bloß als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter hat sich der treffliche Mann Verdienste erworben, sondern auch als originaler, das vaterländische, provinziale Moment in deutscher Geschichte betonender Schriftsteller ist seine Bedeutung anerkannt. Es darf hier nicht übergangen werden, welche Bedeutung die Arbeiten des westfälischen Patrioten auf den jugendlichen Wolfgang Goethe ausübten. Er

berichtet uns im 13. Buche von Dichtung und Wahrheit:[1]) Mißfiel es dem jungen Autor keineswegs als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlandes seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhaltes waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herdern bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten,

---

[1]) Vgl. Dichtung und Wahrheit, mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. Bd. III. S. 139 f. Justus Mösers sämtliche Werke von B. R. Abeken. Berlin 1843. Bd. X. S. 233. S. 241. S. 242 und die treffliche Biographie v. Wegeles in der Allgem. deutschen Biogr. B. XXII. S. 385 f.; Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung. B. IV. S. 508 f. Bd. IV. S. 346. Bd. III. S. 452 f.; W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. Berlin 1884. S. 472: Möser schien nur für seine Landsleute schreiben, über sie berichten und belehren zu wollen; aber er that es in einer so durchgearbeiteten und mannigfaltigen Form, mit so viel Ironien, gutem Humor und von einer so hohen geschichtlichen, durch Montesquieu und Winckelmann gebildeten Standpunkt, daß die kleinen Aufsätze, die er seit 1774 als „patriotische Phantasien" sammeln ließ, einen wahren Schatz von Beobachtung, Geist und Gesinnung, von praktischer, historischer und theoretischer Weisheit umschließen. Außerdem die Einleitung zu den patriotischen Phantasien von Reinhard Zöllner. Leipzig 1871. Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte. Bd. I. S. 177 sagt: Hätten die römischen Historiker die alten Rechtsbücher aufmerksam studiert, so hätten diese Dinge (Verfassungsfragen) ihnen allerdings nicht dunkel bleiben können. Aber es sind auch noch nicht 50 Jahre seit Mösers ersten Arbeiten, durch deren Anregung auch wir erst in unsern einheimischen Verhältnissen klar sehn. Geschichte der römischen Republik von K. W. Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren, herausgegeben von Dr. Georg Thouret. Leipzig 1884. S. 38. Auf historischem Gebiete war es Justus Möser, welcher in seiner Osnabrückischen Geschichte 1768 zuerst der allgemeinen Verachtung mittelalterlicher Institute entgegentrat und nachwies, daß dieselben Resultate einer fein durchdachten alten Kultur seien. Er zuerst bezeichnete die zu seiner Zeit noch vorhandenen westfälischen Institutionen als Reste taciteischer Verfassung. S. 39. Die Möserschen Anschauungen wurden so wichtig, daß Eichhorn auf sie seine Rechtsgeschichte gründete. In der Einleitung zur Geschichte des deutschen Volkes, S. 26 heißt es: In der Einleitung zum I. Bande der Osnabrückschen Geschichte vom 4. April 1768, in welcher J. Möser den Plan einer deutschen Geschichte entwickelt, wie man ihn jetzt zu verwirklichen sucht. Auf dieser kurzen Erörterung beruht Eichhorns und Niebuhrs Thätigkeit: sie erkannten es als ihre Aufgabe, die deutsche Verfassung und ihre Institute in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen und von dem Einfluß der römischen Rechtsanschauungen zu befreien. Die Lust am Forschen und Kombinieren vereinigte sich in den Werken dieser Periode mit einer eminenten Gelehrsamkeit. Vgl. Joh. Friedr. Böhmers Leben, von Jansen. Freiburg 1868. S. 446. J. Mösers Aufsatz: Zur Verteidigung des so genannten Aberglaubens unserer Vorfahren ist ein wahres Prachtstück, echt deutsch, weil heiter und ernst, kräftig und milde u. a. D. Justus Mösers sociale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters. Von Ludw. Rupprecht. Stuttgart 1892.

und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Teilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze sowohl der Materie als der Form nach überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Äußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgnis, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden. An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämtlich in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Unser größter Dichter schließt die Betrachtung: Seine (Mösers) Vorschläge, sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien“ genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält . . . . In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen. Ein solcher Mann, fährt Goethe fort, imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir wohl uns auch finden zu können; aber wer durfte hoffen sich eines so reichen Inhalts zu bemächtigen und die widerspenstigen Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben.[1]) Man fühlt aus dem Urteile des großen Dichters, daß durch die Behandlung und Darstellung der Dinge, wie sie bei Möser sich fanden, eine verwandte Saite in seinem Wesen angeschlagen wurde. Er erzählt uns weiter, daß bei dem für sein ganzes Leben so bedeutungsvoll gewordenen Besuch des jugendlichen Erbprinzen von Weimar, Karl August, Mösers „patriotische Phantasien“ auf dem Tisch gelegen, frisch geheftet und unaufgeschnitten. Da ich sie nun, berichtet er, sehr gut, die Gesellschaft[2]) sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vorteil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpunkte gerade die Menge kleinerer Staaten als höchst erwünscht zur Ausbreitung der

[1]) Goethes Dichtung und Wahrheit. Bd. III. 13. B. S. 141.

[2]) Graf Görtz, Karl Lud. v. Knebel waren die Reisebegleiter der Prinzen Karl August und Konstantin; der Besuch fand am 11. Dezbr. 1774 in Frankfurt statt. Goethes Dichtung und Wahrheit. Bd. III. 15. B. S. 185.

Kultur im Einzelnen nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn. Ja am 28. Dezbr. 1774 hatte der jugendliche Dichter an Frau von Voigts, die Tochter Mösers, geschrieben: ich trage die patriotischen Phantasien mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Vor allem aber ist zu erwähnen und wichtig für die Beurteilung des Verhältnisses des Dichters und des juristischen Praktikers, daß Justus Möser dem großen König Friedrich II. gegenüber als ein Verteidiger des Verfassers des Götz auftritt und die Ansätze einer nationalen Dichtung sachgemäß zu würdigen versteht.[1]) Schön und groß können unsere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger u. a. Neuere gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret und durch den Ton der Herrn und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stück Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden. Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unserer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten. Sehr treffend weist Möser auf Shakespeare hin. „Man sieht, fährt er fort, die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen (Italiener und Franzosen) zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, nebeneinander stellt. Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe u. s. w." Möser weiß Winckelmann, Wieland, Lavater und Sulzer voll und ganz zu schätzen, vor allem spricht ihn Lessing an. Schließlich fügt er hinzu: „und doch glaube ich nicht

[1]) Vgl. Mösers Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur. Möser ließ dieses Schreiben in den westfälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen bei der Veranlassung abdrucken, als König Friedrich II. am Ende des Jahres 1780 seinen bekannten Brief: de la littérature allemande, des défauts, qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, herausgegeben hatte. Mösers Aufsatz ward bald darauf 1781 zu Osnabrück in der Schmidtschen Buchhandlung nebst einer Nachschrift, die Nationalerziehung der alten Deutschen betreffend, auf 55 Seiten in 8° abgedruckt. Man sehe patriot. Phantas. T. IV. S. 15 f. Vgl. Bd. IX. S. 136 f.

zuviel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. So weiß er der unvergleichlichen Bedeutung des großen preußischen Königs ebenfalls gerecht zu werden.[1]) In des Königs vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, schreibt er, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters; und es geht mir, als einem Deutschen, nahe, ihn, der in allem Übrigen ihr Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken." Wie weiß der treffliche Mann Lessing, Winckelmann, Haller, Klopstock, Gleim und vor allen andern Wolfgang Goethe zu würdigen; für echt deutsches Wesen besitzt er ein geradezu einziges Verständnis. Der ausgezeichnete Kenner geschichtlicher Entwicklung Fr. Wegele hat es in der Biographie Mösers[2]) ausgesprochen: seinen bleibenden Ruhm als Historiker hat Möser durch seine „Osnabrückische Geschichte" begründet, zu welcher er den Plan mitten in den Wirren des siebenjährigen Kriegs entwarf und welche freilich unvollendet geblieben ist. Das Bedeutendste des Werks bietet der erste Band, die Einleitung in die Osnabrückische Geschichte. Sie schildert die ältesten Zustände des niedersächsischen Volkes nach den verschiedensten Seiten der staatlichen, wirtschaftlichen und socialen Einrichtungen; viele und zum Teil wesentliche seiner bez. Ansichten sind heutigen Tages zwar überwunden und abgelehnt, aber auch diese haben einen fruchtbaren und nachwirkenden Anstoß gegeben, so daß man Möser nicht mit Unrecht zu den Begründern der deutschen Rechtsgeschichte und Altertumswissenschaft zählt, wenn es auch eine Übertreibung erscheinen muß, wenn man ihn den „Vater der historischen Rechtsschule" und einen der größten Meister historischer Methode genannt hat. Die überwiegende Summe seiner Anschauungen und Urteile hat Möser in den patriotischen Phantasien niedergelegt, die eine unvergleichliche und einzige Erscheinung in unserer Literatur sind. Es wäre nicht schwer, fügt Wegele mit vollem Rechte hinzu, ein systematisches Bild der Anschauungen Mösers aus diesen Phantasien zusammenzusetzen. Ihr formeller Wert allein sichert ihnen schon die Unvergänglichkeit. Eine solche eminente Gabe, scherzend die Wahrheit zu sagen und oft die schwierigsten Fragen in der scheinbar leichtesten Form zu behandeln, hatte Deutschland bisher nicht gesehn und hat sich, die Wahrheit zu sagen, auch seitdem nicht wiederholt.

---

[1]) Mösers Werke. Bd. IX. S. 156.

[2]) Allgem. deutsche Biographie. B. XXII. S. 385 f.

Alle die Abschnitte, in denen Möser über Erziehung und Volksbildung[1]) handelt, enthalten fruchtbare aus reicher Beobachtung des Lebens herausgewachsene Gedanken, welche auch heute noch Wert haben. Er beklagt den Mangel geeigneter Bildungsanstalten, die in jenen Tagen in der That vieles zu wünschen übrig ließen, in denen zum Teil in äußerlicher und mechanischer Weise der Unterricht betrieben wurde. Er wollte mehr als es zu geschehn pflegte, die praktischen Seiten des Lebens betont wissen. Möser wollte ganz nach den Gedanken Aug. Herm. Franckes und Rousseaus den Leib der Gelehrten gesund und ihre Seele freier machen, indem er für die Gelehrten besonders eine heilsame, gründliche Zerstreuung, ein Ablenken von ihrem Treiben, was sie gleichsam bezaubert und bannt, auf etwas Anderes hin betonte.[2]) Heben wir einiges aus dem reichen Schatze, der uns in den patriotischen Phantasien Mösers vorliegt, heraus. In dem 33. Stück der patriotischen Phantasien[3]) mit der Überschrift: Die Erziehung mag wohl sklavisch sein, heißt es: Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehn will, alles *spielend* fassen. Es wird ihnen alles so süß und leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrer Macht heben zu können, sei ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studieren. Was kömmt aber bei diesem

[1]) Man vgl. das Programm der höheren Bürgerschule in Frankfurt a. M. von Direktor Dr. Paldamus (1858): Justus Möser und sein Verhältnis zur Pädagogik. Vor allem bieten die patriotischen Phantasien reichen Stoff. Mit vollem Rechte sagte Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten. Bd. V. S. 552: Mösers patriotische Phantasien und seine Osnabrückische Geschichte sind Kern- und Glanzpunkte unserer reichsten Entwicklungszeit. Damals besonders wollte sich die Gegenwart, wie fast immer, gegen die Vergangenheit überheben, sich eilig und scharf von ihr ablösen; Möser hielt sie kundig und geschickt zusammen, erklärte und stärkte die eine durch die andere und sicherte dadurch viel kostbares Gut, dem man schon übereilt entsagen wollte, mehr noch einen Sinn, der in der Nation seitdem erst recht im Bewußtsein sich festgesetzt hat. Auf diese Weise hat denn auch Möser weit über sein Leben in die Zukunft gewirkt, und auf die vaterländischen Angelegenheiten bis auf unsere Tage einen segensreichen Einfluß geübt. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Mösers mitthätig gewesen, ja sich als ausgesprochene Richtung mehr oder minder geltend gemacht hätten.

[2]) Vgl. Raumer, Gesch. der Pädag. Bd. III. S. 362. Justus Möser. Bd. III. S. 128. Also soll jeder Gelehrte ein Handwerk lernen.

[3]) Bd. III. S. 133.

unserm spielenden Lernen heraus? süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einen mäßigen Vorrat von Produkten zu haben. Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, soviel es ohne Nachteil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehn können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden .... Woher, so schließt Möser, kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet; und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde! Überall betont der treffliche Mann das Können; die Eindrücke, welche durch das Leben gewonnen werden, üben einen großen Einfluß auf die Seelen der Kinder aus. So schreibt er in einem Artikel über Volksbildung:[1]) „Nach meiner Erfahrung haben immer diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur so ganz, wie sie sich ihnen dargestellt, empfunden und sich die wenigste Zeit bei dem Buchstabieren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem ersten und zweiten Jahre, da sie bloß durch Totaleindrücke belehrt werden, erstaunende Schritte; nichts wird ihnen erklärt, sie haben bloß ihre Sinne offen; alles, was hineinfallen kann, fällt hinein, und sie haben schon im dritten und vierten Jahre eine solche Summe von Kenntnissen, wodurch sie in ihren Handlungen geführt werden, daß man Mühe hat, sie durch abgezogene Regeln in ihrem starken Laufe aufzuhalten. Männer, die auf diese Art zur See oder zu Lande erzogen worden und sich einzig und allein durch dasjenige, was ihnen in der Welt aufgestoßen ist, gebildet haben, sind mir unendlich mächtiger und größer vorgekommen als alle, welche in der Schule aufgehalten worden, sobald sie nur mit einer genugsamen Summe aufgestoßener Begebenheiten genährt waren; und ich getraue es mir in allem Ernste zu behaupten, daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt oder durch Totaleindrücke von den zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich in die Schule schicken sollten." Man erkennt leicht die Einseitigkeit der vorgetragenen, mit den Schulzuständen jener Zeit eng zusammenhängenden Anschauung des Patrioten. Auch in den Fragmenten über Er-

[1]) Mösers Werke. Bd. V. S. 68.

ziehung[1]) zeigt sich Möser als einen denkenden Pädagogen. Der Hauptplan der Erziehung besteht darin, dem Schüler Einsichten und Fertigkeiten zu geben, erstere nach seiner künftigen Bestimmung, und letztere, um den Stoff, welchen ihm die Einsicht giebt, zu behalten, zu verbinden und zu vergleichen. Beide müssen in dem genauesten Verhältnis zu einander zunehmen; oder es entsteht eine schädliche Überladung einzelner Kräfte, welche der Seele ebenso nachteilig ist wie dem Körper. Die Erziehung nimmt ihren Anfang, ehe die Bestimmung geschehn kann. Die erstere muß also im Anfang einigermaßen auf alle Fälle gehn. Es wäre auch nicht gut, wenn jeder zu scharf nach einer einzigen Bestimmung erzogen würde; das gesellschaftliche Band könnte darunter leiden. Jedoch ist es ratsam, so bald als möglich auf die Bestimmung einzulenken. Ein Spieler wird eine große Reihe von Karten, der Musikus eine Menge von Noten und der Rechtsgelehrte die verworrenste Rechtssache mit der größten Fertigkeit behalten, verbinden und vergleichen können, ohne daß einer dem andern es nachthun kann. Und doch, kann man sagen, haben alle drei ihr Gedächtnis, ihre Einbildung und ihr Urteil gleich stark geübt. Bildung des Herzens und Verstandes heißt es in einem zweiten Fragmente.[2]) O, mein Freund, die Worte sind schön, sie machen das letzte Resultat der Erziehung aus, und es ist billig, daß der ganze Plan von Anfang an dazu angelegt werde. Aber wenn ich einen Meister in irgend einer Kunst bilden will, so fange ich mit den Fertigkeiten an und lehre den künftigen Virtuosen zuerst die Finger und den Arm gebrauchen und die voneinander entlegenen Töne in der geschwindesten Zeit herausbringen; ich suche sein Gehör durch ein immerwährendes Mechanisieren zu befestigen und sein Auge zu gewöhnen, die ihm gegebene Menge von Noten auf einmal zu fassen. Der Verstand muß nicht mehr nötig haben zu zählen und das Auge gleichsam nicht mehr sehen, sondern Arm und Note miteinander in einer unmittelbaren Verbindung stehen. Und dann, mein Wertester, wenn er von diesen untern Kräften der Kunst Meister ist, wenn diese Fertigkeiten aufs vollkommenste erlangt sind, dann wird der Verstand, wenn er anders kommen will, mit Macht kommen, sich in Ruhe ausbreiten und den fertigen Mann zum großen Mann machen. Aber so wie man es anfängt, da man nämlich den Kindern Verstand geben will, ehe sie Fertigkeiten erlangt haben, bringen wir niemals große Leute heraus; oder doch nur unglückliche, die mit großer Einsicht den Mangel der Fertigkeiten beklagen. Glauben Sie nicht, daß dieses von dem Künstler allein gelte. Der General, dem sich, wenn er eine Gegend übersieht, nicht gleich alle Vorteile darbieten, dessen Einsicht nicht — Die Phantasien, welche von der Erziehung handeln und von Fragen, welche ins praktische Leben eingreifen, zeigen überall, daß Möser

[1]) Mösers Werke. Bd. V. S. 69.

[2]) Mösers Werke. Bd. V. S. 70.

einen offnen, freien Blick hatte für alles, was ihn umgab, für alles, was im Leben der Menschen von Bedeutung ist. Die Themata: Religion das beste Hausmittel,[1]) von der Nationalerziehung der alten Deutschen,[2]) über die Erziehung des Adels. Von einem Edelmanne.[3]) Also soll der handelnde Teil der Menschen nicht wie der spekulierende erzogen werden.[4]) Wie ein Vater seinen Sohn auf neue Weise erzog.[5]) Über die verfeinerten Begriffe.[6]) Über die Erziehung der Kinder auf dem Lande.[7]) Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.[8]) Über das Kunstgefühl eines Weinhändlers. Von einem Weinhändler.[9]) Über die Sittlichkeit der Vergnügungen.[10]) Johann, sei doch so gut u. a.[11]) Schon die Überschriften der patriotischen Phantasien beweisen klar, wie treffend er Fragen, welche mit dem Leben der Menschen im innigsten Zusammenhang stehen, aufzuwerfen und zu beantworten verstand. Mag er auch hie und da in den Schriften, die seine Forschung erzeugte, geirrt, mag er manches nur angedeutet haben — es ist mit ihm wie mit Winckelmann, der in vielem irrte, der über manches etwas sagte, was sich jetzt ganz anders sagen läßt. Dieser Forscher im Gebiete der Kunst war einer der Männer, denen die Vorsehung einen großen praktischen Triumph zugedacht hatte, indem er eine Bildung gründete, einen Geist erzeugte, im Glauben, an den die Fortschritte der Späteren möglich wurden. Seine einzelnen Bemerkungen und Erklärungen, wie wichtig auch ihrer viele, sind nicht das Wichtigste, was er gab. Aber, daß er ausgesprochen und dargestellt, es gebe eine Kunstgeschichte wie eine Literaturgeschichte, und der menschliche Geist spreche sich aus in den Werken, durch den Meißel und Pinsel hervorgebracht, das macht seine eigentliche Größe. So erzeugte auch Möser auf einem andern Felde einen Geist, ein Streben, eine Bildung, von denen eine großartige dauernde Wirkung ausging und immerfort ausgeht. Aus welchem Gesichtspunkte besonders seine Osnabrückische Geschichte zu betrachten ist. Schwerlich möchte ein Buch zu nennen sein, welches eine fähige, nach künftiger Wirksamkeit im Gemeinsamen strebende Jugend kräftiger, zweckmäßiger anzuregen imstande wäre, als die patriotischen Phantasien. Die Jugend bedarf, um angeregt zu werden, des Geistigen, der Ideen; es ist ein Unglück für sie, wenn die Zeit ihr religiöse, politische, philosophische bietet, die, eines festen Bodens ermangelnd, zur Schwärmerei führen, indem sie die Thatkraft lähmen. Glücklich dagegen der Jüngling, dem ein weiser Führer mit der Idee den

---

1) Mösers Werke. Bd. V. S. 71.
2) Mösers Werke. Bd. IV. S. 15.
3) Mösers Werke. Bd. IV. S. 20.
4) Mösers Werke. Bd. IV. S. 24.
5) Mösers Werke. Bd. III. S. 240.
6) Mösers Werke. Bd. III. S. 250.
7) Mösers Werke. Bd. II. S. 307.
8) Mösers Werke. Bd. IV. S. 5.
9) Mösers Werke. Bd. IV. S. 10.
10) Mösers Werke. Bd. IV. S. 28.
11) Mösers Werke. Bd. II. S. 260.

Sinn für die Praxis giebt, mit der Begeisterung für das Gute und Große die Lust an der That, mit dem Gefühl für Freiheit Pietät. Und wer wird Anstand nehmen zu bekennen, daß Möser ein solcher Führer ist! „So der treffliche Herausgeber der Schriften J. Mösers, Gymnasialdirektor B. R. Abeken.“ [1])

Sehr bedeutsam war die Schrift Mösers (1761): Harlequin oder Verteidigung des Groteske-Komischen. In dieser Abhandlung verteidigte der treffliche Mann die Oper, das Reich der Grillen und die Harlekinade d. h. das Groteske, die Karikatur in der Dichtung, wenn nur nach Hogarths Anleitung die Übertreibung der Gestalt gezeigt werde, wie sie von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweiche. Möser war nach dem Urteile von Gervinus[2]) so ganz der Mann, wie er sich jeder Volkssitte annahm und ihren Sinn und Wert aufdeckte, sich gegen den Reinigungseifer auf der Bühne zu setzen, dem Harlekin seinen Familienzug und seine ideale Bedeutung zu bestimmen, seinem bestehenden Charakter denselben Vorteil zuzusprechen wie den Thiergestalten in der Fabel, und ihm aus dem Tage des Weisen Eine närrische

---

[1]) Bernh. Rudolf Abeken, ein geistreicher Philolog, Schulmann und Literarhistoriker, geb. den 1. Dezbr. 1780 in Osnabrück, bezog, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für akademische Studien wohl vorbereitet war, die Universität Jena, wo er in dem Hause des bekannten Theologen Griesbach die freundlichste Aufnahme fand und die bedeutendsten Männer des Weimarischen Kreises persönlich kennen lernte. Im Jahre 1802 wurde er Hauslehrer bei dem Minister v. d. Recke in Berlin; auch hier kam er mit trefflichen Männern in Verkehr. Später 1608 ging er nach Weimar, um die Erziehung der Kinder Schillers zu übernehmen; 1810 wurde er zum Konrektor des Gymnasiums zu Rudolstadt ernannt, aber schon 1815 folgte er einem Rufe an das Ratsgymnasium seiner Vaterstadt, dessen Leitung er nach dem Tode des Direktors Fortlage von 1841—1863 übernahm. Abeken gab 1842—1843 die Werke seines Landsmannes Justus Möser heraus, außer verschiedenen Recensionen über Werke der deutschen Nationalliteratur und mehreren Programmen veröffentlichte er: Beiträge zum Studium der göttlichen Komödie Dantes 1826. Cicero in seinen Briefen 1835. Ein Stück aus Goethes Leben 1848. Goethe in den Jahren 1771—1775. 1865 (2. Ausg.). Der hannoversche Generalschuldirektor Dr. Kohlrausch sagt von Abeken bei Gelegenheit der Besprechung des Ratsgymnasiums in Osnabrück in seinen Erinnerungen: das geistige Element in den obern Klassen des Gymnasiums war Abeken, der mit seiner feinen und vielseitigen Bildung und reichen Erfahrung der Lektüre der Klassiker die rechte Weihe zu geben wußte. H. Leo, ein Schüler Abekens bemerkt in einer Note seiner Geschichte der italienischen Staaten T. IV. S. 298, wo er unter anderen Erklärern der divina comedia auch Abeken erwähnt: mit der innigsten Dankbarkeit mischt sich die hochachtende Anerkennung, die ich den Verdiensten B. R. Abekens schuldig zu sein glaube, da er es zuerst war, der in mir die Liebe zur Geschichte geweckt hat, da er es auch zuerst war, der in mir ein Verständnis höherer menschlicher Geisteswerke erzog. Je weniger ich bis jetzt Gelegenheit habe finden können, ihm Beweise fortdauernder, inniger Anhänglichkeit zu geben, je lebhafter freut es mich, eine Veranlassung gefunden zu haben, in öffentlicher Anerkennung auszusprechen, was ich ihm zu danken habe.

[2]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. IV. S. 346.

Stunde vorzuhalten. Diese Abhandlung ist in der Geschichte unserer Literatur in eben solchem Ansehn gewesen, wie später Mösers Schrift gegen Friedrich II. Der Verfasser war bald, ungefähr wie Merck und ähnliche, der Freund aller Parteien; die Berliner knüpften auf diesen Harlekin hin Freundschaft mit ihm; Nikolai war sein Lobredner, aber auch Goethe. Der gesunde Menschenverstand redete so plan und eben aus ihm, den die Literaturbriefe so in Schutz nahmen, aber auch die höhere Kunstansicht, die in Mercks Kreise geltend war. Er setzte sich in diesem Aufsatze schon gegen die Einheitsregeln der Franzosen; er sprach schon den Satz aus, daß uns nicht das Moralische zur Kunst treibt, daß keiner Musik, Tanz- und Trauerspiele sucht, um sich zu bessern, sondern um sein Gemüt zu beruhigen, zu erheitern, zu sammeln, und dadurch den ermüdeten Geist zu ernsthaften Pflichten vorzubereiten. Zugleich sieht man aus diesem Schriftchen, wie damals schon Lessing als die Hauptauktorität im Theaterwesen galt, indem ihn Mösers Harlekin geradezu auffordert, sein Lobredner zu werden. Sehr bezeichnend ist, wie Lessing im 18. Stück der Hamburgischen Dramaturgie über die Leistung des Patrioten Möser urteilt. Harlekin hat vor einigen Jahren (1761) seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit ebenso vieler Laune als Gründlichkeit verteidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Groteske-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon. Es wird darin von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleinst der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein; er ist es immer gewesen. Den Einwurf, den ihm Herr Möser wider den Harlekin in den Mund legt, kann er sich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben, erinnern. Möser[1]) hatte geäußert: Herr Lessing, der Einsicht genug besitzt, um dermaleinst mein Lobredner zu werden, würde mir vielleicht hier einwenden, daß die Übertreibung der Gestalten ein sicheres Mittel sei, seinen Endzweck zu verfehlen, indem die Zuschauer dadurch nur verführt würden, zu glauben, daß sie weit über das ausschweifende Lächerliche der Thorheit erhaben wären. In der zweiten Ausgabe der Schrift macht Möser die Bemerkung: „Herr Lessing hat mich in seiner Dramaturgie aufgefordert ihm diese Vermutung zu erweisen: Ich kann aber weiter nichts sagen, als daß ich Etwas, das mich zu dieser Vermutung berechtigte, in den von ihm mit beförderten Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, wovon im Jahre 1750 vier Stücke zum Vorschein kamen, gelesen zu haben glaubte, beim Nachschlagen aber finde ich, daß ich mich geirret habe."

Ohne Frage, um wieder auf das Gebiet der Erziehung zurückzukommen, hat man Recht, die pädagogischen Arbeiten Mösers Dilettantenarbeiten zu nennen, aber die Anschauungen eines so trefflichen geistvollen Mannes ver-

---

[1]) Mösers Werke. Bd. IX. S. 82.

dienen dennoch die größte Beachtung, dabei muß man immer die Schulzustände festhalten, wie sie zur Zeit Mösers dem sinnigen Betrachter entgegentraten. Ja der Patriot stellt Behauptungen hin, die uns heute ganz sonderbar erscheinen müssen, wenn er in der Phantasie (70)[1]) über die Erziehung der Kinder auf dem Lande sich so äußert: Ich weiß nicht was unserem Herrn Kantor in den Kopf kömmt. Alle Jungen und Mädchen sollen lesen und schreiben lernen; dabei predigt er ihnen einen Katechismus, der ist so dick wie ein Gesangbuch; und wenn er von der Kinderzucht spricht, so sagt er weiter nichts, als wie glücklich die Kinder sind, die nicht wie die Heiden aufwachsen, sondern lesen und schreiben und auf alle Fragen antworten können. Nun soll mich der Himmel wohl davor bewahren, daß ich unsern Herrn Kantor meistern sollte. Allein ich fühle doch, daß die Kinder mehr zur Handarbeit angeführet und dazu von Jugend gewöhnt werden müßten; ich fühle, daß das viele Buchstabieren und Schulegehen unsere Jugend vom Spinnrocken zieht, und daß jetzt kein einziger Junge mehr im Kirchspiele sei, der täglich drei Strümpfe knütten kann, da sie es in meiner Jugend doch alle konnten. Ich habe mein 80. Jahr erreicht und kann sagen, daß ich die Welt von hinten und von vorne gesehn habe. Allein unter allen, die mit mir aufgewachsen sind, war kein einziger, der schreiben lernte. Man sahe dies als eine Art von bürgerlicher Beschäftigung an, die bloß in den Städten und von Leuten, die keinen Ackerbau und keine Viehzucht hätten, getrieben werden müßte. Das Lesen, wie mir mein Vater sagte, wäre erst in seiner Jugend unter den Landleuten Mode geworden; und dieser hätte es noch wohl von seinem Vater gehört, daß in seiner Kindheit nur drei Gesänge wären in der Kirche gesungen worden, welche ein jeder aus dem Kopfe gewußt hätte. Darauf wäre erst ein kleines Gesangbuch gekommen; dem sei ein etwas dickeres gefolgt, bis es endlich zu seiner Zeit zu einer ganzen Dicke angeschwollen sei. Was ist aber von allem die Folge gewesen? Unsere Kinder haben mindere Lust, Fertigkeit und Dauer zur Handarbeit erhalten; sie haben geglaubt, wenn sie schreiben, lesen und auf alle Fragen antworten könnten, so wären sie besser als diejenigen wären, die drei Strümpfe im Tage knüttetenen. . . . In der That sehe ich doch eigentlich nicht, was das Schreiben einem Ackermanne sonderlich nütze. Wenn er weiß, wie viel Glas Branntwein oder wie viel Krüge Bier durch einen Strich an der Tafel bezeichnet werden, wenn er die große Erfindung des Kerbstocks kennet und wenn er endlich drei Kreuze zum Wahrzeichen malen kann, so hat er meines Ermessens alles, was er von dieser Seite gebraucht. Mir sind wenigstens ganze Jahre vorbeigegangen, ohne daß ich einmal Tinte im Hause gehabt habe. Wenn ich etwas zu schreiben hatte, so sagte ich es dem Kantor, und im übrigen konnte ich mich mit einem Stückchen Kreide und

[1]) Mösers Werke. Bd. II. S. 307.

einem Kerbstock behelfen. Das Lesen kömmt mir bloß in der Kirche zu statten und würde überflüssig sein, wenn wir das ganze Jahr hindurch einerlei Gesänge hätten. Wozu nützt es also, daß man unsern Kindern statt des Flegels die Feder in die Hand giebt und sie bis ins sechzehnte oder achtzehnte Jahr mit solchen Tändeleien, die kein Brot geben, herumführt? Ihre Knochen bekommen keine Härte und ihre Nerven keine Stärke; und wie manchen versucht nicht eben sein Lesen und Schreiben, nach Amsterdam oder nach Ostindien zu gehn und dort eine Gelegenheit zu suchen, um seinen väterlichen Acker zu meiden? — — Was die Mädchen betrifft — o ich möchte keins heiraten, das lesen und schreiben kann! Wissen sie das, so wissen sie auch . . . .[1] Wie anders denkt unser Zeitalter über diese Frage! In dem Stück XXXI:[2] Also soll man das Studieren nicht verbieten! kommen so gesunde für immer beherzigenswerte Gedanken zum Ausdruck, daß man die Nichtbeachtung derselben beklagen muß. Es heißt hier: Wer kein Genie hat, thut besser, daß er den Bauern die Schweine hütet; und ohne Vermögen ist jetzt nichts Rechts zu lernen und nichts auszuführen. Ich lasse es noch gelten, daß es mit Kindern von guten Leuten, die Mittel haben, oder doch nicht so schlechterdings in die Klasse der Tagelöhner herabgesetzt werden können, so genau nicht genommen werde, wiewohl sie auch eine Muskete auf die Schulter nehmen könnten; allein, daß jeder, ... hätte ich bald gesagt, aus seinem Jungen einen Doktor oder Magister haben will, das ist gar nicht mehr auszuhalten, das Publikum leidet darunter und meine Offiziere klagen mir täglich, daß sie keine Rekruten mehr bekommen können. Versteht er mich also? eine Verordnung, wodurch alles Studieren ohne meine Erlaubnis schlechterdings verboten wird.[3]) Sehr einsichtsvoll erwidert der Kanzler: Der Mißbrauch mit dem vielen Studieren ist unbedenklich zuzugeben, aber das Mittel, diesen Mißbrauch zu heben, ist kein Verbot, dessen Ausführungen zu den größten Ungerechtigkeiten führen würde. Überhaupt würde dieses Verbot die Leute vom geringen Stande am ersten treffen; und ich getraue mir doch zu sagen, daß aus diesem Stande die dauerhaftesten, fleißigsten und arbeitsamsten Männer gezogen werden. Aus den sogenannten Kindern von guter Familie kommen jetzt fast nichts als Zärtlinge oder Hypochondristen, die, wenn es zum Hauptwerke kommt, gemeiniglich in der Kur begriffen sind; und Ew. Durchlaucht mögen sicher glauben, daß in der Welt unendlich mehr durch Dauer, Fleiß und Arbeit als durch das sogenannte Genie bewirkt werde. Hiernach können höchstdieselben nicht selbst untersuchen, ob dieser oder jener Knabe Anlage zum Studieren habe. Und wenn diese Untersuchung einem Bedienten überlassen wird, so kann man sicher

---

1) Mösers Werke. Bd. II. S. 307.

2) Mösers Werke. Bd. III. S. 125 f.

3) Ein Fürst fordert seinen Kanzler auf, eine das Studieren betreffende Verordnung zu entwerfen.

voraussetzen, daß er, wenn auch gleich Geld und Gaben nichts über ihn vermögen, dennoch gegen Freundschaften und Verbindungen nicht unempfindlich sein werde. Und wie weit hat mancher eiserner Kopf, der in der Jugend wenig versprach, den lebhaften, witzigen und geistvollen Knaben, von dem man alles hoffte, hinter sich zurückgelassen! wie viele Keime entwickeln sich erst spät! und wie viele Beispiele könnte ich anführen, daß aus launigen, eigenwilligen und dem Anschein nach ungelehrigen Köpfen gerade die Böcke geworden sind, worauf das ganze Gerüste einer Staatsverfassung geruht hat. Aber, entgegnet der Fürst, so sage Er mir doch nur ein Mittel . . . . Meiner Meinung nach, gnädigster Herr, liegt der Fehler darin, daß die wenigsten Eltern mit ihren Kindern bis in das vierzehnte Jahr was anzufangen wissen, und sie in die lateinische Schule schicken, um sie nur vom Müßiggange abzuhalten. Sie sehn die Schulen wie einen Notstall an, worin sie die wilden Knaben alle Tage sechs bis acht Stunden sicher aufstallen können, und denken, er hört doch wohl noch eine gute Lehre oder lernt ein Wort Latein, was ihm doch minder schadet, als alles, was er wie ein Gassenlaufer lernen würde. Nun treten die Jahre heran, worin die Knaben entweder zur Handlung oder zum Handwerk bestimmt werden sollen: und da hält es denn, nachdem die Umstände sind, bei den Eltern und Lehrern, sowie bei den jungen Studenten schwer, ihn aus der Gesellschaft seiner lateinischen Freunde in eine andere oder in eine Werkstatt zu bringen. Dieser üblen Folge kann nicht anders als durch Realschulen, deren Einrichtung Ihnen bekannt ist, vorgebeugt werden; und ich bin versichert, die Hälfte von den Kindern, welche von den Eltern in den lateinischen Notstall geschickt werden, werden mit Freuden hier her gehen, und nachdem sie die Vorkenntnisse von andrer Art erhalten haben, sich nachwärts ohne Zwang zu nützlichen Künsten und Handwerken bestimmen; besonders wenn Ew. Durchlaucht diese Realschulen Dero gnädigster Aufmerksamkeit würdigen, und in denselben nicht bloß den Kaufmann und Handwerker, sondern auch, so wie zu Berlin geschieht, einen tüchtigen Offizier und einen geschickten Kammerrat bilden lassen wollten. Nun, mein lieber Kanzler, so mache er die Anstalt dazu und lasse das Verbot erst ruhen. Ich werde ein Projekt entwerfen . . . . (abgehend für sich) O wenn sich doch alles durch Befehle zwingen oder durch Projekte ausführen ließe! Ja freilich, die Persönlichkeit derer, welche die Projekte auszuführen haben, ist das wichtigste. Bilde dich selbst, empfiehlt W. v. Humboldt, und wirke durch das, was du bist, auf andere. In einem andern Abschnitte:[1]) Also sollte jeder Gelehrte ein Handwerk lernen, empfiehlt unser Patriot, um der immer mehr und mehr überhand nehmenden Hypochondrie der Gelehrten entgegen zu wirken, die Erziehung der jungen Gelehrten so einzurichten, daß jedem zugleich die Fähigkeit zu einer körperlichen Beschäftigung

[1]) Mösers Werke. Bd. III. S. 128 f.

und mit dieser auch die Neigung dazu beigebracht würde. Eine jede Kunst, worin man es zu einiger Geschicklichkeit gebracht hat, hat ihre Reizung, und eine solche Reizung allein ist vermögend, den einseitigen Menschen auf die andere Seite zurückzuziehen. Möser meint, die wahre Gesundheit der Seele und des Körpers bestehe darin, daß ihre beiderseitigen Kräfte ein gewisses Ebenmaß und zu allen in den ordentlichen Beruf eines jeden Menschen einschlagenden Geschäften eine gleich vollkommene Fähigkeit behielten. Von diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt der Patriot vor allem den Knaben das Schwimmen in dem Stück XXXV[1]) nicht sowohl in der Absicht, damit sie sich in künftigen Notfällen durch Schwimmen retten könnten, obgleich auch diese Absicht, nicht ganz zu tadeln wäre, sondern um ihre Gesundheit zu stärken.[2]) Am Schlusse der Betrachtung fügt er noch hinzu: Mit dem Baden ist für diejenigen, die daran gewöhnt sind, ein großes Vergnügen verbunden; und unsere Vorfahren, welche sogar die Kinder gleich nach ihrer Geburt über und über ins Wasser tauchten, dachten nach ihrer Erfahrung ganz anders hiervon als ihre Enkel. Nichts war natürlicher, als daß sich Justus Möser anfänglich den von Basedow ausgesprochenen philanthropischen Erziehungsprinzipien, welche das leibliche Wohl und die Beachtung der sogenannten Realien beim Unterrichte mehr betont wissen wollten, zuneigte; denn sein Name steht wie die Osnabrücksche Regierung in der Liste derer, die Geld herschossen zur Verwirklichung der patriotischen Ideen, welche jener Pädagog verkündigte. Auch bewunderte er in einem noch aufbehaltenen Briefe an denselben dessen Eifer und Ausdauer, die im Publikum solchen Erfolg gehabt. Als er aber von Basedow befragt, was er von seiner neuen Methode des historischen Unterrichts halte? im Methodenbuche las:[3]) Mir scheint dieses ganze historische Werk (ein Teil der Encyklopädie für den Unterricht) so viele Hauptstücke haben zu müssen als es wichtige Sittenlehren und Klugheitsregeln giebt, welche durch Geschichte erläutert und gestärkt werden können, da ward er zum Widerspruch aufgeregt; es galt einer ihm heiligen Sache; und kräftig sprach er in jenem Briefe aus, was ihm die Geschichte war, wie sie auf jugendliche Gemüter wirken sollte. Er ging von dem Aristotelischen Grundsatze aus, daß der Mensch ein politisches

---

[1]) Mösers Werke. Bd. III. S. 140 f.

[2]) Der Verfasser erinnert sich gelesen zu haben, daß auch Rudolf Virchow das Schwimmen für eine den ganzen menschlichen Organismus ergreifende und stärkende Thätigkeit hält, die fast noch mehr wert sei als turnerische Übungen. Es wird leider von den meisten Menschen zu wenig Gewicht gelegt auf regelmäßiges, auch im Winter fortzusetzendes Baden, Schwimmen, Abreiben des Körpers. Selbst wenn Gelegenheit geboten ist, auch im Winter im Bassin zu schwimmen und zu baden, sind gar oft, wie die Erfahrung lehrt, die Eltern nicht geneigt, gegen einen geringen Beitrag ihren Kindern diese Wohlthat zu erweisen. Der Verfasser spricht aus Erfahrung.

[3]) Mösers Werke. Bd. I. S. 21 f.

Geschöpf sei;[1]) diesen hat er mit der größten Konsequenz mannigfaltig durchgeführt, und ihm gemäß sollte die Erziehung eine politische, die Geschichte ein vorzügliches Mittel derselben sein. Der Brief ist interessant genug, um hier mitgeteilt zu werden: Wohlgeborner Herr! insonders hochgeehrtester Herr Professor![2]) Das Methodebuch ist richtig ankommen und sofort mit großer Begierde gelesen worden. Besonders bewundre ich den Eifer und die Dauer, womit Ew. Wohlgeb. sich die übernommene Sache angelegen sein lassen. Es gehört ein ganzer Heroismus dazu. Man sieht aber endlich doch aus dem glücklichen Erfolge, was ein Mann von Einsicht und Arbeit in diesem Falle thun kann. In der Geschichte, worüber Ew. Wohlgeboren meine Meinung verlangen, scheinen dieselben den Plan des Herrn Millers in der Vorrede zu Abbts[3]) Fragmenten folgen zu wollen. Hiermit stimme ich nicht überein. Die Geschichte muß keine Lehrerin der Moral, sondern der Politik sein. Die Verschwendung z. E. ist ein moralisches Laster; allein die Geschichte muß es nur als ein politisches behandeln. Von einer Maitresse, wie die Gräfin . . . . würde ich nichts sagen, weil sie beständig hinter den Bettvorhängen geblieben; desto mehr aber von einer Maintenon. — Meiner Meinung nach sollten die Kinder durch die Geschichte sofort von dem Original-Kontrakt, welchen die bürgerliche Gesellschaft, worin sie leben, errichtet hat, belehrt werden. Sie sollten frühzeitig lernen, was ein eigener, ein erbrecht eigener Herd sei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer solche an ihrer Stelle in dem engen Nationalausschusse führe, wie weit die Vollmacht dieses Stimmführers gehe; und wie viel sie von ihrem Eigentum und ihrer

---

[1]) Arist. pol. I. 9. *ἐκ τούτων οὖν φάνερον ὅτι τῶν φύσει ἡ πόλις ἐστί, καὶ ὅτι ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῶον καὶ ὁ ἄπολις διὰ φύσιν καὶ οὐ διὰ τύχην ἤτοι φαῦλός ἐστιν ἢ κρείττων ἢ ἄνθρωπος, ὥσπερ καὶ ὁ ὑφ' Ὁμήρου λοιδορηθεὶς „ἀφρήτωρ, ἀθέμιστος, ἀνέστιος." ἅμα γὰρ φύσει τοιοῦτος καὶ πολέμου ἐπιθυμητής, ἅτε περ ἄζυξ ὢν ὥσπερ ἐν πεττοῖς.*

[2]) Mösers Werke. Bd. X. S. 116 f.

[3]) Abbt (geb. den 25. Novbr. 1738 zu Ulm, starb den 3. Novbr. 1766 zu Bückeburg) wurde von Möser sehr geschätzt, er schreibt an Nikolai: A. ist in der Jugend gestorben und sein Leben war nicht reich genug an Stoff zu einem größeren Werke. Ich habe immer eine außerordentliche Idee von demjenigen gehabt, was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnt hätte, bei einem Menschen von seinen Jahren habe ich nie das reife und scharfe Urteil gefunden. Abbt kam mit Möser in die genaueste Verbindung und war in dessen Hause stets willkommen. Möser schätzte Abbts Talente und Herz und würde zu dessen Bildung noch viel mehr beigetragen haben, wenn Abbt nicht so früh gestorben wäre. Sehr ausführlich schreibt Möser über Abbt in einem Briefe an Nikolai (Werke X. 141): ewig schade für die Wissenschaften, daß sie diesen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre lang behalten mögen! Die Hoftafel ist zu stark für seine Jahre und sein Feuer gewesen. Vgl. über Abbt Allgem. deutsche Biogr. Bd. I. S. 2 f. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. IV. S. 446; Scherer, Gesch. der deutschen Literatur. S. 448. 474. 760. 788.

Freiheit zum allgemeinen Besten aufgeopfert haben. Sie sollten wissen, daß Alles, was sie dereinst an der schuldigen Aufopferung ermangeln lassen, die erste politische Sünde, und Alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der bestellten Obrigkeit genommen würde, das erste politische Verbrechen der letzteren sei. Die christlichen und moralischen Tugenden oder Untugenden sollten ihnen so vorgelegt werden, wie sie in jenem Falle das Verderben des Staats, in diesem aber die Sklaverei der Unterthanen beförderten. Nach diesen beiden Hauptseiten sollten Lob und Tadel wirken.

Wir Menschen sind tenaces proprietatis viri; und wenn wir die Ehre nicht als ein Recht, als ein Resultat unseres Eigentums im Staate besäßen — wir würden auf den Schimpf nicht viel geben. Kein Bauer läßt sich einen Daumenbreit von seinem Eigentume nehmen; er läßt sich nicht einmal von seinem Pfarrer einen Schelm schelten, allein er wird fortgehen und nichts sagen, wenn dieser ihn einen unbarmherzigen, einen unchristlichen Menschen nennt. Warum? Jene Benennung greift ihm in sein wahres Eigentum. So hebt der Patriot Möser immer das unmittelbar Praktische hervor. Gerade so wie Goethe auf die Frage: welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn; und so bekümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten.[1]) Eben so auf das Praktische hingewendet ist der Ausspruch Goethes im Wilhelm Meister: Ich habe bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Ansprüche an Geist macht, solange ihm der Buchstabe nicht deutlich und geläufig ist.[2])

Es war natürlich, daß unser Patriot für manche der von Basedow ausgesprochenen Grundsätze, die bei Erziehung der Jugend zu befolgen waren, sich lebhaft interessierte, bilden sie doch einen Fortschritt in der Geschichte der Erziehung, der in einem Gegensatz stand zu den Schulzuständen jener Zeit. Man kann bestimmte Berührungspunkte in den Anschauungen beider Männer leicht finden. Die größere Berücksichtigung des leiblichen Wohles der Schüler,[3]) das Begehren nach Real- und Fachschulen, die Abneigung gegen gelehrte Pedanterie, das Betonen des Praktischen waren Punkte, in denen beide Männer übereinstimmten. In dem Briefe Mösers an Basedow treten die Differenzen beider schon heraus. Hatte man früher die Natur der zu Erziehenden gar zu wenig beachtet und den Mangel tieferer Einsicht durch eine Strenge zu ersetzen

[1]) Mösers Werke. Bd. I. S. 23.

[2]) Goethe, Wilhelm Meister. B. 5 u. 7.

[3]) Man vgl. das lesenswerte Programm des Direktor Paldamus. Frankfurt a. M. 1858. Justus Möser und sein Verhältnis zur Pädagogik. Diese Schrift ist dankbar benutzt worden.

gesucht, die gar oft als Härte bezeichnet werden muß, so drohten nun die Verirrungen des Philanthropinismus alle Zucht und Regel aufzuheben; an die Stelle der unfruchtbaren Pedanterie suchte man gleich unfruchtbare Spielerei, an die Stelle der Härte Verweichlichung zu setzen. In die Erziehung drängte sich, wie Paldamus[1]) mit Recht sagt, ein falscher Liberalismus ein, der noch heute nicht überwunden ist und der, indem er die Freiheit zum Aushängeschilde hat, nichts weniger zu erreichen vermag, als die wahre Freiheit des zu Erziehenden, welche doch das letzte Ziel aller menschlichen Erziehung sein soll. — Solchen rasch überhand nehmenden Bestrebungen, die im Zusammenhang standen, trat Möser entschieden entgegen, besonders in der schon erwähnten Phantasie XXXIII die Erziehung mag wohl sklavisch sein.[2]) Auch heute noch giebt es gar viele, die da meinen, es könne alles spielend gelernt, während der Unterrichtsstunden müsse von dem Lehrer alles Nötige beigebracht werden, damit die häusliche Arbeit womöglich ganz wegfiele. Es ist aber sehr wichtig, für künftiges Berufsleben unerläßlich, daß die Jugend an häusliche Arbeit gewöhnt, unterwiesen wird, wie man am zweckmäßigsten sich zu Hause beschäftige, auf die Schule sich vorbereite. Schon der hellenische Sänger sagt:[3])

Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.

Um den Schulunterricht seines Heimatslandes hat sich unser Patriot dadurch Verdienste erworben, daß er den evangelischen Bewohnern katholischer Kirchspiele die Erlaubnis erwirkte, Schulen haben zu dürfen; dann, daß er bei den vielen Widersprüchen der Unterthanen, welche durch diese neuen Stiftungen veranlaßt wurden, in den einzelnen Fällen die Mittel herbeizuschaffen suchte, um das Errichten der Schulgebäude und die Besoldung der Lehrer möglich zu machen.[4])

Sehr oft wird von J. Möser das Kapitel von der Mädchenerziehung berührt. Damit eng verbunden ist die Frage nach der Stellung der Frau im Hause und im Leben. Die Mehrzahl der Klagen, welche heutzutage laut werden über Mangel an häuslichen Tugenden, über Putzsucht und Verschwendung, über Schwächlichkeit des Körpers und Verbildung des Geistes, finden sich schon in den patriotischen Phantasien, und je mehr diese Übel tief und auf das

---

[1]) Frankfurter Progr. (1858.) S. 32.

[2]) Mösers Werke. Bd. III. S. 133.

[3]) Hesiods ἔργα καὶ ἡμέραι 285:

Σοὶ δ'ἐγὼ ἐσθλὰ νοέων ἐρέω, μέγα νήπιε Πέρση·
τὴν μέν τοι κακότητα καὶ ἰλαδὸν ἔστιν ἑλέσθαι
ῥηϊδίως· λείη μὲν ὁδός, μάλα ἐγγύθι ναίει.
τῆς δ'ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι· μακρὸς δὲ καὶ ὄρθιος οἶμος ἐς αὐτὴν
καὶ τρηχὺς τὸ πρῶτον· ἐπὴν δ'εἰς ἄκρον ἵκηται,
ῥηιδίη δὴ ἔπειτα πέλει, χαλεπή περ ἐοῦσα.

[4]) Mösers Werke. Bd. X. S. 113.

unmittelbarste ins Leben eingreifen, desto beredter wird Möser, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kommt. In dem Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater[1]) heißt es: die heutige Erziehung der Töchter ist zwar wirklich sehr gut; man giebt ihnen feinere Sitten, Geschmack und Verstand; allein es ist auch eine notwendige Folge davon, daß die Haut auf der Zunge viel feiner, die Hände weicher und alle Sinne schwächer werden, als sich jene Fähigkeiten vermehren. Es ist eine sehr wahrscheinliche Folge, daß der Verstand, welcher die Wissenschaft kennet und liebet, sich ungern mit Erfahrungen in der Küche abgeben werde; und endlich muß diejenige Tochter schon einen sehr hohen Grad von Vernunft besitzen, welche bei einem feinen Geschmack und einer vorzüglichen Einsicht ihre edleren und zärtlichern Glieder nicht in alle die krausen, gehackten, gezierten, frisierten und namenlosen Hüllen kleiden soll, wodurch jetzt so viele zu einer ordentlichen Hausarbeit ungeschickt werden . . . . Die Schnurre, welche sie Wissenschaft heißen und dem schönen Geschlechte ehedem anpriesen, ist bei uns ordentlich zum Gelächter geworden. Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, giebt uns wahrhaftes und dauerhaftes Vergnügen und wir lesen außer der letzten Abendstunde nicht leicht ein Buch, indem wir einmal überzeugt sind, daß der Mensch nicht zum Schreiben und Lesen, sondern zum Säen und Pflanzen geboren sei, und daß derjenige, welcher sich beständig damit beschäftiget, entweder keine gesunde Seele oder sehr viele lange Weile haben müsse. Die Quelle alles wahren Vergnügens ist Arbeit. Aus dieser kommt Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe. Und wer diese drei Bedürfnisse recht empfindet, kennet Wollust. In dem 14. Stück überschrieben: sie tanzte gut und kochte schlecht.[2]) Es ist ein Ruhm, schlecht zu tanzen und gut zu kochen, eine gute Wirtin und nicht eine Zierpuppe zu sein. Überall betont der Patriot das Praktische im Gegensatze zu dem Theoretischen, das Können im Gegensatze zu dem Wissen, aber er weiß doch auch Künste, Wissenschaften und Moden zu schätzen, er kennt den Wert der Kornfelder, die vieler und mannigfaltiger Arbeit bedürfen und den Wert der Blumen, mit denen er Künste, Wissenschaften und Moden vergleicht. In der That sind bald nach seiner Aufforderung (1779) die ersten Modeblätter in Deutschland erschienen, aber Möser will eine Grenze eingehalten wissen: die Blumen sollen nicht mehr Platz einnehmen als ihnen zukommt. Wo sie wuchern und mehr Platz einnehmen als ihnen zukommt, wo sie dergestalt wuchern, daß sie den Kartoffeln ihren Platz rauben oder wohl gar das Korn ersticken, da sieht es gefährlich aus.[3]) Auch diese Äußerungen über Erziehung der Mädchen bekunden eine beherzigenswerte Weisheit unseres Patrioten;[4]) sie

---

[1]) Mösers Werke. Bd. I. S. 90 f.
[2]) Mösers Werke. Bd. II. S. 79.
[3]) Mösers Werke. Bd. IV. S. 44.
[4]) Vgl. das erwähnte Progr. über Möser. S. 37 f.

verdienen eine um so größere Beachtung als man in der Gegenwart in das den Möserschen Anschauungen geradezu entgegengesetzte Extrem verfällt, die Forderungen an das Wissen der Mädchen überspannt, dabei die von der Natur dem Weibe gesetzten Schranken ganz und gar übersieht. Was würde der Patriot zu der Entwicklung sagen, welche die Frauenfrage in unserem Vaterlande genommen hat!

Wie Justus Möser über Religion denkt, das hat er öfter ausgesprochen. In dem Schreiben an Herrn K. Vicar in Savoyen abzugeben bei Herrn Joh. Jakob Rousseau (vom 2. Novbr. 1762):[1]) alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln sein, haben die natürliche Religion unzulänglich gehalten, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen, und daß sie deswegen zu Göttern und andern Maschinen, oder zu einer positiven Religion ihre Zuflucht nehmen müssen, das geben sie mir zu .... Ja, fährt er später fort,[2]) die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. Und, wenn wir Gott dienen, ihn loben und preisen, so befördern wir damit Gottes Ehre; und Gottes Ehre ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe. Auch in dem XV. Abschnitte der patriotischen Phantasien:[3]) die Religion, das beste Hausmittel, heißt es: Ew. Gnaden fragen: wo wir endlich wiederum Stand fassen wollen, wenn wir alle Offenbarung und alle Wunder wegphilosophiert haben. Allein soweit wird es wahrscheinlich nie kommen; der Mensch, welcher sein Brot mit Arbeit verdienen muß, und dieser macht doch den größten und eigentlichen Teil der Menschenkinder aus, wird keines von beiden aufgeben, solange es noch Kreuz und Elend in der Welt giebt: und was den Mann am Hofe oder den Gelehrten anlangt, der sich, weil er auf der Erde nichts zu thun hat, mit seinen Spekulationen über die Fixsterne hinaus verliert, der meint es in der That so böse nicht als sie glauben. Sein Geist ist bloß der Religion satt, so wie solche den einen Tag wie den andern für Hohe und Niedrige aufgetragen wird und er wünscht sie nun auch einmal à la glace oder mit einer Sauce au diable zu genießen. Dies ist die natürliche Folge der Seelenüppigkeit, die zuletzt aus dem vielen Untersuchen und Genießen entsteht. Die zärtlichen spinnen die Religion in einen empfindsamen Roman aus, und die stolzen Weisen können sich nicht entschließen, mit dem Pöbel einerlei Gott zu glauben. Aber im Grunde sind es Gottes verwöhnte Geschöpfe, die sich recht gerne bedeuten lassen, sobald sie seine Hülfe nötig haben. Ich habe einen der kühnsten und feinsten unter ihnen gekannt; der Himmel nahm ihm das Weib, woran seine Seele hing, ein liebes vortreffliches Geschöpf, und nun fing er an, an

---

[1]) Mösers Werke. Bd. V. S. 235.
[2]) Mösers Werke. Bd. V. S. 236.
[3]) Mösers Werke. Bd. V. S. 71.

ein ewiges Leben zu glauben, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine so edle Seele auf ewig für ihn vernichtet, auf ewig von ihm getrennet sein sollte. Ich habe hernach oft mit ihm über diese Veränderung gescherzt und ihn gefragt: ob die Religion nicht vortreffliche Hausmittel habe? Der simple Trost: er ist bei Gott hat schon mehr Kummer in der Welt gestillet als alle Feinheit der Metaphysik. Ebenso zeigt sich die Würdigung der Religion in dem 16. Abschnitte der Phantasien; der „über Toleranz" überschrieben ist: O sorgen Sie nicht, liebster Freund, die Religion wird immer oben bleiben, wenn sie auch noch so sehr gedrückt wird; der Mensch bedarf ihrer zu sehr, um sie gänzlich zu entbehren; er wird sie immer unter den Ruinen wieder hervorsuchen, wenn es jemals einem Herostratus gelingen sollte, ihren Tempel zu verbrennen. Daß viele der scharfsinnigsten Männer sich gegen sie verbunden haben, irret mich nicht. Zu scharfe Sinne geben unrichtige Empfindungen und zu scharfes Nachdenken macht schwindeln. Die Religion ist für Menschen von gesundem Verstande und ihr weiser Urheber hat wohl dafür gesorgt, daß wir ihn aus seinen Werken anschauend erkennen, lieben und verehren können. Wie viele Millionen Menschen würden nichts von ihm wissen, und folglich ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Furcht dahin leben, wenn sie sich an den Faden der Metaphysik zu ihm hinaufspinnen müßten?

Jedoch Sie wollten eigentlich nur wissen: ob eine unbeschränkte Duldung aller Meinungen nicht zuletzt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Religion hervorbringen werde? Auch dieses, liebster Freund, besorge ich nicht. Denn eine solche unbeschränkte Duldung, welche Atheisten, Deisten und Christen zu einem Zweck oder zu einem Staat verbinden soll, wird sich nirgends einführen lassen. Der Atheismus isoliert seiner Natur nach und kann niemals ein Band der Menschen abgeben. Der Deismus, solange er ganz rein bleibt und nichts exoterisch versinnlicht, ist nur für wenige Eklektiker; die christliche Religion hingegen bindet die größte Gesellschaft, wenn sie auch noch so sehr gemischt ist und kommt überall den Bedürfnissen der Menschen im Glück und Unglück bestens zu statten. Eine allgemeine Duldung wird sich also nur auf Christen erstrecken und hievon hat man um so viel weniger eine Gleichgültigkeit gegen alle Religion zu befürchten, je gewisser uns eine lange Erfahrung von dem Gegenteil überzeugt hat; denn ihre verschiedenen Seiten lehren nichts, was das allgemeine Band der bürgerlichen Gesellschaft schwächen kann; oder wo sie es thun, werden sie solches mit der Zeit gewiß ablegen, wenn der Duldungsgeist sich erst völlig ausgebreitet hat.[1]) So hat der Patriot, welcher für die Wirklichkeit des Lebens einen so offenen Blick und ein so entgegenkommendes Verständnis besaß, den so wichtigen Faktor im Dasein der Menschen wohl zu würdigen verstanden. Heute begegnet man gar oft andern Auffassungen der Dinge.

---

[1]) Mösers Werke. Bd. V. S. 74 f.

Die Äußerungen des so hochverdienten Justus Möser, die wir über die verschiedensten Zweige des so mannigfaltig gestalteten Staatslebens in seinen Werken finden, sind nach allen Seiten hin beherzigenswert, wenn wir uns auch sagen müssen, daß die Zeiten, die zwischen dem Patrioten und uns liegen, wesentliche Umgestaltungen erfahren haben. In dem, was über Erziehung von dem Patrioten gesagt ist, stimmt er besonders mit Barthold Georg Niebuhr überein, der für eine Beschränkung des Volksunterrichts eintritt, die uns bei den Anforderungen, welche jetzt an eine gute Volksschule gestellt werden, ganz unzeitgemäß erscheinen würde.[1]) Sollten wir, schreibt dieser treffliche Mann am 30. Juni 1808 von Amsterdam aus, an seine Freundin, die er als Vorsteherin einer großartigen Wohlthätigkeitsanstalt zu sehen wünscht: sollten wir darüber nicht einig sein, daß die sogenannte Bildung, sei sie nun verfeinert und bestehe aus mannigfaltigen Kenntnissen und Fertigkeiten des Verstandes und der Talente, oder aus rohen Elementen, die man als unentbehrlich für das Volk reklamiert, nur insofern Wert hat, als sie eine wahre Approximation zu dem freien Geistesleben ist, welches in einer Welt von Ideen und Begriffen versiert, in der die Sinnenwelt verändert und von ihr abhängig gemacht ist? Daß sie also gar keinen Wert hat, oder vielmehr schadet, wenn ein Mensch, der für dieses tägliche Leben bestimmt ist, dadurch in dem wahrheitsvollen instinktmäßigen Leben der Anschauung und Handlung in seiner Sphäre gestört wird, ohne mehr als erborgte, abgerissene Begriffe zu erhalten? Und daß dies doch bei aller Belehrung und Bildung unvermeidlich ist, die nicht sehr tief faßt? Daß z. B. Lesen und Schreiben, für die Masse des Volkes, außer in bürgerlichen Verhältnissen, sogar als Stütze des Gedächtnisses überflüssig, wenn sie auf's Geratewohl benutzt werden, wie das Volk sie benutzen muß, so daß es eine Menge sehr verworrener Begriffe bekommt, ein verderbliches Geschenk sind; weil sie den gemeinen Mann aus seiner sinnlichen Wahrheit, welche ihm die Natur zur Leitung verliehen hat, herausreißen, und ihm eine andere entstellte Wahrheit geläufig machen, die gar keine Haltbarkeit hat, und ihm alles Urteil benimmt. Willst Du aber anstatt der intellektuellen Bildung eine moralische, so ist die freilich bei einer Menge elternloser Kinder, als Masse genommen, nicht wohl zu bewirken, außer insofern, daß man einzelne aussondert, und die, welche nur zum Berufe des gewöhnlichen Lebens gebracht werden können, in der möglichsten Einfalt dabei erhält. Und ob diese Einfalt, die die guten und bösen Grundzüge der menschlichen Natur rein gesondert erhält, wenn sie auch diese letzten nicht ersticken kann, nicht besser ist als die Verwirrung, alles durcheinander der höheren Stände, die nicht bis zur wahren freien Kultur erhebt und über die am Ende ein Firnis gezogen wird, brauche ich dich nicht zu fragen. Die reine wahre Natur nun aber scheint mir der Befriedigung aller ihrer

[1]) Vgl. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Bd. I, S. 394.

einfachen Forderungen nicht entbehren zu können, und diese, so wie ihr Mangel die Grundquelle der Ausartungen gewöhnlich ist, außer bei grundschlechten, von Anbeginn schlechten Gemütern, auch die beste Sicherung der Moral der Menge zu sein. Der höher gebildete Mensch kann sehr viel freiwillig entbehren, weil er in einer andern Welt lebt. Und so scheint mir die Sorge für das physische Wohl eine ebenso moralisch als menschlich interessante Sache zu sein: so wie es im Gegenteil unser Zeitalter charakterisiert, daß wir, bei dem immer wachsenden Elend des gemeinen Mannes, so gewaltig beschäftigt sind, ihm Schulen zu errichten: nicht von der Thorheit der Volksschriften zu reden, die man ihn lesen lassen will. So finden wir, daß Niebuhr wie Justus Möser die Grenzen der Volksbildung ganz im Gegensatz zu den Stimmungen unseres Zeitalters sehr eng zieht. Auch die sonstigen Anschauungen beider hervorragender Männer berühren sich mannigfaltig.

Justus Möser war alles in allem einer der trefflichsten Männer unseres Vaterlandes, der ein Herz hatte für alles, was das Wohl und Wehe seines geliebten deutschen Volkes betraf, und verdient deshalb unsere innigste Teilnahme. An einseitigen Anschauungen, an Schrullen, Spitzen und Härten fehlt es ihm freilich nicht, aber der Grund und Kern seines Wesens war gut und echt, denn sein ganzes Streben und Wirken ruhte auf einem unerschütterlichen Rechtsbewußtsein, auf einer tiefen Liebe zu seinem Volke, dessen Wohl er nach allen Seiten hin zu fördern sich herzlich angelegen sein ließ. Es ist dringend zu wünschen, daß die Werke dieses deutschen Mannes, insbesondere die patriotischen Phantasien, an denen unser größter Dichter so großes Wohlgefallen empfand, eifrig gelesen werden. Welche Bedeutung Mösers geschichtlichen und staatsrechtlichen Schriften für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte erlangt haben, das nachzuweisen, gehört nicht hierher.[1])

Friedrich II.[2])

Nachdem Friedrich der Große durch glücklich geführte Kriege die Grundlagen seines Staates fest gelegt hatte, wandte er sich in seiner genialen Weise dem innern Ausbau seines Reiches zu, suchte nach allen Richtungen hin die

---

[1]) Vergl. S. 141 f.

[2]) Man vergleiche außer den bekannten Geschichtswerken von Ranke, Leo u. a.:

1. A. Böckh über Friedrichs des Großen klassische Studien. Einleitungsrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, den 29. Januar 1846. Aug. Böckhs kleine Schriften II, S. 339. Leipzig 1859.

2. Fr. Aug. Wolf: parentalia sacra Academiae Regiae Fridericianae in memoriam Friderici Magni. 15. Sept. 1786. Wieder abgedruckt in Fr. Aug. Wolfs kleinen Schriften, herausgegeben von G. Bernhardy. Halle 1869. S. 2.

3. Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr v. Zedlitz. Eine Skizze aus

materielle, geistige und sittliche Wohlfahrt seiner Unterthanen mit dem ihm eigenen Scharfblick zu heben und bessere Zustände auch auf dem Gebiete des so lange wegen der Kriegsnot vernachlässigten Unterrichtswesens herbeizuführen. Es entging dem großen Könige nicht, daß in Hannover und Sachsen durch die bewundernswürdige Thätigkeit eines Mathias Gesner, eines Gottlob Heyne und Joh. Aug. Ernesti für den Betrieb des Unterrichts an Gymnasien und Universitäten neue Bahnen eröffnet waren, auf denen ganz andere Erfolge für die geistige Bildung der Menschen erzielt wurden als in einer Zeit, wo man in ganz mechanischer, äußerlicher Weise die jugendlichen Geister mehr dressiert als wirklich gebildet hatte. Die Erziehung der Jugend war das ganze Mittelalter hindurch in allen den Stücken, wofür die Ordnung und Sitte des einzelnen Hauses nicht genügt und das Eingreifen eines Gemeinwesens erforderlich ist, ausschließlich der Kirche d. h. der Geistlichkeit überlassen gewesen; und dieses Verhältnis hatte sich auch durch die humanistische Bewegung und die Reformation nur zum kleinen Teile geändert. In dem trefflichen Werke von Franz Anton Specht: Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (Stuttgart 1885) finden sich die quellenmäßigen Ausführungen der Erziehungs- und Bildungspraxis des Mittelalters. Für den Unterricht auf den Universitäten war durch die Gründung der Hallischen und Göttingenschen Hochschule (1694 und 1737) eine neue Epoche des Betriebes akademischen Unterrichts

---

dem preußischen Unterrichtswesen. Vortrag vom 27. Januar 1859 in der Akademie der Wissenschaften. Ad. Trendelnburg, Kleine Schriften I, S. 126.

4. M. Haupt über die Beziehungen Friedrichs des Großen zu der Entwicklung der deutschen Literatur. Vortrag vom 21. Januar 1864, in der Akademie der Wissenschaften gehalten. Opusc. III, S. 156 f.

5. M. Haupt über Friedrich des Großen Poesie. Vortrag vom 30. Januar 1862. Opusc. III, 136 f.

6. Staatsminister Freiherr v. Zedlitz, von Dr. Konr. Rethwisch. Berlin 1881 (2. Auflage 1886).

7. Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen, von Dr. Ed. Cauer. Breslau 1883. S. 64 f.

8. Friedrich der Große als Philosoph, von Ed. Zeller. Berlin 1886.

9. Die Erziehung Friedrichs des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuscheck. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Ed. Mätzner. Berlin 1885.

10. Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Äußerungen ꝛc., von Dr. Jürgen Bona Meyer. Langensalza 1865.

11. Schmid, Pädagogische Encyklopädie. Bd. II, S. 541.

12. G. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. S. 457.

13. H. Schiller, Geschichte der Pädagogik. Leipzig 1887. S. 260 f.

14. A. Döring, Friedrich der Große als Morallehrer. Preuß. Jahrbücher. 70. Bd. II. Heft, Aug. 1892. S. 204 f.

15. Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur, von Bernh. Suphan. Berlin 1888.

11*

eingeleitet worden. Allerdings trat in dem durch die Reformation herbeigeführten Umschwunge des geistigen Lebens des Volks der Unterschied hervor, daß in den katholischen Landen der Unterricht in den Händen der Mönchsorden lag, während bei den Evangelischen Familienväter unter staatskirchlicher Aufsicht den Unterricht leiteten. Als aber seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Staatsleben und die weltliche Bildung in Deutschland wie anderwärts sich immer mehr auf eigene Füße zu stellen begannen, machte auch das Bedürfnis eines weltlich gerichteten und vom Staate als solchem geleiteten Unterrichts sich in verstärktem Maße geltend; und wenn ein Fürst den Zusammenhang der Kirche für seine Person so vollständig gelöst hatte, wie Friedrich, und zugleich von dem Umfang und der Höhe der staatlichen Aufgaben und von seinen eigenen Verpflichtungen gegen den Staat so durchdrungen war, wie er, so mußte die Frage der Volkserziehung sein Nachdenken und seine Fürsorge mehr als nur oberflächlich beschäftigen. Friedrich hat denn auch dieser Frage von Anfang an seine volle Aufmerksamkeit gewidmet; hauptsächlich aber ist es die zweite Hälfte seiner Regierung, jene dreiundzwanzigjährige, nur einmal vorübergehend unterbrochene Friedenszeit nach dem siebenjährigen Kriege, in welcher die Hebung des höheren wie des Volksschulwesens eine wichtige Stelle unter den Maßregeln einnimmt, durch die der König das Wohl seines Landes zu fördern und die ihm durch die Kriegsnot geschlagenen Wunden zu heilen bemüht war; und wie er sich nun immer über die Gründe und leitenden Gesichtspunkte seines Verfahrens auch theoretisch Rechenschaft zu geben pflegte, so gehören in die gleiche Zeit die Schriften, welche uns über seine pädagogischen Ansichten unterrichten. Es bedarf nun keines besonderen Nachweises, daß Friedrich dem Unterrichte und der Erziehung den höchsten Wert beilegen mußte. Wer den Menschen für ihr sittliches Leben und ihre Geistesbildung das Ziel so hoch steckte, zugleich aber von der angebornen Güte der menschlichen Natur eine so geringe Meinung hatte wie er,[1]) für den gab es kein anderes Mittel, um sie ihrer höheren Bestimmung zuzuführen. So hoch schlägt er als erfahrener Mann die Macht der Erziehung allerdings nicht an, daß er einem Helvetius einräumte, sie allein sei es, welche die Menschen zu dem macht, was sie sind. Aber noch viel weniger teilte er Rousseaus Meinung, der zufolge die Menschen von Hause aus so vortrefflich sind, daß die Erziehung sich darauf beschränken soll, ihre natürliche Entwicklung zu beschützen, daß dagegen jeder Eingriff in diese Entwicklung sie nur verderbt, alle Wissenschaft und Bildung eine Entartung, ein Abfall von der Natur ist. Alles, sagt er, was der Mensch vor den Tieren, was ein gebildetes Volk vor den Barbaren voraus habe, beruhe auf jenen

[1]) Als Sulzer dem Könige einmal von der Güte der menschlichen Natur sprach, erwiderte er ihm: Sie kennen die verwünschte Rasse nicht, zu der wir gehören. Vergl. Ed. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph. S. 64 f.

geistigen Vorzügen, die nur durch Unterricht und Erziehung erworben werden. Der Mensch wird mit Anlagen geboren, die mehr oder weniger entwicklungsfähig sind. Aber sie entwickeln sich nur, wenn man sie ausbildet, nur durch die Erweiterung der Kenntnisse, die Schärfung des Urteils. Der größte Geist ist ohne Kenntnisse nicht mehr als ein ungeschliffener Edelstein, erst die Bearbeitung giebt ihm Wert. Und weit entfernt, daß von der Kunst und Wissenschaft eine Verweichlichung zu befürchten wäre, ist vielmehr zu sagen, daß alles, was den Geist aufklärt und den Umfang seiner Kenntnisse erweitert, die Seele erhebe, statt sie zu erniedrigen. Dies gilt von den Völkern, wie von den Einzelnen. Nichts ist verkehrter als die Meinung, ein unwissendes und dummes Volk sei leichter zu regieren als ein aufgeklärtes. Je unterrichteter und gebildeter ein Volk ist, um so mehr fähige Diener liefert es dem Staate; je roher es ist, um so schwerer ist die Hartnäckigkeit zu überwinden, die es vernünftigen Maßregeln entgegensetzt. Ein schönes Land das, — ruft Friedrich aus — in dem alle Talente ewig erstickt wären und es nur Einen Menschen gäbe, der weniger beschränkt wäre als die andern.[1]) Das sind Gedanken und Grundanschauungen, welche im schroffsten Gegensatze standen zu den Maximen, welche der Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., während seiner Regierung verfolgt hatte. Wie in der auswärtigen Politik so auch in der inneren Verwaltung des Staates wurden ganz andere Grundsätze zur Geltung gebracht als es früher üblich war. Friedrich der Große hatte mit seinem Scharfblick wohl erkannt, daß die brandenburgisch-preußischen Schulen hinter denen mancher Nachbarländer zurückstanden. In einem Marginalbescheid vom Jahre 1771 sagt er: Die Saksen haben bessere Schulmeisters wie wihr, absonderlich weren sie in hiesigen Provinzen von großem Nutzen Seindt.[2]) Die Kriege hatten die Thätigkeit des großen Königs lange Zeit in Anspruch genommen; erst als die Friedenszeit eingetreten war, wandte er sich mit der Energie seines ganzen Wesens und

[1]) Vergl. Ed. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph. S. 157. Aus diesem trefflichen Werke sind die obigen Ausführungen wörtlich entlehnt. Friedr. Aug. Wolf, der zum Andenken an den großen König im September 1786 in Halle in einer lateinischen Rede die Verdienste Friedrichs II. feierte, sagte mit vollem Rechte: Quod amisimus in Friderico nostro, raris tantum intervallis aetatum amitti potest, quoniam raris conceditur. Non rex solum desideratur, quo nulla gens usquam coluit sapientiorem; non belli dux, quem summis imperatoribus pristini aevi vel parem vel etiam superiorem viderunt sui, hostes etiam senserunt; sed subductum requirunt oculi exemplar omnium virtutum praestantissimarum, in quo ad excellentem quandam speciem; perpaucis mortalium ne animo quidem visam, exhibendo provida Numinis cura videtur documentum dare voluisse, quantum saeculo huic nostro faveat. Friedr. Aug. Wolfs vermischte Schriften und Aufsätze in lateinischer und deutscher Sprache. Halle 1802. S. 6 f. Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache von Friedr. Aug. Wolf, herausgegeben von G. Bernhardy. Bd. I, 1 f.

[2]) Geschichte des gelehrten Unterrichts &c., von Dr. Fr. Paulsen. S. 457.

dem durchdringenden Blicke seines Geistes der Fürsorge der Schulen zu. Treu zur Seite stand seinem Könige der vorzügliche Staatsminister v. Zedlitz, der seit 1771 die Verwaltung der Unterrichtsangelegenheiten übernommen hatte. Von großer Wichtigkeit ist das an den Etatsminister am 5. September 1779 erlassene Kabinettsschreiben des Königs,[1]) in dem es heißt: „Da ich gewahr geworden, daß bei den Schulanstalten noch viele Fehler sind und daß besonders in den kleinen Schulen die Rhetorik und Logik nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses aber eine fast vorzügliche und höchst notwendige Sache ist, die ein jeder Mensch, in jedem Stande, wissen muß, und das erste Fundament bei Erziehung der jungen Leute sein soll, denn wer zum besten räsonniert, wird immer weiter kommen, als einer, der falsche consequences zieht; so habe euch hierdurch Meine eigentliche Willens-Meinung dahin bekannt machen wollen: wegen der Rhetorik ist der Quintilien, der muß verdeutscht und danach in allen Schulen informiert werden, sie müssen die jungen Leute traductions und discours selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abregé daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles desto leichter lernen, denn wenn sie hernach auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit dahin bringen. Zum Unterricht in der Logik, ist die beste im Deutschen, die von Wolff, solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kann sie abregieren lassen. Die ersten Schulen sind immer schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herumlaufen und halten sie nicht genug zum Lernen an; Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe Ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten am besten beizubringen; wenn sie auch Kaufleute

---

[1]) Vergl. Friedrichs des Großen pädagogische Schriften 2c., von Dr. J. B. Meyer, S. 167 f., und das treffliche Buch: Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz, von Dr. Rethwisch, S. 102. In demselben Sinne wie der König hatte der Staatsminister v. Zedlitz schon früher sich dahin ausgesprochen, daß die auf den lateinischen Schulen von alters her gepflegten Wissenschaften, die einst nur die Gelehrten etwas angingen, jetzt eine solche Beziehung zum Leben gewonnen hätten, daß sie für jeden Gebildeten unentbehrlich geworden wären. Wie hoch er den Wert humanistischer Studien für die allgemeine Bildung schätzte, dafür legt nichts ein besseres Zeugnis ab, als die Begünstigung, welche das Griechische von ihm erfuhr. Er hat es, von den Ritterakademieen abgesehen, überall, soweit seine Macht reichte, für alle obligatorisch gemacht, die Stundenzahl dafür verdoppelt und verdreifacht und unter Ausschluß der Lektüre des Neuen Testaments in den sprachlichen Lehrstunden, die Meisterwerke der klassischen Zeit auf den Lehrplan gesetzt. Er hat das Griechische aus seiner Stellung als Magd der Theologie zu einer Fürstin im Reiche freier Geistesbildung erhoben. So Konr. Rethwisch. Außerdem Meierottos Lebensbeschreibung, von Friedr. Leop. Brunn. Berlin 1802. S. 184 f.

werden oder sich zu was Anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. In dem Joachimsthal und den andern großen Schulen muß die Logik gründlich gelehrt werden, auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen in seinen eigenen Sachen, das muß sein. Die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterrichte der jungen Leute und mehr Fleiß darauf wenden und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlt und wenn sie das nicht gebührend thun und nicht ordentlich in den Sachen sind und die jungen Leute negligieren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden. . . . Eine gute deutsche Grammatik, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, es sei nun die Gottschedsche oder eine andere, die zum besten ist. . . . Die Autores classici müssen auch alle ins Deutsche übersetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist, sonst lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht. Die guten Autores müssen vor allen übersetzt werden ins Deutsche, als im Griechischen und Lateinischen der Xenophon, Demosthen, Sallust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in Prosa ist. Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzt werden. Und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die deutsche Übersetzung gehalten und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht und gefehlt haben. Gegenwärtig geschieht der Unterricht nur schlecht; und es wird wohl nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die ersten Fundamente sind nicht nütze. Wer zum besten räsonnieren kann, wird immer am weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse zieht. — — Von der Metaphysik müssen sie auch was durchgehn, aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen." Dieses Kabinettsschreiben des großen Königs legt das Interesse für die Erziehung zu Tage, von welchem Friedrich der Große durchdrungen war. Gleich nach Empfang des Kabinettsschreibens des Königs berief der Staatsminister v. Zedlitz den 7. September den Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Meierotto, zu sich, legte ihm das Schreiben Friedrichs des Großen vor, besprach mit ihm die einzelnen Punkte der Königlichen Verfügung und trug ihm auf, ein Gutachten über die am Joachimsthal dadurch bedingten Abänderungen der Lehrverfassung auszuarbeiten. Meierotto, ein tüchtiger Schul- und Geschäftsmann, kam sofort dem Auftrage des Ministers nach und begleitete das an den Minister eingesandte Schreiben mit zwei Beilagen, wovon die eine angiebt, was das Gymnasium von diesen Forderungen des Königs bereits erfülle, die andere macht darauf aufmerksam,

was nun noch zu thun sei, um dem Willen des Königs nachzukommen.[1]) Der Minister v. Zedlitz entwarf nun nach den ihm von Meierotto gemachten Vorlagen einen neuen Lehrplan und sandte ihn vorläufig an den Rektor Meierotto und an den Visitator des Joachimsthalschen Gymnasiums.[2]) Um die von des Königs Majestät, heißt es, vorgeschriebene Lehrmethode in dem Joachimsthalschen Gymnasio einzuführen, bringe ich zuvörderst die verschiedenen Abteilungen des Befehls in Erinnerung:

α) Quintilian soll die eigentliche Methodologie und das Buch sein, welches Lehrer sozusagen ganz auswendig wissen müssen, um ihren Vortrag und den Unterricht der Jugend danach einzurichten.

β) Die lateinische und griechische Sprache soll mit ganz unermüdbarem Eifer, und nicht bloß als Phraseologie, sondern auch zur Vermehrung der Realkenntnis getrieben werden.

γ) Rhetorik und Stil soll der Jugend beigebracht und diese in allen Arten von Aufsätzen geübt und in Stand gesetzt werden, sich überall zweckmäßig auszudrücken.

δ) Logik soll aus dem Gesichtspunkt betrachtet werden, daß die Jugend durch den Vortrag und das Betreiben dieser Wissenschaft in den Stand gesetzt werde, Gründe und Gegengründe gehörig beurteilen und selbst richtig schließen zu können.

ε) Von der Philosophie soll der Jugend kein System inculciert, sondern die Wissenschaft mehr historisch vorgetragen und die verschiedenen Systeme der Alten und Neuern bekannt gemacht werden.

ζ) Geschichte, sowohl alte als neue, soll getrieben werden.

η) Die deutsche Sprache soll auch wissenschaftlich, das heißt nach grammatischen Regeln, gelehrt werden.

ϑ) Weil man sich andern nicht verständlich machen kann, wenn man sich unrichtiger oder unbekannter Ausdrücke bedient, so müssen bei allen Wissenschaften die schon vorhandenen termini technici der Jugend geläufig gemacht und auch geübt werden, diese Kunstwörter nach der im gemeinen Leben oft vorkommenden französischen Aussprache zu verstehn.

ι) Die Scholaren sollen zum eigenen Arbeiten angehalten, von den Lehrern diese Aufsätze nachgesehn und die Fehler korrigiert werden, als worauf ich ein besonderes Augenmerk zu nehmen angewiesen und daher gedrungen bin, durch öfteres Nachsehn dieser Arbeiten den Fleiß der Lehrenden und Lernenden zu beurteilen.

Aus den gedruckten Tabellen werden folgende Lehrstunden gänzlich ausgestrichen:

---

[1]) Vergl. Meierottos Biographie, von Brunn. Berlin 1802. S. 193 f.

[2]) Meierottos Biographie. S. 198.

1. Recht der Natur und Moral gehört für die Universität.
2. Theoretische Philosophie. Das dem Gymnasiasten Nötige wird in einer nachher anzugebenden Lehrstunde vorgetragen.
3. Statistik muß bei den verwandten Wissenschaften mitgenommen werden.

Der dagegen einzuführenden Lektionen muß jetzt besonders gedacht werden.
Die ad α und γ sind so genau miteinander verbunden, daß sie fast gar nicht getrennt werden können, da ich inzwischen in den Lektionen des Gymnasii eine besondere Lehrstunde für den Quintilian verzeichnet finde, so wird es dabei sein Verbleiben haben können, aber doch hauptsächlich darauf gesehn werden müssen, daß einige Reden des Cicero und einige Reden des Demosthenes durchgegangen, der Quintilian dabei zur Hand genommen und auf solche Art die Anwendung sogleich praktisch gezeigt werde. Die Rede des Cicero pro Milone wird als Muster der Narration und Exposition und die Rede pro Manilia zur Lehre von Stellung und Ordnung der Argumente gebracht werden können. Von Demosthenes wird der Herr Rektor die leichtesten und faßlichsten aussuchen, welche allenfalls besonders gedruckt werden müssen.

Ad β) Da Cicero, Horaz, Virgil schon im Gymnasio getrieben werden, so habe ich, soviel das Latein betrifft, nur erwähnen wollen, daß nebst dem Sallustius noch Livius und Tacitus und zwar jene für die zweite und dieser letztere für die höhere Klasse genommen werden müssen; und beim Griechischen ist wohl nötig, daß überhaupt mehrere Schriftsteller und namentlich Xenophon und Plato, von welchem letztern ich bald mehr sagen werde, und auch außer dem Homer noch Anakreon und Theokrit, eingeführt werden.

Ad δ) Logik oder Einleitung in die Philosophie. Zu diesem Behuf werden durch bereits gemachte Anstalten 4 Dialogen des Plato abgedruckt, und zwar Menon, beide Alcibiades und Kriton; in jedem halben Jahre wird ein Dialog vorgenommen, und zwar erst ganz exponiert, dann ein Précis davon diktiert, sodann macht der Schüler einen Auszug, dann rangiert er alles Zusammengehörige, als von Begriffen, Sätzen, Definitionen, Schlüssen rc. unter eigne Hauptstücke. Der Lehrer erklärt dabei alles vorkommende Logikalische und Metaphysische, berichtigt manches durch neue Entdeckungen und läßt eigentlich die Schüler selbst eine Logik schreiben. Hierbei muß nun allemal Wolf, es sei nun seine eigne kleine oder Reimarus (der immer auch ein Auszug aus Wolfens großer Logik ist) aufgeschlagen und erklärt werden. Es wird, sobald die 4 Dialogen abgedruckt sind, zugleich eine Anleitung und Probe erfolgen, wie diese Vorschrift befolgt werden kann.

Ad ε) ist also in gewissem Sinne philosophische Geschichte. Es wird bereits an einer Anleitung hierzu gearbeitet, welche in Auszügen aus Ciceros philosophischen Büchern, nebst kurzen Zusätzen (um es vollständlich zu haben) aus Aristoteles, Plato, Sextus Empiricus, Diogenes Laertius rc. besteht, und

wo ebenfalls zugleich Sprach- und Sach-Erkenntnis verbunden wird. Der Professor Engel wird diese Stunden wohl übernehmen.

Ad ζ) Geschichte ist ohne Geographie nicht verständlich, und weil diese auf den Universitäten gar nicht gelehrt wird, hier also eifriger zu treiben. In den untern deutschen Klassen wird (nach Gedikens Vorschlag in seinem letzten Programm bei Gelegenheit seiner Introduktionsrede) mit der Geographie angefangen. Für die eigentlichen Gymnasiasten muß eine eigene geographische Klasse sein; für die höhern etwas von der mathematischen und physischen Geographie, dabei immer gleich laufend eine eigene Stunde wöchentlich für die Zeitungen.

Die Geschichte selbst, dahin gehört:

I. Griechische und Römische Altertümer, welches wechselweise, ein halb Jahr jene und das andere halbe Jahr diese. Jene nach dem Vos,[1]) diese nach dem Nieupoort.[2])

II. Universale Historie (ich lasse mir den Schröckh[3]) gefallen), und zwar

a) alte, ein ganzes Jahr lang, wo aber nicht bloß Griechen und Römer, sondern auch Perser, Chaldäer, Ägypter mitzunehmen und zwar das Wichtigste, und dabei alte Geographie, wo schlechterdings Karten zur Hand sein müssen, etwa Köhlers orbis antiquus.

b) neue, ein Jahr, aber auch allgemein alle wichtigen Staaten und nur das Wichtige davon.

III. Vaterländische Geschichte. Schröckh hat am Ende seines Lehrbuchs von der Brandenburgischen Geschichte ein eigenes Kapitel, welches zum Leitfaden und halbjährig durchgegangen werden kann.

Ad η) Die Vorlesung über die deutsche Sprache wird für die oberen Klassen der Professor Engel, dem ohnedem die Moral abgenommen wird, übernehmen; in die unteren gehört nicht eigentlich Grammatik, sie ist Metaphysik der Sprache und zu schwer für Lehrer und Lernende, dagegen kurze Aufsätze, richtiger Ausdruck, alles mehr aus Übung und nach Gehör.

Ad ϑ) Hier werden wohl hauptsächlich die Namen der verschiedenen Tropen, Figuren, die verschiednen Ausdrücke der Syllogistik beabsichtet und wird also der Herr Rektor ad α und Professor Müller ad δ besorgen. Ich überlasse auch deren Urteil, ob etwa in jeder Stunde zehn, oder mehr oder weniger

---

[1]) Vos, Lambert (1670—1717), aus Workum, Professor in Franeker, schrieb u. a.: Antiquitates Graec. descr. breviter 1714.

[2]) Nieupoort, Wilh. Hendrick (1670—1730), Schüler des Perizonius, Prof. juris in Utrecht, verfaßte ein damals sehr verbreitetes Kompendium der römischen Altertümer.

[3]) Schröckh, Joh. Matthias, zu Wien den 26. Juli 1733 geboren, auf der Schule in Bergen unterrichtet, bezog er 1752 die Universität Göttingen, 1754 Docent in Leipzig, 1767 Professor in Wittenberg, starb den 2. Aug. 1808, gab viele historische Kompendien heraus. Sein Hauptwerk ist die christliche Kirchengeschichte.

dergleichen Termini zu diktieren, die, wenn sie den Scholaren in der Stunde beiläufig erklärt sind, sie solche nachher mit selbst zu wählenden Worten in eine Art von Register oder Tabelle bringen.

Ad ι) Außer den zum Behuf der Sprachen zu machenden Exercitiis werden die Gymnasiasten zum eigenen Arbeiten in den Stunden γ, δ Gelegenheit bekommen, so wie ich auch wünschte, daß sie bei der Geographie angehalten würden, jedes Land, was mit ihnen in der Lehrstunde durchgegangen ist, nachher aus dem Kopf ohne Maßstab und nur ungefähr zu zeichnen, dergestalt, daß sie den Contour, die Grenzen, die Hauptflüsse, Hafen ꝛc. so gut, wie es sich nach dem Augenmaß thun läßt, andeuten.

Berlin, den 6. Oktober 1779.

In so eingehender Weise bekümmerte sich der treffliche Staatsminister um die Hebung des Unterrichts, ja er lernte, obgleich der Kreis seiner Thätigkeit ein sehr umfänglicher war, noch in späteren Jahren Griechisch, um ein Urteil zu haben über die Bedeutung der hellenischen Literatur, und seine von der Schule her nur unvollkommene Bekanntschaft mit den römischen Schriftstellern wurde durch eifriges Lesen derselben erweitert und vertieft, insbesondere zogen ihn Horatius, Tacitus, Juvenal gar sehr an. Biester,[1]) Sekretär des Ministers, der die Lektüre der Alten leitete, erklärte, es sei eine Lust, mit dem Staatsminister die Klassiker zu lesen. „Mit der alten Literatur wechselten Philosophie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften in seinen Studien.“ An Kant, der ihm „die Kritik der reinen Vernunft“ zueignete, schrieb er scherzend: er höre jetzt ein Kolleg über physische Geographie, er habe sich nämlich ein von einem Zuhörer nachgeschriebenes Heft darüber zu verschaffen gewußt, doch bäte er, wo möglich ihm die Abschrift von einem sorgfältiger nachgeschriebenen zu übermitteln.[2]) Ebenso hat sich der Staatsminister, als er 1777 Präsident des Oberkollegium Medicum und des Medizinisch-Chirurgischen Kollegiums geworden war, um einigermaßen ein Urteil zu haben, angelegentlich mit Anatomie beschäftigt. Mit größter Gewissen-

---

[1]) Biester, Joh. Erich, der Mitbegründer der „Berlinischen Monatsschrift“, geboren den 17. November 1749 zu Lübeck, wo sein Vater ein wohlhabender Seidenhändler war. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und in Göttingen die Rechte studiert, besonders aber sich mit Literaturgeschichte, Sprachen, Kritik und Geschichte beschäftigt hatte, arbeitete er neben seiner juristischen Praxis in Lübeck an der Rostockschen gelehrten Zeitung und an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. Im Jahre 1773 ward er am Pädagogium in Bützow Lehrer; 1777 wurde er Privatsekretär des Ministers Freiherrn v. Zedlitz. In dieser seiner Stellung machte er die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Männern des In- und Auslandes. Seit 1783 gab er mit Gedike die Berlinische Monatsschrift heraus. Auch in dem ihm 1784 übertragenen Amte eines Bibliothekars an der Königl. Bibliothek erwarb er sich durch Ordnen der Bücherschätze, durch Ankauf neuer Werke und dadurch, daß er die Bibliothek dem allgemeinen Gebrauch zugänglich machte, große Verdienste. B. starb 1816.

[2]) Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz, von Dr. Conr. Rethwisch. Berlin 1881. S. 86.

haftigkeit suchte er sich in den verschiedenartigen Zweigen seiner Amtsthätigkeit heimisch zu machen, um eine sachverständige Meinung zur Geltung bringen zu können.[1]) Mit einer guten Übersicht über den ganzen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis verband er das unausgesetzte Streben, sich keinen wichtigern Fortschritt im Bereiche derselben entgehen zu lassen. Auch mit Literatur und Kunst beschäftigte er sich angelegentlich. Kurz, man hat von diesem Manne den Eindruck, daß er für das in die Gestaltung des Volkslebens so tief eingreifende Amt, für Schulen und Universitäten zu sorgen, ein an diesen Stellen seltenes Verständnis sich erworben hatte.

Es war bei dieser Stimmung der Seele des Staatsministers v. Zedlitz ganz natürlich, daß er die Einführung der Neuordnung des Unterrichts, wie sie der große König wünschte, unablässig betrieb. Er schrieb am 11. Januar 1780 an Meierotto:[2]) „Ich habe eine nicht ganz unwahrscheinliche Nachricht, daß es doch wohl noch zu einem Examine kommen könnte. Werde ich dazu genommen, so ist es kein schlimmes Zeichen und ich verspreche mir guten Erfolg. Sollte ich nicht dabei sein, so lassen Sie mich ja augenblicklich benachrichtigen, wenn Sie gerufen werden und für welche Stunde Sie bestellt sind, und darauf werden Sie mir vom Erfolg Nachricht geben. Nur Mut den jungen Leuten zugesprochen und nicht ängstliche Ausdrücke beim Exponieren suchen.“[3])

Das gefürchtete Examen des großen Königs hat nie stattgehabt, ungeachtet er auch wiederholt erklärt hatte, daß er einige Schüler des Gymnasiums wolle zu sich kommen lassen. Der neue Lehrplan wurde indessen zu Ende des Jahres 1779 wirklich eingeführt und ist auch längere Zeit festgehalten worden.

Vor allem sieht man aus der Art, wie der große König seinen Neffen in der Geschichte unterrichtet wissen will, daß er über die einzelnen Unterrichtszweige gründlich nachgedacht und Bestimmungen getroffen hat. So schreibt er in der Instruktion für den Major v. Borcke, dem er die Erziehung des zukünftigen Königs anvertraut hatte:[4]) „Mein Neffe muß die alte Geschichte durchnehmen, er muß die verschiedenen Reiche kennen, die einander gefolgt sind; aus der griechischen Geschichte besonders das, was sich bei den Kriegen des Artaxerxes, Philipps und Alexanders ereignete; aus der römischen Geschichte die Zeit der Punischen Kriege und des Cäsar. Man muß sein Gedächtnis nicht durch die Namen der Fürsten, die aufeinander gefolgt sind, ermüden, wenn er nur die der berühmten Männer kennt, die eine große

[1]) Rethwisch. S. 85.

[2]) Vergl. Meierottos Biographie, von Brunn. S. 203.

[3]) Meierottos Biographie. S. 204.

[4]) Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Äußerungen 2c., von Dr. Jürgen Bona Meyer. Langensalza 1885. S. 191.

Rolle in ihrem Vaterlande gespielt haben. Es genügt nicht, ihm die Geschichte wie einem Papagei zu lehren. Der große Nutzen der Ereignisse des Altertums besteht darin, daß man sie mit denen der Neuzeit vergleicht, daß man die Ursachen darlegt, die Revolutionen hervorgebracht haben, daß man nachweist, wie meistens das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird. Man muß ihn ferner darauf aufmerksam machen, daß die alten Schriftsteller nicht immer zuverlässig sind und daß man prüfen und urteilen muß, ehe man glaubt. Der wichtigste und notwendigste Teil der Geschichte ist der, der mit Karl d. Gr. anfängt und bei unseren Tagen endigt, unter Geschichte verstehe ich die von Europa. Man muß ihn dieselbe sorgfältig studieren lassen, sich nur bei den Hauptsachen aufhalten und nur bei dem dreißigjährigen Kriege auf Einzelheiten eingehn. Daß er die Geschichte seines Hauses lernt, ist selbstverständlich. Beim Unterricht in der Geographie ist es nötig, ihm eine Vorstellung der Staaten und ihrer Regierung zu geben, und da sich dieses Studium sehr gut mit dem der Geschichte vereinigt, so kann man, wenn man ihn in der einen unterrichtet, gleichzeitig die andere lehren." Der König giebt dann an, daß der Neffe einen kleinen Kursus der Logik durchmachen und die Redner Cicero, Demosthenes, einige Tragödien Racines lesen müsse. Charakteristisch für den großen König ist das, was er über den Religionsunterricht äußert: Wenn der Neffe ein paar Jahre älter ist, so kann man ihm einen Abriß der philosophischen Ansichten und der verschiedenen Religionen geben, ohne ihm gegen irgend eine derselben Haß einzuflößen, indem man ihm zeigt, daß sie alle Gott verehren, aber in verschiedener Weise. Er darf nicht zu viel Respekt vor dem Geistlichen haben, der ihn unterrichtet, und er muß die Sachen erst glauben, nachdem er geprüft hat. Ich komme auf die katholische Religion zurück. Sie ist ziemlich verbreitet in Schlesien, in den Clevischen Herzogtümern und sonst noch. Wenn dies Kind ein fanatischer Calvinist würde, so wäre alles verloren. Es ist durchaus notwendig, daß man sogar den Geistlichen hindert, mit Andacht die Papisten zu schmähen, aber der Erzieher muß seinem Zögling in geschickter Weise fühlbar machen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken in einem Lande die Oberhand haben wegen der Verfolgungen, wegen des Ehrgeizes der Päpste, und daß ein protestantischer Fürst weit mehr bei sich ist als ein katholischer. Es ist selbstverständlich, fährt der König fort, daß mein Neffe lesen, schreiben und rechnen lernt, also übergehe ich diese Gegenstände mit Stillschweigen. Er ist zu jung, um Fortifikationslehre zu lernen, dazu ist es Zeit, wenn er zehn oder zwölf Jahre alt sein wird. Körperliche Übungen, wie Tanzen, Fechten, Reiten können nachmittags getrieben werden, während der Zeit der Verdauung. Wenn das Kind Lust haben sollte, Latein zu lernen, Polnisch oder Italienisch, so steht das ganz bei ihm, aber wenn er keine Neigung dazu bekundet, so muß man ihn nicht dazu zwingen, ebensowenig zur Musik. Dies wären seine Studien

und Übungen. Des Erziehers große Kunst muß darin bestehn, ihm das alles angenehm zu machen, die Pedanterie von seinen Studien fern zu halten und ihm Geschmack an denselben beizubringen; darum muß, besonders am Anfang, das Maß nicht überfüllt werden. Sodann betrachtet Friedrich der Große die Einwirkung des Lehrers auf die Sitten.[1])

Sehr bezeichnend für den Charakter des großen Königs und für die Sorge, welche er der Schule zuwandte, sind die Äußerungen über die Jesuiten in einem Briefe an Voltaire:[2]) Ich habe den Jesuitenorden, schreibt er, wohl oder übel beibehalten, trotzdem ich ein solcher Ketzer und noch schlimmerer Ungläubiger bin. Dies sind meine Gründe:

Man findet in unserem Lande keinen wissenschaftlich gebildeten Katholiken, außer unter den Jesuiten; wir hatten keinen, der befähigt gewesen wäre, Schule zu halten; wir hatten weder Väter vom Oratorium noch Piaristen; die übrigen Mönche sind von einer krassen Unwissenheit. Man mußte also die Jesuiten behalten, wenn nicht alle Schulen zu Grunde gehn sollten. Der Orden mußte also bestehen bleiben, um Lehrer, wenn es an solchen mangelte, zu stellen, und die Stiftung konnte die Kosten tragen. Sie hätte für Lehrer aus dem Laienstande nicht genügt. Ferner war es die Jesuitenuniversität, auf welcher die für die Pfarreien bestimmten Theologen sich bildeten. Wäre der Orden aufgehoben worden, so würde die Universität nicht mehr bestehen und man wäre gezwungen gewesen, die Schlesier zum Studieren nach Böhmen zu schicken, was den Grundprincipien der Regierung widersprochen hätte.

Es erscheint uns zunächst freilich als ein Widerspruch, daß der große König trotz seiner Verachtung aller Kirchen und positiven Religionen nach der am 21. Juli 1773 durch die Bulle Dominus ac Redemtor noster von dem Papst Klemens XIV. erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens, zu der er von den katholischen Mächten selbst angetrieben wurde, sich der bedrängten Jesuiten annahm, ihnen in seinen Staaten Schutz und Frieden darbot und eine neue Organisation der überallhin versprengten Ordensreste unter den schlesischen Ordensgeneral plante. Mir ist es ganz lieb, so heißt es in einem Kabinettsbefehl (vom 21. November 1773), zu ersehen, daß die Beibehaltung derer Jesuiten in meinen Landen und der Schutz, welchen ich selbigen widerfahren lasse, diesem ganzen Orden zu einiger Aufrichtung und Soulagement gereichet, und bin ich ganz wohl zufrieden, daß sothane Provinz sich mit der von Euch erwähnten kurpfälzischen Jesuiten wie auch mit den Missionarien in Holland, England und andern Weltteilen vereinigen und solchergestalt dieses nützliche Institut durch die Vermittlung der schlesischen Provinz auch noch in mehreren Gegenden erhalten werden möge.[3]) Es war eben eine Notwendigkeit, die Jesuiten

---

[1]) Aus den Briefen an Voltaire, Nr. 565. Friedrichs des Großen pädagogische Schriften. Herausgegeben von Bona Meyer. Langensalza 1885. S. 329. [2]) Ebenda. S. 329 f.

[3]) Vergl. das treffliche Programm der Königlichen Landesschule Pforta 1892. Preußen

in ihrer Schulwirksamkeit zu belassen, da der König in seiner neuerworbenen Provinz Schlesien keine anderen Lehrer für seine katholischen Unterthanen finden konnte. Dieselbe Verlegenheit lag noch vor, als der Papst die Jesuitenorden auflöste. Das Interessante der Situation reizte den König noch mehr, dem Spruche des Oberhauptes Trotz zu bieten, heißt es mit vollem Recht in der Schrift Wittes, auch eine Reihe persönlicher Motive wirkten dabei mit.[1]) Neben der völligen Gleichgiltigkeit gegen alle kirchlichen Dogmen, war es ein allgemeiner aufgeklärter Humanismus, der Friedrich II. den verschiedensten religiösen Dogmen gegenüber duldsam machte. Wollte er doch am Ende seines Lebens Tataren in seine Staaten aufnehmen und erbot sich, ihnen Moscheen zu bauen.[2]) Thatsächlich war die Aufhebung des Jesuitenordens für Schlesien nichts als eine offizielle Fiktion. Der Orden bestand nach wie vor im alten Geiste, ja in den alten Formen weiter fort, mit völlig unwesentlichen Änderungen in Name und „Montierung". Die staatliche Aufsicht seines Werkes war nur scheinbar vorhanden; in der Art regierten sich die Jesuiten Schlesiens selbst unter völlig unabhängiger eigener Autorität. Es waren sämtliche Organe des Schulwesens ausschließlich und ausnahmslos Jesuiten. Als der einzige nicht jesuitische Beamte in dem ganzen Schulwesen der Jesuiten stand der Präses des Schulinstituts, der schlesische Justizminister, an der Spitze des großen Organismus. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Einwirkung des vielbeschäftigten Mannes nicht tief gegriffen haben kann.[3]) Der Bischof D. Reinkens macht in einer Schrift über die Vereinigung der Universität Breslau mit der von Frankfurt a. O. (1861) den Jesuiten, deren Lehrthätigkeit er nicht hoch anschlägt, aus ihrer Unbotmäßigkeit gegen das Aufhebungsedikt des Papstes einen schweren Vorwurf. Über die Neuordnung, welche Friedrich getroffen, spricht Reinkens sein Urteil so aus:[4]) „So wurde denn im Jahre 1776 ein Institut gegründet, welches die Societät in ihrer Beziehung zum Unterricht forterxistierend darstellen sollte, wobei dann freilich der Justizminister v. Carmer die Stelle des Jesuitengenerals einnahm. Das Schulinstitut zu Breslau repräsentierte nichts Geringeres als eine geistliche Korporation, deren Mitglieder, mit Ausnahme des Hauptes, des Herrn v. Carmer, Priester des Schulen-Instituts hießen; aber eine geistliche Korporation, die nun doch wiederum keine geistliche war, weil ihr die kirchliche Sanktion fehlte. Nach der Intention der Stiftung sollte auch Nachwuchs daraus hervorgehen, Kandidaten des Lehramtes statt der

---

und die katholische Kirche seit 1640. Von Max Lehmann. IV, S. 572. (Nr. 546.) (18. Band der Publikationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven.) Leipzig 1883.

[1]) Wittes Programm. S. 50.

[2]) Wittes Programm. S. 50 f.

[3]) Wittes Programm. S. 49.

[4]) Wittes Programm. S. 50.

frühern Novizen. Aber dieser Nachwuchs ist weder reich noch ausgezeichnet gewesen. Es herrschte viel guter Eifer in dem Institut und die Mitglieder besaßen manche nützliche Kenntnis für das Schulwesen, und es ist mit Dank anzuerkennen, was sie für das katholische Schulwesen in Schlesien gethan haben: allein die Universität führte es nicht zur gesunden Entwicklung." Die Jesuitenanstalt vermochte sich nicht zu einer vollständigen Universität auszugestalten. Erst im Jahre 1811, als die ehrwürdige Hochschule in Frankfurt a. O. mit dem Breslauer Institut vereinigt wurde, trat die Hauptstadt Schlesiens in die Reihe der vollberechtigten übrigen Universitäten des Vaterlandes und zwar als erstes Beispiel einer paritätischen Universität, die man vordem für unmöglich gehalten hatte. Die Männer, welche man anstellte, zerfielen in drei Abteilungen. Die erste bildeten katholische Professoren, einige derselben gehörten früher zu den Jesuiten, alle aber zu der schon im Jahre 1708 gestifteten Universität Breslau. In der zweiten Abteilung waren protestantische Professoren, Glieder der 1810 aufgelösten Hochschule in Frankfurt. Unter diesen befand sich der Lexikograph Joh. Gottlob Schneider, der Theolog David Schultz, der Mediziner Berends u. a. Zur dritten Abteilung gehörten Männer, welche aus sehr verschiedenen Orten her berufen waren, als: Link, Steffens, v. d. Hagen, der Mathematiker Brandes, der alte Sprickmann, einst Mitglied des Göttinger Bundes, Franz Passow, Friedr. v. Raumer, Carl v. Raumer, Wachler.[1])

So ist es uns ganz klar, daß der große König durch Bildungsmotive bewogen wurde, den Jesuitenorden in seinem Staate zu dulden. Es darf wohl behauptet werden, daß gerade auch das Interessante der Situation, in der ein genialer gegen alle kirchlichen Dogmen völlig gleichgültiger Herrscher ein Schutzherr des Ordens wurde, welcher am meisten darauf ausging, dem Protestantismus den Todesstoß zu versetzen, für den König Friedrich etwas Anziehendes hatte.

Man wird es immer wieder von neuem beklagen, daß der geniale Herrscher, welcher für die Bildung seines Volkes ein so offenes Auge hatte, für die in seinem Zeitalter hervortretenden Regungen des deutschen Geistes kein Verständnis zeigte. Lessing, Winckelmann, Klopstock, Wieland, Herder,

---

[1]) Vergl. C. v. Raumers Geschichte der Pädagogik. Bd. IV, S. 76 f. Sehr interessant ist, was C. v. Raumer über den Antritt seiner Professur in Breslau berichtet: er war, da ihm alle mineralogischen Sammlungen fehlten, in der Lage eines Professor der Exegese ohne Bibel oder eines Professor des römischen Rechts ohne Pandekten, eines Anatomen ohne Leichen. Das war freilich für einen Mann, der gern seines Amtes in vollem Umfange gewartet hätte, ein sehr niederdrückendes Gefühl, vor fünf Zuhörern ohne Unterstützung von Sammlungen Mineralogie vorzutragen. Das Frühjahr 1813 befreite den trefflichen Mann aus seiner peinlichen Lage, indem er nach dem Aufrufe des Königs, wie H. Steffens und andere, in die schlesische Landwehr eintrat, später in das Blüchersche Hauptquartier versetzt wurde.

ja selbst Goethe blieben unbeachtet. Die Deutschen strebten zu einer Höhe empor und kamen ihr allmählich nahe, die den Blicken des Königs verborgen blieb. Die Erhebung der deutschen Literatur geschah, ohne daß der König sie mit Bewußtsein förderte, ja ohne daß er von ihr Kenntnis nahm. Darüber klagten die Zeitgenossen, leiser und lauter. Klopstock schon früh, in der Ode an Gleim, in maßvollen und schönen Worten:

Noch da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,
Floß der dichtrische Quell entgegen ihm
Abzuwaschen die Schlacht. Aber er wandte sich,
Stürmte in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird.
Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er wert war zu sein — aber sie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf.

Später nach dem Erscheinen der Schrift de la littérature allemande, die allerdings einen schmerzlichen Eindruck machen mußte, hat Klopstock seine Zornesschalen in einer Ode[1]) ausgegossen, die er die „Rache" benannt hat und in deren Unglimpfe der, welcher Klopstock kennt, neben gerechtem vaterländischem Schmerze doch auch ein gutes Teil verletzter Eigenliebe des von Friedrich ignorierten Dichters wahrnehmen muß. Das Gedicht fügt der geistvolle Philolog Moritz Haupt in seiner ausgezeichneten akademischen Rede: Friedrich der Große und die deutsche Literatur hinzu, ist überdies so dürr und hohl, und so gespreizt im Ausdruck, daß des Königs Urteil über die deutsche Poesie volle Billigung verdienen würde, wenn sie nichts Besseres hervorgebracht hätte. Nach Friedrichs Tode ist der Vorwurf, die deutsche Literatur verachtet zu haben, sehr häufig wiederholt worden, oft ohne das geschichtliche Verständnis, das erklärt und entschuldigt, besonders von patriotischen Polterern, aber auch von solchen, denen ein gerechteres Urteil zuzutrauen war.[1])

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung IV, S. 209 f.: Wenn man die Lage der deutschen Literatur Friedrich dem Großen gegenüber betrachtet, so begreift man wohl, warum er in eine bittere Stimmung gegen sie geriet, auch wenn man nicht einmal daran denken wollte, daß ihm seine französische Erziehung die Kenntnis und das kindliche Gefühl für die deutsche Sprache verkümmert habe, geschweige der kleinen Umstände zu gedenken, daß er mit Niemandem so oft deutsch verkehrte als mit rohen Soldaten, oder daß er persönlich keine anderen Vertreter deutscher Schriftsteller kennen lernte als die Gottsched, Gellert und Sulzer, oder daß man ihm, wie Gleim meinte, die asiatische Banise in die Hände gegeben habe, um ihm den Geschmack zu verderben. Friedrich war ein Freidenker und an den gewürzten Verkehr mit Voltaire und witzigen Franzosen, an die Lektüre ihrer wasserklaren Prosa gewöhnt. Nun lagerten sich ihm die fromme Dichtung Klopstocks mit

Man muß bei der Beurteilung des Verhältnisses Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur immer festhalten, daß die literarische Bildung des großen Königs aus französischer Schule hervorgegangen war, daß er, wie Moritz Haupt, gewiß ein gerechter Kritiker, der französischen Literatur treu blieb und in ihr genießend und nachbildend Erholung fand, daraus wird niemand, der geschichtliches Verständnis hat, ihm einen Vorwurf machen. Der ungerechte Vorwurf aber ist wohl nun endlich verschollen, daß Friedrich überhaupt das Französische überschätzt und daß die französische Bildung in ihm das deutsche Wesen aufgezehrt habe. Sein königliches Walten war im Innersten doch ein deutsches und deutsche Ehre hat er nicht bloß durch Thaten, sondern auch den Franzosen gegenüber in ernsten und ironischen Aussprüchen behauptet.[1]) Wir haben schon oben, als wir von dem trefflichen Patrioten Justus Möser handelten, erwähnt, daß Wolfgang Goethe, obwohl sein Götz von Berlichingen, wie die Kunstwerke Shakespeares, von dem großen Friedrich wenig günstig beurteilt wurden, doch erkannte, daß erst durch den preußischen König und durch die Thaten des siebenjährigen Krieges der wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen sei.[2]) Zunächst hatte der durch das Urteil des Königs über seinen Götz doch verstimmte jugendliche Dichter die Absicht, auf das Verdammungsurteil Friedrichs des Großen zu antworten;[3]) doch nähere Überlegung ließ den aufstrebenden Goethe schließlich

---

all ihrem salbungsvollen Pompe und einer Sprachbildung gegenüber, die sebst denen anstößig war, die sich der deutschen Sprache Pfleger zu sein rühmten. Was Wunder, daß er sich von dem unverständlichen Zeuge abwandte, da er an Gellerts Fabeln nur darum eine Art Geschmack zeigte, weil er sie verstand. Wenn ihm die Beschaffenheit jener überschwenglichen Poesie auch nie zu Augen kam, zu Ohren kam sie ihm gewiß, und dies war genug, ihn zu sättigen. Wenn ihm ja nur einfiel, daß er in seiner Jugend deutsche geistliche Lieder zur Strafe hatte auswendig lernen müssen, wie sollte er jetzt solche Hymnen zur Erbauung suchen oder zum Genuß! Jetzt nun kam hinzu, daß sich ihm eine deutsch-vaterländische, teutonische Dichtung entgegenwarf, die die französische lebhaft anfeindete. Er hatte für diesen Empfindungsschmelz, für diese Naturschule, für die Nachahmer Shakespeares, für den Götz von Berlichingen und dergleichen keinen Sinn, und es ist gewiß noch nicht bedacht worden, wie selbst an dem populären und etwas kecken Patriotismus Gleims ein preußischer König des 18. Jahrhunderts noch weniger als einer des 19. Wohlgefallen finden konnte. So war auch Friedrich gegen alles Teutonische eingenommen; als ihm Müller seine altdeutschen Gedichte zuschickte, schrieb er ihm voller Ärger zurück, der ganze Plunder sei keinen Schuß Pulver wert!

1) Vergl. M. Haupt, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. M. Hauptii opuscula. Bd. III, 158 f. Sehr wichtig für die Beurteilung der poetischen Leistungen des Königs ist die feinsinnige, tief in das Wesen des großen Königs eindringende akademische Rede des geistreichen Philologen M. Haupt op. III, S. 137 f.

2) Goethes Dichtung und Wahrheit. II. Teil (v. Löpers Ausg.), S. 62.

3) Briefe von und an Merck I, 308; II, 258, Briefe an Frau von Stein I.[2], 318 f. 331. Goethe begann am 6. Januar 1781 an seinem Gespräch über die Literatur zu diktieren und setzte es am 24. Januar fort. Die Herzogin hatte es bereits im März, dann

das herbe Königsurteil ruhig hinnehmen, ja er erklärte: wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden.[1]) Nichtsdestoweniger hat der geniale König mit prophetischem Blick die schönen Tage unserer Literatur vorausgesehen, ja er hat sie durch die auf die Hebung des Unterrichts in seinen Staaten sich beziehenden Maßnahmen mit herbeigeführt. Ich verkündige Ihnen, schreibt er an seinen Minister über deutsche Literatur, die schönen Tage unserer Literatur werden erscheinen, ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir diese Hoffnung. Ich bin ein Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich betrete es nicht. Verzeihen Sie mir diesen Vergleich. Aber lassen wir Moses sein, was er ist, ich will mich gar nicht mit ihm vergleichen; und die schönen Tage der Literatur, die wir erwarten, sind mehr wert als die versengten und öden Felsen des unfruchtbaren Idumäas.[2])

Friedrich der Große hat viel gedacht, viel gelesen, wurde aber doch nur angezogen von solchen Schriftstellern, denen er sich gleichgestimmt fühlte, und nahm, wie unser ausgezeichneter August Böckh sagt, deren Geist und Empfindung in seinen weiten Geist und sein weites Herz auf. Es waren dies nicht bloß Voltaire und die andern französischen Gelehrten seiner oder der früheren Zeit; obgleich er das Meiste, was er las, nur durch das Mittel der französischen Sprache kennen lernen konnte. Es gehörte zu den Merkmalen der Geistesrichtung des großen Mannes, daß er die Bedeutung des klassischen Altertums für die Kulturwelt zu würdigen wußte. Friedrichs Geschmack und Richtung in der Literatur war fast ausschließlich dem Klassischen zugewandt und von allem Romantischen, besonders dem Mittelalterlichen abgewandt. Auch vom Französischen liebte er nur das Zeitalter, welches dem klassischen Altertum, gleichviel mit welchem Glück, nachstrebte; und diese Neigung war so unbefangen, daß er selbst Werke, deren Grundgedanke ihm wenig zusagen mochte, in rein ästhetischer Beziehung verehrte: so war er für Racines Athalie, die er immer wieder las, in solchem Grade eingenommen,

---

sollte es Herder lesen; im Herbst erhielt es Goethes Mutter und durch sie andere Freunde. An die Veröffentlichung dachte wohl Goethe selbst nicht in dem Augenblicke, da er das Gespräch schrieb. Später dachte er um so weniger daran, als Justus Möser seine Verteidigung übernommen hatte. Vielleicht wird die Schrift noch irgendwo gefunden. Vergl. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. De la littérature allemande von Friedrich dem Großen. Heilbronn 1883 (von Ludw. Geiger). S. XXVI. Vor allem ist wichtig: Friedrich des Großen Schrift über die deutsche Literatur, von Bernh. Suphan. Berlin 1888.

[1]) Ludw. Geiger, de la littérature allemande von Friedrich dem Großen. S. XXVII.

[2]) Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Äußerungen. Herausgegeben von Dr. Jürgen Bona Meyer. 1885. S. 290.

daß er sogar einmal zu d'Alembert sagte, er wollte lieber die Athalie gedichtet als den siebenjährigen Krieg geführt haben. Der geniale Mann, welcher für die französische, für die englische, für die italienische, für die griechische und römische Literatur ein so großes Verständnis hatte, war wunderbarerweise kein Freund des größten dramatischen Dichters der Welt, des Shakespeare, wie er auch, wie wir gesehen haben, Goethes Dichtungen nicht zu schätzen verstand. Die Gesichtspunkte, unter welchen der König die Alten las und benutzte, führt Aug. Böckh auf diese drei zurück:[1]) auf den rhetorisch-ästhetischen, den philosophisch-sittlichen, den geschichtlich-politischen mit Einschluß des militärischen. Obgleich zu seiner Zeit der eigentlichen Beredsamkeit, wie sie die Alten übten, außer England, kein Schauplatz eröffnet war, legte er dennoch, echt altertümlich, auf die Rhetorik ein großes Gewicht, und sein häufiger Gebrauch rhetorischer Kunstausdrücke beweist, daß er sie studiert hatte; in einem Briefe aus seiner ersten Regierungszeit nennt er sich einen Schüler des Cicero in der Rhetorik, und besonders viel hielt er auf Quintilian, lobt die Klarheit seiner Darstellung, die Vollständigkeit seiner Vorschriften und seiner Regeln der Kunst, wer ihn studierend nicht zur Beredsamkeit gelange, werde niemals dazu gelangen. Friedrich der Große hält fest an der Aristotelischen Poetik; ihre Regeln, er meint vorzüglich die nicht vollkommen richtig daraus gefolgerten drei Einheiten[2]) des Drama, sind ihm nicht willkürlich, sondern die einzigen Mittel, die Tragödie anziehend zu machen; Shakespeares Stücke findet er schon darum abscheulich, weil sie eben gegen alle diese Regeln des Theaters sündigten. Wie sein Geschmack, der auch allerdings manches Urteil fällte, welches jetzt nicht wenig seltsam klingt, sich zum Antiken auch in der äußern Form der Poesie neigte, zeigt vorzüglich seine Meinung über deutsche Hexameter, welche er in späteren Jahren zu Gesicht bekommen hatte; diese reimlosen Verse, sagt er, hätten einen Fall und eine Harmonie, welche aus der Mischung von Daktylen und Spondeen hervorgehen; voll Sinn, hätten sie ihm das Ohr angenehm eingenommen durch volltönende Klänge, deren er unsere Sprache niemals fähig gehalten haben würde; vielleicht sei diese Art von Versen für das Deutsche die angemessenste, und wahrscheinlich werde man Fortschritte machen, wenn man sich Mühe gebe, sie zu vervollkommnen. Was ihm von alten Dichtern in erträglichen Übersetzungen zugänglich war, las er oder ließ er sich vorlesen zur Unterhaltung, zur Erheiterung und Erhebung des Gemütes oder zur Bildung des dichterischen Geschmacks, und Erinnerungen daraus kommen hier und da

---

[1]) Aug. Böckhs gesammelte kleine Schriften. Bd. II, S. 337.

[2]) Aug. Böckhs gesammelte kleine Schriften. Bd. II, S. 339. Aug. Böckh hat seiner Rede die Quellen aus den Werken des großen Königs hinzugefügt. Außerdem vergl. Dr. Ed. Cauer, Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen. Breslau 1883. S. 360 f.

bei ihm vor; von den Griechen kennt er besonders den Homer und die Anakreontischen Lieder; auch von den Tragikern scheint er einiges gelesen zu haben; bekannter waren ihm die römischen Dichter Lucrez, Virgil, Lucan, Horaz, Catull, Ovid, Tibull, Properz. In der Philosophie der Alten, insbesondere insoweit sie praktischer Art ist, war er ziemlich bewandert; er kannte die Systeme, die sich ohne tiefere metaphysische Untersuchungen oder philologische Forschungen durchschauen ließen, namentlich das Epikurische und das Stoische, und machte von beiden, vorzüglich auch in seinen dichterischen Versuchen, mannigfache Anwendung: wie entgegengesetzt auch beide sind, stärkte er sich an beiden, weil beide Ruhe der Seele gewähren und schöpfte aus den Lehren derselben und aus dem Beispiel ihrer Bekenner Trost in schweren Leiden. Während des siebenjährigen Kriegs erquickte er sich an den herrlichen Sprüchen des Epiktet und an Marc Aurel, dessen Werk ihm damals zu dem langen Gedichte „le Stoïcien“ Anlaß und Anregung gab. Neben diesen hatte er fast immer den Lucrez zur Hand, besonders das dritte Buch, womit er seine Verachtung des Lebens und des Todes kräftigte: wenn ich bekümmert bin, schreibt er an d'Alembert, lese ich das dritte Buch des Lucrez und dieses tröstet mich; es ist ein Palliativ, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine anderen Heilmittel. Den Cicero, den er ganz im Gegensatz zu den abschätzigen Urteilen, die man gegenwärtig über den verdienten Römer hört, seinen Freund nennt, verehrte er zwar auch als Redner und als den Verteidiger der Freiheit, aber am meisten in philosophisch sittlicher Beziehung; besonders sprachen ihn die Tusculanen an; die Bücher von den Pflichten nennt er das beste Werk über die Sittenlehre, welches geschrieben sei und geschrieben werden könne, die Bücher von der Natur der Götter sind ihm ein unsterbliches Werk: in seinen eigenen Schriften fehlt es nicht an Stellen, wo er den Cicero benutzt hat. ebenso war er ein Liebhaber der ethischen Schriften des Seneca. Von den älteren Philosophen, selbst von Platon und Aristoteles, hatte er offenbar nur eine oberflächliche Kenntnis; von noch älteren findet sich bei ihm natürlich nur das Allergewöhnlichste: mit besonderer Vorliebe scheint er jedoch auf den freidenkenden Anaxagoras, des großen Perikles Freund, geblickt zu haben, den er aus Bayle kannte. Auch den Lucian, dessen freie Denkart und dessen satirischer Ton ihm sehr gemäß war und den Kaiser Julian, dessen Verehrung, wie man immer von seiner Stellung gegen das Christentum urteilen mag, auch des edelsten Fürsten nicht unwürdig ist. Von den Geschichtschreibern des Altertums hat der König lesend und schreibend den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Herodot, Thukydides, Xenophon sind ihm nicht unbekannt; Polybius war ihm besonders in taktischer und strategischer Hinsicht von Wichtigkeit, ja er half ihm eine Hauptschlacht gewinnen: er hatte auch den Vegetius gelesen: er gebraucht den Diodor, den Plutarch häufig,

den Sallust, Cäsar, Nepos, Livius, Vellejus, Tacitus, Sueton, Curtius, Ammianus Marcellinus. Unter diesen ist Thucydides, der Meister der Geschichtschreibung, unstreitig derjenige, dessen Geist und Sprachkunst sich am wenigsten aus einer Übersetzung, zumal aus einer französischen, erkennen läßt; daher wird man es dem König verzeihen, wenn er den Verfasser der römischen Geschichte, Rollin, in einem verbindlichen Briefe als den Thukydides seines Jahrhunderts bezeichnet, um so mehr verzeihen, als selbst Gelehrte, die besser unterrichtet sein konnten, späterhin diesen Ehrennamen gleich verschwenderisch zugeteilt haben. Tiefer ohne Zweifel drang Friedrich in Sinn und Darstellung des Tacitus ein, dessen Wert er ganz zu würdigen verstand, einen bedeutungsvollen Gegensatz bildend gegen Napoleon, der den Tacitus als einen gallsüchtigen Verleumder der Fürsten haßte: denn es übersteigt alle Berechnung, welcher Unterschied des Geistes und Gemütes wie der Regierungsgrundsätze zwischen Herrschern sein muß, welche Tacitus anwidert und Herrschern, welche ihn lieben und preisen und wie Friedrich Wohlgefallen an den freien und kühnen Charakteren eines Thrasea Paetus und Helvidius Priscus haben, deren Kenntnis er den Zeichnungen dieses großartigen Geschichtschreibers verdankt.[1])

So haben wir gesehen, wie der geniale König nach allen Richtungen hin für die fortschreitende Bildung seines Volkes besorgt war, wie er alles aufbot, die geistige und materielle Wohlfahrt desselben zu fördern, daß er insbesondere von der deutschen Literatur, die in seinem Zeitalter einen neuen Aufschwung zu nehmen begann, so geringe Kenntnis nahm, dürfen wir bedauern, können es uns aber vollkommen erklären und müssen bekennen, daß Friedrich der Große doch dem deutschen Leben erst Inhalt gegeben und würdige Zielpunkte gestellt hat.

Jetzt betrachten wir auf dem Gebiete der Pädagogik einige hervorragende Männer, welche die Bestrebungen des großen Königs in der Praxis des Schullebens unterstützten.

A. Fr. Büsching.

Anton Friedr. Büsching, der Begründer der neuern politisch statistischen Methode der Geographie, hat sich als Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin um das Unterrichtswesen große Verdienste erworben, hat auch

[1]) Sehr lesenswert ist die treffliche Parallele, die unser großer Philolog zwischen dem König Friedrich II. aus dem Hause Hohenzollern und dem Kaiser Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen in seiner akademischen Rede S. 347 f. zieht. Beide sind ebensosehr geliebt und gehaßt, gepriesen und geschmäht worden, von beiden hat man geurteilt, hätten sie ihre Seele geliebt, wären ihnen wenige auf Erden gleich gewesen: beide hatten auch wie alle Sterbliche ihre Mängel und ihre Gebrechen, S. 349. U. s. w.

durch seine zahlreichen in viele Gebiete einschlagenden Schriften,[1]) weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus Einfluß auf die Pädagogik geübt. Vor allem ist er als Geograph von Bedeutung, da die Art der Behandlung dieses Teiles der Wissenschaft, wie Büsching sie auffaßte, lange Zeit maßgebend war. In seinem Sinne arbeiteten Hassel, Stein, Cannabich und viele andere. Freilich erhielt man durch solche Lehrbücher kein Bild von der Natur des Landes, man hatte eine Masse Zahlen und Namen, die nach der jeweiligen politischen Staateneinteilung zusammengehäuft waren. Alles in allem bot die Geographie nur nuda locorum nomina, war ganz verschieden von der Weise, wie man jetzt die Erdkunde zu behandeln pflegt.[2]) Dieser Pädagog wurde geboren am 27. September 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippeschen. Erst im neunzehnten Jahre kam er aus der rohen Zucht eines überstrengen Vaters nach Halle, um hier Theologie zu studieren, 1749 wurde er Erzieher bei dem Sohne des dänischen Geheimen Rates von Lynar in Petersburg, kehrte aber bald mit der gräflichen Familie nach Itzehoe zurück und gab seine Stelle auf, um neben theologischen Stadien vorzugsweise Materialien für eine große Erdbeschreibung zu sammeln. Nach wechselndem Aufenthalte als Professor der Theologie in Göttingen, als Pfarrer der Lutherischen Gemeinde in Petersburg, ging er 1765 nach Altona, folgte aber schon 1767 einem Rufe nach Berlin als Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster. In dieser Stellung war er bis zu seinem am 28. Mai 1793 erfolgten Tode thätig.

Friedrich Gedike.

Viel bedeutungsvoller und in die Geschichte der Pädagogik tiefer eingreifend war Friedrich Gedike,[3]) der durch seine persönliche Wirksamkeit und durch seine zahlreichen Schriften pädagogischer und philologischer Art einen weit über Deutschland hinaus gehenden Einfluß ausübte. Er war im Dorfe Boberow bei Lenzen in der Priegnitz am 15. Januar 1754

---

[1]) Die Zahl der Büschingschen Schriften reichte weit über hundert hinaus; sie behandelten Kunsthistorisches, Theologisches, Dogmatisches, Exegetisches, Asketisches, Kirchenhistorisches, Pädagogisches, Biographisches, zumeist Geographisches.

[2]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. III, S. 644 (Löwenbergs Artikel über Büsching). Der große und kleine Cannabich waren noch bis in die vierziger Jahre sehr beliebte Handbücher, die man in Thüringen in sehr vielen Häusern finden konnte.

[3]) Vgl. Schmids Encyklopädie. Bd. II, S. 594. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VIII, S. 487. Zwei tüchtige Schulmänner, E. Bonell und der verdienstvolle Zittauer Rektor Heinr. Jul. Kaemmel, der Verfasser der gründlichen Schrift: Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit (Leipzig 1882), sind die Verfasser dieser Biographien. Dr. Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts rc. S. 459 f.

geboren. Der Vater, welcher aus seiner Predigerstelle nur ein kärgliches Einkommen hatte, konnte, zumal in den traurigen Zeiten des siebenjährigen Krieges, auf die Erziehung der Kinder nur geringe Sorgfalt verwenden, so daß sein beanlagter Sohn, mehr auf sich selbst angewiesen, gar bald eine gewisse Selbständigkeit erlangte, die er während seines Lebens auch zu behaupten wußte. Als der Knabe neun Jahre alt geworden war, starb der Vater, die Lage der Kinder gestaltete sich noch trauriger. Im zwölften Jahre wurde Gedike der unter Steinbarts Leitung blühenden Anstalt, dem Waisenhause zu Züllichau, zu weiterer Ausbildung übergeben. Hier entwickelten sich die Anlagen des von manchen Beurteilern für stumpfsinnig gehaltenen Knaben unter der sorgfältigen Pflege des Vorstehers der Bildungsstätte und bei dem außerordentlichen Fleiße des strebsamen Zöglings in erwünschter Weise. Es mag als ein schöner Zug des Pädagogen Gedike angeführt werden, daß er seinem Wohlthäter stets ein dankbares Andenken bewahrte. Im Jahre 1771 bezog Gedike die Universität Frankfurt a. O., um sich theologischen Studien zu widmen. Eifrig und begeisterungsvoll wandte er sich der Theologie und Philologie zu. Mit seinem Freunde Zöllner stiftete er eine literarische Gesellschaft. Sehr erfreulich für Gedike war es, daß sein geliebter Lehrer Steinbart als Professor der Philosophie an die Universität Frankfurt berufen wurde. In dem Hause seines Gönners, in dem er gastliche Aufnahme fand, unterrichtete er mehrere Studenten und begann so seine erste pädagogische Thätigkeit. Schon im Jahre 1775 nahm er in dem Hause des Propstes Spalding in Berlin eine Hauslehrerstelle an, wurde aber schon 1776 von Spalding, der die pädagogische Tüchtigkeit seines Hauslehrers kennen gelernt hatte, für die Stelle als Subrektor an das herabgekommene Friedrich Werdersche Gymnasium empfohlen.[1]) Zunächst blieb Gedike in dem Hause Spaldings, nahm aber an den Bemühungen um eine Reform der Anstalt und an dem Unterrichte in den oberen Klassen den lebhaftesten Anteil. Im Jahre 1777 wurde er Prorektor, und als 1779 der kränkliche Rektor Heinius, dem er als Gehilfe in den Rektoratsgeschäften treu zur Seite gestanden hatte, sein Amt niederlegte, wurde er Direktor der Anstalt und brachte durch seine Energie und pädagogische Erfahrung einen frischen Zug in das Gymnasium. Durch die Übersetzung der olympischen (1777) und (1779) der pythischen Siegeshymnen Pindars, sowie durch die 1786 veranstaltete Ausgabe der carmina selecta Pindari (Berolini) und die bereits 1782 erschienene M. Tullii Ciceronis historia philosophiae antiquae (Berolini) legte er ein für die damalige Zeit rühmliches Zeugnis seines philologischen Wissens ab. Aufsehen hatte seine Schrift über Aristoteles und Basedow oder Fragmente

---

[1]) Direktor Georg Gottfr. Küster (1732—1776) fand in den drei ersten Klassen nur dreizehn Schüler vor. Vgl. Wiese, Das höhere preußische Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 101.

über Erziehung und Schulwesen bei den Alten und Neuern (Berlin 1779) erregt.[1]) Als praktischer Schulmann bewährte er sich an seinem Gymnasium in ausgezeichneter Weise. Er führte in den entschiedener auseinander gehaltenen Klassen das Fachsystem durch, war selbst im Unterrichte wie in der Beaufsichtigung unermüdlich, führte zweckmäßigere Schulbücher ein, er sorgte für Lehrmittel verschiedener Art, gründete eine Bibliothek für Schüler, auch durch Einführung von halbjährigen Censuren für die oberen, von vierteljährigen für die unteren Klassen wußte er ein frisches Streben hervorzurufen. Neben dem Lateinischen wurde auch auf das Griechische ein größerer Wert gelegt; neben dem Sprachlichen betonte er auch — was man in jener Zeit doch vielfach versäumte — das Sachliche bei der Erklärung der Schriftsteller mehr. Dem häuslichen Fleiße der Schüler wurde Aufmerksamkeit zugewendet, denn es ist mit vollem Recht als eine Aufgabe der Schule zu betrachten, die Schüler an häusliche Arbeit zu gewöhnen, sie anzuweisen, wie sie studieren müssen; auch arbeiten will gelernt sein. Deshalb bin ich der Meinung, daß, da eben in den Lehrstunden der Unterrichtsstoff nicht ganz bewältigt werden kann, dem häuslichen Fleiße der Zöglinge etwas zugemutet werden muß. Gedike wurde vielleicht mehr gefürchtet als geliebt. Die älteren Schüler sahen in ihm stets eine bedeutende, mächtig anregende Persönlichkeit.[2]) Sehr bezeichnend ist, was wir in Ludwig Tiecks Leben von Rud. Köpke lesen.[3]) Einen merkwürdigen und hervorragenden Mann gab es damals unter den Berliner Schulmännern, welcher sich bereits ein allgemein anerkanntes Ansehen erworben hatte, Friedrich Gedike. Es war ein rastloser und eigentümlicher Mann, der durch seine trefflichen Anschläge, seine planmäßigen und erfolgreichen Einrichtungen allmählich zum Reformator des ganzen Schulwesens geworden war. Man pries sich glücklich, einen so aufgeklärten Gelehrten zu besitzen, der ganz den Beruf hatte, die veralteten Formen des Unterrichts nach den Anforderungen der neuen Zeit, die auf dem Gebiete der Schulen an Lehren und Versuchen so reich war, neu zu gestalten. Seit 1779 Direktor einer städtischen höhern Lehranstalt, des Friedrichs-Gymnasiums auf dem Werder, hatte er durch seine Geschicklichkeit der früher verwahrlosten Schule binnen wenigen Jahren (L. Tieck wurde Joh. 1782 dem Gymnasium als Schüler übergeben) einen ungewöhnlichen Ruf verschafft.

---

[1]) Ich führe gleich hier die wichtigen Schriften an, die Gedike herausgegeben hat: Aristoteles und Basedow 1779. Platons Crito, beide Alcibiades 1780 (1821). Griechisches Lesebuch 1781 (1809). Sophocles Philoctet c. nott. ed. 1781. Lateinisches Lesebuch 1782 (von F. Hofmann 1857. 1876. 1891). Pindari carmina selecta ed. ill. 1786. Schulschriften 1789—1795, 2 Bde. Berliner Monatsschrift (mit Biester). Lateinische Chrestomathie 1793 (1842). Vermischte Schriften 1801.

[2]) Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VIII, S. 488.

[3]) Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, von Rud. Köpke. Leipzig 1855. Bd. I, S. 16.

Während des Unterrichts machte Gedike regelmäßig die Runde durch das Schulgebäude. Im Vorübergehn warf er einen Blick in die Schulzimmer durch ein in der Thür angebrachtes Schiebefenster. Nicht selten erschien er zum Troste und zur Rettung manches bedrängten Kandidaten und griff als deus ex machina mit gewaltiger Schicksalshand die hervorragenden Häupter des Unfugs heraus. Oft kamen auswärtige Schulherrn, um den berühmten Reformator, seine Art des Unterrichts an Ort und Stelle kennen zu lernen.[1]) Wir lesen in Köpkes trefflichem Buche[2]) noch folgendes, was für den tüchtigen Schulmann ebenfalls charakteristisch ist: In Prima hörte die geringschätzige Anrede mit „Er" auf, sie wurde durch das rücksichtsvollere „Sie" ersetzt. Nur Gedike wandte diese höflichere Form ungern an. Sie schien mit seiner Würde unvereinbar und er suchte sich damit zu helfen, daß er zu dem Angeredeten wie von einer dritten Person sprach. Auch genoß man sonst noch mancher Vergünstigung. Man erschien mit dem Stocke in der Hand, kam auch wohl gestiefelt und gespornt ins Lehrzimmer. Genug, die Kinderschuhe waren ausgezogen, und nicht ohne hohes Selbstgefühl faltete man das Gesicht zu männlichem Ernste. Denn man war ja ein hoffnungsvoller junger Mensch geworden, der sich für die tieferen Studien der Wissenschaften vorbereitete. In allem herrschte größere Freiheit, und selten griffen die Lehrer mehr ein als unbedingt nötig war. Wichtig war es auch, daß man nun auch den Herrn Rat, das war Gedikes amtlicher Schultitel, von einer milden Seite kennen lernte. Hatte man früher ihn nur als Donnerer gesehen und gehört, so war er jetzt Lehrer und Führer im innersten Heiligtume. In den obersten Klassen erteilte er eine Reihe von Lehrstunden, in denen er einen griechischen Dichter oder Geschichtschreiber erklärte, Übungen in freier Rede anstellte und auf die allgemeine Durchbildung seiner Zöglinge hinzuwirken suchte. Und hier erschien er als eine bedeutende, in hohem Grade anregende Persönlichkeit. Man fühlte seine überwiegende Kraft, die bei allerlei Sonderbarkeiten auch den Widerstrebenden zur Anerkennung zwang. Seine Äußerungen waren scharf entschieden und zutreffend. Was er that und sagte, prägte sich bis in die kleinsten Züge seinen Schülern für die Lebenszeit ein. War er bisweilen rauh, ja hart und ungerecht, so hatte er auch Augenblicke, in denen er von dem Kothurn herabstieg. Wie ein alter Löwe ließ er dann in halb humoristischer, überdreister Weise fast mit sich spielen. Doch nichts machte einen tieferen Eindruck, als wenn Gemütserschütterungen den starken Mann unerwartet überkamen, und gegen seinen Willen den Damm steifer Haltung durchbrachen. Er, der sonst so abgemessen, war dann weich und liebens-

---

[1]) Köpke erzählt, daß selbst in den Unterrichtsstunden des gefürchteten Direktors die Berliner, zu allerlei Mutwillen aufgelegte Jugend sich allerlei erlaubte, was mit guter Zucht nicht zusammenstimmt. I, 23.

[2]) Köpke. I, 46 f.

würdig. Als er den Schülern einst Engels „Traum des Galilei“ vorlas, überwältigte ihn die steigende Rührung, seine Stimme schwankte; nur mit Mühe konnte er die Vorlesung zu Ende führen. In solchen Augenblicken söhnte man sich mit seinen Härten aus.[1]) Für Ludwig Tieck, einen hochbeanlagten, gar bald auch seiner Kraft sich bewußten Schüler Gedikes, war der Herr Rat mit der Zeit nicht mehr eine über allem Zweifel stehende unfehlbare Macht. Die hochgespannte Würde, der steife Ernst, dessen die kleinen Schwächen zu spotten schienen, machte auf den vorwitzigen Humor des Jünglings einen komischen Eindruck. Mit seinem dichterischen Geschmacke und seinen ästhetischen Urteilen war er längst nicht mehr einverstanden. Bei dem Lesen der griechischen Tragiker wollte ihm weder aus den allgemeinen Versicherungen und Anpreisungen der edlen Simplicität der Alten und noch weniger aus der trocknen Weise, in der man sie behandelte, ihre Größe und Erhabenheit einleuchten. Stets hörte er in unbedingtem Tone davon reden, und doch wußte man nicht anschaulich oder fühlbar zu machen, worin diese eigentlich bestehe. Denn einzelne schöne Züge, die ihn wirklich tief ergriffen, wollte man als solche nicht anerkennen oder schien sie nicht hinreichend zu würdigen. In diesem Sinne trat er einmal als Verteidiger des Äschylos gegen Gedikes ästhetische Kritik auf. Man las den „gefesselten Prometheus“. Es wurde jener Monolog,[2]) in dem der gefesselte Titan den heiligen Äther, die Winde und Ströme und das ruhelose Lachen der Meereswellen zu Zeugen seines Leidens anruft, durchgenommen. Gedike schloß die Erklärung damit ab, daß diese Anrufung des lachenden Meeres undichterisch, ja geschmacklos sei. Tieck wollte darin gerade im Gegenteil eine dichterische, tiefe Naturanschauung eines großen Geistes finden und wies zugleich auf die sinnlich anschauliche Malerei hin, die in diesen Versen liege. Gedike unterbrach ihn mit den Worten: Unser Tieck will alles besser wissen, selbst als die gelehrten Kommentatoren. Er muß immer etwas Apartes haben.[3]) Aus diesen Mitteilungen eines talentvollen Schülers darf man auf die Art des Unterrichtsbetriebes des hochgeschätzten Schulmannes einen Schluß machen. Vor allem zeigte sich in der außerordentlichen Zunahme der Schülerzahl des Gymnasiums aus allen Kreisen der Gesellschaft, in welchem Ansehn der Schulmann stand. Daher war es natürlich, daß Gedike gar bald die

---

[1]) Köpke, Ludw. Tieck. S. 47.

[2]) Aesch. Prometh. 88:

ὦ δῖος αἰθὴρ καὶ ταχύπτεροι πνοαί,
ποταμῶν τε πηγαὶ ποντίων τε κυμάτων
ἀνήριθμον γέλασμα, παμμῆτόρ τε γῆ,
καὶ τὸν πανόπτην κύκλον ἡλίου καλῶ·
ἴδεσθέ μ', οἷα πρὸς θεῶν πάσχω θεός.

[3]) Köpke, Ludw. Tieck. S. 52 f.

Aufmerksamkeit des für die Reform des Schulwesens sehr empfänglichen Ministers v. Zedlitz auf sich lenkte, von ihm sehr begünstigt wurde.[1]) Schon hatte Gedike dem verdienstvollen Staatsmanne sein Buch „Aristoteles und Basedow" zugeeignet. Gedike war, wie so viele andere, anfänglich ein warmer Freund der von Basedow vertretenen Principien des Unterrichts und der Erziehung. Auch dadurch war Gedike dem Minister näher getreten, daß er von ihm berufen wurde, ihn in die alte Literatur und besonders in das Verständnis der griechischen Sprache einzuführen. Bei der Besorgung der Ausgabe des Sophokleischen Philoktet mag er besonders den Minister im Auge gehabt haben. Der Scharfblick des Ministers erkannte bald, daß der ausgezeichnete Pädagog auch höheren Aufgaben gewachsen sei und berief ihn 1784 als Mitglied in das Oberkonsistorium, und als 1787 das Oberschulkollegium errichtet wurde, trat er auch in diese für die Entwicklung des preußischen Schulwesens wichtige Behörde ein. In beiden Ämtern hat er sich als treuer, umsichtiger, äußerst geschickter Arbeiter bewährt; sein scharfer Verstand fand in den aufgehäuften Akten das Wesentliche schnell heraus, seine Entscheidungen hatten Hand und Fuß, den Forderungen seines Schulamtes kam er trotz seiner arbeitsvollen Stellung im Oberschulkollegium gewissenhaft nach. In seiner Wirksamkeit für das preußische Schulwesen kam nur Meierotto, der berühmte Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums und Gedikes Amtsgenosse im Oberkonsistorium und im Oberschulkollegium, ihm gleich. Von beiden ging auch das Edikt über die Maturitätsprüfungen vom 20. Dezember 1788 aus, das für das preußische Schulwesen von so großer Bedeutung gewesen ist. Die Visitationsreisen,[2]) welche von Gedike und Meierotto unternommen wurden, übten ebenfalls auf den Gang des Unterrichts in den höheren Schulen eine sehr günstige Wirkung aus. Vor allem aber beweist das 1787 von Gedike errichtete Seminar für gelehrte Schulen, daß er wußte, wie eine bessere Methode des Unterrichts zu den wesentlichen Erfordernissen einer Besserung des Unterrichtswesens gehöre. Zuerst wurden fünf, später acht Mitglieder — sie waren als Lehrer bereits thätig — in dieses Seminar aufgenommen. Aus dieser Pflanzschule sind tüchtige Lehrer hervorgegangen: Bernhardi, Spilleke, Köpke, Gotthold, Haselbach, Falbe, Rambach, Delbrück, Bredow u. a. Auch Schleiermacher hatte an den seminaristischen Übungen teilgenommen und sie später als akademischer Lehrer verwertet.[3]) Zur Förderung reiferer Schüler dienten dem rastlos thätigen Manne eine pädagogische und philologische Societät, die zu be-

---

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VIII, S. 488. Schmids Encyklopädie. Bd. II, S. 595.

[2]) Vgl. Schwarze, Geschichte des ehemaligen Stadt-Lyceums zu Frankfurt a. O. 1873. S. 62.

[3]) Schmids Encyklopädie. Bd. II, S. 599.

stimmten Zeiten unter Teilnahme von Gymnasiallehrern Versammlungen hielten, in denen Abhandlungen der Mitglieder der Reihe nach eingehend besprochen wurden. Neben dieser weitgreifenden pädagogischen Thätigkeit suchte der rührige Pädagog durch Abfassung von Schulbüchern auf größere Kreise zu wirken. Zu den oben erwähnten Schriften fügte er noch ein französisches Lesebuch, eine französische Chrestomathie, ein englisches Lesebuch hinzu; sie trugen dazu bei, den pädagogischen Ruhm Gedikes zu vermehren. Das Eigentümliche dieser Schulbücher lag, wie schon berührt, in der Verbindung des Sprach- und Sachunterrichts. Mit seinem Freunde Biester hatte er sich schon 1783 zur Herausgabe der „Berliner Monatsschrift" vereinigt. Im Jahre 1797 unternahm er eine Reise nach Italien. Hier erfreute er sich in dem Genusse des italienischen Lebens in Turin, Florenz, Rom, Neapel und Venedig, erhielt aber in der Lagunenstadt die Nachricht von der Erkrankung seines Vertreters Michelsen und eilte schleunigst nach Berlin. Seit dieser Zeit begann seine sonst so kräftige Gesundheit zu wanken, und doch konnte er sich nicht entschließen, eins seiner vielen Ämter aufzugeben. Noch im Sommer 1802 bereiste er die neuen Provinzen Süd- und Neuostpreußen. Aber noch in demselben Jahre verfiel er in ein heftiges Nervenfieber. Er raffte sich noch einmal auf im April des folgenden Jahres, um die öffentliche Prüfung zu halten; allein die kaum wiedergewonnenen Kräfte sanken jetzt völlig dahin; mit ihnen erlosch dann auch die bis zuletzt genährte Hoffnung, mit Königlicher Unterstützung die Schweiz zu besuchen und dort Pestalozzis Erziehungsanstalt kennen zu lernen. Am 2. Mai 1803 schloß sich das Auge des so hellsehenden Schulmannes, der neben den schroffen und harten Seiten seines Charakters, sich, wie auch seine Gegner anerkannten, doch unvergängliche Verdienste, nicht bloß um das preußische, sondern um das deutsche Schulwesen, erworben hat.[1]) Die Schulschriften[2]) Gedikes, die in zwei Bänden vorliegen, haben nach verschiedenen Richtungen hin eine gute Wirkung ausgeübt, so daß er in der Vorrede zum zweiten Bande mit vollem Rechte sagen konnte: Dieser zweite Band meiner Schulschriften enthält die Einladungsschriften des Berlinisch Cölnischen Gymnasiums von 1788 bis Mich. 1793. Sie sind, einzeln gedruckt, nicht ohne Beifall aufgenommen worden. Wenigstens habe ich bisher die Freude gehabt, daß meine Schulschriften zur Abschaffung manches verjährten Mißbrauchs und zur Einführung mancher zweckmäßigen Methode Gelegenheit gegeben haben. Sie sind, fügt er hinzu, größtenteils das Resultat meiner vieljährigen Erfahrung. Themata, wie: Gedanken über die Methode beim geographischen Unterricht, über die Verbindung des wissenschaftlichen und philologischen Schulunterrichts, Hoffnung

---

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VIII, S. 490.

[2]) Bd. I gesammelte Schulschriften. Berlin 1789. Bd. II 1795.

und Furcht, Lob und Tadel auf der Wage des Pädagogen, praktischer Beitrag zur Methodik des öffentlichen Schulunterrichts, einige Gedanken über die Übung im Lesen, einige Gedanken über den mündlichen Vortrag des Schulmanns u. a. zeugen von der pädagogischen Erfahrung des Lehrers. Ein wie großer Verehrer Luthers Gedike gewesen ist, davon liefert die Abhandlung: Luthers Gedanken über Erziehung und Schulwesen, aus Luthers Schriften gesammelt, den besten Beleg.[1]) Auch für den Betrieb der deutschen Sprache und des deutschen Stils zeigte Gedike Verständnis. Für die Erklärung der alten Schriftsteller, die er für die Gelehrtenschulen zwar nicht für die einzige, aber doch für die Hauptsache hielt,[2]) war ihm die Art der Behandlung derselben, wie wir sie bei Christian Gottlob Heyne finden, die entsprechende, die schon oft erwähnte Verbindung des Sprach- und Sachunterrichts. Sehr charakteristisch für Gedike ist, was Dr. Ludw. Wiese in der Biographie seines Schwiegervaters Aug. Gottl. Spilleke[3]) erzählt. Von dem berühmten Philologen Fr. Aug. Wolf war Spilleke dem Oberkonsistorialrat Gedike, mit welchem der Hallische Philolog auch in Briefverkehr stand, als Hauslehrer für seine Kinder empfohlen worden. Mit großen Hoffnungen von seiner Zukunft trat Spilleke in die neue Laufbahn ein: das Vertrauen seines Lehrers (Wolf) hatte ihn vor allen geehrt und in die nächste Verbindung mit dem damals berühmtesten Pädagogen Deutschlands gesetzt, der ebenfalls das Talent seines jungen Freundes sehr bald erkannte und aufmunterte. Für diesen kamen nun aber die Zeiten, wo auch seine Fähigkeit der Selbstverleugnung auf die Probe gestellt wurde. Er empfand bald an seiner ganzen Lage in Gedikes Hause das äußerste Mißbehagen. Auf eine freie Wirksamkeit hatte er gehofft und sah sich nun an sehr bestimmte Anordnungen gebunden. Da er aber die pädagogischen Maßregeln Gedikes nicht immer meinte billigen zu können, und auch einer allgemein geachteten Autorität gegenüber, Ansichten, die er für die allein richtigen hielt, aufzugeben nicht gesonnen war, so trachtete er bald wieder nach Veränderung seiner Lage. Die Versuche, welche er zu dem Ende anstellte, schlugen fehl und so fügte er sich mit Resignation in sein Geschick, bis durch ein offenes gegenseitiges Aussprechen sich zwischen ihm und Gedike Verständigung und Anerkennung fand; und sehr bald mußte er einsehen, wie seine jugendliche Idealität an der Erfahrenheit des älteren Mannes eine Ergänzung und eine Schranke hatte, deren sie noch sehr bedurfte. Er hat später mit vieler Dankbarkeit gerühmt, wie wichtig und fruchtbar für seine ganze sittliche und pädagogische Entwicklung der Aufenthalt in Gedikes Hause gewesen war, hauptsächlich durch das Vorbild der reichen Erfahrung, welches er täglich vor

[1]) Gedikes Schulschriften. Bd. II, S. 178 f.

[2]) Schulschriften. Bd. I, S. 24.

[3]) Aug. Gottl. Spilleke, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt von Dr. Ludw. Wiese. Berlin 1842. S. 28 f. Vgl. weiter unten.

Augen hatte, aber freilich auch durch eine frühe Erkenntnis des Verfehlten, wozu er manche Einrichtung der dortigen häuslichen Erziehung rechnete. Gleich anfangs hatte ihn Gedike auch in das pädagogische Seminar aufaufgenommen, welches unter Gedikes Leitung stand, und als Mitglied desselben begann Spilleke seine Schulthätigkeit. Gedike setzte in Spillekes theologische Kenntnisse und Anlagen ein ebenso großes Vertrauen als in seinen Beruf zum Schulmann und forderte darum ihn auf, sich als Predigtamtskandidat examinieren zu lassen.[1])

Im Anfange seiner pädagogischen Laufbahn hatte Gedike sich den von Basedow vertretenen pädagogischen Anschauungen zugeneigt, hatte auch zu den Dessauer pädagogischen Unterhaltungen einige Beiträge geliefert, war ganz besonders darüber erfreut, daß der Minister v. Zedlitz dafür gesorgt hatte, daß der an die Hochschule in Halle berufene Professor Rapp ein Erziehungsinstitut zur Bildung künftiger Schullehrer errichtete. Später aber erkannte Gedike die schwachen Seiten des Philanthropinismus sehr wohl und spottete über die zahlreich hervortretenden neuen Erziehungspläne. In der Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung seines Gymnasiums (1781)[2]) sagt er: Erziehung und Unterricht der Jugend war seit je her eine der ersten und wichtigsten Angelegenheiten bei jedem kultivierten Volke. Aber nie und nirgends ist über Erziehung und Unterricht so viel gedacht, geredet und geschrieben worden als zu unserer Zeit und in unserem Vaterlande. Pädagogik ist das allgemeine Steckenpferd unseres Zeitalters. Wer nichts Besseres zu thun weiß oder vermag, wer über sonst nichts zu denken und zu schreiben Lust oder Geschick hat, ersinnt wenigstens neue Erziehungspläne und schreibt — weil es eine so leicht scheinende Beschäftigung ist — Bücher für Kinder. Jedes Jahr wirft die Flut der deutschen Literatur eine Menge neuer Erziehungsschriften und Kinderbücher ans Ufer. Jung und alt eilt herbei, die Perlen zu sammeln, und ehe sie fertig sind, strömt eine neue Flut daher und die Spuren der alten sind vertilgt.“ Man sieht, daß unser Zeitalter in dieser Beziehung dem des großen Friedrich völlig gleicht.

Der religiöse Standpunkt des so hervorragenden Schulmannes war, wie der vieler seiner Zeitgenossen, ein dem Rationalismus zugewendeter; war er

---

[1]) Spillekes Leben. S. 30. Man vergleiche die lehrreiche Ausführung Paulsens in der Geschichte des gelehrten Unterrichts 2c. S. 461—465. Die encyklopädische Tendenz, welche auch in Gedikes Unterricht hervortritt, zeigte sich besonders in der Lektion, die er unter dem Titel: Allgemeine Encyklopädie in den vereinigten beiden obersten Klassen, beständig erteilte und als die wichtigste unter allen bezeichnete. Sie umfaßte einen mehrjährigen Kursus: 1. Encyklopädie der Fakultätswissenschaften, 2. der historischen, 3. der mathematischen Wissenschaften, 4. der Physik und ihrer Geschichte, mit der Logik, 6. der Künste, sowohl der mechanischen als der schönen, 7. der Philologie und ihrer Geschichte (Progr. vom Jahre 1802).

[2]) Gesammelte Schulschriften von Friedr. Gedike. Bd. I, S. 75 f.

doch ein Schüler Töllners und ein Verehrer Spaldings. Mit dieser seiner Auffassungsweise christlicher Dinge vermochte er die Liebe zu dem Reformator wie sie in der Abhandlung über Luthers Pädagogik zum Ausdruck gebracht ist, zu vereinigen, wie er, der ein Freund des Staatsministers Freiherr v. Zedlitz gewesen war, den ersten Band seiner Schulschriften dem Staatsminister v. Wöllner und den zweiten Band dem Oberkonsistorialrat D. Wilh. Abraham Teller widmete. Sehr merkwürdig ist das von K. v. Raumer[1]) angeführte Urteil Gedikes über die 10 Gebote: am wenigsten braucht der Schüler jemals die 10 Gebote zu lernen, die doch nur immer eine höchst dürftige, höchst unvollständige und höchst unbestimmte Moral enthalten. Aber sie waren auch nicht dazu bestimmt, ein Lehrbuch der Moral zu sein und es ist Moses Schuld nicht, daß christliche Erzieher seinen jüdischen Kriminalcodex zum moralischen Elementarbuch machten (!). K. v. Raumer berichtet noch,[2]) Gedike nahm auch teil am Campeschen Revisionswerke. Ein solcher ursprünglich der alten Schule angehöriger, legitimer Mann wie er, der würde den Philanthropen doppelt willkommen gewesen sein, hätten ihn nur die tüchtigsten Humanisten für einen tüchtigen Philologen gehalten.[3]) Überdies war er doch ein gar zu ungeschlachter Schulmann.[4])

Joh. Heinrich Meierotto.

Johann Heinrich Ludwig Meierotto hat sich um die Gestaltung des höheren Schulwesens in unserem Vaterlande so große Verdienste erworben, daß seine Zeitgenossen von ihm sagten: er sei Friedrich II. unter den Rektoren. Er hat nach allen Richtungen hin Bahn gebrochen, sowohl auf dem Gebiete der Didaktik als der Disciplin. Er war auch bemüht im Jahre 1790 neben seinem Joachimsthalschen Gymnasium einen Spielplatz einzurichten, auf welchem unter andern ein Schwebebaum sich befand, so daß man den trefflichen Mann auch als den Vorläufer des Turnwesens bezeichnen könnte. Durch eine Eingabe an den König Friedrich Wilhelm II. erreichte er unter den thätigen Bemühungen des Staatsministers von Wöllner, daß zwei neben dem Gymnasium stehende Häuser angekauft und dem Gymnasium geschenkt wurden.[5]) Meierotto stellte

[1]) Geschichte der Pädagogik. Bd. II, S. 106, vgl. außerdem Bd. II, S. 108.

[2]) Geschichte der Pädagogik. Bd. II, S. 251.

[3]) Gedike stand in Briefwechsel mit Friedr. Aug. Wolf, war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und gehörte, wenn auch nicht zu den bedeutendsten doch immerhin zu den beachtenswerten Philologen, welche die Altertumswissenschaft ganz in dem Sinne von Chr. Gottl. Heyne aufgefaßt und auf der Schule gepflegt wissen wollten.

[4]) K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. Bd. II, S. 251.

[5]) Es heißt in der Eingabe: in einer Sache, welche für die Gesundheit, für die Unschuld, die Glückseligkeit der auf das ganze Leben wichtigen Jugendjahre entscheidend ist, nähert sich Ew. Königl. Majestät höchstem Throne eine gute Jugend und flehet nebst mir

die harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte als den eigentlichen Zweck des philologischen Studiums hin und meinte, daß deshalb diesem Studium auf Schulen der erste Rang gebühre.[1]) Aus dem Abschnitte in Brunns Lebensbilde Meierottos, das überschrieben ist „Meierotto als Lehrer" könnte man eine auch heute noch nicht ganz unangemessene Gymnasialpädagogik zusammenstellen. Besondern Wert legte Meierotto auf das Lesen Ciceronischer Schriften. Wenn er eine Rede des Cicero erklärte, dann wurde der Erklärung eine teils historische teils rhetorische Einleitung vorausgeschickt. Es wurden alle Verhältnisse und Thatsachen, durch welche die Rede und die Form derselben veranlaßt worden war, dargelegt und dasjenige Ereignis sorgfältig auseinandergesetzt, welches die in einer besondern, rechtlichen Untersuchung schwebenden Streitfragen, von denen die Rede handelte, herbeigeführt hatte.[2]) Als Erklärer des Horatius strebte Meierotto dahin, daß der gebildete Jüngling nicht mehr bloß historisch die Kunst des Dichters erkennen, nicht mehr das Schöne bloß empfinden, sondern nun auch versuchen möchte, das Schöne in den Dichterwerken der Alten kritisch zu betrachten. So war die Lektüre der Oden, verbunden mit dem rhetorischen Unterrichte, zugleich eine zweckmäßige Einleitung in die Ästhetik, die nach Meierottos Urteil wegen ihres unleugbaren Einflusses auf Geistesbildung auf gelehrten Schulen nicht aus den Augen gelassen, obgleich noch nicht systematisch vorgetragen werden durfte.[3]) Er versäumte nicht die Hauptidee aus dem gelesenen Gedichte herausheben und sie, vom poetischen Schmucke entkleidet, nur in Hinsicht auf innere Wahrheit oder auf den, nur dem Augenblicke genügenden Wahrheitsschimmer, und in Hinsicht auf ihre Wirksamkeit für damalige und für heutige Leser beurteilen zu lassen. Bei der Erklärung des Tacitus hielt der treffliche Rektor seine Schüler dazu an, den Inhalt der Worte vollständig aufzufassen; die Urteile des philosophischen Staatsmannes deutlich zu erkennen, die von ihm beschriebene Geschichtsperiode pragmatisch zu studieren und seine Diktion mit dem eleganten Reichtum der Ciceronischen Schreibart zu vergleichen.[4]) Auf lateinische Sprachübungen legte Meierotto geringen Wert, er hielt diese Fertigkeit für eine Zierde des Gelehrten, nicht aber für ein allgemeines Bedürfnis der Studierenden; nur wenn er seine Einleitungen in die Ciceronischen Reden wiederholte, sprach er lateinisch. Sehr betonte Meierotto lateinische Schreibübungen. Die Primaner verfertigten teils

---

demütigst zu Ew. Königl. Majestät, die Summe von 20—30000 Thlr. zur Ankaufung von Plätzen auszusetzen und sodann höchst Dero Oberhofbaudirektion die allergnädigste Ordre zur Ausbauung und Einrichtung des einen Hauses zu geben. Friedr. Leop. Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung J. H. L. Meierottos (Berlin 1802). S. 314 f.

[1]) Brunns Biographie Meierottos. S. 427.

[2]) Brunns Biographie Meierottos. S. 422.

[3]) Brunns Biographie Meierottos. S. 439.

[4]) Brunns Biographie Meierottos. S. 432.

in der Klasse, teils zu Hause Ausarbeitungen in der lateinischen Sprache an. In den längern Sommerferien mußten die Schüler eine längere Arbeit anfertigen, die ein größeres Studium verlangte z. B. über den Inhalt und Plan und die Schönheiten der Georgica des Vergilius, über den Zustand der römischen Provinzen zu der Zeit, als die Verrinischen Reden gehalten wurden, eine mit historischen Belegen unterstützte Schreibart des Livius und des Tacitus und dergleichen. Endlich traten auch in jeder öffentlichen Prüfung freiwillig Schüler mit lateinischen Reden auf. In der Korrektur der Aufsätze war Meierotto sehr streng, ohne jedoch fleißige Schüler zu beschämen oder scheu zu machen. Er sah auf die Ideen, die richtig, zweckmäßig und wohlgeordnet sein mußten und verlangte grammatikalische Richtigkeit, treue Beobachtung des echtlateinischen, besonders des Ciceronianischen Ausdrucks selbst, wenigstens von den geübtern Schülern, eine gewisse Eleganz der Darstellung.[1]) Sehr zweckmäßig hatte Meierotto in dem letzten Jahrzehnt für diejenigen Schüler, welche daran Teil zu nehmen wünschten, wöchentlich eine Stunde bestimmt, in welcher er eine Einleitung in die klassische Literatur vortrug. Er fand es nicht zweckmäßig in den Klassen vor der beginnenden Lektüre eines alten Schriftstellers eine Einleitung in denselben vorzutragen; denn die Schüler sollten, insofern es ihnen schon ein Bedürfnis wäre, den Schriftsteller aus seinen Schriften kennen zu lernen suchen. Er wünschte, daß die Schüler in dem letzten Abschnitte ihrer Schuljahre ein gründliches Studium der klassischen Literatur lieb gewinnen möchten und entschloß sich daher eine Einleitung in dieselbe vorzutragen. Es kam ihm vor allem darauf an, daß die Schüler erkannten, wie man das Studium der klassischen Literatur betreiben müsse, um Erfolg zu sehen und wahren Gewinn davon zu haben. Die Lebensumstände eines Schriftstellers wurden erzählt, aber hauptsächlich nur in der Hinsicht, als sie auf seine Ausbildung und auf seine Schriften Einfluß gehabt hatten. Dann wurde von seinen Schriften gehandelt, deren Inhalt, Veranlassung und Plan, Form, Diction u. s. f. untersucht wurde. An diese Untersuchungen schlossen sich folgende Fragen an: Was ist das Eigentümliche dieses Schriftstellers? Auf welcher Stufe der Kultur befand er sich? Wie weit hatte er es in seinem Fache gebracht? Wessen Vorarbeiten hat er benutzt? Welche Umstände hatten auf seine Schriften günstigen oder nachteiligen Einfluß? Wie stand es, nach seinen Schriften zu urteilen, damals um die Kunst, um die Wissenschaft? Was gewann sie durch ihn? Was galten seine Schriften den Zeitgenossen, der Nachwelt, was gelten sie uns? u. s. f. Den Beschluß machte eine kurze Geschichte des Textes, der besten Ausgaben, die zum Teil vorgezeigt wurden, und der vorzüglichsten Ausleger. Oft wurden mehrere Klassiker, teils der Sachen, teils des Ausdrucks wegen miteinander verglichen. Endlich wurden ganze Suiten von Klassikern in eine Parallele gebracht, um

[1]) Brunns Biographie Meierottos. S. 440.

den Zustand einer Kunst oder einer Wissenschaft in einer gewissen Periode oder bei der einen oder andern Nation zu beurteilen. In allen diesen Untersuchungen mußten die Schüler, soviel möglich war, selbst forschen und, was besonders die lateinische Literatur betrifft, zum Teil aus den Quellen schöpfen, indem Meierotto aus den Klassikern die hieher gehörigen Stellen und Abschnitte gesammelt hatte, welche von den Schülern entweder in der Klasse übersetzt oder wenigstens zu Hause nachgelesen wurden. So lernten seine Zöglinge in einem Jahre vielleicht nur ein Dutzend Klassiker kennen, aber so genau, daß sie nun wußten, wie sie es anzufangen hätten, auch die übrigen ebenso genau kennen zu lernen.[1]) Bei der Erklärung der alten Schriftsteller war ihm, wie schon erwähnt, der berühmte Göttinger Philologe Christ. Gottlob Heyne Muster und Vorbild.[2]) Die lateinische Grammatik in Beispielen aus den klassischen Schriftstellern zum Gebrauch der letzten Klassen des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums Berlin und Stettin 1785 ist von vielen Pädagogen mit großem Beifall begrüßt worden. Diese von K. v. Raumer näher charakterisierte Methode verlangt ausgezeichnete Lehrer, der Verstand der Anfänger wird bei dieser Methode zu stark in Anspruch genommen. Fr. Aug. Wolf sagt, daß der Verstand anfangs gar nicht mitarbeiten dürfe.[3]) Vielleicht ist der Mittelweg auch hier der beste!

Für die Hebung des Unterrichts in der Muttersprache war Meierotto gar sehr thätig; auch hier hatte er es immer darauf abgesehen, die Selbstthätigkeit der Schüler zu wecken und zu pflegen, er handelte so ganz im Geiste seines großen Königs. Um nun dieses Ziel zu erreichen, stellte er 1794 Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit besonders im gemeinen Leben geordnet von J. H. L. Meierotto zusammen. Am Schlusse des Werkes befindet sich eine Anweisung: Vom Gebrauch der in diesem Buche aufgeführten Beispiele. In der allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1795 Nr. 277 wird das Werk als die reife

---

[1]) Brunns Biographie Meierottos. S. 445.

[2]) Wie hoch Meierotto Heyne geschätzt, das geht aus der 1785 erschienenen Schrift hervor: de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus dubia viro eximio Christiano Gottlob Heyne proponit J. H. L. Meierotto. Berolini 1785. Es werden im ersten Teile dieser Schrift Stellen aus Vergil behandelt, den ja Heyne in einer für die damalige Zeit ausgezeichneten Weise herausgegeben hatte (erste Ausgabe 1767—1775). In dem zweiten Teile spricht er von Veranstaltung von Ausgaben klassischer Schriftsteller für solche, die nicht Kritiker und Philologen, aber Liebhaber der alten Literatur sind. In der dritten Abhandlung führt er aus, daß Horatius unter allen römischen Dichtern von seinen Zeitgenossen bis hundert Jahre nach seinem Tode am wenigsten geschätzt und lange nicht mit dem Fleiße gelesen worden ist, mit welchem Vergil und andere Dichter gelesen wurden. Der letzte Teil der Schrift erörtert die Frage, wie es kam, daß der junge Cicero bei den allergünstigsten Umständen ein großer Mann zu werden, doch seinen Vater bei weitem nicht erreichte.

[3]) Vgl. K. v. Raumer, Geschichte der Pädag. Bd. III, S. 93.

Frucht eines der scharfsichtigsten und edelsten Jugendlehrer in unserem deutschen Vaterlande bezeichnet, als die Frucht eines Mannes, der seinen schönen Beruf, junge Menschen zum Vernunftgebrauch auszubilden, offenbar aus dem höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkte zu betrachten und zu behandeln gewohnt ist. In diesem Buche, heißt es weiter, findet sich eine überaus große Menge zweckmäßig gewählter Beispiele, besonders für die so sehr vernachlässigte Sprache des gemeinen Lebens, diese Beispiele sind unter Klassen gebracht und die Regeln der Theorie stehen einzeln und so kurz als möglich dazwischen. Man sieht überall in allem, was Meierotto unternommen, den einsichtsvollen mit den Anforderungen des praktischen Lebens wohlvertrauten Gelehrten.[1]) Noch ein Buch müssen wir erwähnen, welches geeignet ist, den Charakter Meierottos ins hellste Licht zu setzen, es ist das 1790 veröffentlichte Exempelbuch für Seefahrende und Strandbewohner, zu Rat und Hülfe in Gefahr und mannigfaltigen Fällen gesammelt und herausgegeben von Meierotto. Es besteht die Schrift aus einer Sammlung von Stellen aus Reisebeschreibungen, worin Erzählungen und Berichte von merkwürdigen Schiffbrüchen und andern Gefährlichkeiten, denen der Seefahrende ausgesetzt ist, enthalten sind und welche anderen, die in ähnliche Lage kommen, von Nutzen sein können. Dazwischen sind Strophen aus guten geistlichen Liedern eingeschaltet, welche besonders geschickt sind, das Vertrauen zu Gott in Gefahren zu erwecken.[2]) Für Pädagogen ist noch von Wichtigkeit die Collectio graeca in usum tironum. Berolini 1775. Es ist dieses Buch eine Sammlung von leichten Stücken aus verschiedenen griechischen Schriftstellern entnommen, deren Abdruck er zum Behuf des Unterrichts in der vierten und fünften griechischen Klasse des Gymnasiums besorgte. Eine für die damalige Zeit wichtige, für die Behandlung der lateinischen Schriftsteller sehr nützliche Schrift ist die zuerst 1776 erschienene: Über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik. Berlin. Sie enthält gewissermaßen eine Sitten- und Kulturgeschichte der Römer, wie damals keine vorhanden war. Philipp Buttmann hat die dritte Auflage 1814 besorgt. Für die Schule brauchbar war auch: Ciceronis vita ex oratoris scriptis excerpsit, verba ipsa retinuit et ad consulum seriem digessit. Berolini 1783. Abgesehen davon, daß der Schüler mit allen verschiedenen Arten der Ciceronischen Schreibweise bekannt wird, lernt er auch die Geschichte jener für die Entwicklung des römischen Staates so wichtigen Epoche unter der Anleitung eines guten Lehrers genauer kennen.

Es bleibt uns noch übrig in kurzen Zügen den Lebensgang des ausgezeichneten Schulmanns zu erzählen. Meierotto war am 22. August 1742

---

[1]) Man vgl. was Rud. v. Raumer in dem trefflichen Abschnitte der Geschichte der Pädagogik. Bd. III, S. 169: das Deutsche auf dem Gymnasium, über Meierottos Buch gesagt hat.

[2]) Brunns Biographie Meierottos. S. 483.

in Stargard, der alten pommerschen Hauptstadt geboren, sein Vater war Rektor der dortigen reformierten lateinischen Schule, sein Großvater väterlicherseits Heinrich Meierotto war Rektor des Friedrich Werderschen Gymnasiums, dann Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.[1]) In seiner Jugend war er kränklich, aber mit dem 16. Jahre kräftigte sich seine Gesundheit. Der Vater, ein Liebhaber der Alten, hat es in seinem Unterrichte darauf abgesehen, seinen Sohn, wie überhaupt seine Schüler zu tüchtigen Lateinern heranzubilden. Es wurde viel gelesen Livius, Plautus, Tacitus u. a., nachdem seine Schüler aus dem Deutschen ins Lateinische längere Zeit übersetzt und Exercitien angefertigt hatten, so daß eine leidliche grammatische Sicherheit erlangt war. Eine große Freude war es dem Vater, wenn seine Schüler ihm Auszüge oder Übersetzungen aus Schriftstellern übergaben, mit denen er sie gar nicht bekannt gemacht hatte, wie aus Ciceros Tusculanen, aus Juvenal, Martial. Mit seinen Schülern las er den Caesar, Eutrop, Aurelius Victor, beide letztere sehr kursorisch, den Pomponius Mela, den jüngern Plinius, den Nepos, den Justinus. Ferner fast ganz den Terenz, viele Oden des Horatius und einige Satiren, ganz Virgils Eklogen und die Georgica und von der Aeneis mehr als die Hälfte, ferner Ciceros Briefe ad familiares und ad Atticum, desgleichen de officiis und den größten Teil der Reden. Wenn er einen Schriftsteller ganz erklären wollte, so gab er vorher von ihm eine Lebens- und Charakterbeschreibung, erzählte von ihm Anekdoten, die ihn charakterisierten, beschrieb seine Zeitlage, seinen Wirkungskreis, den Zweck seiner Schrift, seine eigentümliche Denkungsart und Handlungsweise, seine vorzüglichsten Verhältnisse, darin er mit dem Staate oder merkwürdigen Personen gestanden hatte. Bei manchem ließ er nach einer Karte einen Unterricht in der Geographie seiner Zeit ausdrücklich vorausgehn z. B. vor der Lesung des Caesar de bello gallico die von dem alten Gallien. Er ging in der Lektüre der Schriftsteller nicht eher weiter, als bis er wußte, daß das Bisherige gut verstanden war. Er ließ lieber ein Stück zweimal Gegenstand der Lektion sein. Nicht alles ließ der ausgezeichnete Mann ins Deutsche übersetzen, aber wohl die schönsten und schwersten Stellen. Diese Übersetzungen hob er auf und nach kürzerer oder längerer Zeit gab er sie den Schülern zurück und verlangte, daß sie ins Lateinische übertragen wurden, ohne daß sie des betreffenden Schriftstellers habhaft werden konnten.[2]) Neben der lateinischen Sprache, die besonders gepflegt wurde, erhielten der Sohn und der Stubengenosse Schmit vielfache Anregung, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen, da der Lehrer

---

[1]) Brunns Biographie Meierottos. S. 62.

[2]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 75 f. Die Mitteilungen aus der Jugendzeit Meierottos sind dem Biographen Brunn durch den Inspektor Schmit in Kottbus gemacht, der, ein Pflegling des Rektor Meierotto in Stargard, mit dem hoffnungsvollen Sohne zugleich unterrichtet wurde.

zahlreiche Naturalien besaß, über die er seinen Schülern gar oft Vortrag hielt. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, daß die wenigen Schüler, die der Rektor hatte, gründlich in der lateinischen Sprache vorgebildet wurden. Neben dem sorgfältigen Betrieb der lateinischen Sprache legte der Vater großen Wert auf die Erwerbung naturhistorischer Kenntnisse, er selbst hatte eine verhältnismäßig reiche Naturaliensammlung, seine Bibliothek war nicht arm an Schriften, welche das Steinreich und die Petrefakten betrafen. Anfänglich interessierte sich der Sohn mehr für das Pflanzenreich, der Garten des Vaters und die Umgegend von Stargard boten Gelegenheit, die botanischen Kenntnisse zu erweitern, später wandte er sein Interesse mehr der Geologie zu. Sein ganzes Leben hindurch war er ein Freund der Naturwissenschaften, konnte ihnen aber bei seinen zahlreichen Amtsgeschäften nur wenig Zeit opfern. Im Hebräischen hatten die Schüler nur die Anfangsgründe gelernt, und im Griechischen nur mäßige Fortschritte gemacht. Das Neue Testament war nicht, wie damals in vielen Anstalten, Gegenstand der Lektüre, eine Chrestomathie war im Gebrauch; die Kenntnis des Griechischen war nicht die starke Seite des trefflichen Rektors der Stargarder reformierten Schule. Die Universalgeschichte wurde nach Zopfs und Freiers Grundrissen kurz und, wie der Berichterstatter sagt, etwas trocken vorgetragen. In der Geographie wurde ein Lehrbuch gebraucht, besonders aber bediente er sich der Landkarten, einzelne Länder wurden bevorzugt[1]) z. B. die Schweiz, die er seinen Schülern sehr lieb und wert machte, für die er viele Vorliebe hatte. Mit der römischen Geschichte und der alten Geographie war er weit bekannter als mit anderen auf deutsche Geschichte und Länderkunde sich beziehenden Büchern.[2]) Unser Stargarder Rektor hatte bei seinem ganzen Unterrichte die Absicht, die Schüler, welche die Absicht hatten, akademische Studien zu treiben, dahin zu bringen, daß sie in eine der beiden obersten Klassen des Joachimsthalschen Gymnasiums eintreten und mit Nutzen dem Unterrichte folgen könnten. Im Septbr. 1760 nach einer von dem Rektor Dr. Heinius angestellten Prüfung wurde J. H. L. Meierotto in die erste lateinische Klasse aufgenommen. Da sich der strebsame Schüler den theologischen Studien zu widmen gedachte, so hörte er, wie es bei Brunn[3]) heißt, die Dogmatik, ein

[1]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 78. Ohne Zweifel lag der Schwerpunkt des Unterrichts in der lateinischen Sprache, welche der Rektor schriftlich und mündlich nach dem Berichte des Biographen gut zu handhaben wußte. Bei der Erklärung der lateinischen Schriftsteller, die ab und zu in lateinischer Sprache geschah, legte er großen Wert auf die Abstammung des Wortes, damit die Schüler einen deutlichen Begriff von der mit dem Worte ausgedrückten Sache erhielten und ebenmäßig in die Muttersprache übertrügen; die sachliche Erklärung wurde nicht vernachlässigt, so daß auch eine Kenntnis der Sitten, Gebräuche und der Denkungsart des römischen Volkes herbeigeführt wurde. Brunns Biographie. S. 79.

[2]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 78.

[3]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 124.

hebraicum über die Psalmen, Philosophie, die Erklärung der vornehmsten Schriften des Cicero und die römischen Altertümer bei dem Rektor der Anstalt. Zum Lehrer in der griechischen Sprache hatte er den Dr. Stosch, es wurde die Chrestomathie Gesners und Homer gelesen. Derselbe trug auch Universalgeschichte vor. Dem Vergil und Horaz waren wöchentlich nur eine Stunde gewidmet; diese Dichter erklärten Professor Schmid und Prof. Schulze, letzterer auch das Neue Testament. In der Geometrie, Astronomie, Experimental-Physik und Geographie hatte er Sulzer zum Führer, nach des berühmten Göttinger Professor Pütter[1]) Grundriß wurde die Reichsgeschichte von Prof. Wesenfeld gelehrt. Privatstudien wurden ebenfalls mit großem Eifer betrieben. Horaz, Tacitus, Quinctilian und das Neue Testament bildeten den Gegenstand seiner Lektüre. Die sittliche Haltung des strebsamen Schülers war ausgezeichnet. Nachdem Meierotto etwas über zwei Jahre das Joachimsthalsche Gymnasium besucht hatte, verließ er die Schule Ostern 1762, seine Abschiedsrede handelte von den Vorteilen, welche die gesellschaftliche Verbindung den Menschen gewährt.[2]) Er wandte sich, nachdem er vorher längere Zeit in Stargard seine Ferien verlebt und kurz vor seiner Abreise von Berlin auch seinen geliebten Vater verloren hatte, nach Frankfurt a. O., um sich den theologischen Studien zu widmen. Die materielle Lage des jungen Studenten war eine recht dürftige, der Vater hatte kein Vermögen hinterlassen, so daß Meierotto mit einem Stipendium von 50 Thlr. seinen Lebensunterhalt bestreiten mußte. Aber gar bald fand er an dem Professor Causse einen Gönner und väterlichen Freund. Die theologischen Vorlesungen Causses und auch der andern Professoren besuchte er ganz regelmäßig. Mit Prof. Causse wurden auch die alten, besonders lateinischen Schriftsteller wieder gelesen, insbesondere schreibt sich von dieser Zeit her die Vorliebe Meierottos für Tacitus. Auf der Frankfurter Hochschule war wenig Gelegenheit philologische Vorlesungeu zu hören, nur Professor Aug. Schulze erklärte zuweilen einen alten Schriftsteller. Durch seinen Eifer für wissenschaftliche Studien, durch seine würdige Haltung gewann sich Meierotto bald neue Freunde und Gönner, so daß er nach dem zweiten

---

[1]) Der berühmte Göttinger Professor (geb. den 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark) bezog, nachdem er durch Privatlehrer eine ausgezeichnete Vorbildung zu akademischen Studien empfangen hatte, im 13. Jahre die Universitäten Marburg, Halle (1739), Jena (1741), Marburg (1743—1745). In Marburg habilitierte er sich als Docent (1744) und wurde 1746 nach Göttingen berufen, wo er eine Zierde der Universität, oft in anderen Staaten zu einflußreichern Stellungen berufen, aber immer der geliebten Georgia Augusta treu bleibend am 12. Aug. 1807 gestorben ist. Er hat den Zusammenbruch des deutschen Reichs, dessen geschichtliche Entwicklung er in anerkannten Werken dargestellt hatte, erlebt. Vgl. Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte in acht Vorträgen. Gotha 1872. Johann Stephan Pütter und Karl Friedrich Eichhorn. S. 100. Allgem. deutsche Biographie. Bd. XXVI. S. 747 f.

[2]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 125 f.

Jahre seines Frankfurter Aufenthaltes die Stelle eines Unterbibliothekars bei der Universitätsbibliothek erhielt und dadurch seine ökonomische Lage wesentlich verbesserte. Für einen so wissensdurstigen jungen Mann war gerade diese Stellung äußerst angenehm, sie brachte dem Inhaber zunächst eine umfängliche Bücherkenntnis und Gelegenheit viel zu lesen. Unter diesen günstigen Umständen faßte er den Plan, sich ganz dem akademischen Lehramte zu widmen. Indessen zog er es bei der Unsicherheit der Aussichten im akademischen Berufe vor, ein vorteilhaftes Anerbieten des Bankiers Schickler in Berlin[1]) Erzieher seiner Söhne zu werden, anzunehmen. So kam Meierotto wieder nach der Hauptstadt. Seiner Gewohnheit gemäß gab er sich voll und ganz seinem Erzieherberufe hin; es blieb ihm wenig Zeit zu eigenen Studien, aber vorteilhaft für ihn war es, daß er in dem Schicklerschen Hause in Verkehrskreise eingeführt wurde, die auf seine gesellschaftliche Bildung einen großen Einfluß hatten. Hier lernte er Männer kennen, die den ersten Ständen der Berliner Gesellschaft angehörend auf seine Gewandtheit im Verkehr mit Menschen eine große Wirkung ausübten und infolge ihrer Stellung für seine künftige Laufbahn von Wichtigkeit sein konnten. Vor anderen waren Merian[2]) und Sulzer[3])

---

[1]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 130.

[2]) Joh. Bernh. Merian, geb. am 28. Septbr. 1723 in Liestall bei Basel, gest. in Berlin den 12. Febr. 1807, Sohn eines Pfarrers, bezog 1737 die Universität Basel, um Philosophie und Philologie zu studieren, ging, nachdem er vergeblich gesucht hatte, an der Hochschule Basels anzukommen, zu Verwandten nach Lausanne und nahm dann eine Hauslehrerstelle in Amsterdam an. Im Jahr 1749 schlug ihn auf Empfehlung Bernoullis Maupertuis als Mitglied der Akademie in Berlin vor. Freudig trat Merian in diesen Wirkungskreis ein. Im Jahr 1767 wurde Merian Inspektor des französischen Kollegiums in Berlin, 1770 Direktor der in der Akademie bestehenden Abteilung für die schönen Wissenschaften, in welcher Eigenschaft er die Berichte über die einlaufenden Arbeiten auswärtiger Gelehrten zu verfassen hatte. Seit 1770 wurde er in den nähern Verkehr des großen Königs gezogen, von dem er in wissenschaftlichen und Personalfragen gar oft um Rat gefragt wurde. Im Jahr 1773 wurde er Visitator des Joachimsthalischen Gymnasiums, in welcher Stellung er auf die Umgestaltung des Unterrichts hinwirkte, mit Meierotto trat er seit 1775 in ein enges Freundschaftsverhältnis. Seit 1797 war Merian Sekretär der Akademie. Er schrieb viele philosophische Abhandlungen, unter andern auch 1788: Si Homère a écrit ses poèmes? welche Frage er verneinte, wofür ihm Friedr. Aug. Wolf in den Prolegomena seine Anerkennung ausspricht. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. B. 21, S. 429.

[3]) Joh. Georg Sulzer, geb. am 5. oder 16. Oktbr. 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, wurde 1736 dem Gymnasium in Zürich übergeben. Joh. Gesner machte ihn mit der klassischen Literatur bekannt und Breitinger und Bodmer übten in ästhetischer Beziehung Einfluß auf ihn aus. Er wandte sich dem Studium der Theologie zu. Im Jahr 1740 wurde er Hilfsprediger zu Maschwanden. Hier gab er seine moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur heraus. Im Jahre 1742 machte er eine Reise durch die Schweiz, ging dann nach Berlin, wo er sich Eulers und Maupertuis Freundschaft erwarb und durch gute Empfehlungen Professor der Mathematik an dem Joachimsthaler Gymnasium wurde. Er besuchte öfter sein Vaterland. Im Jahre 1763 legte er seine Professur nieder, um sich nach der Schweiz zu wenden, doch der König stellte ihn

diejenigen, welche die Bedeutung Meierottos erkannten und zu seiner Beförderung zu wichtigen Ämtern wesentlich mitwirkten. In dieser Zeit machte der treffliche Mann, nachdem er vorher in ehrenvollster Weise die Prüfung bestanden hatte und in die Zahl der Kandidaten der reformierten Kirche aufgenommen worden war, öfter den Versuch, die Kanzel zu besteigen. Diejenigen, welche ihn predigen hörten, stimmten auch darin überein, daß Meierotto die Anlage gehabt hätte, ein tüchtiger Kanzelredner zu werden, man meinte nur, daß seine Predigten wohl mehr den Beifall gebildeter Hörer gefunden haben würden. Wie gewissenhaft und geschickt er sein Erzieheramt ausübte, geht daraus hervor, daß der Bankier Schickler in seinem Testamente (er starb bald, nachdem Meierotto eine Professur am Joachimsthaler Gymnasium angenommen hatte) dem Erzieher seiner Kinder ein ansehnliches Legat ausgesetzt hatte. Von 1765 bis 1771 blieb er in der ihm zusagenden Stellung, bis er durch Sulzers Vermittlung Ostern 1771 an das Joachimsthalsche Gymnasium als Professor der Beredsamkeit berufen wurde. Die Zustände, in denen sich die Anstalt befand, ließen, da durch Sulzers Einfluß die Rektorstelle nach dem Weggange des Rektors Stosch nicht besetzt und die Leitung einem concilium professorum unter Sulzers Vorsitz übertragen worden war, nach allen Seiten hin viel zu wünschen, machten eine Änderung notwendig. Als 1773 Sulzer sein Amt als Visitator niederlegte, ernannte der König den damaligen Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften Joh. Bernh. Merian zum Visitator des Gymnasiums. Dieser ausgezeichnete Mann erkannte sofort, was dem Gymnasium fehle, und setzte es unter dem Beistand des Ministers Freiherrn v. Zedlitz durch, daß 1775 dem jüngsten von den fünf Professoren das Amt des Rektors übertragen wurde. Es hatte sich gezeigt, daß, sobald die Führung der Rektoratsgeschäfte in den Händen Meierottos lag (die fünf Professoren wechselten in der Verwaltung des Dirigentenamtes) die ganze Schule in besserem Zuge war. Außerdem hatte M. mit großer Geschäftsgewandtheit die Kassenverwaltung in Ordnung gebracht, eine Witwenkasse begründet, be-

als Professor bei der neuerrichteten Ritterakademie an und schenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree, um sich dort anzubauen. Auch erhielt er 1765 den Auftrag den ökonomischen Zustand der Akademie zu untersuchen und eine bessere Ordnung herzustellen. Ebenso mußte er in Gemeinschaft mit Sack und Spalding die Schulen zu Kloster-Bergen, Stettin und Stargard einer Untersuchung unterziehn. Ja im Jahre 1771 lud den verdienten Gelehrten der Herzog von Kurland ein, in Mitau ein Gymnasium einzurichten, indessen Kränklichkeit hielt ihn ab dem Rufe zu folgen, aber den Plan zur Herstellung des Gymnasiums hat er entworfen. Während er zur Stärkung seiner Gesundheit die Schweiz, Frankreich und Italien bereiste, wurde er 1775 zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie ernannt. Im Jahre 1779 am 27. Febr. starb er. Sein Hauptwerk: Allgemeine Theorie der schönen Künste, zuerst 1786 erschienen, hat für seine Zeit erfolgreich für Kunst und Wissenschaft gewirkt; auch sein Werk: Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens (3 Bände, Nürnberg 1768, 3. Aufl. 1780—1782) hat Aufsehn erregt. Die Selbstbiographie Sulzers haben Merian und Nicolai 1809 herausgegeben.

sonders aber als Lehrer und Erzieher einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Am 25. April 1775 wurde Meierotto in sein Amt durch Merian eingeführt. Das Thema seiner Antrittsrede war: schola quae saeculi genio obsequitur, splendidissima, quae illum emendat optima est. Sehr bezeichnend sind die Worte, mit denen er die Einladungsschrift zu seiner öffentlichen Einführung als Rektor schloß: Jamque vale otium tuque otii alumna remissio animi: valete ingenii lusus, excursus, studia genio hactenus data! Tu vero almum Joachimicum! en accipe totum istud meum, quidquid est intentionis et mentis, qua utinam quidem acrius, nobilius quid tibi offerre possem![1]) Eingetreten in das Amt, das seine ganze Seele füllte, war er unablässig thätig mit aller Vorsicht die Übelstände,[2]) die sich so vielfach eingeschlichen hatten, zu beseitigen. Unermüdlich und unerschrocken überwachte er alle Zweige seiner Anstalt. Nicht das Arbeiten, nicht das Ruhen seiner Zöglinge ließ er unbeachtet. Mit Begeisterung ergriff er die Anordnungen des großen Königs auf dem Gebiete des Unterrichts. Naturrecht, Moralphilosophie, Metaphysik, Statistik verschwanden als unfruchtbar von dem Lehrplane der Anstalt. Dagegen wurde der Rhetorik nach dem Willen des Königs wie nach der individuellen Überzeugung Meierottos selbst ein weiterer Spielraum zugestanden. An die Stelle trockener Lehre trat, wie der treffliche Kießling, ein Nachfolger Meierottos, mit vollem Rechte sagt, anregende Übung nach mustergültigen in reicher Fülle mit Kennerschaft dargebotenen Beispielen. Die Alten wurden gelesen auf dem Fundamente gründlicher, grammatischer Belehrung, die gleichfalls nicht aus ertötendem Regelwerk, sondern aus fruchtbaren Beispielen geschöpft war. Vor allem war der neue Rektor darauf aus, die seit Jahren sehr gesunkene Disciplin unter den Alumnen wiederherzustellen, diejenigen Schüler, welche einen verderblichen Einfluß auf ihre Umgebung ausübten, wurden entfernt. Dabei ließ es der verständnisvolle Pädagoge nicht bewenden, durch positive Maßregeln, wie durch die Einrichtung eines wissenschaftlichen Vereins, einer Konversationsstube, eines Schulgartens, durch Hebung des Ehrgefühls der älteren Alumnen, durch würdigere Behandlung, Einführung der Anrede „Sie“ statt „Er“ suchte er auf seine Schüler zu wirken. An die Stelle des Klassensystems setzte Meierotto das reine Fachsystem, führte naturwissenschaftlichen Unterricht ein, beseitigte dagegen Naturrecht, Moralphilosophie, Metaphysik und Statistik, veranlaßte die Gründung eines Naturalienkabinetts und sorgte für Vermehrung der Bibliothek. Kurz der pflichtgetreue Rektor

---

[1]) Vgl. Kießling in Schmids Encyklopädie. Bd. IV, S. 651.

[2]) Joh. George Sulzers Selbstbiographie. S. 50: die vortrefflichen Stiftungen hätten durch Nachlässigkeit, Unverstand und Unwissenheit der Aufseher auf der einen Seite und auf der andern Seite durch Eigennutz, dumme Pedanterie, Herrschsucht und Stolz der Schulmänner nach Sulzers Meinung nicht nur ganz unnütz, sondern sogar schädlich werden können.

war bestrebt, seinen Schülern vor allem eine tüchtige auf sichere Kenntnis der alten Sprachen gegründete Bildung zu geben, daneben aber Aneignung naturwissenschaftlichen Stoffes nicht gering anzuschlagen. Auch die Einführung der Reifeprüfung ist von Meierotto ausgegangen; sie machte es möglich, daß die Hochschulen allmählich ein gleichmäßig vorgebildetes Schülermaterial empfingen. Die neue Verordnung wurde unter dem 23. Dezbr. 1788 publiziert und bestimmte, daß hinfort alle von öffentlichen Schulen abgehende Jünglinge schon vorher auf der von ihnen besuchten Schule geprüft werden und ein detailliertes Zeugnis über ihre bei der Prüfung befundene Reife oder Unreife erhalten sollten, welches Zeugnis sie demnach bei ihrer Inskription auf der Universität zu produzieren haben, damit es dort ad acta gelegt und künftig bei ihrem Abgang von der Universität in ihrem akademischen Zeugnis resumiert werden könne. Die Prüfungen derjenigen, welche ohne eine öffentliche Gelehrtenschule besucht zu haben, akademische Studien machen wollten, wurden den Universitäten zugewiesen.[1])

Es war natürlich, daß die für die Schule so ersprießliche Thätigkeit Meierottos auch an höchster Stelle Anerkennung fand. Der große König hatte an dem Aufschwunge, den das Joachimsthalsche Gymnasium unter der Leitung seines trefflichen Rektors genommen hatte, innige Freude, oft berief er ihn und ließ sich über den Gang des Unterrichts Vortrag halten, ja er hatte die Absicht selbst eine Prüfung der Schüler anzustellen, doch dazu ist es nicht gekommen. Das Gespräch, welches in der Biographie Meierottos[2]) mitgeteilt

---

[1]) Vor 1788 bestanden in Preußen für die Zulassung zu den akademischen Studien nur die Schranken, welche die Universität zu setzen für gut fand; ein Schulzeugnis war kein notwendiges Erfordernis, ja es genügte sehr oft, das Zeugnis oder Empfehlungsschreiben eines Lehrers, eines Geistlichen oder eines andern angesehenen Mannes, um den Zutritt zu akademischen Studien zu erhalten. Daher kam es, daß eine große Zahl unberufener für akademische Studien wenig vorbereiteter Jünglinge die Universitäten aufsuchten. Obwohl durch königliche Dekrete auf Beseitigung dieses Übelstandes hingewirkt worden war, so wurde er doch nicht beseitigt. Die Motivierung der ersten eigentlichen Prüfungsordnung von 1788 spricht es aus, daß das nach älteren Verordnungen übliche Examen der neuen Ankömmlinge auf der Universität wegen ihrer zu großen Menge nicht mit der erforderlichen Strenge und Gründlichkeit habe vorgenommen werden können, daß nach wie vor viele Jünglinge unwissend und unreif zur Universität eilten, die Vorlesungen daselbst nicht zu benutzen verständen, dadurch zum Müßiggang und mancherlei Unordnung verleitet würden und schließlich Ursach wären, daß viele Ämter, zu denen gründliche Kenntnisse erforderlich, wo nicht mit unwissenden, so doch mit unzweckmäßig vorbereiteten Subjekten besetzt würden. Vgl. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 478 f. Übrigens hatte schon Luther über den Zudrang zu akademischen Studien geklagt: wir sollten auch auf die hohen Schulen nicht schicken jedermann, wie jetzt geschieht, da man nur fraget nach der Menge und ein jeder will einen Doktor haben; sondern allein die allergeschicktesten in den kleinen Schulen vorher wohlerzogen, darüber ein Fürst oder Rat der Stadt soll acht haben und nicht zulassen zu senden denn wohlgeschickte.

[2]) Vgl. Brunn, Meierottos Lebensbeschreibung. S. 265 f.

wird, ist für die Männer, denen es in den Mund gelegt wird, charakteristisch, aber unter Meierottos Papieren fand sich unter dem in Winkopps Monatsschrift für Denker und Männer von Geschmack I. Band, 2. St. Nr. 3 wiedergegebenen Berichte die Bemerkung: in diesem Aufsatze ist von so vielen wirklich königlichen Erklärungen keine Nachricht gegeben worden, die seinem Herzen und der Vaterlandsliebe des Monarchen die größte Ehre machen. Dagegen ist aus Hörensagen so vieles unrichtig niedergeschrieben, ja gar erdichtet worden, daß man über die Dreistigkeit erstaunen muß.[1]) Die ökonomische Lage Meierottos war nicht so glänzend, als daß er nicht eine Veränderung hätte wünschen sollen. Obgleich er im Jahre 1779 durch Annahme einer gut dotierten Predigerstelle seine finanzielle Lage hätte verbessern können und obgleich er die 1781 ihm angebotene Generalsuperintendentur in Detmold ebenfalls ausschlug, so blieb er doch dem liebgewordenen Schulamte treu. Aber als ihm 1784 durch den Generalsuperintendenten Koppe die Rektorstelle des Gymnasiums in Gotha unter sehr günstigen Bedingungen angeboten wurde, war der Antrag nach mehr als einer Seite hin verlockend. Meierotto wandte sich unter dem 9. Dezbr. 1785 an den König: „Ich bin ein geborener Unterthan Ew. Majestät und wenn ich es nicht wäre, so würde ich nach Überlegung und Neigung gewünscht haben, unter Ew. Majestät Scepter mein Leben zuzubringen. Ich hoffte auch, daß ich bei Ew. Majestät Gymnasium und in demselben Posten würde bleiben und sterben können. Wenigstens widmete ich keiner Arbeit so gern alle meine Kräfte als dieser Schularbeit. Allein ich kann bei aller Sparsamkeit nicht von meiner Einnahme leben. Seit 1775 harre ich auf die Zulage, die meiner Stelle noch fehlt; da der vorige Rektor 400 Thlr. mehr vom Gymnasium einzunehmen hatte. Und ich habe dabei in meinem Amte mit Schwierigkeiten zu streiten, deren Ende ich nicht absehen und gegen die mein Eifer und meine Kräfte bald nicht stark genug sein möchten. Das Gymnasium kann mehr für mich thun; aber Ew. Königl. Majestät Gnaden allein kann bei dieser Gelegenheit mich zum glücklichsten Schulmann machen; so wie ich der eifrigste zu sein wünsche: und dann kann ich froh dem Herzoge von Gotha antworten, daß von neuem die festesten Bande mich an die Schule fesseln, welche Ew. Majestät Ihrer Allergnädigsten Aufmerksamkeit würdigen.“ Schon am 11. Dezbr. erhielt Meierotto folgende Antwort: Besonders lieber Getreuer! Mir wird es angenehm sein, wenn Ihr dem nach Eurer Vorstellung von gestern nach Gotha erhaltenen Ruf entsagt und dagegen Euern Eifer für das Aufnehmen des Joachimsthalschen Gymnasii ferner unermüdet fortsetzet. Warum Ihr aber 400 Thlr. jährlicher Einkünfte weniger als Euer Vorgänger habt, ist Mir nicht bekannt. Ich ziehe darüber Erkundigung ein; und wenn einmal Etwas offen kommt, woraus Euch eine Zulage angewiesen werden kann, so wird solche

[1]) Brunn. S. 272.

Gelegenheit zu Eurem Besten zu benutzen suchen Euer gnädiger König Friedrich. Potsdam, den 11. Dezbr. 1785. Trotzdem eine Verbesserung seiner materiellen Lage nicht in unmittelbarer Aussicht stand, entschloß sich Meierotto doch, da seine Kollegen und alle, welche die ersprießliche Thätigkeit des trefflichen Schulmannes kannten, seinen Weggang von Berlin in rührender Weise beklagten, die Berufung nach Gotha abzulehnen und seinem großen König weiter zu dienen. Einen wie großen Wert man in Gotha auf die Gewinnung Meierottos legte, geht aus den Briefen hervor, welche der Generalsuperintendent Kopp und der edle Herzog Ernst an den Berliner Rektor richteten. Es bezeugt auch, daß man in Gotha den rechten Mann als Nachfolger des am 25. Juni 1785 verstorbenen ausgezeichneten Rektors des Gothaischen Gymnasiums Friedr. Andreas Stroth ins Auge gefaßt hatte. Stroth war, wie Meierotto, ein tüchtiger Gelehrter und vorzüglicher Schulmann.[1]) In demselben Jahre hatte Meierotto noch einmal Gelegenheit, seine Berliner Stelle aufzugeben, um in Bern ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Amt zu erhalten. Der als Gelehrter und Patriot bekannte Karl v. Bonstetten, damals Mitglied des großen Rates, schrieb am 26. Jan. 1786 einen französischen Brief an den Berliner Rektor, in welchem er ihm vorschlägt, sich in Bern niederzulassen, um dadurch den Verlust so vieler ausgezeichneter Männer, welche Friedrich der Große der Schweiz entwendet habe, doch in etwas wieder zu ersetzen. Er schildert hierauf den damaligen schlechten Zustand des Erziehungswesens in seinem Vaterlande und meldet ihm, daß man jetzt mit einem Plane zu einer neuen Einrichtung desselben umgehe und daß man besonders eine Anstalt errichten wolle, welche der Erziehung und dem Unterrichte der zur dereinstigen Teilnahme an der Regierung bestimmten jungen Patrizier gewidmet sein sollte. Bei dieser Anstalt nun wünscht er Meierotto als Direktor angestellt zu sehen. Er solle außer der Direktion Lateinisch und Deutsch lehren, solle unmittelbar unter der Regierung stehen, solle Herr seiner Methode und wo möglich auch der Methode der übrigen Lehrer sein und solle endlich die Zahl der zu gebenden Lektionen sowie das Gehalt selbst bestimmen, wobei er auch die Bemerkung macht, daß er fast lauter junge Leute aus den angesehensten Häusern zu unterrichten haben werde. Er fügt den Wunsch hinzu, daß er recht bald, wo möglich Ostern, kommen möchte. Aus den nachgelassenen Papieren Meierottos scheint hervorzugehn, daß das Anerbieten abgeschlagen wurde. So blieb der ausgezeichnete Schulmann seiner Berliner Wirksamkeit erhalten. Er wurde in demselben Jahre noch zum Kirchenrate im reformierten Kirchendirektorium und zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Ein angemessenes Feld seine pädagogischen Erfahrungen zu verwerten wurde ihm dadurch zu teil, daß er in dem 1788 neu errichteten Oberschulkollegium

[1]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos S. 237—265; über Stroth vgl. man die Geschichte des Gymnasiums zu Gotha von Prof. Christian Ferdinand Schulze. Gotha 1824. S. 282.

eine Stellung erhielt und 1790 auch in der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften Aufnahme fand. Der Wirkungskreis des unablässig thätigen Mannes hatte so eine große Erweiterung erfahren, seine Tüchtigkeit war in allen Kreisen anerkannt worden. Als Mitglied des Ober-Schulkollegiums hatte Meierotto das Schulwesen der Provinz Pommern und Preußen zu bearbeiten, mußte ab und zu Dienstreisen zur Untersuchung der Schulen unternehmen, so daß der Wunsch in den Verwaltungsgeschäften des Joachimsthalschen Gymnasiums erleichtert zu werden, nahe lag. Noch während man damit umging, ihm einen Gehilfen an die Seite zu stellen, erkrankte er an einem bösartigen Fieber, nachdem er die Gymnasien in Südpreußen und zuletzt das Gymnasium in Lissa einer gründlichen Revision unterzogen[1]) und im August eine Reise in das Riesengebirge unternommen hatte, in Berlin am 15. Septbr. und schon am 24. Septbr. schlossen sich die Augen des treuen, kenntnis- und erfahrungsreichen Schulmannes. Nach menschlicher Berechnung hätte er noch manches Jahr zum Segen der Schulen wirken können, denn er war erst 59 Jahre alt. Unter außerordentlicher Beteiligung aller Klassen der Berliner Bevölkerung fand am 27. Septbr. das Begräbnis Meierottos statt. Man fühlte allgemein, daß man in dem Heimgegangenen einen Mann verloren habe, der für die Entwicklung des preußischen Schulwesens eine große Bedeutung gehabt, der die Absichten seines genialen Königs nach allen Seiten

[1]) Vgl. Brunns Biographie Meierottos. S. 380—412. Die in diesem Abschnitte von Brunn mitgeteilten Briefe liefern wichtige Beiträge zur Charakteristik des tüchtigen Schulmannes und des ausgezeichneten Familienvaters. Man vgl. außerdem R. Hoche in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XXI, S. 213 f. und Kießling in der Schmidschen Encyklopädie. Bd. IV, S. 652. Übrigens verdienen die in dem Buche von Brunn gemachten Mitteilungen über Meierotto als Lehrer auch noch heute die Beachtung eifriger Pädagogen. Sehr schön hat Gust. Kießling, auch ein trefflicher Rektor des Joachimikums (1857—1872), in einer Schulrede am Stiftungstage des Joachimsthalschen Gymnasiums am 24. Aug. 1857 über die Verdienste Meierottos gesprochen. Vgl. Schulreden von Friedr. Gust. Kießling. Herausgegeben von Dr. Albrecht v. Bamberg. Berlin 1886. S. 14 f. Noch füge ich das Urteil Karl v. Raumers über Meierotto bei K. v. R. war von 1797 bis 1801 Alumnus des Joachimsthalschen Gymnasiums. In seiner Biographie (Stuttgart 1866) S. 8 erzählt er von seinem Leben in der Anstalt. Ostern 1800 meldete er sich, nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, zum Absolutorialexamen. Mein lateinisches Absolutorium, berichtet er, gab mir in allem perbene, in der Mathematik nur satis bene. Aber diese galt mehr als Nebensache. Nachdem ich das Zeugnis erhalten, fährt er fort, bat ich meinen Vater (Kammerdirektor in Dessau) mich noch ein Jahr auf dem Gymnasium zu lassen. Dem Rektor durfte es fast bedenklich scheinen, einen Schüler zu behalten, der schon emancipiert war. Als ich aber das Gymnasium 1801 verließ, bezeugte man in meinem Abgangstestimonium, daß ich meine Freiheit nicht gemißbraucht. Es ward mir in diesem letzten Jahr gewährt, einige Lehrstunden nicht mehr zu besuchen. Die dadurch erübrigte Zeit verwandte ich auf neuere Sprachen und Geschichte; beim nachmaligen Minister Ancillon hörte ich französische Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Im Septbr. 1800 starb unser unersetzlicher Meierotto; im 81. Lebensjahre danke ich ihm noch herzlich für alles, was er mir war und that!

hin durchzuführen bestrebt war. Kurz nach dem Tode des unvergleichlichen Mannes brachten Lehrer und Schüler eine ansehnliche Summe zusammen, um durch die Meisterhand Schadows eine Marmorbüste anfertigen zu lassen, die in dem großen Hörsaale der Anstalt, wo er ein Vierteljahrhundert so segensreich gewirkt hatte, aufgestellt werden sollte, damit das Andenken an die Verdienste dieses Mannes in der Anstalt festgehalten würde. Ohne Zweifel war die Bedeutung Meierottos größer als Schulmann denn als Gelehrter, doch sind seine wissenschaftlichen Arbeiten im Lichte jener Zeit, wo eben Friedrich August Wolf neue Bahnen für die Behandlung und Auffassung des Altertums gebrochen hatte, nicht zu unterschätzen. Sein Werk über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik, zwei Teile, zuerst 1776, dann in mehreren neuen Auflagen erschienen, fand weit und breit Anerkennung. Ebenso ist, wie erwähnt, die Schrift: Ciceronis vita, ex oratoris scriptis excerpsit, verba ipsa retinuit et ad consulum seriem digessit Meierotto, Berlin 1785, nicht übel. Die lateinische Grammatik in Beispielen aus den klassischen Schriftstellern, zum Gebrauch der letzten Klassen des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums, Berlin und Stettin 1785, hat nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdiente, denn der Gedanke, von dem das Buch getragen wird, ist anerkennenswert, der Gebrauch desselben setzt einen sehr tüchtigen Lehrer voraus, verlangt auch wohl zuviel von den Schülern. Außerdem verfaßte der so fleißige und umsichtige Schulmann eine sehr große Reihe wichtiger Programme.[1]) Von den gedruckten Abhandlungen, die er in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen hat, erwähne ich die über Thucydides 1790 und 1791, über Herodot und den Zweck seiner Geschichte 1792 und 1793. Eine Probe, wie die Sprache eines Volkes, dessen Denkungsart und Sittlichkeit schildere 1793; über die Entstehung der baltischen Länder 1789. Mit dieser Abhandlung steht in Verbindung das Exempelbuch für Seefahrende und Strandbewohner, zu Rat und Hülfe in Gefahr und mannigfaltigen Fällen gesammelt und herausgegeben von Meierotto, Berlin 1790. Jedenfalls gehört Meierotto zu den ausgezeichnetsten Direktoren, welche das Joachimsthalsche Gymnasium gehabt hat, nur August Meineke, der ebenfalls Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften war, hat ihn an umfassender Gelehrsamkeit namentlich auf dem Gebiete der griechischen Literatur weit übertroffen. Das Joachimsthalsche Gymnasium hatte immer, da es mit finanziellen Mitteln gut ausgestattet, den Lehrern manches bieten konnte, was andere Anstalten nicht oder doch selten zu spenden vermochten, auch tüchtige Lehrkräfte. Vor allen verdient neben Meierotto der langjährige (1826 bis

---

[1]) Brunn, Biographie Meierottos, S. 487 f., zählt 27 solcher Schulschriften auf; sie handeln über Tacitus, Livius, Sallustius, Romanorum educatio, de educatione et institutione, quam M. Tullius Cicero in erudiendo filio Marco secutus est, und über andere in die Pädagogik einschlagende Fragen.

1857) Leiter der berühmten Anstalt, August Meineke, genannt zu werden, von dem der ausgezeichnete Gelehrte Moritz Haupt sagte: es ist ein großer Ruhm, eine hervorragende Ehrenstelle in der Geschichte der Philologie eingenommen zu haben; zu den ersten deutschen Schulmännern des Jahrhunderts gehört zu haben, dünkt mich ein noch größerer Ruhm. Dieser große Schulmann und Philolog hatte seine pädagogischen Erfahrungen auf dem unter der Leitung Reinh. Bernh. Jachmanns und Franz Passows stehenden Conradinum in Jenkau bei Danzig gemacht. Es war dies eine Anstalt, in der Unterricht und Erziehung in frischem Sinne aufgefaßt wurde, mit Sprengung mancher veralteten Formen, in ganz entschiedener Richtung gegen die schon damals andringende gemeine Nützlichkeit, in hohem und vaterländischem, man kann sagen Fichteschem Geiste. In dieser reinen Lebensluft war Meineke für den Beruf des Schulmannes begeistert und geweiht, für den Beruf, in dem er eine Bedeutung gewonnen hat, die, wie groß auch seine Verdienste um die Philologie sind, doch noch höher erscheint.[1]) Es ist der Mühe wert, den Lebensgang des ausgezeichneten Mannes in kurzen Zügen vorzuführen.

August Meineke.

August Meineke wurde geboren am 8. Dezember 1790 in Soest in Westfalen, wo sein Vater Albert Christian Meineke damals Rektor des Gymnasiums war. Er mag ein guter Schulmann gewesen sein, denn schon 1800 wurde er zur Übernahme der Rektorstelle in Osterode am Harz berufen, wo bereits Friedr. Aug. Wolf 1782 bis 1783 thätig gewesen und neues Leben in die Schule gebracht hatte; auch dort gewann er sich die Liebe seiner Schüler und die Hochachtung der Mitbürger. Der Tod der Frau, der Mutter Meinekes, trübte sein Lebensglück, gern folgte er im Jahre 1806 dem Rufe als Rektor des Gymnasiums in Eisenach, aber schon 1807 starb er und hinterließ einen Sohn und eine Tochter mittellos und auf die Güte befreundeter Menschen und Verwandten angewiesen. Auch der Vater Meinekes war schriftstellerisch thätig, er gab die Epigramme des Meleager und Leonidas, auch ein Lexikon zum Austin, Lemgo 1794, heraus. Der Vater, der selbst ein Schüler der Landesschule Pforta gewesen war, wünschte nichts lebhafter, als daß sein geliebter Sohn vor allem an den Alten sich bilde und brachte ihn wohlvorbereitet Mich. 1805 auf die berühmte Anstalt,

[1]) Vgl. Mauritii Hauptii opuscula III, S. 233. Man muß die herrliche am 6. Juli 1871 in der Akademie der Wissenschaften auf Meineke und Bekker gehaltene Gedächtnisrede M. Haupts lesen, die auch in stilistischer Hinsicht ein wahres Meisterstück des trefflichen Gelehrten ist. Außerdem ist über das Leben und die Bedeutung Meinekes noch zu vergleichen: Hermann Sauppe, Zur Erinnerung an Meineke und Bekker. Göttingen 1872; vor allen andern ist Pädagogen und Philologen das Lebensbild August Meinekes, das Ferd. Ranke (Leipzig 1871) entworfen, dringend zur Lektüre zu empfehlen. Die philologische Bedeutung des geistvollen Gelehrten hat Konrad Bursian in seiner trefflichen Geschichte der klassischen Philologie, Bd. II, S. 653. 722. 764. 795 sehr gut gewürdigt.

die unter dem strengen Regimente Ilgens einen neuen Aufschwung genommen hatte. Hier stieg er rasch von Klasse zu Klasse, so daß er nach 4½jährigem Aufenthalte in Pforta mit trefflichen Empfehlungen Ilgens nach Leipzig gehn konnte, um dort unter Gottfr. Hermanns Leitung Philologie zu studieren. An dem Abiturientenexamen konnte er, durch Krankheit verhindert, nicht teilnehmen, er mußte sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit längere Zeit bei seiner Großmutter in Auerstädt aufhalten. Die Lehrer, welche auf den Gang seiner Bildung wesentlichen Einfluß ausübten, waren neben dem Rektor Dav. Ilgen der auch von Friedrich Thiersch so hochgeschätzte Adolf Gottlob Lange, der Konrektor Schmidt und der Mathematikus Professor Schmidt. Die Valediktionsarbeit, die er nach Pförtner Sitte bei seinem Weggange von der Anstalt zurückließ, führte den Titel: observationes criticae in Graecos aliquot scriptores in sieben Kapiteln. In der Vorrede sagt er, er habe erst über Apollonius Rhodius, dann über das Leben des Theramenes schreiben wollen, aber beides propter temporis angustias aufgegeben. Die kritischen Bemerkungen behandeln Stellen aus Sophokles, Äschylus, Argonautica, Plato Comicus, Alex. Ätolus, Aristaenetus, Kallimachus, Euripides mit Aufwendung nicht geringer Gelehrsamkeit und mit Benutzung der griechischen Grammatiken und Lexikographen, wie die des Etymologicum magnum und vieler Kommentatoren. In Pforta war es damals üblich, den Primanern für die lateinischen Arbeiten Fragen aus der gelehrten Altertumskunde und Geschichte aufzugeben, die eine Lösung erforderten, die wohl von den Schülern unternommen werden konnte. Es wurde im Semester nur eine oder zwei Arbeiten abgegeben. Zur Anfertigung dieser Arbeiten wurde die reichhaltige Lehrerbibliothek benutzt, außerdem war die Besprechung des gestellten Themas ein Gegenstand der Unterhaltung wissenschaftlich strebsamer Schüler. Dadurch wurde der Forschungstrieb geweckt. Eine der von Meineke vorliegenden Arbeiten behandelt z. B. die Frage, ob Cicero mit Recht den Tod Catos mit dem des Sokrates verglichen habe. Meineke entscheidet sich für Cicero und begründet sein Urteil durch eine eingehende Darstellung der Umstände, unter welchen beide den Tod erlitten, kurz und ohne Herbeiziehung fremden Inhalts. Es fehlte in der Arbeit nicht an Hinweisungen auf Stellen aus Laktantius, Muretus und Stäudlin, welche auf die Frage Bezug haben. Ich erwähne dies nur, um die Art zu bezeichnen, in welcher man in jener Zeit die Selbstthätigkeit anregte. Ja eine zweite Arbeit über M. Attilius Regulus führt den Beweis, daß die Nachrichten über seinen qualvollen Tod erdichtet sind. Der Verfasser geht genau auf die Quellen ein, übt historische Kritik. So berichtet uns F. Ranke in seiner lehrreichen Biographie Meinekes.[1]) Damals war es auf den Klosterschulen Sitte, griechische und lateinische Verse

[1]) S. 20 f.

zu machen. Meineke besaß darin eine solche Gewandtheit, daß bei der Jubiläumsfeier der Universität Leipzig[1]) 1809 die Schule durch Überreichung einer griechischen Ode, die Meineke zum Verfasser hatte, sich an der Feier beteiligte. Am 24. Mai 1810 kam Meineke in Leipzig an, um hier unter der Leitung des berühmten Philologen Gottfried Hermann, eines Schülers von Dav. Ilgen, seine mit so großem Erfolge in Pforta begonnenen philologischen Studien fortzusetzen. Neben den Vorlesungen, die Meineke hörte, waren die Privatstudien doch die Hauptsache; er gab sich, wie Hegel es ausdrückt, in Kost und Wohnung bei den Alten. Der junge Student wurde auf die Empfehlung Ilgens in die 1799 gegründete griechische Gesellschaft aufgenommen. Es war ein reges wissenschaftliches Leben unter den Schülern des großen Leipziger Philologen. Der Umgang mit jungen Leuten, wie Seidler, Schäfer, Spohn, Reisig u. a. mußte auf einen so strebsamen, hochbegabten Jüngling, wie Meineke war, den größten Einfluß ausüben, ihn in aller Beziehung fördern. Sehr zu beklagen war es, daß dieses ihm so zusagende wissenschaftliche Leben durch Sorge[2]) für sein materielles Wohlbefinden getrübt wurde. Um seine finanzielle Lage zu verbessern, veranstaltete er unter dem Namen Fabricius eine Ausgabe der Biographien des Timoleon, der Gracchen und des Brutus von Plutarch. Eben war er, da die Mittel, auf die er gehofft, ausblieben, wieder in bedrängter Lage, als ihm im Oktober 1811, nachdem er drei Semester studiert hatte, der Antrag gemacht wurde, eine Professur der römischen und griechischen Literatur an dem Conradinum in Jenkau bei Danzig zu übernehmen. Auf G. Hermanns Rat ging er auf das Anerbieten ein. Hier in dieser humane und nationale Interessen in gleicher Weise pflegenden Anstalt, die damals unter der Leitung Jachmanns, eines Schülers und Freundes Kants und des Philologen Franz Passow, eines Schülers des trefflichen Friedrich Jacobs in Gotha und Gottfried Hermanns in Leipzig stand, umgab Meineke ein ganz anderer Ideenkreis, als der war, in dem er bisher gelebt hatte. An dieser Anstalt nahm, was damals selten der Fall war, das Studium der deutschen Sprache die erste Stelle ein, hier wurde das Heldenbuch, die Nibelungen und andere deutsche Gedichte gelesen, weil eine nationale Bildung erzielt werden sollte. Franz Passow betonte neben diesen nationalen Zielen die Notwendigkeit, die Jugend durch das Studium der griechischen Sprache und Grammatik zur Bildung zu führen. Deswegen erhielt die griechische Sprache vor der lateinischen den Vorzug, der Unterricht in derselben wurde vor dem Lateinischen begonnen. Passow behielt

---

[1]) Die Hochschule in Leipzig wurde 1409 gegründet, Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392. Vgl. v. Raumer, Geschichte der Pädag. IV, S. 3.

[2]) Vgl. Ranke, Biographie Meinekes. S. 28. Bewerbungen um Unterstützung bei Behörden waren fruchtlos, nur durch die Zuwendungen seines treuen Onkels in Wolfenbüttel wurden seine kärglichen Mittel ergänzt.

den griechischen Unterricht, Meineke übergab er die Unterweisung in der lateinischen Sprache. Der zu erreichende Zweck stellte an die Lehrer große Anforderungen. Auch außerhalb der Lehrstunden sollte nach allen Seiten hin bildend eingewirkt und die Wege, wie man am besten die Studien betreibe, gezeigt werden; die Ausbildung des innern Menschen, die sittlichen Zwecke des Geistes und ein idealisches Vernunftleben zu fördern, das sollte in der Anstalt besonders betont werden. Die Lehrerkonferenz ist der Mittelpunkt aller Bestrebungen und fordert Harmonie und Übereinstimmung in allem Wesentlichen, während sie andrerseits dem individuellen Wirken überall Vorschub leistet. Die allgemeine politische Lage, in welcher sich unser Vaterland befand, wurde immer bedrohlicher, Danzig wurde 1813 belagert, die Hilfsquellen des Conradinums waren so erschöpft, daß die Anstalt auf unbestimmte Zeit aufgelöst werden mußte.[1]) In dem Archiv deutscher Nationalbildung, das Jachmann mit Passow herausgab und von dem bei der Ungunst der Zeit nur vier Hefte erschienen, wurden die pädagogischen Gesichtspunkte, die in der Anstalt zur Geltung gebracht werden sollten, genauer erörtert, aber mit der Auflösung des Instituts verstummte auch diese Zeitschrift.[2]) Meineke, dessen Wirksamkeit in Danzig bekannt war, wurde zum Direktor des Gymnasiums erwählt. Über die Verschmelzung des akademischen Gymnasiums und der lateinischen Schule zu St. Marien möge man das Nähere in Rankes Biographie und in Hirsch, Geschichte des Danziger Gymnasiums, nachlesen.[3]) Direktor dieses neuen Gymnasiums wurde A. Meineke. Am 10. November 1817 als 26jähriger junger Mann weihte er unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung das Gymnasium mit einer lateinischen Rede über Melanchthons Verdienste um die altklassische Literatur ein. Es war ihm die Freiheit gegeben, geeignete Mitarbeiter heranzuziehen, überhaupt das Gymnasium in der ihm gut scheinenden Weise zu organisieren. Begeisterung für die Wissenschaft zu wecken war sein Hauptziel, und dieses Ziel hat er in seinem hohen idealen Fluge zu erreichen gewußt, so daß sein Wirken in Danzig noch lange in dankbarer Erinnerung geblieben ist. Noch 1857 schreibt er, wie Freund Förstemann erzählt: „Was war das in Danzig vor vierzig Jahren für ein Leben! wie ging es da mit Feuerschritten vorwärts, wie hat da der Beifall der Verständigen das Bewußtsein des Gelingens über alle Hindernisse siegreich emporgehoben." Mit seinen Amtsgenossen stand der große Schulmann in den freundlichsten Beziehungen, in einem geistigen Wechselverkehr, denn er wußte wohl, daß ein gutes Einvernehmen des Direktors mit seinen Amts-

[1]) Man vgl. Franz Passows Leben und Briefe, herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau 1839. S. 126.

[2]) Vgl. Biographie Meinekes. S. 37 f. Näheres über die Conradische Stiftung findet sich in Neumann, v. Conradische Stiftung. Diese Schrift konnte ich leider nicht einsehen.

[3]) Vgl. E. Förstemanns schöne Biographie Meinekes in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XXI, S. 220 f.

genossen für die Erziehung und den Unterricht der Schüler von großer Wichtigkeit ist. Es beschränkte sich aber der Verkehr nicht bloß auf die Kollegen,[1]) auch mit andern angesehenen Familien der Stadt knüpften sich Verbindungen an, da man die geistige Bedeutung des jugendlichen Gymnasialdirektors wohl zu schätzen wußte. Neben seinen amtlichen Geschäften versäumte er nicht, wissenschaftlich weiter zu arbeiten. Männer wie G. Hermann, Fr. Jacobs, Franz Passow, Aug. Seidler und andere nahmen lebendigen Anteil an Meinekes Studien. Es konnte nicht fehlen, daß die außerordentliche pädagogische und wissenschaftliche Thätigkeit des Danziger Gymnasialdirektors, die von der städtischen Behörde gar oft anerkannt wurde, die Aufmerksamkeit der Unterrichtsbehörden auf den seltenen Mann lenkte. Schon war er wegen Übernahme des Direktorats in Altona in Unterhandlung getreten, als der ehrenvolle Ruf des Ministers von Altenstein an das Joachimsthalsche Gymnasium an ihn gelangte, der ihm eine neue großartige Wirksamkeit in Aussicht stellte. Es wurde Meineke schwer, Danzig zu verlassen, hatte er sich doch in seinem Amte und in seiner Wissenschaft eine in allen Kreisen sehr geachtete Stellung gewonnen. Sehr charakteristisch ist das Urteil, welches der ausgezeichnete Philolog K. Lehrs, der 1823, als er eben in Königsberg unter Lobeck seine Studien vollendet hatte, zur interimistischen Vertretung des Professor Schöler, der auf ein halbes Jahr nach Italien gereist war, an das Danziger Gymnasium gerufen wurde:[2]) „Ich wurde von Meineke wie ein Freund empfangen, ich möchte fast sagen, wie ein gleichberechtigter Freund; wie ich im täglichen, oft von ihm herbeigeführten ungezwungensten Umgang und Gespräch mit ihm unter Genuß und stiller Beobachtung seiner Urteile und seiner täglichen philologischen Arbeiten in ihm einen neuen philologischen Lehrer fand, dessen Wissen nicht nur und Arbeiten meine große Bewunderung und Freude erregten, sondern auch die wohl sehr eigentümliche Art seines Arbeitens in seiner Raschheit, Rüstigkeit, Pedanterielosigkeit. Diese Freiheit von Pedanterie bei so viel Gediegenheit, war wie im Leben in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bei Meineke eine so positiv schöne Eigenschaft, daß sie einen Namen haben muß. „Ich will einmal wieder den Hesychius[3]) lesen. Ich habe heute einmal in der Mitte angefangen.“ Und das klang viel mehr nach Vergnügen als nach Geschäft. Nicht weniger imponierte mir seine

[1]) Blech, Schöler, später Direktor des Gymnasiums in Erfurt, Förstemann, Westphahl, jeder in seinem Fach ausgezeichnet, unterstützten das Bestreben Meinekes, die Anstalt nach allen Richtungen hin zu heben. Vgl. Ranke, Biographie Meinekes. S. 57.

[2]) Ranke, Biographie Meinekes. S. 60 f. E. Förstemann in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XXI, S. 222.

[3]) Hesychius von Alexandria, wahrscheinlich dem fünften Jahrhundert angehörig, ist der Verfasser des reichhaltigsten der uns erhaltenen Lexika, das man richtiger als Glossar oder Verzeichnis seltener Wörter (γλῶσσαι) und Wortformen bezeichnen würde. Vgl. Christ, Geschichte der griechischen Literatur. § 570.

Direktion und seine Stellung in der Stadt. Meine genauere Kenntnis einer Gymnasialdirektion leitete sich damals her von einem Manne, der ein mit Recht als vorzüglich geltendes Gymnasium mit anerkannter energischer Wirksamkeit regierte: Gotthold,[1]) im Königsberger Friedrichs-Kollegium, in der That ein Direktor von ganz ungewöhnlichen Verdiensten ebenso, wie von ungewöhnlicher Eigenart und imponierender Festigkeit seiner Konsequenz. Es war mir eine eigentümliche Erfahrung, als ich in Meineke das vollkommene Gegenteil fand: ein Gymnasium von ausgezeichneten Leistungen, von fester Disciplin, unter so gar manchen erschwerenden Umständen: und das ging hier alles wie von selbst, man sah keine Maschinerie. Meineke dirigierte das, soviel man sah, allein mit seiner Charis. Denn wirklich auch von seiner Überlegenheit konnte man kaum sagen, daß man sie sah. Daß man sie gefühlt hätte, davon war nun gar keine Rede; sie war nun eben allbekannt und gern anerkannt. Denn aus denselben Faktoren entstand und bestand mit derselben Leichtigkeit seine allgemeine Bekanntschaft und Verkehr unter dem Publikum, das ja fast gar nicht aus Gelehrten, sondern aus Beamten und Kaufleuten bestand. Und Respekt vor den Griechen mußten sie alle haben. Sie hatten ja ein so liebenswürdiges Exemplar davon eben vor sich, und wie sein Herz voll davon war, und das Amt, das sie ihm anvertraut hatten und das er so glänzend verwaltete, sich darum drehte, so gehörten Altertum und Graeca mit zu dem Konversationsstoff, den er brachte — natürlich mit den Grenzen der Grazien — und für die man sich interessierte und um so mehr, da er ja seinerseits nicht für alle sonstigen Interessen des Lebens gleichfalls mitteilsam und teilnehmend war. Liebe genoß er überall. Auch der treffliche Schön achtete ihn nicht nur hoch, sondern liebte ihn. Es erfreute mich sehr, als ich in einem seiner letzten Lebensjahre des hochbetagten Mannes bedeutendes Gesicht sich wie verklären sah, als er einmal Gelegenheit hatte, sich bei mir über Meineke zu erkundigen.“ So der ausgezeichnete Philolog K. Lehrs.[2]) Meineke erkannte es vor allem als seine Aufgabe[3]) in einer Handelsstadt, aus welcher damals die Freude an der Wissenschaft, die einst

[1]) Vgl. Gotthold, Selbstbiographie; Langbein, Pädagogisches Archiv. Bd. VII, S. 176—194.

[2]) Vgl. Ranke. S. 60 f.

[3]) Vgl. Geschichte des Danziger Gymnasiums, Programm 1837 und Programm 1857, von Professor Dr. Theodor Hirsch. In dem Programm von 1858 ist die Geschichte des Gymnasiums seit 1814 behandelt und eingehend über die von allen Seiten hoch geschätzte Wirksamkeit des Direktor Meineke berichtet (S. 29). Freilich traten, wie Hirsch bemerkt, unter dem überragenden Einflusse der geistvollen Persönlichkeit des Direktors die andern Gegenstände des Unterrichts zurück, teils weil sie aus Mangel an Lehrkräften gar nicht oder doch nur mangelhaft vertreten wurden, teils weil die Befriedigung der Lieblingsneigung zu sehr den Fleiß der Schüler in Anspruch nahm, als daß sie ihn auch den andern Disciplinen in hinreichendem Maße widmen konnten.

hier der Stolz und die Zierde des herrschenden Patriciats gewesen, fast gänzlich gewichen war, die Jugend über die niedere Sphäre des Haschens nach dem, was nur äußern Gewinn bringt, zu dem Standpunkte des wissenschaftlichen Strebens zu erheben, und er suchte und fand das geeignete Mittel darin, daß er ihren Sinn ganz und gar in die Studien des Altertums versenkte. „Das Sprachstudium,“ erklärte er 1819 „den Predigern des gemeinen Utilismus“ gegenüber, „soll das jugendliche Gemüt mit dem Marke des Altertums kräftigen und mit seinen erhabenen Erscheinungen und Gestalten befreunden.“ Ganz dieser Aufgabe hingegeben, beschränkte er sich nicht darauf, zu organisieren, sondern wirkte überall selbstthätig bei der Ausführung mit. Wie er schon in der Quarta die Lektüre des Ovid, verbunden mit Übungen in der Prosodie, übernahm, so fügte er in der Prima seinen öffentlichen Stunden vier außerhalb der Schulzeit gelegte hinzu, um die Primaner durch lateinische Sprech- und Disputierübungen sowie durch seine Vorträge über römische und griechische Literatur über die hergebrachten Grenzen des Unterrichts hinauszuführen. Nur wer selbst das Glück hatte, in den neun Jahren, wo Meineke in Danzig war, seinem Gymnasium anzugehören, hat eine volle Anschauung der schwärmerischen Liebe, die unter allen Schülern für die lateinischen und griechischen Studien entzündet war, einer Liebe, die nicht nur der ästhetischen und sittlichen Erhabenheit der Klassiker galt, für welche man in Sekunda durch die Lektüre des Theokrit und in Prima durch die ausgedehnte Beschäftigung mit den Tragikern empfänglich gemacht wurde, sondern sich auch an das Studium der Sprache selbst knüpfte, deren Gesetze man mehr durch den Gebrauch des erweckten Sprachgefühls finden, denn als etwas Feststehendes und mit dem Gedächtnisse auffassen lernte; der Scharfsinn, welchen der Meister bei der Behandlung des Textes an den Tag legte, erweckte auch das Interesse des Schülers für sprachliche Kritik; man brannte dafür, durch eine glückliche Konjektur die Anerkennung des Lehrers zu gewinnen. Die ganze durch energische Studien des Altertums ideal gerichtete sittliche Persönlichkeit Meinekes übte auf die Schüler einen tief greifenden Einfluß, die geistvolle Erklärung griechischer Dichter und des Venusinischen Sängers regten die Selbstthätigkeit der Schüler an. Auch durch literarische Vorträge, denen er anfangs bestimmte Lehrstunden widmete, die er den regelmäßigen Lehrstunden hinzufügte, den letztern jedoch nur in den ersten Jahren seiner Berliner Wirksamkeit, bis er Männer herangezogen hatte, welche in seinem Sinne den Unterricht erteilen konnten.[1]) Von einer speciellen Vor-

[1]) An dem Joachimsthalschen Gymnasium unterrichteten unter Meinekes Leitung u. a.: E. F. August (1821—1828), seitdem Direktor des Cöllnischen Gymnasiums in Berlin), Dr. C. L. Conrad (1823—1860), D. C. W. Krüger (1827—1838), Dr. C. Passow (1828 bis 1860), Dr. Mor. Seebeck (1828—1835), Dr. H. C. Foß (1829—1831), Dr. F. C. Biese (1829—1836), Dr. Joh. Classen (1832—1833), Dr. Jul. Mützell (1833—1857), Dr. H. B.

bereitung merkte man nichts, die Schüler sahen einen Mann vor sich, der durch langjährige Studien überall völlig zu Hause war und ohne sich lange besinnen zu müssen oder zu suchen, alles in Bereitschaft hatte, was zum tieferen Verständnis notwendig erschien und ihnen zur Einführung in die Kenntnisse des Altertums dienen konnte. Alles, was Meineke berührte, gewann in den Augen seiner Schüler durch ihn selbst einen wahrhaft idealen Charakter und einen Reiz, der sie zu Anstrengungen trieb, die nicht nur am Tage, sondern auch bis in die tiefe Nacht hin fortdauerten, so daß sich Meineke, weil es vorgekommen war, daß einige besonders strebsame Schüler, um seinen Forderungen zu genügen, die ganze Nachtruhe sich entzogen hatten, gezwungen sah, ein bestimmtes Verbot ergehn zu lassen, daß niemand über 11 Uhr hinaus im Arbeitssaal bleiben sollte. So bezaubernd wirkte die Thätigkeit eines Mannes, der von Idealen erfüllt, auch in seinen Schülern Begeisterung für das Altertum zu erwecken vermochte. Ja es ist richtig, was M. Haupt in seiner Rede auf Meineke sagt: es ist ein großer Ruhm, eine hervorragende Ehrenstelle in der Geschichte der Philologie eingenommen zu haben, zu den ersten deutschen Schulmännern gehört zu haben, dünkt mich ein noch größerer.[1]) Es mag daher von Interesse sein, die Art und Weise Meinekes aus dem Berichte eines vortrefflichen Schülers, des Professor Heller,[2]) der von 1829 bis 1832 das Joachimsthalsche Gymnasium als alumnus besuchte, kennen zu lernen:[3]) „Gewiß nur selten glückt es einem Gelehrten, die Begeisterung, welche er für die von ihm erklärten Schriftsteller der Alten hegt, seinen Schülern in dem Maße mitzuteilen, wie es Meineke verstanden hat. Diesen Erfolg erzielte er nicht gerade durch die Erklärung selbst. Aus der Schule G. Hermanns hervorgegangen und diesem seinem Lehrer und Freund persönlich und wissenschaftlich gleich zugethan, hat er sein ganzes Leben hindurch die Werke des Altertums hauptsächlich in kritisch grammatischer Hinsicht bearbeitet: im Unterricht freilich mußte er diese Richtung seiner eigenen Studien zurücktreten lassen; in der That brachte er Bemerkungen über handschriftliche Lesarten nur selten bei und die Kenntnis der grammatischen Regeln, die ohnehin bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, setzte er bei seinen Schülern voraus, wohl in der Überzeugung, daß Krüger, der neben ihm die griechischen Schriftsteller las, sie bei der Lektüre sehr in den Vordergrund stellte. Dagegen führte er aus dem reichen Schatz seiner Belesenheit gern zu Versen der Dichter ähnliche Ausdrucksweisen auf, etwa in der Weise, wie Valkenaer zu

---

Chardy (1835—1842), Dr. F. W. Giesebrecht (1836—1857), Dr. L. Wiese (1838—1852), Dr. Th. Bergk (1838—1840), Dr. Rud. Köpke (1838—1842). Vgl. Dr. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 25.

[1]) M. Hauptii opusc. III, S. 233.

[2]) Vgl. Ranke, Lebensbild Meinekes. S. 86.

[3]) Vgl. Ranke, Lebensbild Meinekes. S. 87 f.

den Phönissen und zu Hippolyt es so überreich gethan hat. Auch moralische und ästhetische Betrachtungen ersparte er fast durchweg seinen Zöglingen; mit historischen und geographischen Bemerkungen war er gleichfalls karg; selbst bei der Lektüre des Tacitus vermied er politische Auseinandersetzungen; daß der römische Historiker seine Kaisergeschichte von einem streng historischen Standpunkt geschrieben hat, ist von ihm auch nicht durch eine Andeutung erwähnt worden. Für die Schule hielt er durchweg die naive Betrachtung fest, welche sich mit Liebe und Wärme und ohne allen Vorbehalt in die Darstellung des Schriftstellers vertieft. Den Schriftsteller ohne viel Zuthun durch seine eigene Trefflichkeit wirken zu lassen, war der Kern seiner Methode; sie konnte natürlich da bloß wirksam sein, wo die Ausdrucksweise pathetisch war; auch hat er nur Schriftsteller dieser Richtung sich zur Erklärung ausgewählt. Die Chöre der griechischen Tragiker und einzelne Strophen des Horaz, die ihm besonders zusagten, las er selbst vor und gab häufig dazu eine poetisch gefärbte Übersetzung. Ein kräftiges und doch biegsames Organ unterstützte ihn wesentlich dabei; so gelang es ihm ebenso gut, die morgenfrische Naturschilderung und die Naivität der Nausikaa im sechsten Buche der Odyssee, wie die Würde und die Leiden des unglücklichen Ödipus, in seiner Sprache zu verkörpern. Die Erzählung des Todes des Germanicus stellte er als eine große Tragödie hin und wußte sie in dieser Weise durch seinen pathetischen Ausdruck und seine tiefe Teilnahme uns vorzuführen. Ganz besonders gefiel es ihm, die energischen Rhythmen der griechischen Tragiker uns eindringlich einzuprägen, aber ohne theoretische Auseinandersetzungen, nur durch sein Vorlesen; er unterbrach seinen Vortrag öfter durch den Ausruf: „es ist wunderschön!" Überhaupt hatte er für die plastische Darstellung, bei welcher der Sinn durch den Rhythmus und durch die Vokal- und Konsonanten-Zusammenstellung unterstützt und ausgedrückt wird, eine lebendige Auffassung: den Vers quae caret ora cruore nostro bewunderte er sehr, gewiß wegen der schauerlich wirkenden Häufung des von dunkeln Vokalen begleiteten r. Dieselbe Vorliebe für diese Richtung der Kunst zeigte er auch in der deutschen Dichtung, und er liebte deshalb besonders Goethe, weil er in dieser Hinsicht mit den Griechen zu wetteifern verstanden hat. Als er einigen Primanern auf der Bank am Karpfenteiche in Charlottenburg die achte pythische Ode Pindars, in welcher das berühmte σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος vorkommt, vorgelesen und übersetzt hatte, wobei mir die sanft elegische Färbung auffiel, die er dem ganzen Gedicht gab, führte er uns in den neben gelegenen Kaffeegarten und las uns hier noch aus Pandora vor, seine besondere Bewunderung der Verse: Fische, sie wimmeln da, Vögel, sie himmeln da, sowie der Stelle: „Meinen Angstruf aber hört ihn," die er als scharf accentuierte ionici a minori las, nicht verhehlend. Antike Rhythmen suchte er überall gern aufzufinden. So erklärte er uns in einer Gesangstunde, daß Luther in dem Liede

„Eine feste Burg" die Stelle: der alt(e) böse Feind mit Ernst(e) er's jetzt meint, sicherlich als Dochmien gedacht habe. Von neuern Dichtern schätzte er besonders Shakespeare, und ich erinnere mich, daß ich ihn bei der Vorlesung der Falstaff-Scenen, die er durch Bartsch (später an der Königstädter Realschule) für die Alumnen veranstalten ließ, herzlich habe lachen sehen — Schauspiel und Oper besuchte er wenig, wohl fast nur, wenn antike Gegenstände zur Aufführung kamen; z. B. habe ich noch als Gymnasiast in der Gluckschen Alceste neben ihm gesessen, als die Milder-Hauptmann ihre Abschiedsrolle in der Titelrolle gab. Und so hatte sich denn seinem ganzen Wesen ein sehr bestimmter Charakter aufgeprägt, der unverkennbar die Züge des Altertums trug." Das ist ein beredtes Zeugnis eines begabten Schülers für die Wirksamkeit eines so trefflichen Lehrers, wie August Meineke war.

Bereits im Jahre 1834 war der als Schulmann und als Philolog gleich ausgezeichnete Gelehrte zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Examen pro facultate docendi ernannt worden. In dieser Stellung übte er auch auf den Betrieb der philologischen Studien der jungen Leute einen äußerst vorteilhaften Einfluß aus. Tausende sind von einem Manne geprüft worden, der selbst kein Examen gemacht hatte, alle aber, welche sich der philologischen Staatsprüfung unterzogen, sind über die Art, wie Meineke prüfte, des größten Lobes voll. Der so verdienstvolle Schulrat Heiland sprach es oft aus, daß es ein wahrer Genuß für ihn, der auch Schüler Gottfr. Hermanns war, gewesen sei, sich von Meineke examinieren zu lassen. Schon im Jahre 1830 wurde dem Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums die Ehre zu teil, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden. Er wurde nach einem Vortrage, den Schleiermacher über Buttmann gehalten, zugleich mit Karl Lachmann in die Akademie der Wissenschaften eingeführt. Auch war er Mitglied der griechischen Gesellschaft, in welcher J. Bekker, Lachmann und andere Gelehrte in der ungezwungensten und anregendsten Weise griechische Schriftsteller lasen. In früheren Jahren hatten dieser Gesellschaft Buttmann, Böckh, Idler, Hirt, Delbrück, Schleiermacher, Niebuhr, Süvern angehört. Neben dem so große Ansprüche an ihn machenden Schulamte ruhte seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht.[1]) Man sieht hieraus, mit welcher Leichtigkeit Meineke gearbeitet haben muß, und doch war seine

[1]) Wir führen hier nur folgende allgemein hochgeschätzte Schriften an: Quaestiones scenicae tres partes. Berolini 1826—1831; Graecorum comicorum fragmenta. 5 Bde. Berolini 1839—1857 (in kleiner Ausgabe 1847); Delectus Anthologiae Graecae. Berolini 1842; Philologicae exercitationes in Athenaei deipnosophistas. Berolini 1843—1846; Stephani Byzantini quae supersunt. Berolini 1849; Strabonis Geographica. 3 Bde. Lipsiae 1852—1853; Alciphronis rhetoris epistolae. Lipsiae 1853; Q. Horatius Flaccus. Berolini 1854; Stobaei florilegium. 4 Bde. Lipsiae 1852—1853; Theocritus Bion Moschus. Berolini 1856; Callimachi Cyrenensis hymni et epigrammata. Berolini 1861.

Gesundheit nicht eben fest. In pädagogischer Beziehung zeigte sich seine Weisheit darin, daß er jeden seiner Lehrer an die Stelle brachte, in welcher er sein Talent beweisen und seine Kenntnisse verwerten könnte. Selten hat er sich darin geirrt. Zuweilen überraschte er seine Kollegen mit Zumutungen, welche ihnen selbst das Maß ihrer Kräfte zu überschreiten schienen; abschlagen und sich weigern war unmöglich, sie folgten seinem Wunsche und Willen und fanden darin nicht selten den geraden Weg zu einer recht gedeihlichen schulmännischen Wirksamkeit. Kam es anders, so wußte Meineke seine Fehler durch rasche Versetzung auf einen geeigneten Platz wieder gut zu machen. Hatte er aber die Tüchtigkeit und den guten Willen eines Lehrers erprobt, so ließ er ihn ungestört seinen Weg gehn. Er wußte aus Erfahrung, daß zu beschränkende Maßregeln auch den vorhandenen innern Eifer zu schwächen, die Kraft zu lähmen pflegen, ja lähmen müssen. Dagegen wußte jeder Lehrer genau, daß er für sein ganzes Thun die Verantwortung trage und eine nachgewiesene Versäumnis ihm ernste Rügen und Verweise zuziehe, die dann, ohne zu verletzen, doch so wirksam waren, daß nicht leicht dasselbe Versehn öfter vorkam. Von vielen Worten hielt Meineke nichts,[1]) sondern sprach seine Gedanken in der höchsten Kürze und mit den einfachsten und bestimmtesten Worten aus, offen und ohne Rückhalt, aber ruhig und in passender Form. Einem Lehrer etwa die Last, etwa der Korrekturen, zu erleichtern, weil er der Aufgabe nicht genüge, hielt er für einen Mißgriff, weil er dann immer nachlässiger werde und auch die allerwichtigsten Pflichten vernachlässigen lerne. Sehr sparsam war er in Anerkennung des Guten und Trefflichen, was in der Schule von einzelnen geleistet wurde: dessenungeachtet wußte jeder genau, wie er mit ihm stand. Auf die Methode, der sich ein Lehrer bediente, sah er weniger als auf die Resultate, die er erzielte; die Methode müsse aus der Individualität des Lehrers und der Natur des Lehrgegenstandes gleichmäßig erwachsen: es gebe keine allein wirksame, allein richtige Methode; gute Resultate aber waren ihm nicht das bloße Wissen, die aufzunehmenden Kenntnisse, sondern der Geist, den der Unterricht den Zöglingen einhauche, der sie mit Kraft ausrüste, auch die schweren Aufgaben zu vollenden. Meineke selbst fand in der Oberleitung junger strebsamer Männer eine der höchsten Freuden seines Lebens und volles Genüge. Von diesem Gesichtspunkte aus war es dem trefflichen Direktor erwünscht, Mitglied der Prüfungskommission zu sein. Übrigens war Meineke — und das ist bei hervorragenden Gelehrten eine seltene Eigenschaft — auch ein vorzüglicher Geschäftsmann, der die umfängliche Berichterstattung, welche die Verwaltung einer so großen Anstalt notwendig mit sich brachte, rasch und

[1]) Der Verfasser, welcher im Jahre 1847 durch Hermann Sauppe an Meineke empfohlen war, hatte bei einem Besuche des trefflichen Mannes den Eindruck einer vornehmen, edlen Persönlichkeit. In seiner ganzen Weise mußte er, zumal wenn man seine literarische Bedeutung einigermaßen kannte, jedem, der ihn sah, imponieren.

geschickt erledigte. Die durch die Abhandlung des Dr. Lorinser im Jahre 1836 „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" hervorgerufene Cirkularverfügung vom 29. Oktober 1837, welche zwar die Beschwerde als irrig zurückwies, ging aber in höchst belehrender Weise und ganz im Sinne Lorinsers auf alle Mängel und Gebrechen ein, welche, wenn sie fortdauerten, wirklich einen gefährlichen Einfluß auf das leibliche und geistige Wohlsein der heranwachsenden Jugend äußern könnten. Hier fand Meineke sehr vieles, was ganz mit den Bestrebungen übereinstimmte, durch welche er zu Gunsten der Alumnen gute Einrichtungen hervorgerufen hatte. Insbesondere aber freute sich der auch für das leibliche Wohl seiner Schüler besorgte Schulmann, als durch eine Kabinettsordre vom 6. Juni 1842 von Friedrich Wilhelm IV. die Wiederherstellung des so lange verbotenen Turnwesens verfügt wurde. Die Leibesübungen sollten als ein notwendiger Bestandteil der männlichen Erziehung fortan in den Kreis der Volkserziehungsmittel aufgenommen werden. Er sah dies mit vollem Recht als eine der bedeutendsten Anordnungen und als ein für das Gedeihen der Jugend Epoche machendes Ereignis an. Hatte er doch schon in Jenkau die günstigen Wirkungen der Leibesübungen beobachten können. Heute wird auf das hygienische Moment in der Erziehung noch mehr Gewicht gelegt als in den Tagen Meinekes. Die an vielen Orten neu errichteten Anstalten sind so zweckmäßig gebaut, daß Licht und Luft gleichmäßig Zutritt haben, während viele ältere Anstalten in dieser Hinsicht unendlich viel zu wünschen übrig lassen. Es müßte nur noch dahin gewirkt werden, daß im Sommer und Winter in jeder Anstalt den Schülern Gelegenheit zum Baden gegeben würde; denn das Schwimmen ist nach Virchow eine der gesundesten Übungen, die gemacht werden können. Ohne Frage hat man es früher in dieser Hinsicht an höheren und niederen Schulen fehlen lassen. Mit dem am 4. Juni 1834 erschienenen Maturitätsreglement war er nicht ganz einverstanden. Er gehörte zu denen, von welchen Joh. Schulze in einer Verfügung vom 24. Oktober 1837 sagt, daß das Reglement, indem es allen Fächern eine entschiedene und normierte Geltung bei der Beurteilung der Reife einräume, die Schüler der obersten Klasse das letzte Jahr hindurch zu einem polyhistorischen Treiben und einem encyklopädischen Gedächtniswesen verurteile, von ihnen verlange, über alles in zehn Jahren historisch Erlernte in wenigen Stunden Rechenschaft abzulegen und den Nutzen, den der Unterricht in den einzelnen Wissenszweigen gewähre, allein nach dem abmesse, was davon nachweislich behalten worden. Es war natürlich, daß ein früherer Alumnus der Pforte, der seine geistige Nahrung vor allem aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern empfangen hatte, mit diesen Maßnahmen nicht einverstanden war. So erklärte er in einer Eingabe an das Schulkollegium vom Jahre 1851: in der That, es ist erstaunlich, was so ein junger Mann beim Abgang zur Universität alles weiß. In omni scibili ist er unterrichtet,

ein wahrer Quodlibetarius oder Mikrokosmus; ein andermal: vielleicht ist es den kommenden Geschlechtern vorbehalten, sich eines den Kräften des jugendlichen Geistes angemessenern und naturgemäßern Lehrplans zu erfreuen. Solange das nicht geschehn sein wird, kann man sich der Hoffnung nicht überlassen, daß der große Aufwand von Lehrkraft, deren sich die meisten Gelehrtenschulen erfreuen, die zu erwünschenden Früchte tragen werde. Nach der Veröffentlichung der Verfügung vom 12. Januar 1856 schrieb er: besonders erfreulich ist es, daß das Princip, nach welchem die geistige Bildung der Jugend durch das Medium der alten Sprachen gefördert werden soll, von neuem eine kräftige Stütze erhalten hat. Inzwischen hat sich im Laufe der Jahre vieles geändert. Es erschienen 1882 (31. März) die Lehrpläne für die höheren Schulen nebst der darauf bezüglichen Cirkularverfügung des Königl. Preuß. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (Dr. v. Goßler) und 1891 die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen, in denen die alten Sprachen nicht mehr den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts bildeten, wie das früher der Fall war.

Wenn man die ungewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen Meinekes auf dem Gebiete der Philologie und seine großartige pädagogische Wirksamkeit in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen überschaut, so gewinnt man den Eindruck, daß in ihm eine geniale Persönlichkeit einem entgegentritt, und alles leistete dieser Mann, der sich eben nicht einer festen Gesundheit erfreute. Leider wurde er gezwungen aus Gesundheitsrücksichten,[1]) seine 1852 übernommenen Vorlesungen[2]) an der Universität 1854 wieder aufzugeben. Die dadurch in den Betrieb philologischer Vorlesungen an der Hochschule entstandene Lücke wurde durch Moritz Haupt, den Nachfolger Karl Lachmanns, ersetzt. Schon im Jahre 1846 hatte sich der durch körperliche Leiden oft heimgesuchte Direktor von der Aufsicht über das Alumnat befreien lassen, L. Wiese hatte die mit der Leitung des Alumnats verbundene, nicht unerhebliche Geschäftslast übernommen; später als Dr. Wiese eine für die Ausgestaltung der preußischen Gymnasien wichtige Stellung im Ministerium des Unterrichts erhielt, wurde Professor Jacobs, der treffliche Herausgeber des Sallustius, sein Nachfolger. Nur schwer konnte Meineke sich entschließen, von seinem Amte ganz zurückzutreten, aber sein Gesundheitszustand verlangte es. Am 1. Juli 1857 in seinem 67. Jahre legte er unter allseitigen Beweisen wärmster Verehrung

---

[1]) Vgl. Rankes Biographie Meinekes. S. 107 f.

[2]) Folgende Vorlesungen sind von Meineke in der Universität gehalten worden:
1. im Sommersemester 1852: Epoden und Oden des Horatius (viermal).
2. im Wintersemester 1852/3: Äschylus' Perser und Äschylus' Prometheus (viermal).
3. im Sommersemester 1853: Griechische Bukoliker (viermal).
4. im Wintersemester 1853/4: Theokrits Idyllen (viermal).

und Anerkennung sein Amt nieder und erfreute sich noch 13 Jahre hindurch einer an wissenschaftlichen Hervorbringungen reichen Muße. In den letzten Jahren seines Lebens nahmen die körperlichen Leiden durch Hinzutreten von Altersschwäche, Blasenbeschwerden und wiederholten Schlaganfällen zu, so daß sich wiederholte Badekuren nötig machten; gern weilte er mit den Seinen in dem lieblichen Wernigerode, wo sein Pate, Professor E. Förstemann, ihm treu zur Seite stand und bemüht war, den Aufenthalt ihm so angenehm als möglich zu machen. Als er im Jahre 1865 von Wernigerode abreiste, da sagte er zu seinem Freunde: ich wollte, mein Auge schlösse sich bald. Am 12. Dezember 1870 traf ihn ein neuer Schlaganfall und schloß sein helles so klares Auge für immer. Die Bibliothek des Verewigten, die besonders in der griechischen Literatur sehr reich ist, wurde von dem für die Hebung des Wernigeroder Gymnasiums immer sorgenden Fürsten Otto von Stolberg-Wernigerode angekauft. In dem neuen Gymnasium hat sie ihre Aufstellung gefunden, kann von den Lehrern in ausgedehnter Weise benutzt werden.

Friedrich Gustav Kießling.

Der Nachfolger Meinekes [1]) wurde der damalige Schulrat der Provinz Brandenburg, Dr. Friedrich Gustav Kießling, der in gleichem Geiste wie sein Vorgänger wirkte und die Überlieferungen des Joachimsthalschen Gymnasiums festhielt. Auch G. Kießling gehört zu den Pädagogen, die mit einer tüchtigen philologischen Bildung — er war ein Schüler des genialen C. Reisig in Halle — ein ungewöhnliches Lehrgeschick verbinden. Er war der Sohn des trefflichen Gelehrten und langjährigen Rektors des Zeitzer Stiftsgymnasiums, Gottl. Kießling (geb. den 16. März 1777 zu Reichenau in der Oberlausitz, besuchte die Kreuzschule in Dresden, bezog 1802 die Universität Leipzig, studierte unter Gottfr. Hermanns Leitung Philologie, wurde 1802 Konrektor am Lyceum zu Plauen, 1803 an der Stiftsschule in Zeitz, deren Direktor von 1819 bis zu seinem am 5. Januar 1849 erfolgten Tode er war). Die Schulreden Gustav Kießlings verdienen die Beachtung aller Pädagogen. In verschiedenen Stellungen hatte sich der treffliche Mann bewährt. Vom Jahre 1830 bis 1835 war er unter Leitung seines Vaters am Zeitzer Gymnasium thätig, im Jahre 1835 übernahm er eine Professur am Gymnasium in Meiningen, 1837 wurde er Direktor der Schule in Hildburghausen, 1838 Konsistorial- und Schulrat daselbst, 1843 wurde er zur Leitung des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Posen berufen, 1850 ernannte ihn der König zum

---

[1]) Man vgl. die köstliche Rede Kießlings: Zur Erinnerung an August Meineke (am 5. Januar 1871). Friedrich Gustav Kießling. Eine Auswahl seiner Joachimsthalschen Schulreden, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. Albert v. Bamberg. Berlin 1886. S. 220 f.

Schulrat der Provinz Brandenburg, 1857 zum Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums und zum Ehrenmitgliede des Provinzialschulkollegiums. Im Jahre 1872 legte er sein Amt nieder, um sich eines ersehnten otium cum dignitate bis zum Jahre 1884 zu erfreuen. Überall wurde der treffliche Mann hochgeehrt, Lehrer, Schüler, alle, welche ihm näher zu treten das Glück hatten, schätzten und liebten ihn.[1])

Es möge hier gleich noch einiges über das Joachimsthalsche Gymnasium, an welchem so tüchtige Männer als Lehrer thätig gewesen sind und aus dem so viele ausgezeichnete, um Wissenschaft, Staat und Kirche hochverdiente Männer hervorgegangen sind, bemerkt werden.

Die Anstalt ist vom Kurfürsten Joachim Friedrich (Urkunde vom 24. August 1607) gegründet und mit Grundeigentum reichlich ausgestattet worden.[2]) Die sächsischen Fürstenschulen dienten der innern Einrichtung der Schule zum Vorbild. Berater des Kurfürsten bei der Stiftung des neuen Gymnasiums waren: Dr. Chr. Pelargus, Professor der Theologie in Frankfurt a. O. und zugleich Generalsuperintendent der Mark Brandenburg, und die beiden Hofprediger Johann Fleck und Simon Gedike, wohl auch der Kanzler Lampert Distelmeyer. Die Eröffnung der Anstalt erfolgte im Beisein des gesamten Hofes, sie war auf 120 Zöglinge berechnet. Während des dreißigjährigen Krieges hatte der Ort Joachimsthal und die Schule viel zu leiden. In der Nacht vom 4. bis zum 5. Januar 1636 wurde von kursächsischen Soldaten Stadt und Schule zerstört. Der große Kurfürst stellte die Schule wieder her und nahm sie 1650 vorläufig in sein Schloß auf, nachdem er ein besonderes Aufsichtskollegium für dieselbe aufgestellt hatte, aus dem das unmittelbar unter dem Landesherrn stehende Joachimsthalsche Schuldirektorium hervorging.[3]) Im Jahre 1667 wurde die Anstalt in ein Haus der Poststraße verlegt und 1685 erfolgte die Entscheidung des Kurfürsten, daß die Schule in Berlin bleiben sollte. Am 6. Februar 1688 siedelte die Schule in die erst 1717 ganz vollendeten Gebäude über (damals noch aedificia a strepitu urbano et civico et militari remota) und blieb hier bis 1880.[4])

---

[1]) Vgl. über G. Kießlings Leben: Prof. Dr. Heller in dem biographischen Jahrbuche für Altertumskunde. VIII, 1885, S. 1—7. Von den Schulreden des trefflichen Kießling sagt Heller: Seine Schulreden atmeten den Geist gründlichster Denkarbeit, umfassender Gelehrsamkeit und vielseitigster Erfahrung, und sie redeten die Sprache volltönender, inhaltschwerer, formvollendeter Schriftwerke.

[2]) Vgl. evang. Schulordnungen, herausgegeben von Reinhold Vormbaum. Gütersloh 1863. Bd. II, S. 62 f.

[3]) Man vgl. F. A. Wolf in seinem Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik, dargestellt von Prof. Dr. J. F. J. Arnoldt. Braunschweig 1861. S. 141 f. In diesem trefflichen Buche findet man überhaupt viele auf das Joachimsthalsche Gymnasium sich beziehende Ausführungen.

[4]) Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 94.

Die gewaltige Zunahme der Hauptstadt, die großartige Entwicklung des Verkehrslebens ließ es ratsam erscheinen, die Anstalt aus der Stadt in eine stillere Gegend des Tiergartens zu verlegen. Hier hat die ehrwürdige, von dem Fürstenhause immer besonders gepflegte Anstalt seit 1880 eine herrliche Wohnstätte gefunden, die nach allen Seiten hin die Ansprüche, welche in sanitärer und pädagogischer Hinsicht an eine geschlossene Schulanstalt gestellt werden, voll und ganz befriedigt. Möge auch in dem neuen Heim die alte Liebe zum klassischen Altertume und zur deutschen Literatur zum Wohle unseres Vaterlandes so gepflegt werden, wie es unter den früheren Verhältnissen der Fall war.[1])

Unter den Direktoren und Lehrern der Anstalt heben wir außer den bereits erwähnten Leitern des Gymnasiums noch hervor: Phil. Buttmann (1799—1809), der durch seine in zahlreichen Ausgaben erschienenen griechischen Grammatiken das Studium der griechischen Sprache erheblich gefördert hat, Dr. Konr. Schneider (1809—1821), dessen Elementarlehre der lateinischen Sprache (Berlin 1819 und 1821) für das gründliche Studium der römischen Literatur von Wichtigkeit geworden ist. Auch Dr. F. C. Köpke (1817—1857), Dr. C. G. Zumpt (1821—1826), Dr. W. Abeken (1821—1826), Dr. C. W. Krüger, den trefflichen griechischen Grammatiker, Dr. Karl Passow (1828—1860), Dr. Moritz Seebeck (1828—1835), der später Staatsrat und hochverdienter Kurator der Universität Jena wurde, Dr. H. E. Foß (1829—1831), Schulrat und Direktor des Gymnasiums in Altenburg, Dr. Biese (1829—1836), Dr. Joh. Classen (1832—1833), Dr. Jul. Mützell (1833—1857), Dr. H. B. Lhardy (1835—1842), Dr. F. W. Giesebrecht (1836—1857), der als Historiker an der Münchener Hochschule durch seine Schriften und Vorträge großen Ruhm erlangte, Dr. Ludw. Wiese (1838—1852), Dr. Th. Bergk (1838—1840), Dr. R. Köpke (1838—1842), Dr. Herm. Rassow (1857 bis 1860), Dr. Herm. Usener (1858—1861), C. Rehdantz (1843—1851), Dr. Aug. Nauck (1853—1858), Dr. Wilh. Dilthey (1857—1858), Dr. Otto Frick (1857—1858), Dr. Schmieder (1857—1860), Dr. Ad. Kießling (1859 bis 1863) u. a.[2]) waren an dieser Anstalt thätig. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Leistungen der Schüler des Joachimsthals die anderer nicht so reich ausgestatteten Gymnasien übertrafen. In den schon erwähnten Scholae Joachimicae findet sich eine in gutem Latein geschriebene Abhandlung: tres Gymnasii Joachimici aetates. Scripsit Oscar Schmidt p. 175—266.

---

[1]) Vgl. Symbolae Joachimicae. Festschrift des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums. Aus Anlaß der Verlegung der Anstalt veröffentlicht von dem Lehrerkollegium des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums. II Teile. Berlin 1880.

[2]) Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 95.

Index rectorum.	Numeri discipulorum receptorum.			
		Aetas I.		
Car. Bumannus	1607—1610	recepit	123	discipulos
Sam. Dresemius	1610—1636	„	665	„
Aet. I	1607—1636	recepti sunt	788	discipuli.
		Aetas II.		
Ern. Wulstorpius	1653—1658	recepit	100	discipulos
Joh. Vorstius	1659—1676	„	278	„
Gers. Vechnerus (conr.)	1676—1680	„	53	„
Gerl. Wilhelmi	1680—1688	„	255	„
Gers. Vechnerus	1688—1707	„	712	„
Aet. II	1653—1707	recepti sunt	1398	discipuli.
		Aetas III.		
Paul Volkmannus	1707—1721	recepit	1086	discipulos
Fr. Muzelius (conr.)	1721—1722	„	63	„
Jac. Elsnerus	1722—1730	„	505	„
Joh. Phil. Heinius	1730—1769	„	3559	„
et F. Stosch (rect. adj.)	1769—1772	„	—	„
Joh. Mich. Schmid (conr.)	1772—1775	„	219	„
Joh. Hen. Lud. Meierotto	1775—1800	„	1937	„
Joh. Frid. Poppe (conr.)	1800—1802	„	123	„
Bernh. Maur. Snethlage	1802—1826	„	3206	„
Aug. Meinekius	1826—1857	„	2742	„
Gust. Kiesslingius	1857—1872	„	1483	„
Car. Schaperus	1872—1880	„	684	„
Aet. III	1707—1880	recepti sunt	15 607	discipuli.
Ab anno 1607 usque	ad a. 1880	„ „	17 793	„

Bernh. Maur. Snethlage	1803—1826	ad acad. dimisit.	499	discipulos
Aug. Meinekius	1826—1857	„ „ „	706	„
Gust. Kiesslingius	1857—1872	„ „ „	320	„
Car. Schaperus	1872—1880	„ „ „	210	„

Ab anno 1803 usque ad 1880 ad acad. dim. sunt 1735 discipuli.

Man vergleiche in den Scholae Joachimicae II, S. 293 f. die Beschreibung des Abschieds der Joachimsthaler aus dem alten Hause, von C. Schaper. In welchen Beziehungen der große Philolog Fr. A. Wolf zu dem Joachimsthalschen Gymnasium gestanden, das hat Arnold in seinem treff=

lichen Buche: Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik. Bd. I, S. 143 f., trefflich erörtert. Vom Jahre 1808—1810 war Fr. Aug. Wolf Visitator des Gymnasiums.

August Ferdinand Bernhardi.

Unter den hervorragenden Schulmännern Berlins darf August Ferdinand Bernhardi nicht vergessen werden. Er war am 24. Juni 1769 in Berlin geboren, hatte später auf dem unter Meierottos Leitung so blühenden Joachimsthalschen Gymnasium seine akademische Vorbildung empfangen, dann in Halle seine Studien gemacht. Hier übte, wie das damals gar oft der Fall war, die geniale Art, mit welcher Fr. Aug. Wolf fähige Jünglinge in die Altertumswissenschaft einführte, einen mächtigen Einfluß auf den wohlbeanlagten Studiosus aus, einen Einfluß, der in seiner schriftstellerischen und pädagogischen Thätigkeit merklich hervortritt. Im Jahre 1791, nach Beendigung seiner Studien, trat er als Schulamtskandidat und Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen bei dem Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin ein. Dieses Seminar leitete Gedike. Bernhardi hatte, wie wir sehen, in Wissenschaft und Praxis nachahmungswerte Vorbilder. Im Jahre 1793 wurde er, als Pleßmann die Leitung der Anstalt übernahm, Kollaborator und rückte 1802 in die Stelle eines Prorektors ein. In dieser Zeit trat er mit L. Tieck, später mit den Brüdern Schlegel und Schleiermacher in Verbindung. Er trug zuerst und nachhaltigst mit diesen Männern verbunden, in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geistloser Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das schreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf seine kritischen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch seinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul eine neue ursprüngliche Richtung erblickte, die Widersacher zum Gegenstande der Belustigung.[1]) Mit Tieck war Bernhardi noch dadurch in nähere Verbindung getreten, daß er mit der Schwester dieses Dichters, Sophie, einen Ehebund geschlossen, der freilich bald wieder getrennt wurde. Bedeutender als die in die schönwissenschaftlichen Gebiete hinüberreichenden Hervorbringungen Bernhardis waren jedenfalls die Arbeiten, welche ausschließlich den Interessen der Schule dienen sollten. Bereits 1795 (Berlin) veröffentlichte er eine vollständige lateinische Grammatik für Schulen und Gymnasien, und 1797 (Berlin) eine vollständige griechische Grammatik. Diese Lehrbücher, die ja bald durch Buttmanns und Zumpts Grammatiken der griechischen und

[1]) Varnhagen v. Ense in der Vorrede zu den Reliquien, Erzählungen und Darstellungen, von A. F. Bernhardi und dessen Gattin. S. VI.

lateinischen Sprache in Schatten gerückt wurden, liefern doch den Beweis eines wissenschaftlich strebsamen Mannes. Viel bedeutender sind die auch von dem großen Sprachenkenner W. v. Humboldt anerkannten Leistungen auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft. Wie tief er über das Wesen der Sprache nachgedacht hatte, das erkennt man aus der 1801 (Berlin) erschienenen Sprachlehre und aus dem Büchlein: Anfangsgründe der Sprachwissenschaft (Berlin 1805). In den auf die Pädagogik sich beziehenden Äußerungen des geistvollen Mannes tritt fast überall ein gesundes auf Nachdenken und Erfahrung gestütztes Urteil hervor. Ist es nicht ganz in der Ordnung, wenn er in dem Programm, womit er 1816 zu der öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Friedrichs-Gymnasiums einladet, sagt (S. 16): Laßt uns daher alle diese Wissenschaften: Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, den Universitäten zurückgeben, auch Technologie, Naturgeschichte und dem Ähnliches ist für die untern Klassen in den gewöhnlichen Formen unnütz; dagegen wollen wir in den obern Klassen Grammatik, alte Sprachen und Mathematik nebst der Muttersprache mit der größten Anstrengung festhalten, bei der Interpretation wollen wir den philosophischen Sinn im einzelnen, bei der Mathematik im ganzen und im großen üben, an beiden wollen wir die Organe des Denkens stärken und kräftigen; den Sinn für das Schöne und Gute wollen wir in den deutschen Stunden entwickeln und in der Geschichte wollen wir dies ohne schöngeisterische und sittliche Betrachtungen durch eine einfache Darlegung des Strebens und durch eine ununterbrochene Reihe von Faktis in einer klaren Erzählung exemplifizieren, und allem diesem wollen wir durch Erweckung eines religiösen Sinnes die höhere Bedeutung alles Sinnlichen und Irdischen hinzufügen, und dann werden wir Gymnasiasten und Studierende bilden, deren erkennendes Vermögen mit nützlichen Kenntnissen angefüllt, deren Sinn für die Wissenschaften gebildet und deren Gesinnung auf dasjenige hingerichtet ist, was eigentlich den bleibenden Wert des Menschen ausmacht. In den untern Klassen dagegen sei das Hauptbestreben auf die Muttersprache und die religiöse Bildung, demnächst auf Rechnen, Mathematik und Schreiben und auf die andern Objekte so weit gerichtet, als sie für das Gymnasium vorbereitend müssen getrieben werden. In dem für die damalige Zeit wichtigen, dem Freiherrn von Altenstein, dem Minister der geistlichen und Schul-Angelegenheiten und den hochverehrten Herren Räten des gedachten Ministeriums gewidmeten Buche[1]) werden in geistvoller Weise die

[1]) Jena, bei Friedrich Frommann, 1818. Es enthält das Buch die von Bernhardi veröffentlichten Programme: über Zahl und Verhältnis der Lehrobjekte eines Gymnasiums, Programm 1809; über die ersten Grundsätze der Methodik für die Lehrobjekte eines Gymnasiums, Progr. 1810; über die ersten Grundsätze der Disciplin in einem Gymnasium, Progr. 1811; Mathematik und Sprachen, Gegensatz und Ergänzung, Progr. 1815; wie kann die Schule in das Gebiet der Universität überstreifen? Progr. 1816; das

Aufgaben des Gymnasiums geschildert, so daß die Lektüre desselben auch heute noch zu empfehlen ist. Er ist später, wie Paulsen[1]) mit Recht sagt, einer der literarischen Träger des Gedankens, daß der allein maßgebende Zweck des Gymnasialunterrichts die formelle Bildung sei. Das ist eine Einseitigkeit des gedankenreichen Mannes, die an einem Schüler Friedr. Aug. Wolfs auffällt.

Es ist von Interesse, zu hören, was ein Mann wie Aug. Gottl. Spilleke über Bernhardi urteilt:[2]) Mit rastloser Thätigkeit ging er, als er 1807 die Direktion des Werderschen Gymnasiums übernommen hatte, an die Erneuerung der Anstalt, und indem er teils seine bisherigen Kollegen, welche sich schon lange mit ihm nach einer Regeneration des Gymnasiums gesehnt hatten, mit neuem Eifer belebte, teils es ihm durch seinen Scharfblick gelang, jüngere für das Schulwesen begeisterte Männer der Anstalt zu gewinnen, erreichte er in kurzer Zeit die erfreulichsten Früchte. Gleichwohl, fährt L. Wiese fort, wird es keine Ungerechtigkeit sein, zu behaupten, daß in den wichtigsten Jahren der Verjüngung dieser Anstalt Spilleke die Seele des Lehrerkollegiums war. Die trefflichen jüngern Lehrer, welche damals berufen wurden, schlossen sich meist zu einer Freundschaft an ihn an, die nur mit dem Leben aufhören konnte. Auch zu Bernhardi selbst hatte Spilleke lange ein freundschaftliches und wahrhaft kollegialisches Verhältnis; aber bei der größten Hochachtung vor seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn konnte er von seiner pädagogischen Einsicht eine gleich hohe Meinung nicht gewinnen. Pädagogische Konsequenz und praktischer Blick war es, was er oft an ihm vermißte, und in seinen Ansichten von der Organisation gelehrter Schulen sah er nicht viel mehr, als eine geschickte Zusammenstellung dialektischer Kunststücke. Bernhardi seinerseits wußte wohl, was er an Spilleke hatte; er sah ihn so sehr als seine kräftigste Stütze zur Hebung des Gymnasiums an, daß er keine wichtige Maßregel ins Werk setzte, ohne sich vorher mit ihm beraten zu haben. Spilleke erschien z. B. bei feierlichen Gelegenheiten, wie einer seiner damaligen Schüler es bezeichnet, als des Direktors Geheimer Rat. Aber sie waren in den Grundlagen des Charakters zu verschieden, als daß eine innerliche und dauernde Übereinstimmung unter ihnen möglich gewesen wäre. Namentlich hatte Spilleke von der Handhabung der Disciplin eine der des Direktors gänzlich entgegen-

Rechnen nach Pestalozzi, Mathematik des Kindes, Progr. 1808; Entlassungsrede, am 14. Oktober 1815 gehalten; Rede, gehalten am 5. November 1817 bei der Feier des Reformationsfestes.

[1]) Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 462.

[2]) Aug. Gottl. Spilleke, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt von Dr. L. Wiese, Professor am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin 1842. S. 51 f. Wir erwähnen noch als für die Charakteristik Bernhardis wichtig: Gruber in der Hallischen Encyklopädie, Konversationslexikon von Brockhaus; besonders aber den trefflichen Artikel von Dr. Klix in der Schmidschen Encyklopädie I, S. 565 f.

gesetzte Ansicht: er fand in dem Unterricht selbst zugleich das wichtigste Zuchtmittel, und übte außerdem durch das Gewicht seiner imponierenden Persönlichkeit selbst außer seinen Klassen eine so wirksame Disciplin, als es dem Direktor selbst oft nicht möglich war. Äußerlich unterstützt wurde er dabei von einer so gewaltigen Kraft der Stimme, daß sie das ärgste Toben durchbrach und auf der Stelle zur Ruhe brachte. Es war überhaupt seine Art nicht, leise aufzutreten, wenn er Ursache hatte, unzufrieden zu sein; seine Scheltworte waren kräftig und derb, ohne daß er sich dadurch die Gemüter entfremdet hätte. Aber die regelmäßigen Abstrafungen mit dem Stock, welche Bernhardi selbst, nicht ohne Wohlgefallen an der Sache, regelmäßig in der ersten Montagsstunde vornahm, waren ihm ein Greuel. Daher kam es auch wahrscheinlich, daß er später, als Direktor, bei dem Äußersten blieb, die Anwendung körperlicher Strafe unter allen Umständen zu mißbilligen. Später scheint das Verhältnis, in dem Bernhardi zu dem Lehrerkollegium stand, nicht ganz freundlich gewesen zu sein. Am 25. März 1820 nahm er von dem Werderschen Gymnasium Abschied, um die Leitung des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der mit demselben verbundenen Anstalten zu übernehmen, aber unmittelbar nachdem er seine neue Stelle angetreten hatte, erkrankte er und am 1. Juni starb er. Die Schule verlor an ihm, wie der Nekrolog der Allgemeinen preußischen Staatszeitung mit Recht hervorhebt, einen gleichsam von der Natur dazu berufenen, mit fester Willenskraft und fortstrebendem Geiste ausgerüsteten Führer.[1])

August Gottlieb Spilleke.

Es verdient noch ein anderer Schüler des großen Philologen Wolf eine nähere Betrachtung, August Gottlieb Spilleke,[2]) eine Persönlichkeit, welche

[1]) Außer den bereits angeführten Nachweisungen über Bernhardi füge ich noch den Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie von Herm. Hettner hinzu. Vgl. auch Hettners romantische Schule.

[2]) Man vergleiche die schon erwähnte ausgezeichnete Biographie A. G. Spillekes von Dr. L. Wiese. Berlin 1842. Jedem Pädagogen ist die Lektüre dieser Schrift aufs dringendste zu empfehlen. Ferner Heydemann in dem Artikel in der Schmidschen Encyklopädie, Bd. IX, S. 107—116; in der 2. Auflage dieser trefflichen Encyklopädie, von W. Schrader herausgegeben, ist der Artikel Spilleke von Dr. L. Wiese überarbeitet. Joh. Horkel, Memoria Augusti Spillekii praeceptoris. Berolini 1842. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, S. 618. Heydemann führt außerdem noch an: Schulz, Geschichte der Königl. Realschule und der Elisabethschule zu Berlin, 1857. Ferd. Ranke, Überblick über die Königl. Realschule, Jahresbericht von 1861. Die Programme Spillekes: Über das Wesen der Gelehrtenschule, Berlin 1821; Über das Wesen der Bürgerschule, 1822; Über die gegenwärtige innere Einrichtung des König Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der Realschule nebst der damit verbundenen Töchterschule, 1823, waren von Bedeutung für die Berliner Verhältnisse.

durch die Geschlossenheit ihres Wesens, durch tiefgehende und dabei viele Wissensgebiete umfassende Bildung in jener Zeit, in der in Berlin so tüchtige Schulmänner für Hebung der Gymnasien thätig waren, einen großen Einfluß ausübte, in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft viel Anerkennung fand. Spilleke war am 2. Juni 1778 zu Halberstadt geboren, verlor früh seinen Vater, wurde von seiner Mutter, die in beschränkten Verhältnissen lebte, ernst und streng erzogen, und besuchte, als er die nötige Vorbildung erlangt hatte, das Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem nach den Mitteilungen in einem Bruchstück seiner Selbstbiographie Lehrer thätig waren, die anregenden Einfluß vermissen ließen, so daß er, vorzugsweise auf sich selbst angewiesen, auf eigene Hand seine Studien machte. Schon auf der Schule erteilte er Privatunterricht. Zu Ostern 1796 bezog er die Universität Halle, um sich der Theologie zu widmen. Doch gar bald wurde er, obwohl er zu dem Theologen Nösselt in ein freundliches Verhältnis getreten war, von dem mächtigen Einflusse, den der Philologe Fr. Aug. Wolf, damals auf der Höhe seiner akademischen Thätigkeit, auf die Studenten ausübte, von der Theologie weg und zur Philologie hingezogen. Wolfs Vorlesungen erfüllten ihn, wie so manchen andern, mit Begeisterung, die er im Gespräch mit Freunden, zu deren eigener Anregung, den lebhaftesten Ausdruck gab. Anfänglich fühlte er sich im Gefühl seiner mangelhaften philologischen Vorbildung in den Vorlesungen gedrückt, aber bei seiner rastlosen Thätigkeit, die Lücken seines Wissens auszufüllen, gewann er bald bei der Wahrnehmung überwundener Schwierigkeiten seinen Mut wieder. Wolfs unmittelbare Teilnahme für ihn, die aus der näheren Bekanntschaft im philologischen Seminar hervorging, hatte daran nicht geringen Anteil, und wie großes Vertrauen dieser in die Fähigkeiten seines Schülers setzte, geht schon aus Aufgaben hervor, deren Lösung er bisweilen von ihm erwartete. So legte er ihm z. B. verschiedene schwierige Lesarten im Plato zur Prüfung vor; und einmal übergab er ihm ein Blatt aus einem griechischen Autor, nachdem er eine Ecke davon abgerissen hatte, mit der Aufforderung, die dadurch entstandene Lücke durch Konjekturen aus dem Zusammenhang zu ergänzen. So pflegte Wolf seine Schüler zu philologischen Studien zu reizen! Spilleke fühlte sich unter dem Einflusse dieses großen Gelehrten äußerst behaglich, legte sich bei seiner klassischen Lektüre Kollektaneen an und beging nur den Fehler, der gerade von strebsamen Studenten häufig gemacht wird, daß er anfänglich zu viele Collegia hörte. Auch sonst wußte er in Gesellschaft guter, mitstrebender Freunde das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Zu Michaelis 1798 schon, nachdem er kaum zwei Jahre studiert hatte, empfahl ihn Wolf dem ihn besuchenden Oberkonsistorialrat Gedike als Hauslehrer für seine Kinder, als einen jungen Mann, der durch Geistesbildung und Gemüt für ein solches Verhältnis ganz besonders geeignet sei. So kam Spilleke nach Berlin. Gedike nahm den ihm von einem so

sachverständigen Gelehrten empfohlenen Jüngling auch sogleich in das seiner Leitung unterstellte pädagogische Seminar auf, Spilleke unterrichtete an dem Gymnasium zum grauen Kloster. Bald nach seinem Eintritt in Berlin unterzog er sich, durch Gedike besonders dazu veranlaßt, der theologischen Prüfung, die ihm selbst zur Überraschung günstig ausfiel. Im Jahre 1800 wurde er Kollaborator, 1803 Subrektor am Friedrich Werderschen Gymnasium, 1804 dritter oder Frühprediger und Adjunctus ministerii an der Friedrich Werderschen und Dorotheenstädtischen Kirche, 1810 wurde ihm durch den General von Scharnhorst die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache an der Königl. Kriegsschule übertragen, nebst der Verpflichtung, an der Militärexaminationskommission teilzunehmen. Vom Jahre 1800 bis 1820 war er Lehrer am Friedrich Werderschen Gymnasium, 1812 erhielt er den Professortitel. Am 21. Februar des Jahres 1821 übernahm er die Leitung des Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der mit diesem verbundenen Königl. Realschule. Die Schülerzahl, die er vorfand, war nicht erheblich, das Gymnasium hatte in seinen 6 Klassen 140 Schüler, die 6 Knabenklassen der Realschule waren von 276 Schülern, die 4 Mädchenklassen dieser Anstalt von 92 Schülerinnen besucht. Nach allen Seiten hin hob der umsichtige Schulmann die ihm anvertrauten Schulanstalten, so daß bei seinem Tode 9 Gymnasialklassen mit 372, 16 Realschulklassen mit 706 Schülern vorhanden waren, dazu kamen noch 9 Mädchenschulklassen mit 380 Schülerinnen, so daß in den verschiedenen Anstalten 1458 (gegen 508 im Jahre 1820) unterrichtet wurden. Aus den Schilderungen des geistvollen Johannes Horkel in der Memoria Augusti Spillekii praeceptoris erkennt man, wie dieser treffliche Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums seine Schüler für den Unterricht in den klassischen Sprachen zu interessieren verstand. Auch von Männern, wie Freiherr v. Altenstein, Süvern, Johannes Schulze, Kortüm wurde die Tüchtigkeit und die Bedeutung Spillekes für die Entwicklung des preußischen Schulwesens in vollem Umfange anerkannt. Sehr bezeichnend für Spilleke ist die Stellung, die er in dem sogenannten Lorinserschen Streite einnahm. Es hatte, wie schon erwähnt, Medizinalrat Lorinser in der medizinischen Zeitschrift des Vereins für Heilkunde in Preußen, Jahrg. 1836 (Nr. 1), eine Abhandlung veröffentlicht „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen". In dieser Abhandlung wird zunächst von dem Gesundheitszustande der ganzen gegenwärtigen Generation der Menschen im allgemeinen ein ziemlich trostloses Bild entworfen, sodann aber die Beschuldigung ausgesprochen, daß es, um diese krankhaften Anlagen des Körpers und der Seele zu steigern und, wo sie noch nicht vorhanden sind, hervorzurufen, in der That kein wirksameres Mittel gebe als diejenigen, welche man heutzutage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringe. Diese Mittel bestehen aber nach Lorinsers Meinung in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der

häuslichen Arbeiten. Das erste diene vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes; das zweite halte die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück und durch das dritte werde vorgebeugt, daß diese beiden Wirkungen nicht außer der Schule wieder aufgehoben werden. Die Schrift trug, wie Deinhardt sagt, einen denunziatorischen Charakter, und von wissenschaftlicher Ruhe und Gründlichkeit war keine Spur zu finden, Beweise für die harten Anschuldigungen sucht man vergebens in der Schrift. Daß die Ausführungen Lorinsers zunächst unter den Gymnasiallehrern eine große Bewegung hervorrief, war natürlich. Dazu kam, daß sie von dem Könige Friedrich Wilhelm III. beachtet, gebilligt und dem Kultusministerium zu besonderer Berücksichtigung empfohlen wurde. Der zweite und tiefere Grund lag darin, daß das Gymnasialwesen sich in einer Krisis befand (freilich sich noch immer befindet), die sozusagen nur auf einen kleinen Anlaß wartete, um mit Gewalt hervorzubrechen und die lebendigsten Erörterungen und Streitigkeiten hervorzurufen.[1]) Man glaubte, daß die Schrift dem Könige zugeschickt sei. Lorinser erzählt, daß auf Veranlassung des Fürsten Radziwill der König seinen Aufsatz gelesen habe.[2]) Es wurde an den Minister von Altenstein, der damals das Unterrichtswesen in Preußen mit sachverständigem Urteile leitete, eine Kabinettsordre erlassen, die wörtlich so lautete: „Ich habe von einem Aufsatze zum Schutze der Gesundheit in den Schulen Kenntnis genommen, welcher sich im ersten Stücke der diesjährigen medizinischen Zeitung befindet und mit dessen Inhalte ich mich in der Hauptsache einverstanden erkläre. Ich empfehle diesen Gegenstand Ihrer besondern Aufmerksamkeit und fordere Sie auf, Mir in einem Bericht Ihre Ansichten vorzulegen und Vorschläge zu machen, wie dem Übelstande zu begegnen sei. Berlin, den 2. Februar 1836.“ Man sieht, daß der König sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Anklägers stellte, die Behauptungen Lorinsers ohne weiteres als Thatsache voraussetzte und Vorschläge verlangte, die geeignet seien, dem Übel zu begegnen. Es erschienen eine Menge kleinerer Schriften von preußischen Gymnasiallehrern, die sich im ganzen auf die Erörterung der Lorinserschen Beschuldigungen beschränkten[3]) und nur hier und da einen Anlauf ins all-

[1]) Der von dem trefflichen Direktor Deinhardt verfaßte Artikel in der Schmidschen Encyklopädie verdient die größte Beachtung. Bd. IV, S. 450 f.

[2]) Vgl. die gründliche Schrift von Dr. C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen. Leipzig 1889. S. 415 f. H. Schiller in Schmids Encyklopädie VI², S. 910 f. Jahns Jahrbücher XVI, S. 345 f. 448 f.; XVIII, 419 f. W. Schrader, Überbürdung in Schmids Encyklopädie IX, S. 526 f.

[3]) Deinhardt hebt aus der großen Menge von Schriften die von Professor Kritz in Erfurt, Gotthold in Königsberg, Heinsius, Benary und Krech in Berlin hervor. Wichtig war, daß die Lehrerkonferenzen diese die Lehrerwelt bewegende Frage zum Gegenstande von Erörterungen machten, in welchen die Zwecke und Ziele der Gymnasialbildung, die Methoden und angemessenen Mittel des Unterrichts besprochen wurden. Man kann ohne Frage be-

gemeine nahmen. Vor allem aber war es bedeutungsvoll, daß der Minister sämtliche Schulkollegien aufforderte, über Grund und Ungrund der Lorinserschen Anklagen Direktoren und Lehrerkollegien berichten zu lassen. Dieses wertvolle Material, was von allen Seiten dem Ministerium übermittelt wurde, verarbeitete der vortragende Rat im Ministerium des Unterrichts zu einem Berichte (28. November 1837) an den König. Die Anklagen Lorinsers wurden widerlegt. In den eingehenden Erörterungen dieser unter dem Namen des blauen Buches bekannten Verfügung hat Dr. Schulz auf das Klarste die ihn leitenden Ansichten dargelegt; sie bezeugt, wie er mit der Rechtfertigung der Gymnasien gegen unbegründete Anklagen das Bestreben verband, sie weiter zu verbessern.[1])

Unter den Schriften, die damals die Gymnasien in Schutz nahmen, bezeichnet Deinhardt die von dem Erfurter tüchtigen Professor Kritz, von dem Direktor Gotthold in Königsberg, Heinsius, Benary und Krech in Berlin als die besten. Sehr charakteristisch, wie schon erwähnt, ist die Stellung, welche Spilleke in der von Dr. Lorinser angeregten Streitfrage einnahm. Wenn er auch aus seiner langen Erfahrung und gerade aus der Geschichte der Schulen, welchen er vorstand, die Grundlosigkeit der Anklagen wegen zu vieler Lehr-

---

haupten, daß der von Lorinser angeregte Streit für die Entwicklung der Gymnasialpädagogik von Wichtigkeit gewesen ist.

[1]) Vgl. Varrentrapp, Joh. Schulze zc., S. 421 f. Es ist nicht ohne Interesse, über den Lebensgang des Dr. Lorinser, wie er uns von Varrentrapp in dem angeführten Buche geschildert wird, einiges zu berichten: Lorinser war den 24. Juli 1796 in Böhmen geboren und erzogen, hatte in Berlin studiert und als Arzt sich niedergelassen. Wie er selbst sagt, gefiel ihm hier das rege wissenschaftliche Leben; aber der barsche nach den letzten Feldzügen bis zum Übermut und zur Ungerechtigkeit gesteigerte Preußenstolz, die unverhohlene Geringschätzung und Abneigung gegen die übrigen Deutschen und besonders gegen die Östreicher, die steifen, geschnürten Formen und Uniformen, der klägliche, fast ganz verkommene Zustand des religiösen und kirchlichen Lebens, die aus dem Protestantismus entsprungenen Vorurteile und Einseitigkeiten — kurz, das ganze alte Ultrapreußentum stieß ihn ab. Diese Eindrücke befestigten sich in ihm, da er als Medizinalbeamter nach Pommern kam, wo er nach seiner Behauptung „einige Repräsentanten des altpreußischen Regimes fand, die stark an Zopf und Stock erinnerten, den Schul- und Konsistorialrat voll von Säure und Bitterkeit auch gegen die katholische Kirche.“ Seit seine Frau, eine geborene Berlinerin, zum Katholizismus übergetreten war, sehnten sich beide aus dem protestantischen Pommern in eine katholische Provinz zu kommen; ihr Wunsch wurde erreicht, da Lorinser 1826 zum Medizinalrat in Oppeln ernannt wurde. Aber auch hier hatte er zu klagen; denn die schlesische Kirche schien ihm „in ihren Gliedern mehr oder minder erstarrt, gebunden von der weltlichen Macht, von Unglauben, Protestantismus und Aufklärung durchsäuert, würdelos und kaum einer selbständigen Bewegung fähig“ zu sein, da er durch persönlichen Verkehr mit Jarcke und „durch die Schriften von Haller, de Maistre, Burke, Schlegel, Hügel zu hohen Ideen gelangt“ war, fühlte er sich gedrückt in seiner Beamtenstellung, in der von ihm verlangt wurde, daß er „ein gefügiges Werkzeug des herrschenden Centralisationssystems, ein Glied der Bureaukratie“ sei. Nach diesen Äußerungen seiner Selbstbiographie erscheint es sehr begreiflich, daß Lorinser den preußischen Staatsschulen und ihren Leitern wenig Sympathie

stunden und dadurch verursachter Kränklichkeit der Schüler leicht nachweisen konnte und überhaupt einsah, daß Lorinser vieles ohne Kenntnis der Sache behauptet und übertrieben habe, so glaubte er doch, daß der einmal erregte Streit in vielen Beziehungen zum Wohl der Gymnasien benutzt werden könne. Daß man an der heutigen Jugend eine gewisse geistige Abschwächung wahrnehme, war auch seine Meinung; und, obschon er die eigentlichen Gründe nicht in den bestehenden Schuleinrichtungen fand, wünschte er doch eine Vereinfachung des Lektionsplanes, so daß die Schüler statt der mannigfaltigen Kenntnisse in wenigen Fächern heimischer würden, als er es bis dahin für möglich hielt. Als der Streit beigelegt schien, befriedigten die Resultate seine Hoffnungen noch keineswegs. In dem Anhange der Wieseschen Biographie Spillekes werden Stellen aus dem Gutachten über Lorinser mitgeteilt, in denen auf die Schwächen des Gymnasialunterrichts hingewiesen und insbesondere betont wird, daß die Pädagogik auch eine Kunst sei, die erlernt werden müsse, und dies werde am besten erreicht durch Stiftung von Seminarien für Gymnasiallehrer. In der Gegenwart erst hat der Gedanke, pädagogische Seminarien einzurichten, wirklich Gestalt gewonnen, durch sie wird die Kunst der Didaktik gefördert und so den höheren Bildungsanstalten Lehrer

---

entgegenbrachte, daß er Klagen über sie ein williges Ohr lieh; als Arzt glaubte er verpflichtet zu sein, in dem erwähnten Aufsatz die Schädigung der Gesundheit durch die Gymnasien zu erörtern. Er stimmte nun zwar nicht den Eltern und Vormündern zu, welche das Siechtum ihrer Kinder allein dem herrschenden Unterrichtssystem zur Last legten: nach seiner geschichtsphilosophischen Auffassung hatte „seit der Entdeckung von Amerika und der so genannten Wiederherstellung der Wissenschaften nach und nach eine totale Veränderung in dem geistigen und physischen Leben der Menschheit stattgefunden," mit welcher eine größere Unruhe und Beweglichkeit der Seele, ein Übergewicht des Nervensystems im Körper, seine Überreizung und Schwäche und zunehmende Krankheitsanlagen zusammenhingen; von den Gebrechen der Organisation würden viele auf die Kinder fortgepflanzt, daraus erkläre sich ihre größere Kränklichkeit und Sterblichkeit; sie würden „schon mit einem zarteren Körper überhaupt und insbesondere mit einer größeren Erregbarkeit zur Welt gebracht, folglich auch später mit denselben Eigenschaften in die Schule geschickt." Um diese krankhaften Anlagen des Körpers wie des Geistes zu steigern und, wo sie noch nicht vorhanden, hervorzurufen, erklärte nun aber auch Lorinser, gebe es in der That keine wirksameren Mittel als diejenigen, welche man heutzutage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringt. Vgl. was oben Deinhardt weiter angeführt hat. Die Selbstbiographie Lorinsers ist von seinem Sohne 1864 herausgegeben worden. Hier erklärt Lorinser, die Sache habe ihm im ganzen ebensoviel Genugthuung als Verdruß bereitet, im weiteren Verlauf aber einen wirklichen Ekel verursacht, der ihn gehindert, darüber noch ein öffentliches Wort zu sagen. Erst 1842, als der Lärm schon nachgelassen, habe er sich in Bd IX und X der historisch politischen Blätter über Leben und Schule wieder vernehmen lassen. Gleich im Beginne der drei hier gegen den Humanismus und Encyklopädismus gerichteten Artikel sucht Lorinser nachzuweisen, daß der wahre Ursprung der neuern antireligiösen Erziehung bis in die Zeit des 16. und 15. Jahrhunderts hinaufreiche, der Lostrennung der Wissenschaft von Gott folgte die Emancipation der Schule von der Kirche und dann konnten pädagogische Pfuscher und Sophisten ungescheut ihr Wesen treiben.

zugeführt, die in rechter Weise den Bildungsstoff an die Schüler heranzubringen vermögen. Spilleke war ganz der Meinung, daß in den alten Sprachen der wichtigste Lehrgegenstand den Gymnasien gegeben sei. Das Altertum war ihm nicht das Höchste, aber für unsere ganze Bildung, die wesentlich eine historische ist, die unerläßlichste Vorstufe (Wieses Biographie Spillekes, S. 72 f.). Spilleke hat in musterhafter Weise seines Amtes gewartet und große Erfolge erreicht, er war auch im häuslichen Kreise, soweit man dies von einem Sterblichen sagen kann, ein glücklicher Mann, dem man gern die Freude an dem, was ihm gelungen, noch längere Zeit gewünscht hätte. Er selbst sprach kurz vor seinem Tode es aus: Jetzt möchte ich sterben, denn besser kann es durch mich doch nicht werden. Am 9. Mai 1841 wurde er aus langer segensreicher Arbeit abgerufen. Das großartige Leichenbegängnis legte Zeugnis ab von der allgemeinen Hochschätzung, die der Verewigte genossen und von der Würdigung der Wirksamkeit eines nach allen Seiten hin so tüchtigen Pädagogen.

Philipp Buttmann.

Noch eines Mannes müssen wir gedenken, der für den Betrieb des griechischen Unterrichts auf Gymnasien die größte Wichtigkeit gehabt hat, nämlich Philipp Buttmanns. Man darf mit vollem Rechte sagen, daß dieser in den Berliner wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen hoch angesehene treffliche Mann für das Studium der griechischen Sprache durch seine verschiedenen in zahlreichen Ausgaben verbreiteten griechischen Grammatiken von der größten Bedeutung gewesen ist. Betrachten wir zunächst den Lebensgang dieses verdienstvollen Gelehrten. Buttmann (Boudemont) war der Sohn eines Frankfurter Kaufmanns, dessen Vorfahren wegen ihres Glaubens aus dem südlichen Frankreich vertrieben, sich in der Pfalz und in Frankfurt a. M. niederließen, er wurde am 5. Dezember 1764 geboren. Die erste Vorbildung empfing Buttmann auf dem Gymnasium in Frankfurt. Da keiner seiner Lehrer den beanlagten Schüler zu fesseln vermochte, so ergab er sich, seinen Liebhabereien folgend, einer planlosen Lektüre der verschiedensten Schriften. Im Jahre 1782, achtzehn Jahre alt, bezog er die Universität Göttingen. Da eine bestimmt ausgeprägte wissenschaftliche Richtung bei ihm noch nicht vorhanden war, so ließ er sich, wie es in jener Zeit üblich war, vielleicht auch aus Vorliebe für die hebräische Sprache, in die theologische Fakultät einschreiben. Aber gar bald, angezogen von den archäologischen und philologischen Vorlesungen des damals auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit stehenden Christian Gottlob Heyne, wandte er sich von der Theologie zur Philologie. Auch als Student der Philologie schenkte er den Mahnungen seines Lehrers, sich einen bestimmten Gegenstand zur selbständigen

Forschung auszuwählen, kein Gehör, sondern studierte weiter als Kostgänger in den verschiedenen Wissenschaften. Nach Vollendung seiner akademischen Studien kehrte er 1785 in das elterliche Haus zurück, besuchte 1786 seine Verwandten in Straßburg, wo er mit dem berühmten Philologen Schweighäuser[1]) bekannt, als Mitarbeiter an dessen Ausgabe des Polybius herangezogen wurde. Sehr vorteilhaft für den strebsamen jungen Mann war die Bekanntschaft mit dem tüchtigen, besonders mit der griechischen Literatur wohl vertrauten Gelehrten. So war es natürlich, daß der acht Monate (1786—1787) dauernde Aufenthalt in Straßburg für Buttmanns philologische Ausbildung sehr wichtig wurde. Während seines Besuches in Straßburg war sein Studienfreund Hugo Lehrer bei dem Erbprinzen von Dessau geworden. Um manches, was in der Erziehung dieses Prinzen versäumt worden war, aufs zweckmäßigste nachzuholen, hatte der Fürst unter Leitung des Oberhofmeisters von Berenhorst einen kleinen Kreis von Gelehrten vereinigt, die mit dem Prinzen zusammenlebten und in den verschiedenen Fächern ihm Unterricht erteilten. Dies sollte zwei Jahre dauern. Unter der Zahl dieser Männer befand sich auch Crome für das Fach der Geographie und Statistik. Dieser aber erhielt einen Ruf nach Gießen, als noch nicht ein Jahr verflossen war: seine Stelle sollte schnell ein anderer für die noch übrige Zeit ersetzen. Da Buttmann neben der Philologie auch Geographie mit besonderem Eifer betrieben hatte, so schlug Hugo die Berufung seines Freundes Buttmann vor. Nach allen Seiten hin übte der einjährige Aufenthalt an dem Dessauer Hofe auf Buttmann den vorteilhaftesten Einfluß. Das Glück von Fürsten, auf welche Deutschland stolz ist, mit persönlicher Gnade beehrt worden zu sein, bleibt meinem Gedächtnisse, schreibt er, ein teuerer Besitz. Im Umgange mit

[1]) Joh. Schweighäuser, Professor der griechischen Sprache, geboren zu Straßburg den 24. Juni 1742, gestorben den 19. Januar 1830, hat sich verdient gemacht durch seine Ausgaben des Appianus mit lateinischer Übersetzung und Kommentar (Leipzig 1783. 3 Bde.), des Polybius mit einem Lexicon Polybianum (8 Teile in 9 Bänden. 1789 bis 1795), des Athenäus (Straßburg 1801—1807. 14 Bde.), des Herodot (Straßburg 1816. 6 Bde.), als Nachtrag dazu gab er ein Lexicon Herodoteum (1824. 2 Bde.). Aus dem Gebiete der römischen Literatur hat er nur die Briefe des Seneca an Lucilius in einem aus den Handschriften berichtigten Texte mit kritischen Anmerkungen herausgegeben (Straßburg 1809. 2 Bde.). Die Ausgabe gehört zu der Sammlung der editiones Bipontinae. Seit 1779 wurden auf Veranstaltung und auf Kosten einer Gesellschaft patriotischer Freunde der Gelehrsamkeit in dem pfälzischen Städtchen Zweibrücken in einer eigenen der Gesellschaft gehörigen Druckerei unter Leitung des Gymnasialdirektors Georg Christ. Croll (gest. 1790) und der Professoren Joh. Val. Embser (gest. 1781) und Friedrich Christian Exter (gest. 1817) mit deutlichen Lettern auf gutem starken Papier mit hübschen Titelvignetten diese Ausgaben gedruckt; sie enthalten den Text nach den neusten und besten Ausgaben, bisweilen auch in neuer Recension und mit eigenen Verbesserungen der Herausgeber, ferner eine vita und eine notitia litteraria und einen index editionum, für jeden Schriftsteller aus älteren Werken entnommen. Vgl. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. München und Leipzig 1883. S. 504 f.

Heinr. v. Berenhorst, Aug. v. Rode, C. F. Feder und andern dem Hofe befreundeten Männern genoß er eine wohlthuende, besonders der Lektüre des Plato und Sophokles gewidmete literarische Muße. Nachdem seine Aufgabe in Dessau gelöst war, reiste er, bevor er das väterliche Haus in Frankfurt a. M. wieder aufsuchte, nach Berlin, der damals mächtig aufstrebenden Hauptstadt Preußens. In dem gastlichen Hause der Witwe des Buchhändlers Mylius lernte er Teller, Biester, Gedike, Nicolai und andere einflußreiche Männer kennen. Im Jahre 1788 kehrte er ins elterliche Haus zurück, erkannte aber immer deutlicher, daß in seiner Vaterstadt seines Bleibens nicht sein würde, von Berlin fühlte er sich mächtig angezogen. Schon 1789 erhielt er durch den Bibliothekar Biester einen Ruf, als diätarisch beschäftigter Hilfsarbeiter an der neu zu ordnenden Königl. Bibliothek einzutreten, erst 1796 wurde seine Stellung durch den Minister v. Wöllner, der sich stets gegen Buttmann wohlwollend gezeigt hat, eine feste. Buttmann mußte darauf denken, Nebenerwerb sich zu verschaffen, da sein Gehalt kärglich war. So übernahm er 1803 die Redaktion der damals sehr einflußreichen Haude-Spenerschen Zeitung. Mit Biester und Spalding stand Buttmann in enger literarischer Beziehung, auch verfertigte er den erklärenden Index zu den von Biester herausgegebenen Platonischen Dialogen. Um dieselbe Zeit wurde er von der Myliusschen Buchhandlung aufgefordert, eine kleine griechische Grammatik (als Anhang zum Gedikeschen griechischen Lesebuche) im Auszug, nach dem Zuschnitt der kleinen lateinischen und französischen, die Gedike als Anhang seiner Lesebücher ausgearbeitet hatte, herauszugeben. Zeitlebens, schreibt er, erinnere ich mich des Winters 1791—1792, während welchem ich jene sieben Bogen mühsam aus den Angaben der ganz gewöhnlichen Grammatik und den fragmentarischen Resultaten eigenen Nachdenkens über eine damals besonders noch sehr sparsame Lesung der Alten zusammensetzte. So entstanden die nachmals so berühmten und so brauchbaren kleineren und größeren Grammatiken des vortrefflichen Gelehrten. Im Jahre 1799 veranlaßte ihn der ausgezeichnete Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Meierotto, für einen erkrankten Lehrer einzutreten, er nahm dann auch auf Meierottos Wunsch eine Professur an der berühmten Schule an, legte sie aber 1808 wieder nieder, weil seine anderen Beschäftigungen ihn hinderten, den Amtspflichten gewissenhaft nachzukommen. Im Jahre 1806 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Ordentliches Mitglied der 1810 gegründeten Hochschule ist er nie gewesen, nur eine Zeitlang leitete er mit großem Erfolge interimistisch das philologische Seminar. Mit den ausgezeichnetsten Männern Al. und W. v. Humboldt, v. Savigny, Niebuhr, Rühs, Süvern, Böckh, Bekker, Fr. Aug. Wolf, Schleiermacher, Lachmann, Meineke, Homeyer und vielen andern stand er in den freundlichsten Beziehungen. Alle hatten ihn nicht bloß weil er ein tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein vortrefflicher Mensch und ein aus-

gezeichneter Gesellschafter war, sehr lieb; er war ein sehr wertvolles Mitglied der Gesellschaft der Herodot liebenden Freunde und der sogenannten gesetzlosen Gesellschaft. So hatte der treffliche Mann in Berlin gefunden, was er gesucht; sein Leben floß ruhig, und nur ab und zu durch Trauerfälle betrübt, dahin, er selbst ist nie krank gewesen; ja er hatte sogar die Ehre, den so hochbegabten Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Lateinischen zu unterrichten und in das Verständnis der alten Schriftsteller, namentlich des Livius, einzuführen. Buttmann starb, tief betrauert von allen, die ihn kannten, am 21. Juni 1829. Neben den in vielfachen Auflagen erschienenen Lehrbüchern der griechischen Sprache[1]) hat er sich auch durch seinen Lexilogus oder Beiträge zur Worterklärung für Homer und Hesiod, 2 Bde. (Berlin 1818, 2. Aufl. 1825 und 1860) um die Schule verdient gemacht, wenn man auch durch die vergleichende Sprachforschung gegenwärtig die Dinge ganz anders ansieht, als Buttmann in jener Zeit es vermochte. Für die homerischen Studien war dieses Buch und seine Ausgabe der Mailänder Scholien zur Odyssee (Berlin 1821) sehr wichtig. Im Jahre 1826 ließ er die Phänomena und Diosemeia des Aratus mit kritischen Anmerkungen erscheinen. Ganz zuletzt vereinigte er seine zahlreichen Abhandlungen in dem anerkannten Werke „Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Altertums", 2 Bde. (Berlin 1828). Mit Friedr. Aug. Wolf gab er das Museum der Altertumswissenschaft heraus, 2 Bde. (1807 und 1808). Von dem gleichfalls von Wolf und Buttmann herausgegebenen Museum antiquitatis sind nur zwei Hefte erschienen (Berlin 1808 und 1811). Auch die von Buttmann besorgten Ausgaben des Platon (Menon, Kriton und beide Alcibiades, 5. Aufl. Berlin), zuerst von Biester bearbeitet, die Midiana des Demosthenes (1823, nach Spalding, 4. Aufl. 1862), des Philoktet des Sophokles (Berlin 1822), zuerst von Friedrich Gedike bearbeitet, verdienen Erwähnung, haben dem Studium der griechischen Literatur wesentliche Dienste geleistet.[2])

[1]) Der große Philolog Chr. Aug. Lobeck sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten Teils der Buttmannschen ausführlichen Grammatik S. IV: Neue Bahn und höhere Richtung beginnt mit Buttmann, der zuerst die zerstreuten Beobachtungen der Erklärer mit dem Ertrage seiner eigenen vieljährigen Untersuchungen zu einem wissenschaftlichen Ganzen vereinte, unterstützt in einzelnen Teilen durch Hermanns Kritik und anderer Mitwirkung, doch überall selbständig und, wo es galt, die Lücken der Thatsachen zu ergänzen oder die Widersprüche der Tradition zu vermitteln, sinnreich und umsichtig.

[2]) Man vergleiche über den Lebensgang des trefflichen Gelehrten: Bildnisse jetztlebender Gelehrten mit ihren Selbstbiographien, von Lowe. Berlin 1806. 3. Sammlung, S. 3 f.; Gedächtnisrede auf Philipp Buttmann, von Friedr. Schleiermacher. Reden und Abhandlungen. III. Abteilung. Zur Philosophie, S. 117 f. (Schleiermacher nennt Buttmann auch einen Philosophen der Geselligkeit); Allgemeine deutsche Biographie. Bd. III, S. 656 f. (eine von dem Sohne Philipp Buttmanns geschriebene kurze Biographie); Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. S. 655 f.

Wilhelm von Humboldt.

Zu den Männern, die in schweren Zeiten dem Vaterlande die treusten Dienste leisteten und für den Aufschwung idealer Bildung außerordentlich thätig waren, gehörte ohne Zweifel Wilhelm von Humboldt. Er war, wie Aug. Böckh[1]) es so bezeichnend ausdrückt, ein Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes — Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, linguistische Gelehrsamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Mißklang gestörten Harmonie und zu einem wunderbaren Ebenmaß verschmolzen, welches das Gepräge der besonnensten Meisterschaft ist. Die Not des Vaterlandes rief den Mann, der sich vorgesetzt hatte, ganz seiner Selbstbildung zu leben, der das tiefsinnige Wort des thebanischen Sängers γένοιο οἷος εἶ an und in sich zur Darstellung bringen wollte, in das Ministerium. In den 1½ Jahren, in denen er an der Spitze der Unterrichtsverwaltung des preußischen Staates stand, hat er sich unvergängliche Verdienste um die Hebung der Universitäten und Gymnasien nicht bloß seines engern Vaterlandes erworben. W. v. Humboldt, der wie einst der große Staatsmann der Athener, mit seinen zeitgenössischen Dichtern, Geschichtschreibern, Philosophen und Künstlern in naher Beziehung stand, pflegte ebenfalls lebendigen Verkehr mit Schiller und Goethe, mit dem ausgezeichneten Philologen Friedr. Aug. Wolf, mit dem Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi, mit Staatsmännern, vor allen andern mit dem Freiherrn v. Stein und andern bedeutenden Männern und Frauen, so daß man von ihm sagen darf, daß er durch seine amtlichen Stellungen einen tiefen Einblick in die verschiedenartigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens gewonnen hatte, zumal es ihm besonders darauf ankam, wie er selbst es oft ausspricht, die Charaktere der Menschen zu studieren und sich selbst zu bilden. War doch einer seiner Hauptgrundsätze: bilde dich selbst

---

[1]) Aug. Böckh, Gesammelte Schriften. Bd. II, S. 211: Etwas über W. v. Humboldt, gesprochen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestags am 9. Juli 1835. Die beste Schrift über W. v. Humboldt ist die von Rud. Haym: W. v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von Rud. Haym. Berlin 1856. Sehr wertvolles Material für die Kenntnis des Lebens und der Thätigkeit W. v. Humboldts bieten die Erinnerungen an W. v. Humboldt. Von Gust. Schlesier. Stuttgart 1854. (2 Bde.) Für die Jugendjahre W. v. Humboldts vergleiche man Alexander v. Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie ꝛc. Von Karl Bruhns. In 3 Bänden. Leipzig 1872. Bd. I, S. 5 f. Wichtig für die Kenntnis der Lebensauffassung des einflußreichen Mannes sind die oft aufgelegten bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Briefe an eine Freundin. Ferner: W. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von Rud. Haym. Berlin 1859. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Stuttgart 1830. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt (1795—1832). Im Auftrage der Goetheschen Familie herausgegeben von F. Th. Bratanek. Leipzig 1876. Briefe von W. v. Humboldt an Friedr. Heinr. Jacobi. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle 1892. Das Leben des Staatsrat Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Berlin 1881. S. 17 f. Allgemeine deutsche

und wirke durch das, was du bist, auf andere. Es war wirklich nicht eine bloße Redensart, wenn er an die Freundin (Tegel, den 30. September 1829) schrieb: Auch fasse ich gern jeden Zustand, der den Menschen treffen kann, fest und gerade ins Auge, denn was kann der Mensch auf Erden Besseres thun, als zu lernen, Mensch zu sein? Man muß die Briefe des großen Gelehrten, der mit den Grund zum Aufbau der vergleichenden Sprachwissenschaft gelegt hat, wieder und wieder lesen und durchdenken, um zu erkennen und zu empfinden, wie tief und weit seine Weltanschauung gewesen und wie er sich immer bemüht hat, das Wesen, den Charakter des Menschen sich verständlich zu machen. In der von Alexander v. Humboldt besorgten Ausgabe der Werke W. v. Humboldts liegen uns Arbeiten vor, die für alle Zeiten ihren Wert behalten. Die neuerdings erfolgten Veröffentlichungen aus den preußischen Staatsarchiven werden auch die politische Wirksamkeit des so tief gebildeten Staatsmannes in neuer Beleuchtung zeigen. Zunächst betrachten wir etwas näher den Bildungsgang, welchen W. v. Humboldt genommen hat. Ihm kam es ja vor allem darauf an, aufs Große und Ganze zu wirken, das hieß ihm auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt. Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität eines Andern; wollte jeder nie mehr in Andre übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von selbst aus ihm in Andre und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die konsequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehn und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein.[1]) In einem andern Briefe an Georg Forster, Burgörner, den 16. August 1791,[2]) schreibt er: Ich

Biographie: W. v. Humboldt (Alfr. Dove ist der Verfasser des Artikels). Ansichten über Ästhetik und Literatur von W. v. Humboldt. Seine Briefe an Christian Friedr. Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin 1880. Gedächtnisrede auf W. v. Humboldt, an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten von H. Steinthal. Berlin 1867. Aus W. v. Humboldts letzten Lebensjahren. Von Th. Diestel. Leipzig 1883. W. v. Humboldt. Von Dr. K. Bruchmann. Hamburg 1886 (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). Die sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts. Herausgegeben und erklärt von Dr. Steinthal. Berlin 1884. Abhandlungen über Geschichte und Politik. Von W. v. Humboldt. Mit einer Einleitung versehen von Dr. L. B. Förster. Berlin 1869. Ein ausgezeichneter Artikel über W. v. Humboldt findet sich in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. III, S. 645 f. Von G. Baur. Gabriele v. Bülow, Tochter W. v. Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren W. v. Humboldts und seiner Kinder. 1802—1887. Berlin 1893. Briefe an Johanna Motherby von W. v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Leipzig 1893. Briefe W. v. Humboldts an Georg Heinr. Ludw. Nicolovius. Herausgegeben von R. Haym. Berlin 1894.

[1]) Vgl. W. v. Humboldts gesammelte Werke. Bd. I, S. 289.

[2]) W. v. Humboldts gesammelte Werke. Bd. I, S. 291.

habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheiratet, und lebe auf dem Lande in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Teilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoffe ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Überzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir so zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte u. s. w. In diesen dem Freunde Georg Forster, durch den er, wie er in demselben Briefe hinzufügt, einen großen Teil seiner Bildung erhalten hatte, mitgeteilten Gedanken haben wir die Leitsätze für den Lebensgang des großen Gelehrten zu erkennen.

Karl Wilhelm von Humboldt war der Sohn des Königl. preußischen Majors und Kammerherrn Alexander Georg v. Humboldt, er wurde am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, zwei Jahre vor seinem Bruder Alexander (geboren den 14. September 1769 in Berlin, gestorben den 6. Mai 1859 in Berlin). Der Major v. Humboldt vermählte sich 1766 mit der Witwe des verstorbenen Hauptmanns Ernst v. Hollwede, Tochter des Direktors der ostfriesischen Kammer, Joh. Heinr. v. Colomb, Cousine der spätern Fürstin v. Blücher. Sie ist die eigentliche Begründerin des umfangreichen Grundbesitzes der Familie.[1]) Im Jahre 1777 trat Gottlob Joh. Chr. Kunth in das Humboldtsche Haus als Erzieher ein.[2]) Bei Campe, der später mit

---

[1]) Das Gut Ringenwalde in Pommern erbte sie von ihrem ersten Gatten, Tegel hatte schon v. Hollwede in Erbpacht, und erst durch sie kam es an den Major v. Humboldt. Das Gut Falkenberg kaufte sie 1791 von dem Oberstlieutenant v. Lochow.

[2]) Vgl. das Leben des Staatsrat Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Berlin 1881. Kunth, geboren den 12. Juni 1757 in Baruth, wo sein Vater Superintendent war. Die akademische Vorbildung erhielt er auf dem Pädagogium zu Halle, seine juristischen Studien begann er 1774 in Leipzig, 1776 kehrte er in das väterliche Haus zurück, da die Mittel fehlten, die angefangenen Studien zu Ende zu führen. Kunth sah sich infolgedessen genötigt, im Jahre 1777 in dem Humboldtschen Hause die Stelle eines Erziehers der beiden Brüder Humboldt zu übernehmen. Schon im Januar 1779 starb Herr v. Humboldt, und es schien zweifelhaft, wie die Vermögensverhältnisse der Familie

Basedow das Dessauische berühmte Erziehungsinstitut (Philanthropin) leitete, hatten die Brüder Humboldt Lesen und Schreiben gelernt, und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunder der Welt. Campe, schreibt W. v. Humboldt, hatte schon damals eine sehr glückliche und natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. Im übrigen mag der Einfluß, den Campe als Erzieher auf die Brüder Humboldt ausgeübt hat, nicht bedeutend gewesen sein. Später, 1789, reiste W. v. Humboldt mit Campe nach Paris, auf der Rückreise trafen sie mit Georg Forster, der damals in Mainz war, zusammen. Bei der Gelegenheit schreibt Forster an seinen Schwiegervater Heyne: „Der gute Herr v. Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen Tag genossen. Das ist auch einer von den Mohren, die man nicht weiß waschen kann, und die gleichwohl die Gunst des Publikums ungeteilt und unangefochten genießen und im Besitz sind, ihm die schädlichsten Grundsätze beizubringen, durch allgemein gelesene Bücher. — Liebster Himmel, muß man nicht erstaunen, daß es in Deutschland noch Menschen giebt, wenn solche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume &c. Erzieher sind?" [1]) Kunth hat seinen Zöglingen selbst nur wenigen Unterricht erteilt, vielleicht hatte er nur den Geschichtsunterricht übernommen, denn als man einst vor W. v. Humboldt Kunths ausgebreitete Geschichtskenntnis, aber auch seine etwas peinliche Weitschweifigkeit erwähnte, sagte er: das ist wahr,

v. Humboldt sich gestalten würden. Durch seine umsichtige Verwaltung der Güter und des Geldvermögens erwarb er sich das Vertrauen der Familie in so hohem Grade, daß Frau v. Humboldt und ihre Söhne sich immer ihm dankbar verpflichtet fühlten. Zwölf Jahre hindurch (1777—1789) leitete Kunth die Erziehung der hochbegabten Brüder Humboldt, indem er für die verschiedenen Zweige des Unterrichts die tüchtigsten Kräfte, welche das damalige Berlin aufzuweisen hatte, heranzog und sich bemühte, seine Zöglinge in alle bedeutenden Kreise der Hauptstadt einzuführen. Im Jahre 1789 trat er als Assessor beim Manufaktur- und Kommerzienkollegium ein und stieg von Stufe zu Stufe, da er durch seine Thätigkeit die Industrie und das Gewerbewesen des preußischen Staates verständnisvoll zu fördern wußte. Auf seine Anregung wurden auch Gewerbeschulen eingerichtet, nach deren Muster später andere Schulen der Art entstanden. In seiner Stellung als Staatsrat hatte sich Kunth das Vertrauen des Ministers v. Struensee und des Freiherrn v. Stein, mit dem er bis zum Tode in enger Verbindung blieb, in hohem Grade erworben. Am 22. November 1829 starb er. Seine Schüler und Freunde Wilhelm und Alexander v. Humboldt errichteten dem um die Familie so hochverdienten Manne ein würdiges Grabdenkmal. Man vergleiche das Leben des Staatsrat Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildnis Kunths. Diese Schrift enthält wichtige Beiträge zur Kenntnis der Zeitgeschichte. Berlin 1881, und Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XVII, S. 391 f.

[1]) Georg Forsters sämtliche Schriften. Bd. VIII, S. 89. In einem späteren Briefe, S. 117, schreibt Forster an Heyne, daß W. v. Humboldt bei ihm sei und über Unwohlsein klage und fügt hinzu: ich bin fest überzeugt, daß bei ihm der Körper leidet, weil der Geist zu thätig ist und weil die logische Erziehung der Herrn Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen hat.

wenn man ihn Geschichte vortragen hörte, konnte man wünschen, Adam zu sein, wo die Geschichte noch ganz kurz war.[1]) Das Hauptverdienst des klugen Erziehers bestand darin, daß er Männer zu Lehrern für seine Zöglinge wählte, die durch ihr Wissen und durch rationelle Handhabung des Unterrichts für die Entwicklung der individuellen Begabung und Neigung, die bei beiden Brüdern schon sehr früh hervortrat, von großer Bedeutung waren. So wurde für den Unterricht im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik Ernst Gottfr. Fischer, Professor am Gymnasium des grauen Klosters, herangezogen.[2]) Auch der spätere Gothaische Generalsuperintendent Jos. Friedr. Chr. Löffler, durch Herausgabe des Magazins für Prediger und durch Predigtsammlungen bekannt, hat im Humboldtschen Hause griechischen und lateinischen Unterricht gegeben.[3]) Vor allem aber wurden die Brüder Humboldt dadurch aufs beste in das akademische Leben eingeführt, daß sie bei Männern, die literarischen Ruf hatten, Vorlesungen hörten. Engel, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, der Verfasser des Philosophen für die Welt, hielt Vorträge über Philosophie, Klein, der Mitredakteur des preußischen Allgemeinen Landrechts und Kammergerichtsrat über Staatsrecht, der Publizist Dohm übernahm, aufgefordert von dem Minister von Schulenburg, eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen, an denen W. und Al. v. Humboldt sich beteiligten. In jenen Tagen war in der gebildeten Gesellschaft Empfindelei, Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften, deren Mitglieder sich gegenseitig verbessern und veredeln wollten, gang und gäbe. In jüdischen Kreisen besonders zeigte sich ein tiefes Interesse für geistiges Leben. Wir wissen, welchen Einfluß Moses Mendelssohn, David Friedländer, Henriette Herz, Frau des berühmten Arztes Markus Herz, die Briefstellerin Rahel, die Gattin Varnhagens v. Ense und andere Frauen in dem damaligen Berlin, auf junge Leute ausübten. W. v. Humboldt war insbesondere der Frau Henriette Herz nahegetreten, mit der er nach seinem Weggange auf der

---

[1]) Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Bd. I, S. 11.

[2]) An dem Unterrichte im Griechischen nahm Al. v. Humboldt nicht teil, erst nach dem ersten akademischen Semester lernte er bei dem Kandidaten Bartholdi im 19. Jahre noch ἔχιδνα deklinieren. Vgl. Bruhns, Al. v. Humboldt. Bd. I, S. 27.

[3]) Jos. Friedr. Chr. Löffler, geboren den 18. Januar 1752 in Saalfeld, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Waisenhause zu Halle, machte dann seine theologischen Studien besonders unter der Leitung der Theologen Joh. Semler und Nösselt an der Hallischen Universität, wurde dann von Semler an Oberkonsistorialrat Teller nach Berlin empfohlen, wo er bis zum Jahre 1782 in verschiedenen Stellungen thätig war. Durch den Minister Freiherrn v. Zedlitz erhielt er eine theologische Professur an der Universität zu Frankfurt a. O., folgte dann, als Wöllner an die Stelle des Ministers v. Zedlitz getreten war, 1788 einem Rufe als Generalsuperintendent nach Gotha, wo er, eng befreundet mit dem Direktor Döring, Friedr. Jacobs, dem Mathematiker Kries, am 4. Februar 1816 gestorben ist.

Universität einen regen Briefwechsel unterhielt. W. v. Humboldt war, als er im Herbst 1787 nach Frankfurt a. O. übersiedelte, um dort Jurisprudenz zu studieren, ganz erfüllt von dem Geiste der Aufklärung, die in der Berliner Monatsschrift ihr wirksames Organ hatte. In Frankfurt wohnten die Brüder Humboldt im Hause ihres früheren Lehrers Löffler, der an der Märkischen Universität eine theologische Professur inne hatte. Unter den Lehrern der Hochschule scheint auf W. v. Humboldt der ausgezeichnete Jurist und Philolog Joh. Friedr. Reitemeier, ein Schüler Gottl. Heynes, von Einfluß gewesen zu sein.[1]) Er mag die strebsamen Brüder Humboldt auf Göttingen, das damals als die erste Universität galt, aufmerksam gemacht haben. Im Frühjahr 1788 wurden W. und Al. v. Humboldt an der berühmten Georgia Augusta als Kommilitonen eingetragen. Lehrer wie Heyne, Blumenbach, Pütter, Schlözer, Spittler, Michaelis, Eichhorn[2]) boten reiche geistige Nahrung. Vor allem aber zogen W. v. Humboldt die Vorlesungen Heynes über Homer, Pindar, über griechische und römische Altertümer an. Von Wichtigkeit war es, daß beide Brüder in dem Hause Heynes, des damals angesehensten Mitgliedes der Hochschule, freundliche Aufnahme und gesellschaftlichen Verkehr fanden. In dem Hause Heynes lernten die Humboldts den genialen Georg Forster, den Schwiegersohn Heynes, kennen; auch die Gattin Forsters, Therese, eine geistreiche Frau, hatte für die beiden Brüder, die schon in Berlin gern mit geistig angeregten Frauen verkehrt hatten, große Anziehungskraft. Außerdem fanden sich unter den Studierenden Jünglinge, welche, von geistigen Interessen erfüllt, sich an die Humboldts anschlossen. Joh. Stieglitz, später berühmter praktischer Arzt in Hannover, Graf Schlabberndorf, Graf Dohna Schlobitten, Ölsner,

[1]) Joh. Friedr. Reitemeier, ein Rechtsgelehrter von großer Genialität, ein Vorläufer der historischen Rechtsschule, geboren zu Göttingen 1755, erhielt in seiner Vaterstadt seine gelehrte Vorbildung, studierte zunächst unter Heyne mit dem größten Eifer Philologie (er gab den byzantinischen Geschichtschreiber Zosimus heraus), wandte sich dann der Jurisprudenz zu. Die Erstlingsschrift: conspectus juris Romani 1784 fand großen Anklang, auch die 1785 erschienene Encyklopädie und Geschichte der Rechte in Deutschland wurde sehr beifällig aufgenommen. Die Fort- und Durchbildung des Rechts geht nach Reitemeiers wohlbegründeter Ansicht Hand in Hand mit der politischen und Kulturgeschichte. Vom Jahre 1783 bis 1785 war er Privatdocent in Göttingen. Sein Nachfolger wurde Hugo. Nach Frankfurt a. O. berufen, lernte er den Organismus des aufstrebenden preußischen Staates kennen. Streitigkeiten mancherlei Art veranlaßten ihn, einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Kiel 1805 anzunehmen. 1807 wurde er vom Halten von Vorlesungen entbunden, um den Ruf der Universität durch Schriften zu glorifizieren. In Kiel kam es zwischen ihm und seinen Kollegen zu Händeln, so daß er 1811 seine Professur niederlegen mußte und nach Kopenhagen übersiedelte; doch auch hier geriet er in mancherlei Prozesse, ging schließlich nach Hamburg und ist dort als 84jähriger Greis am 28. August 1839 gestorben.

[2]) Man vgl. Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte in acht Vorträgen. Gotha 1872. Über Gottlob Heyne S. 59 f. Von Herm. Sauppe. Über Joh. Steph. Pütter S. 99. Von Dr. Zachariä.

Aug. Wilh. Schlegel und andere strebsame Jünglinge bildeten den Umgangskreis der Humboldts in Göttingen. Schon während seiner Studienzeit hatte W. v. Humboldt das lebhafteste Streben, mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft in nähere Beziehungen zu treten und seine Welt- und Menschenkenntnis zu erweitern und zu vertiefen; denn er selbst stand schon, obwohl noch jung, als selbständiger, fest entwickelter Mann da, der zwar immer zu lernen und in sich aufzunehmen bemüht war, aber zielbewußt seine eigenen Wege ging. Durch Verflechtung seltener glücklichen Verhältnisse war es den beiden hochbeanlagten Brüdern Humboldt möglich, nach allen Richtungen hin ihrer Ausbildung zu leben, reichliche materielle Mittel standen ihnen zu Gebote, überall, wohin sie kamen, wurden sie von Gelehrten und Männern von Einfluß freundlich aufgenommen, da sie auch durch ihre ganze Art, sich in der Gesellschaft zu bewegen, die Herzen aller gewannen, die für geistiges Leben und Streben ein offenes Auge hatten.[1]) Während die Humboldts in Frankfurt a. O. wenige öffentliche Collegia gehört zu haben scheinen, mehr durch ihnen privatim gehaltene Vorträge, wie es bereits in Berlin geschehen war, sich weiter bildeten,[2]) wurden in Göttingen die öffentlichen Vorlesungen, sogar das philologische Seminar besucht. Nachdem die akademische Bildung ihren Abschluß gefunden hatte, schloß sich W. v. Humboldt dem ihm durch seinen Jugendunterricht bekannten J. H. Campe an, der im Sommer 1789 eine Reise nach Paris unternahm, um der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen.[3]) Die Eindrücke, die man dort in dem wilden Treiben der Revolution empfing, mochten auf den schon durch Studien und Lebenserfahrungen gereiften Jüngling gerade keinen erhebenden Eindruck machen. Noch sei erwähnt, daß W. v. Humboldt im Juli 1788 auf seinen Ausflügen, die er von Göttingen aus unternahm, in Pyrmont die Bekanntschaft mit Charlotte Diede[4]) machte, an die er 26 Jahre später die berühmt gewordenen Briefe an eine Freundin gerichtet hat. Was Humboldt am 20. Juli 1788 der Freundin ins Stammbuch geschrieben, ist charakteristisch für seine Seelenstimmung: Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann.[5]) Diese Briefe an eine Freundin, zuerst

---

[1]) Vgl. G. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. I, S. 35 f.

[2]) Vgl. Alexander v. Humboldt 2c. Von Bruhns. I, S. 54 f. Besonders anziehend sind die Berichte, welche Al. v. Humboldt dem Freunde über die verschiedenen Professoren und ihre Vorlesungen erstattet. S. 84 f. G. Heyne rechnete W. v. Humboldt zu den besten Philologen seiner Schule.

[3]) G. Schlesier, Erinnerungen 2c. I, S. 84.

[4]) Vgl. Briefe von Charlotte Diede, der Freundin W. v. Humboldts, an Karl Schulz. Mit einer Einleitung von G. Lothholz. Leipzig 1883, F. A. Brockhaus.

[5]) Briefe an eine Freundin. Von W. v. Humboldt. 11. Aufl. Mit einem Faksimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister. Leipzig 1883, F. A. Brockhaus.

im Jahre 1847 erschienen, werden von dem Marburger Literarhistoriker Dr. Aug. Friedr. Chr. Vilmar als eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen der neusten Zeit bezeichnet.[1]) Folgenreicher für sein äußeres und inneres Leben wurde die auf der Rückreise von Göttingen nach Berlin durch den Herzenschen Kreis vermittelte Bekanntschaft mit Karoline von Dacheröden, der Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden in Erfurt, mit der ihn schon früher jene empfindsame Loge[2]) der Berliner Freundinnen in sympathische Beziehungen gebracht hatte. Die Liebenswürdigkeit und Anmut dieses Mädchens bezauberten den Jüngling so, daß er sich bei einem Weihnachtsbesuch, den man in Gesellschaft der nahbefreundeten Schwestern v. Lengefeld in Weimar abstattete, mit ihr verlobte. Die damaligen Berliner Verhältnisse sagten W. v. Humboldt, dem Referendar bei dem Kammergericht, gar wenig zu, weder die Wöllnersche Art, die Dinge anzusehen, noch der Epikureismus, wie ihn Gentz vertrat, fanden seinen Beifall. Schon am 16. August 1791 schrieb er von Burgörner, einem in der Nähe von Mansfeld gelegenen Gute, an seinen Freund Georg Forster: „Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheiratet (im Juli 1791) und lebe auf dem Lande in einer unabhängigen, selbstgewählten, unendlich glücklichen Existenz.“ Es war ihm beschieden, 38 Jahre hindurch eine Lebensgefährtin zur Seite zu haben, die ihn und er sie ganz verstand, die zu geben und zu empfangen wußte. Es gestaltete sich daher das Familienleben im Humboldtschen Hause in einer einzigen, idealen Interessen zugewendeten Weise, da materielle Not und Sorge niemals ihm nahe traten, man ganz in Ideen leben konnte. Die Bekanntschaft (im Sommer 1792) mit dem großen Hallischen Philologen Friedr. Aug. Wolf erleichterte ihm das Studium der geliebten Griechen, er übersetzt Stellen aus dem Agamemnon des Äschylus (1793), eine Pindarische Ode, nachdem er 1792 eine aus Humboldts Nachlasse 1851 (Breslau) von Cauer herausgegebene Schrift „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, vollendet hatte. Während seines Stilllebens in Auleben und Burgörner wendete W. v. Humboldt seine Aufmerksamkeit dem Studium der Griechen zu, an dem die Gattin, welche Griechisch gelernt hatte, lebendigen Anteil nahm. Gerade in dieser Zeit förderte der Verkehr mit Wolf nach allen Seiten hin die Kenntnis des griechischen Altertums, für das er sein ganzes Leben hindurch so begeistert war, daß er sogar in seinen letzten Stunden mit lauter Stimme dreißig oder

---

[1]) Blätter für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1848, Nr. 1—3).

[2]) Der Zweck der „Loge“ ist Beglückung durch Liebe. Daher hat auch ein Verbündeter gegen den andern eigentlich keine Pflichten. Denn die Liebe kennt keine Pflichten. — Die Verbündeten haben alle Schranken des bloß konventionellen Wohlstandes untereinander aufgehoben 2c. Vgl.: Aus dem Nachlasse Varnhagens. I. Band. Leipzig 1867. S. 115 f.

vierzig Verse aus der Ilias und aus Pindar, auch aus den Gedichten seines über Alles geliebten Freundes Schiller[1]) recitierte. Mit Recht durfte Alexander v. Humboldt den Brief an G. Hermann schließen: Der Geist des klassischen Altertums hat in neueren Zeiten wohl nie einen Staatsmann so durchdrungen als wie den Abgeschiedenen. Auch von der Seite kann er als ein Zeuge und Beweis dastehn, daß begeisterte Kenntnis der alten Welt auf Energie des Charakters und edle Sinnesart wirke.

Die zweite Periode des Lebens W. v. Humboldts ist die für seine ganze Entwicklung gewiß gewinnreichste, das Zusammenleben mit Schiller in Jena. Vom Februar 1794 bis zum Juli 1795 nahm er in der Thüringer Universitätsstadt, dem Dichter zu Liebe, seinen Aufenthalt, und kehrte dahin, nach einem längern Verweilen in Tegel und nach einer im Spätsommer 1796 mit seiner Familie unternommenen Reise durch Norddeutschland, noch einmal im Herbste des Jahres auf kurze Zeit zurück.[2]) Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller, schreibt W. v. Humboldt in der Vorerinnerung der Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, fallen in die Jahre 1793 bis 1797, vorher kannten wir uns wenig, nachher, wo ich mich im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener.[3]) Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors, das Zusammentreffen und Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treusten, lebhaftesten Schilderung wert, sagt Goethe.[4]) Die Gebrüder Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Männer wie der Philolog Schütz, der Theolog und Philolog David Ilgen, der Philosoph Fichte, der Historiker Woltmann, die Mediziner Hufeland, Loder, Batsch und andere Mitglieder der Hochschule hatten den

[1]) Vgl. Hermann Köchly, Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Heidelberg 1874. S. 224. Brief Alexanders v. Humboldt an Gottfr. Hermann (Meldung des Todes seines Bruders Wilhelm v. Humboldt). Außerdem vgl. Briefe W. v. Humboldts an F. G. Welcker. Herausgegeben von R. Haym. Berlin 1859. S. 102.

[2]) Vgl. G. Baur in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. III, S. 644 f.

[3]) In der Vorerinnerung dieses köstlichen Briefwechsels findet sich die geistvolle Abhandlung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, die jeder Freund unseres großen Dichters durchlesen und durchdenken sollte. Es wird hier namentlich auch darauf hingewiesen, daß Schiller groß war im Gespräch, für das er eigentlich geboren schien; er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, während man in dem Gespräch mit Herder, von dem W. v. Humboldt sagt, daß vielleicht nie ein Mann schöner gesprochen als Herder, die Wechselthätigkeit vermißte.

[4]) Goethe, Tag- und Jahreshefte. 1797. Am 7. März 1797 berichtet W. v. Humboldt an seinen Freund Körner von Jena aus: Ich habe zwischen Schiller und Goethe eine unendlich interessante Existenz, wie sie beide jetzt gerade im Feuer der Komposition (Hermann und Dorothea und Wallenstein) sind. Vgl. Ansichten über Ästhetik und Literatur. Von W. v. Humboldt. (Seine Briefe an Christian Gottfr. Körner. 1793–1830.)

Ruhm Jenas vermehrt und weithin verbreitet. Für die Humboldtsche Familie war die Berührung mit Goethe, Herder und andern Mitgliedern des Weimarschen Kreises bei der nahen Verbindung beider Städte von größter Bedeutung. Es ist so leicht erklärlich, daß W. v. Humboldt die Zeit seines Jenaischen Aufenthaltes als die schönste Epoche seiner Selbstbildung betrachtete. Im April des Jahres 1797 war W. v. Humboldt nach Berlin zurückgekehrt. Dort gefiel es ihm durchaus nicht, er sehnte sich nach den geistigen Anregungen, die er in der Jenaischen Umgebung empfangen hatte. Ja, ganz mit Recht sagt Alfr. Dove in seiner Biographie W. v. Humboldts:[1]) Man gewahrt, wie das energische Licht jener kurzen Jenenser Tage das geistige Dasein Humboldts für alle Folgezeit verklärt hat; kaum kommt dagegen in Betracht, wie viel oder wie wenig literarische Frucht es momentan unter seiner Hand reifen ließ. Es entstand der Plan, eine längere Reise nach Italien zu unternehmen. Zuerst nahm man den Weg über Dresden nach Wien und zog schließlich infolge der Kriegsverhältnisse einen Aufenthalt in Paris vor. Hier verweilte die Familie vom November 1797 bis in den Sommer 1801. Im Spätsommer 1799 bis April 1800 wurde Spanien bereist. Auf dieser Reise entstanden die Untersuchungen über das Baskische, in welchen bereits die Keime der spätern umfassenden und großartigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten W. v. Humboldts enthalten sind.[2]) Er hatte bei seinem Aufenthalt in fremden Landen den Satz bewährt gefunden, daß, wie er es in einem Briefe an Körner ausspricht, für die Kultur einer Nation schlechterdings nichts so wichtig sei als ihre Sprache,[3]) und in solchem Sinne setzt er dann Goethe den Vorzug des Französischen vor dem Provenzalischen auseinander. Im Jahre 1801 kehrte die Familie Humboldt nach Berlin zurück, doch schon im Herbst 1802 wurde W. v. Humboldt auf Vorschlag des damals sehr einflußreichen Kabinettsrates Beyme an Stelle Uhdens das Amt des preußischen Ministerresidenten in Rom übertragen. Der sechsjährige Aufenthalt in Rom, das, wie Winckelmann an seinen Freund Franke schreibt, die hohe Schule für alle Welt ist, brachte der geistvolle Staatsmann seine Wander- und Lehrjahre zu einem gewissen Abschluß. In der ewigen Stadt bildete sein Haus den Mittelpunkt vielseitig angeregten Verkehrs für Römer und Barbaren, wie Dove sagt. Auch die Frau von Humboldt, die insbesondere ein feines Verständnis für Malerei besaß, während ihr Gatte die plastische Kunst bevor-

---

[1]) Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XIII, S. 346.

[2]) Sehr wichtig ist Ausgabe und Erklärung der sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts. Von Dr. Steinthal. Berlin 1884. Gedächtnisrede auf W. v. Humboldt, an seinem 100jähr. Geburtstage, den 22. Juni 1867, geh. von H. Steinthal. W. v. Humboldt. Von Dr. K. Bruchmann (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Hamburg 1886).

[3]) Ansichten über Ästhetik und Literatur. Von W. v. Humboldt. Seine Briefe an Chr. Gottfr. Körner. Herausgegeben von Jonas. Berlin 1880. S. 88.

zugte, trug viel dazu bei, daß Künstler und Gelehrte sich in dem Hause des preußischen Ministerresidenten sehr wohl befanden. Humboldt selbst vollendete während der Zeit seines römischen Aufenthaltes seine Bildung besonders nach der künstlerischen Seite hin. Männer wie Thorwaldsen, Rauch, der Maler Schick und andere standen ihm fördernd zur Seite. Die Fülle der in Rom gesammelten Kunsterfahrungen kamen ihm später in Berlin bei der Einrichtung des Berliner Museums und der Stiftung und Leitung des Kunstvereins zustatten. Auch für seine Sprachstudien fand Humboldt in den römischen Bibliotheken reichen Stoff zu künftiger Verwertung. Man darf wohl sagen, daß vielleicht mit Ausnahme Joachim Winckelmanns kein deutscher Besucher der ewigen Stadt in dem Grade wie Humboldt das, was sie in reicher Fülle bietet, hat auf sich wirken lassen.[1]) Er konnte sagen:

Durch dich begeistert, hab ich Dich besungen
Und glaubte nie mich mehr von Dir zu trennen;
Jetzt hör ich fern nur deinen Namen nennen,
Und jeder Rückkehr Hoffnung ist verklungen.

Im Herbst des Jahres 1808 verließ Humboldt Rom, um seine durch die politischen Ereignisse schwankend gewordenen Vermögensverhältnisse zu ordnen und fester zu gestalten. Auch der reiche Besitz seines Schwiegervaters, des Präsidenten von Dacheröden, war durch die nach der Schlacht bei Jena erfolgten Plünderungen und Kontributionen in Thüringen sehr herunter gekommen. Während er nun durch die traurigen politischen Umstände des Vaterlandes und durch die eigene wenig günstige Vermögenslage sich in keineswegs erhebender Seelenstimmung befand, traf ihn am 6. Januar 1809 zu Erfurt der durch Stein selber empfohlene Antrag, in der nach dessen Abgange gebildeten Regierung unter dem Minister des Innern, dem Grafen Alexander Dohna, einem ehemaligen Frankfurter Studiengenossen, die Sektion für Kultus und Unterricht zu übernehmen. Kaum 1½ Jahre wirkte W. v. Humboldt (April 1809 bis Juni 1810) in dieser damals ganz

[1]) Vgl. W. v. Humboldt, Gesammelte Werke I, S. 342. Rom S. 394. 395, und über Goethes zweiten Römischen Aufenthalt von Juni 1787 bis April 1788 W. v. Humboldts Werke II, S. 215 f. Aus diesen Kundgebungen erkennt man besonders, was die ewige Stadt für unsern größten Dichter und für Humboldt gewesen ist. Rom, so schließt er, ist für uns Eins geworden mit den zwei größten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet, dem klassischen Altertum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken, und zwar beruht dies nicht auf trockenen eingeredeten Verstandesbegriffen. Rom spricht uns in Allem damit an, in ungeheuern Überresten, in seelenvollen Kunstwerken und, wohin man den Fuß setzt, in nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Es ist wohl zugleich ein Hauch der Einbildungskraft, ein dichterischer Schimmer, der diese Stadt umschwebt, ein Schein, der von einer nüchternen Betrachtung gewisser Art, wie Morgenduft, verrinnt, aber ein Schein, welcher, wie der künstlerische und poetische, die Wahrheit reiner und gediegener in sich enthält, als die gewöhnlich so genannte Wirklichkeit.

außerordentlich wichtigen Stellung. Er zeigte jetzt, daß er gerade wie sein Freund Goethe nicht bloß in Ideen zu leben verstand, sondern daß er auch ein äußerst brauchbarer Geschäftsmann war, als welchen er sich bereits in der Verwaltung seiner Güter bewährt hatte. Mit taktvoller Zurückhaltung ließ er im Kultus den trefflichen Nicolovius walten und auf dem Gebiete des höhern Schulwesens war der ebenfalls ausgezeichnete Süvern thätig.[1]) Besonders verdient machte sich Humboldt um die Einführung der Pestalozzischen Methode, die einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Pädagogik bildete. Bei der Beratung über die zweckmäßige Einrichtung des Gymnasialwesens war ihm auch sein philologischer Freund Friedr. Aug. Wolf von besonderer Bedeutung.[2])

Ganz außerordentliche Verdienste erwarb sich W. v. Humboldt um die Gründung der Universität in Berlin. Ihn kann man mit vollem Rechte als die Seele des ganzen zumal in jener trübseligen Zeit unseres Vaterlandes großartigen Unternehmens bezeichnen. Seiner Vorbildung und Lebenserfahrung nach war Humboldt derjenige Mann, der die geistigen und materiellen Interessen eines so wichtigen Instituts, wie das einer Hochschule ist, am besten zu beurteilen verstand. Der Freiherr v. Stein hatte im März 1810 mit vollem Rechte geschrieben: Preußen hat die Leitung seiner Erziehungs- und wissenschaftlichen Anstalten einem Manne anvertraut, der einen vorzüglichen Geist und Gründlichkeit des Charakters besitzt und der diese Eigenschaften mit ruhmvoller Treue in seinem Wirkungskreise gebraucht.[3]) Er verstand es, diejenigen Männer an die neue Stiftung heranzuziehen, die auf dem Gebiete der Wissenschaft schon mehr oder weniger Bedeutendes geleistet hatten. R. Köpke hat in seiner Geschichte der Gründung der Universität in Berlin den Nachweis geliefert, daß vor allen andern W. v. Humboldt mit den Plänen zu der in Berlin beabsichtigten Errichtung einer Universität beschäftigt

---

[1]) Vgl. A. Dove, Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XIII, S. 350

[2]) Die großen Verdienste, welche sich Fr. Aug. Wolf um Schule und Universitäten erworben hat, sind in dem trefflichen Buche: Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik eingehend dargestellt und gewürdigt. Von Prof. Dr. J. F. J. Arnoldt. Braunschweig 1861. Bd. II 1862. In diesem gründlichen Werke sind auch die Beziehungen dargelegt, in denen Wolf und Humboldt zu einander standen. Wie hoch Humboldt seinen Freund Wolf schätzte, dürfte auch daraus hervorgehn, daß er trotz der bei dem ausgezeichneten Philologen in seiner Berliner Zeit hervortretenden Schrullen und mannigfaltigen Wünschen immer darauf bedacht war, soweit es in seiner Macht stand, für ihn zu thun, was möglich war.

[3]) Vgl. die Gründung der Königl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Von R. Köpke. Berlin 1860. S. 62. Vortrefflich ist der Abschnitt in R. Hayms köstlichem Buche über W. v. Humboldt. S. 249 f. Schlesier, Erinnerung an W. v. Humboldt. Stuttgart 1854. Bd. II, S. 163 f. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. S. 523 f.

gewesen sei.[1]) Nachdem der König Friedrich Wilhelm III. in einer Kabinettsordre vom 16. August 1809 an den Finanzminister v. Altenstein, den Minister des Innern, Grafen zu Dohna, und den Großkanzler Beyme die Errichtung der Universität genehmigt,[2]) hatte W. v. Humboldt mit siegreicher Anstrengung daran gearbeitet, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Unterkunft, Ausrüstung und Einrichtung der Universität noch im Wege standen. Vor allem die Berufung der Lehrer ist die eigenste Leistung seiner Einsicht und Gewandtheit; den Institutionen gab er im Widerstreit der Meinungen eine wahrhaft lebensfähige, zwischen dem historisch Bewährten und dem modern Verständigen vermittelnde Richtung. Als er zum allgemeinen Bedauern aus dem Amte schied (31. Dezember 1869), durfte er doch sich und andere damit beruhigen, daß alles Wesentliche vollbracht sei und die endgültige Eröffnung der Hochschule unmittelbar, im Herbst 1810, bevorstehe. So Alfr. Dove (in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XIII, S. 351). Nur einen Lieblingsplan hatte er scheitern sehn: die schon verheißene Fundierung der neuen Anstalt auf ein unabhängiges Eigentum der Domänen ward wieder aufgegeben, da sie auf gesetzliche Schwierigkeiten stieß. Deshalb reichte Humboldt sein Entlassungsgesuch ein, ließ sich aber bewegen, noch zu bleiben; warum er aber einige Monate später bei Hardenbergs Erhebung doch ging, ist nicht ganz deutlich zu erkennen.[3]) Man erfährt aus seinen Briefen nur, daß ihm durch sonderbare Umstände das Bleiben auf durchaus unabhängige Weise nicht möglich war. Es war eben der Geist, mit welchem Humboldt die Hebung der vaterländischen Interessen zu pflegen und zu heben gedachte, ein von den übrigen Ministern verschiedener. Der Graf Dohna, sein nächster Chef, war in die Abhängigkeit des Finanzministers v. Altenstein geraten.[4])

Für die Hebung der Volksschule war es von Wichtigkeit, daß man auch in Preußen seine Aufmerksamkeit den Bestrebungen Pestalozzis zu-

[1]) Köpke, Gründung 2c. S. 63. 189. 193 f. In den aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense herausgegebenen Briefen, Leipzig 1867, wird S. 14 bemerkt, daß W. v. Humboldt über die Maßen gelobt worden sei, daß er in der tiefsten Erniedrigung Preußens den kühnen Gedanken gehabt, in Berlin eine Universität zu gründen. Den ersten Gedanken aber hierzu hat nicht er, sondern Beyme gehabt, wie dies auch Bassewitz in seinem Werke über die Kurmark bezeugt. Allerdings hat der Geh. Kabinettsrat Beyme seinen Lieblingsplan, eine Universität in Berlin zu gründen, nach dem Tilsiter Frieden nie aufgegeben, aber daß W. v. Humboldt, nachdem man ernstlich die Stiftung einer Hochschule in Berlin ins Auge gefaßt hatte, die Seele des Unternehmens war, geht genugsam aus dem trefflichen Werke R. Köpkes hervor (S. 189 f.). Daß der um das preußische Staatswesen hochverdiente Geh. Kabinettsrat Beyme sich auch um die Stiftung der Berliner Hochschule die größten Verdienste erworben hat, ist wohl niemals in Abrede gestellt worden.

[2]) R. Köpke, Die Gründung der Universität Berlin. S. 194 f.

[3]) Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XIII, S. 351. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. Stuttgart 1854. II, S. 194 f.

[4]) Vgl. die Ausführungen bei R. Haym. S. 283 f.

gewandt hatte. Das System dieses hochverdienten Schweizers umfaßte sämtliche Elemente der Volksbildung, die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper und den Geist zu kräftigen. Schon im Sommer 1808 wurde die Einführung der Pestalozzischen Methode[1]) in Land- und Elementarschulen ernstlich betrieben. Durch eine Königl. Kabinettsordre ward die Anstellung von Versuchen genehmigt. Nicolovius, vortragender Rat im Ministerium, der schon seit 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarschulen ernstlich betrieben hatte, bewirkte, daß durch eine Königl. Kabinettsordre die Anstellung von Versuchen genehmigt wurde und trat in persönliche Unterhandlungen mit Pestalozzi,[2]) der gerade an das Interesse, das Nicolovius an seinen pädagogischen Bestrebungen nahm, an die Weiterverbreitung seiner Methode die weitgehendsten Hoffnungen knüpfte. „Durch die Gnade deines Königs," schreibt Pestalozzi an Nicolovius, „mir einige junge Leute auf drei Jahre zu senden, fühle ich mich in einer Lage, die ich mein Leben hindurch suchte, aber nicht zu erreichen glaubte; nämlich die richtigen Grundsätze der Menschenbildung vom Staat aus organisiert oder wenigstens vorbereitet zu sehn. Der Gedanke, mein Scherflein hierzu beitragen zu können, versetzt mich in eine neue Welt, in deren Träumen der Anschauung ich beinah vergesse, daß ich alt bin und sterben muß. . . . Freund, es entzückt mich, deine Hand mit Vertrauen in die meine zu fassen, um dir mit Wahrheit sagen zu dürfen: meine Mittel für das, was Ihr wünschet, sind gereift und groß, meine Umgebungen sind auch für Eure Zwecke entzückend, Gott hat sie groß gemacht und weit über das Verhältnis ausgedehnt, das meine Individualität hätte ansprechen dürfen. . . . Gott hat mich in Wahrheit und Liebe dir nahe gebracht; ich will in Wahrheit und Liebe dir nahe sein und bleiben. Es erhebt mein Herz und macht mich glücklich, daß ich es darf; träume ich und gehe ich zu weit, so sei mein Leiter; du prüfest an einem nicht unwürdigen Einzelnen, wie du den Staat in deinem Fach leitest. Gewiß ist die Kraft, den Staat zu leiten, mit der den Einzelnen zu leiten, eine und eben dieselbe. Freund! ich kenne dich, Du bist in dieser letzten Kraft groß und wirst es in der ersten auch sein; Du hast mich lange gleichsam unsichtbar und schweigend geleitet, jetzt mußt du mich in vielem leiten, wo du nicht schweigen darfst." Man erkennt aus dieser Zuschrift, welche Freude den schweizerischen Pädagogen beseelte, daß seine Erziehungsgrundsätze den Beifall eines Mannes wie Nicolovius gefunden hatten. Freilich hatte schon 1804 Biester in der Berliner

[1]) Vgl. die schönen Ausführungen über Pestalozzi: v. Raumer, Gesch. der Pädagogik. II, S. 296 f.

[2]) G. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. II, S. 165; besonders wichtig: Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Von Dr. Alfred Nicolovius. Bonn 1841. S. 173 f.

Monatsschrift eine Lanze für Pestalozzis Methode eingelegt. Auch Fichte erklärte sich in den Reden an die deutsche Nation für die Didaktik des Schweizers. Zur Gründung eines Normalinstituts in Königsberg und zur Bildung des Lehrstandes für die neue Methode wurde ein vortrefflicher Schüler des Schweizer Pädagogen K. A. Zeller aus dem Württembergischen nach Königsberg berufen.[1]) Auch dem Königsberger Offiziercorps mußte Zeller einen Kursus von Vorträgen halten. Aber es gab, wie es im menschlichen Leben zu geschehn pflegt, auch viele, die, mit den Neuerungen nicht zufrieden, in dem alten ausgetretenen Gleise weiter wandeln wollten. Zeller war schon im Begriff, wieder abzureisen, weil der Widerstand, den er fand, zu groß war, da hielt Humboldt höchsten Orts einen äußerst geschickten Vortrag: der Mann sei berufen worden (das könne er nicht einmal sein Verdienst nennen), weil man ihn brauche, weil auf diesem Gebiete eine Neugründung Not sei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nötigen Hülfsmittel, den nötigen Raum gewähre. Was sei da zu thun? Wolle man den Zweck, so müsse man auch die Mittel wollen. Niemand von uns versteht die neue Methode ins Leben zu führen. Man muß also auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hindernisse Zeller in der Räumung des Waisenhauses, in den Personen u. s. w. finde. Da erlangte man das Gewünschte. Das Waisenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt. Da aber damit die Anfechtungen nicht aufhörten, so beschloß endlich der König, das neue Institut mit eigenen Augen zu betrachten und Zeller eines Morgens mit seinem Besuche zu überraschen. Doch ward diesem durch die Prinzessin Luise (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mitteilung, der König werde am nächsten Morgen mit seiner Gemahlin und dem ganzen Ministerium bei ihm erscheinen. Es war ein entscheidender Moment. Der König blieb von 8 bis 1 Uhr mittags; er nahm das Leben des Hauses, seine Erziehungs- und Unterrichtsweise, die Militär-, Turn- und technischen Übungen in Augenschein, und mit solchem Wohlgefallen, daß schon am Abend desselbigen Tages (7. Dezember) das Los dieser Schulreform d. h. deren Durchführung entschieden war. Der König erklärte sich nun öffentlich für sie.[2]) Auch persönlich zeigte Humboldt großes Interesse für die Form des Elementarunterrichts, für das Princip, die Kinder alles selbst finden und nachher lehren zu lassen, besonders aber für die Art, den Kindern das Lesen und die Kenntnis der Sprache durch Bekanntmachen mit sämtlichen Grund-, Vor- und Nachsilben beizubringen. So erkundigte er sich,

---

[1]) Vgl. Denkschrift auf Georg Heinr. Ludw. Nicolovius. Von Dr. Alfred Nicolovius. Bonn 1841. S. 176.

[2]) G. Schlesier, Erinnerungen 2c. II, S. 168.

wie man auf diese Scheidung der Silben gekommen sei und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chinesischen. Humboldt faßte den Gegenstand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Interesse der allgemeinen und vergleichenden Sprachforschung. Eins wird bei dieser Gelegenheit als auffallend hervorgehoben: Humboldt haßte Musik und Gesang[1]) und besuchte doch mehrere Male hintereinander den Gesangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran so aufmerksamen Anteil, als interessiere er sich ganz besonders für Musik. Vielleicht dachte er, er müsse doch versuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer bestimmten Methode fast jedem Kinde beibringen könne.

Während man an der Verbesserung und Hebung des Volksschulwesens arbeitete, mußte man natürlich auch sein Augenmerk auf die Vorbildung zum Lehrerberuf richten, um für die höheren Anforderungen auch die geeigneten Lehrkräfte zu erhalten. Es erschienen dahin zielende Verordnungen.[2])

---

[1]) Vgl. Briefe aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Bd. I, S. 11: Singen nannte er Sreien und die berühmte Sonntag war ihm eine Person, die vom Sreien lebte. Von musikalischen Instrumenten erklärte er den großen Baß für das beste, dem könne man am leichtesten entgehn, den bringe auch keiner so leicht fort, den bringe auch keiner fort und nicht in Gesellschaft, dagegen ihm das Flageolet ihm das schrecklichste Instrument dünkte, als welches einer unversehens aus der Brusttasche ziehe, wie zum Meuchelmord. Als eine seiner Töchter sang, sagte er zu ihr: „was hast du nur an dem fatalen Sreien! Du wirst dir dadurch deine söne S—prechstimme verderben."

[2]) Vgl. Schlesier, Erinnerungen. II, S. 169. Karl August Zeller, geboren den 15. August 1774 in Hohenentringen, einem Gute des Vaters, des württembergischen Hofrats Zeller, eines Zöglings des originellen Flattich, wurde in den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn gebildet, widmete sich in Tübingen theologischen Studien, wurde 1798 nach Brünn als Hilfsprediger und Lehrer berufen, begab sich von da 1803 nach Burgdorf zu Pestalozzi und übernahm später die Leitung der Reise eines Edelmanns, mit dem er (1804—1805) Dresden, Berlin, Kopenhagen und andere Städte besuchte, überall mit bedeutenden Pädagogen (Campe, Salzmann, Zerrenner u. a.) sich bekannt machend. Im Jahre 1805 war er Prediger und Gymnasiallehrer in St. Gallen und 1807 ging er wieder mit Urlaub von Zürich nach Ifferten zu Pestalozzi, um bei ihm zu lernen und zu lehren. In dem darauffolgenden Jahre leitete er einen Lehrkurs für Bernische Lehrer in Hofwyl, wo ihm König Friedrich von Württemberg bei einer Prüfung mit Beifall zuhörte (Juli 1808) und ihn 1809 als Schulinspektor nach Heilbronn berief, wo er einen Pestalozzischen Unterrichtskurs für Geistliche (42 an der Zahl) abhielt. Noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Vorsteher des Waisenhauses in Königsberg mit dem Titel eines Regierungsrates und mit dem Auftrage, dasselbe in eine Normalanstalt umzuwandeln. Im Jahre 1810 zum Oberschulrat und Mitglied der Elementarunterrichtskommission für Ost- und Westpreußen und Litauen ernannt, gründete er in Braunsberg, Marienwerder, Gumbinnen, Tilsit, Memel und an andern Orten Normalschulen und hielt überall Vorträge. Die Thätigkeit Zellers wurde von dem König und der Königin in reichem Maße anerkannt. Als Belohnung für seine tiefgreifende pädagogische Wirksamkeit erhielt er das Staatsgut Münsterwalde bei Marienwerder, mit der Ver-

Von dem Jahre des Eintritts W. v. Humboldts als Direktor der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern, 20. Februar 1809, darf man auch die Periode der Hebung der Gymnasien und Universitäten herleiten. Die Beziehungen, in welchen Humboldt zu den bedeutenden Gelehrten seiner Zeit stand, besonders das Freundschaftsverhältnis, welches sich zwischen ihm und Friedr. Aug. Wolf, dem vielleicht ausgezeichnetsten Universitätslehrer entwickelt hatte, machten es ihm leicht, sich, wo er schwankend war, Rat zu holen. Und so machte Wolf auf den Wunsch des Chefs der Unterrichtskommission Vorschläge zur Verbesserung des gelehrten Schulwesens. Wolf hatte während seiner tiefeingreifenden akademischen Thätigkeit in Halle eine große Anzahl von jungen Leuten tüchtig philologisch gebildet, so daß einigermaßen wenigstens zur Hebung der Gymnasien verfügbare Lehrkräfte vorhanden waren. Humboldt hat nach allen Richtungen hin dazu beigetragen, daß in den preußischen Gymnasien die akademische Vorbildung wesentlich vertieft und verbessert wurde. Er war auch der Meinung, daß auf Schulen nicht bloß unterrichtet, sondern auch erzogen werde.

Von großer Wichtigkeit war es, daß die Bestrebungen W. v. Humboldts von zwei ausgezeichneten Männern unterstützt wurden, die ein lebendiges

---

pflichtung, zu Gutachten und zu kommissarischen Geschäften in Westpreußen. In der damaligen traurigen Lage unseres Vaterlandes fehlten die Mittel, um weiter Normalanstalten zu gründen, so daß Zeller die Jahre 1814—1822 auf seinem Gute verlebte. Später siedelte er nach Köln über, schrieb dort auf Veranlassung der Württembergischen Regierung die „Grundlinien der Strafanstalt, die als Erziehungsanstalt bessern will" und die Schrift „der Grundkreditverein als Bürgengesellschaft", auch arbeitete er fleißig mit an den von Rossel und Diesterweg herausgegebenen „Rheinischen Blättern". Von 1824—1830 lebte er, mit dem Bau eines Hauses und Anlegung eines Weinbergs beschäftigt, in Kreuznach, später in Wetzlar und Bonn. Im April des Jahres 1834 kehrte er nach Württemberg zurück. Während er bei seinem Bruder Christian Heinrich Zeller, der in Beuggen eine Rettungs- und Armenschullehranstalt gegründet hatte, sich aufhielt, vernahm er aus Württemberg einen Aufruf zur Gründung einer Rettungs- und Schullehrerbildungsanstalt in Lichtenstein bei Löwenstein. Bei dieser Stiftung beteiligte sich Zeller lebhaft, wurde in dem ehemaligen Cistercienserinnenkloster (gestiftet 1242) Anstaltsgeistlicher und übte großen Einfluß aus. Familienverhältnisse veranlaßten ihn, 1837 nach Stuttgart abzuziehen, hielt hier Vorträge, schrieb viel Pädagogisches und regte 1840 die Errichtung einer Diakonissenanstalt an. Am 23. März 1844 wurde er aus einem reichgesegneten Leben abgerufen. Zeller war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Schüler Pestalozzis, der seine Ideen gleichmäßig für die einzelnen Disciplinen praktisch verarbeitet hat, der überall die Verwertung des Unterrichts fürs praktische Leben bezweckte und sie aus der Schule ins Leben überzuführen beflissen war. Von der Befangenheit, die das Heil allein in der Methode sieht und die Individualität als etwas Untergeordnetes betrachtet, war er frei, den Formalismus vieler Pestalozzianer teilte er nicht. Man vgl. Schmids Encyklopädie ꝛc. Bd. X, S. 629 f. (von Stadtpfarrer Hegler, früher in Löwenstein); wichtig ist auch der Artikel: Chr. Heinr. Zeller, Bruder K. A. Zellers, der ebenfalls mit Erfolg die Ideen des Schweizer Pädagogen in die Wirklichkeit überzuleiten erfolgreich bemüht war (Schmids Encyklopädie. Bd. X, S. 633 f.).

Interesse für alles hatten, was in den traurigen Zeiten, die über unser Vaterland hereingebrochen waren, zur Hebung der geistigen und materiellen Interessen dienen konnte: Georg Heinrich Ludwig Nicolovius und Johann Wilhelm Süvern.

Georg Heinrich Ludwig Nicolovius.[1])

Georg Heinrich Ludwig Nicolovius wurde am 13. Januar 1767 in Königsberg in Preußen, wo sein Vater Hofrat und Obersekretär bei der Regierung war, geboren. Früh (1778) verlor er seine Eltern, seine akademische Vorbildung erhielt er bis zum Jahre 1782 auf dem Collegium Friedericianum seiner Vaterstadt. Mit besonderem Interesse hörte er die Vorlesungen Immanuel Kants, obgleich er der juristischen Fakultät angehörte, trieb auch fleißig Sprachstudien und erwählte in seinem dritten Studienjahre die Theologie als Lebensberuf. Schon als Student trat er Joh. Georg Hamann näher und wurde von diesem seltenen Manne stark beeinflußt. Nachdem Nicolovius am 5. Februar 1789 sein theologisches Examen bestanden hatte, unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine größere Reise nach London und Holland. Auf dieser Reise machte er die für ihn wichtige Bekanntschaft mit Friedr. Heinr. Jacobi, den er in Pempelfort bei Düsseldorf aufsuchte, lernte in Münster die Fürstin Gallitzin,[2]) Fürstenberg und Overberg kennen, besuchte in Osnabrück den ehrwürdigen Justus Möser und kam durch die Empfehlung Jacobis in nahe Beziehung zu dem Grafen Friedr. Leop. v. Stolberg-Stolberg, der damals dänischer Gesandter in Berlin war. Nach seiner Rückkehr von der Reise blieb Nicolovius nur noch ein halbes Jahr in Königsberg; er begab sich im Januar 1791 zum Grafen Stolberg nach Holstein, um mit diesem eine große Reise durch Deutschland,

---

[1]) Vgl. Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Von Dr. Alfr. Nicolovius. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXIII, S. 635 f. Schlesier, Erinnerungen. Bd. II, S. 148. Briefe von W. v. Humboldt an Georg Heinr. Ludw. Nicolovius. Herausgegeben von R. Haym. Berlin 1894.

[2]) Vgl. die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Von Joseph Galland. Köln 1880. In diesem von streng katholischem Standpunkte aus geschriebenen, auf gute Quellen sich stützenden Buche wird der Humanismus, wie ihn Friedr. Aug. Wolf, „welcher dachte und lebte, wie die weisen Alten,“ der Wiedergeburt der christlich-encyklopädischen Bildung, wie sie im katholischen Münster unter dem Minister von Fürstenberg gepflegt wurde, entgegengesetzt. „Weimar-Athen waren es, die das neugeborene und in den Windeln moderner Zeitanschauungen eingehüllte antike Heidentum mit seiner Wissenschaft und Kunst, aber auch mit seinem Unglauben und seiner Unmoral von neuem in die Welt einführten. Und nun wurde derselbe unaufhörlich in einstimmigem Chore von hier, der Hochburg der aufblühenden Nationalliteratur herab ins Land hinausposaunt. Chorführer aber war Goethe, der Dichterfürst.“ S. 176. Man sieht aus diesen Anführungen, daß hier zwei verschiedene Weltanschauungen in Weimar und Münster vertreten sind.

die Schweiz, Italien und Sicilien zu machen. In Zürich lernte er Lavater und Pestalozzi kennen, besuchte Necker in Coppet und traf am Weihnachtsabend 1791 in Rom ein, wo am ersten Festtage der Papst Pius VI. in der Peterskirche ein Hochamt hielt. Im Frühjahr 1793 von der für ihn so wichtigen Reise heimgekehrt, blieb Nicolovius bis zum Herbst in der Familie Stolbergs in Holstein. In dieser Zeit wurde ein lebhafter Briefwechsel mit Jacobi und Pestalozzi geführt. Lavater und die Fürstin Gallitzin besuchten ihn in Eutin. Auf einem Ausfluge nach Pempelfort machte er Bekanntschaft mit Schlosser, dem Schwager Goethes, und dessen Familie. Dieses Ereignis wurde insofern wichtig, als es die Verlobung des hoffnungsvollen Nicolovius mit Luise Schlosser zur Folge hatte und Nicolovius so in nahe Beziehung zu unserem großen Dichter kam und nun auch von einer andern Weltanschauung beeinflußt wurde.[1]) Goethes Mutter begrüßte in einem herzlichen Briefe die Verlobung ihrer Enkelin. Am 14. November 1793 ging er nach Königsberg zurück. Schon am 21. Februar 1795 erhielt er, da der Graf Stolberg die Präsidentenstelle der bischöflichen Kammer in Eutin[2]) übernahm, als Kammersekretär bei der fürstbischöflichen Rentenkammer in Eutin eine ihm zusagende Stellung. Am 5. Juni 1795 fand die Vermählung mit Luise Schlosser statt.[3]) Nicolovius war ein von allen Seiten hoch gehaltener Beamter. Mir ist, schreibt B. G. Niebuhr, kein Beispiel bekannt von solchen Talenten und solchem Fleiß verbunden mit offenem Sinn und völliger Unbefangenheit. Seine Seele gleicht einer Biene. Alles Schöne unserer reichen Zeit sammelt er sich ein und berührt kein Gift. Er steht unbefleckt da und leuchtet und weiß es nicht. Er hat uns allen wohlgethan.[4]) Im Jahre 1796 begleitete Nicolovius den Grafen Stolberg auf einer Reise nach Petersburg, die ihm viel Freude und Freunde brachte. Als am 18. Oktober 1799 Schlosser gestorben war, besuchte er die Familie auf einer mehrmonatlichen Reise. Bald nach seiner Rückkehr wurde er durch die Nachricht von dem Übertritt des Grafen Stolberg zur katholischen Kirche tief erschüttert, zumal der Schritt heimlich geschehn war und er sich dadurch von dem edlen Manne, dem er so dankbar verpflichtet war, getrennt sah.[5]) Endlich als in Preußen die Kirchen- und Schulsachen eine andere Gestalt annahmen, wurde Nicolovius, der dem Chef der ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer, Freiherrn v. Schrötter, empfohlen war, als Mitglied des Konsistoriums mit dem Prädikat eines Kammerassessors nach Königsberg berufen, um die Schulangelegenheiten zu

[1]) Vgl. Joh. Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken. Von Dr. Alfr. Nicolovius. Bonn 1844.

[2]) Vgl. Denkschrift 2c. S. 76.

[3]) Vgl. Denkschrift 2c. S. 82.

[4]) Vgl. Denkschrift 2c. S. 104.

[5]) Vgl. Denkschrift 2c. S. 122 f.

bearbeiten, wozu er durch seine langjährigen Beziehungen zu Pestalozzi besonders geeignet erschien. Erst nach langem Zaudern, am 6. April 1805, erfolgte das Dimissoriale des Herzogs von Oldenburg, der Nicolovius sehr ungern scheiden sah. So trat nun Nicolovius in einen weit greifenden, verantwortungsvollen Wirkungskreis ein. Seine erste große Arbeit war die Prüfung des von dem früheren Chef des geistlichen Departements, Staatsminister v. Massow, entworfenen Generalschulplans. Sehr bald erkannte man die Tüchtigkeit des trefflichen Mannes, so daß ihm weiter wichtige Ämter übertragen wurden. Im Januar 1806 wurde er Kurator der Universität Königsberg. Die für unser Vaterland so trübseligen Jahre, die nach der Schlacht bei Jena folgten, wurden dadurch, daß Nicolovius mit den ausgezeichnetsten Männern unseres Volkes, die damals in der Krönungsstadt sich zusammenfanden mit Schrötter, Auerswald, Stein, Dohna, Schön, W. v. Humboldt, Gneisenau, Scharnhorst, Altenstein, Niebuhr, Schleiermacher, Arndt u. a., für seine weitere Entwicklung von größter Wichtigkeit. W. v. Humboldt kam Nicolovius mit der innigsten und herzlichsten Achtung entgegen, und der Umstand, daß er mit Goethe, Jacobi und andern, die teils Nicolovius' Verwandte, teils seine Freunde waren, seit langer Zeit in engem Verhältnis stand, knüpfte auch zwischen ihnen neue und doppelt feste Bande.[1]) Als W. v. Humboldt im April 1809 nach Königsberg gekommen war, wurden die gemeinsamen Beratungen über die ihnen obliegenden Geschäfte häufiger.[2]) W. v. Humboldt leitete das Departement des Unterrichts, Nicolovius das des Kultus. Goethe schrieb damals an ihn: in Berlin treffen Sie einen meiner wertesten Freunde, Herrn v. Humboldt, und treten mit ihm, soviel ich weiß, in ein näheres Verhältnis. Es freut mich für beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptstadt sowohl als des Staates ist die Mitwirkung einsichtsvoller und aufrichtiger Männer höchst wünschenswert.[3])

Mit Nicolovius blieb W. v. Humboldt bei aller Verschiedenheit der Richtung in dem besten Einverständnis.[4]) Humboldt wohnte, obgleich er, wie

---

[1]) Vgl. Denkschrift ꝛc. S. 169, vor allem die schöne Schrift: Briefe von W. v. Humboldt und G. H. L. Nicolovius. Herausgegeben von R. Haym. Berlin 1894.

[2]) Vgl. Denkschrift ꝛc. S. 171.

[3]) Vgl. Denkschrift ꝛc. S. 173. Goethe schrieb den erwähnten Brief am 27. Januar 1809, nachdem am 13. September 1808 seine Mutter gestorben war. Es werden in der Denkschrift einige Briefe des großen Dichters mitgeteilt, die den Beweis liefern, wie hoch Nicolovius auch von Goethe geschätzt wurde. Die gründliche Denkschrift ist gerade deshalb so wichtig, weil sie dem Leser einen Einblick gewährt in die Stimmung der Seele, mit welcher Vaterlandsfreunde die traurigen Verhältnisse, in denen sich damals Deutschland befand, betrachteten. Außerdem vergleiche man: E. M. Arndt, Wanderungen und Wandlungen; und: Briefe an Johanna Motherby von W. v. Humboldt und E. M. Arndt. Herausgegeben von Meißner. Leipzig 1893.

[4]) Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. II, S. 160 f.

erwähnt, die Abteilung des Unterrichts verwaltete, oftmals den Sitzungen der Kultusabteilung, der Nicolovius vorstand, bei, während Nicolovius an den Sitzungen der Unterrichtsabteilung teilnahm, da er für die eingeleitete Reform des Elementarunterrichts sich sehr lebhaft interessierte. Es war eine großartige Thätigkeit, welche für das geistige Leben unseres Volkes in jenen Tagen von Humboldt, Nicolovius und andern entwickelt wurde, doch schon am 10. April 1810 gab W. v. Humboldt den Wunsch zu erkennen, in die diplomatische Laufbahn zurückzutreten.[1]) Über die Gründe des Rücktritts dieses bedeutenden Mannes von seinem so wichtigen Posten ist man bis jetzt noch nicht genau unterrichtet, vielleicht daß er, wie erwähnt, sich in der Durchführung seiner Ideen durch Mangel an Mitteln gehemmt sah und deshalb sein Amt niederlegte. W. v. Humboldt wurde am 14. Juni 1810 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am östreichischen Hofe ernannt und ihm zugleich der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt. Am 23. Juni wurde Nicolovius beauftragt, einstweilen die Sektion für Kultus und Unterricht zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs bis zum September sich verzögerte. Die Kunde von dem Ausscheiden W. v. Humboldts aus seinem Geschäftskreise ließ die Besorgnis laut werden, daß die guten Anfänge, die auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gemacht worden waren, nicht zu Ende geführt werden würden.[2]) Man nahm an, daß man nun, nachdem der in Ideen lebende für Kunst und Wissenschaft begeisterte W. v. Humboldt sein Amt niedergelegt habe, in die Sphäre des Gewöhnlichen hinabsinke. Doch reiche Impulse für die Hebung des geistigen Lebens waren gegeben, die Gründung der Universität in Berlin so weit vorgeschritten, daß Nicolovius in Gemeinschaft mit dem noch thätigen Minister Dohna die weiteren nötigen Anordnungen treffen konnte. Der Staatskanzler Hardenberg trug damals Alexander v. Humboldt, der in Paris weilte, die Leitung der Sektion für den Unterricht an, aber er zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, er lehnte den Antrag ab.[3]) Im November 1810 trat der Geh. Staatsrat v. Schuckmann an die Stelle W. v. Humboldts, und Nicolovius wurde zum Direktor der beiden Abteilungen des Kultus und des Unterrichts ernannt. Das Vertrauen seines Königs rechtfertigte Nicolovius[4]) durch treue umsichtige Verwaltung seines Amtes. Am

[1]) Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. II, S. 194.

[2]) Vgl. Alfr. Nicolovius, Denkschrift ꝛc. S. 189 f. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. I, S. 205: Zelter schreibt: Es scheint fast, als ob die Sache ins gewöhnliche Nichts übergehn sollte, und dann hat uns die Probe wieder Geld gekostet.

[3]) Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. II, S. 197.

[4]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXIII, S. 638 f. Die Biographie des Staatsrats Nicolovius, von Ernst Friedländer verfaßt, stützt sich besonders auf die Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn 1841. Dr. Daneil, Geschichte des evangelischen Volksschulwesens im Herzogtum Magdeburg. Halle 1876, S. 236 f.

28. März 1817 wurde er aus besonderem Vertrauen Mitglied des Staatsrats, der damals neu begründet war. Im Herbste 1817 hörte das geistliche Departement auf, eine Abteilung des Ministeriums des Innern zu sein und wurde zu einem eigenen Ministerium, dem des Kultus und öffentlichen Unterrichts erhoben, welchem nun sämtliche Religions- und Unterrichtsangelegenheiten unterstellt wurden. Der erste Minister war der Freiherr v. Altenstein,[1]) mit dem Nicolovius[2]) in den freundlichsten Beziehungen stand. Tief schmerzlich war es für den treuen gewissenhaften Beamten, daß ihm der Vorwurf gemacht wurde, er sei heimlicher Katholik. Die Verunglimpfung brachte er amtlich zur Sprache und hatte die Genugthuung, daß der König ihn glänzend rechtfertigte. Im weiteren Verlaufe des Lebens wurde Nicolovius durch den Tod naher Angehöriger und lieber Freunde, wie Niebuhr, Dohna, Schleiermacher, Bernstorff, Humboldt, tief ergriffen; später betrübte ihn gar sehr die Entfernung des Erzbischofs Freiherrn v. Droste-Vischering aus Köln (November 1837), die er entschieden widerraten hatte. Er faßte bald nachher den Plan, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste wurde am 22. Mai 1839 sein Entlassungsgesuch genehmigt. Nicht lange sollte der hochverdiente Mann seine Muße genießen, schon am 24. Oktober traf ihn ein Schlagfluß, an dessen Folgen Nicolovius am 2. November 1839 aus diesem Leben abgerufen wurde. Als ein liebenswürdiger, harmonisch durchgebildeter, pflichtgetreuer Beamter hat Nicolovius sich die größte Hochachtung aller derer gewonnen, mit denen er durch das Amt oder durch Freundschaft verbunden war; auch solche Männer, welche einer andern Weltanschauung huldigten, mußten die Unparteilichkeit des um die Kirche und Schule so verdienstreichen Beamten anerkennen. Man vergleiche die erwähnten von R. Haym herausgegebenen Briefe W. v. Humboldts an Nicolovius. Neben Nicolovius ist als ein bedeutender Mitarbeiter an den Reformbestrebungen W. v. Humboldts

Johann Wilhelm Süvern

zu nennen. Dieser gelehrte, idealen Bestrebungen zugewandte, ganz in den Ideenkreisen W. v. Humboldts lebende Mann wird nicht mit Unrecht der Sospitator des höheren Schulwesens Preußens genannt.[3]) Süvern stand

[1]) Freiherr v. Altenstein, geboren zu Ansbach den 7. Oktober 1770, genoß unter der Leitung seiner Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung, studierte in Erlangen und Göttingen, wurde, nachdem er seine Staatsprüfung bestanden, bald von dem Minister Hardenberg nach Berlin gezogen, stieg in höhere Ämter auf, trat an die Spitze der Finanzverwaltung und wurde 1817 erster Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, starb den 14. Mai 1840.

[2]) Wenn Sie, schrieb Freiherr v. Altenstein, einmal abwesend sind, werde ich Sie sehr vermissen und Ihren geprüften Rat sehr schmerzlich entbehren.

[3]) Friedr. Aug. Wolf in seinem Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Prof. Dr. J. F. J. Arnoldt. I, S. 164.

dadurch schon in näheren Beziehungen zu Humboldt, daß er als Professor der alten Literatur sich in der Übersetzung des Äschylos versucht und durch eine gehaltvolle Schrift über Schillers Wallenstein sich Humboldt empfohlen hatte.[1]) Neben Süvern war in derselben Abteilung des Unterrichts Uhden thätig, der der Vorgänger Humboldts auf dem Gesandtschaftsposten in Rom gewesen war und für Kunst und Wissenschaft großes Verständnis besaß.

Auf Anregung W. v. Humboldts wurde von Süvern eine neue Prüfungsordnung und ein Normallehrplan ausgearbeitet. Die Prüfungsordnung wurde am 25. Juni 1825 publiziert; der Normallehrplan, der im Entwurf schon 1811 Wolf vorgelegt worden war, kam erst 1816 zum Abschluß und ist überhaupt nie als allgemein bindende Verordnung veröffentlicht worden.[2]) Die Übereinstimmung in den allgemeinen Grundanschauungen Wolfs und Süverns ist offenbar: die Abneigung gegen alle Rücksicht auf die Brauchbarkeit, gegen encyklopädische Kenntnisse, gegen abstrakte Formeln, die Richtung auf formale Bildung des Verstandes und Geschmackes an den Alten, kurz, der Gegensatz gegen die Aufklärung.[3]) Es ist hier zur Darstellung gekommen, was Aristoteles mit den Worten ausspricht: *πανταχοῦ τὸ χρήσιμον ζητῶν ἀνελευθέρου!* Lassen wir nun den Lebensgang dieses ausgezeichneten Philologen und Schulmanns an uns vorübergehn:[4])

Johann Wilhelm Süvern wurde am 3. Januar 1775 zu Lemgo in Lippe-Detmold geboren; sein Vater war Prediger und Scholarch. Die häusliche Erziehung war ernst und streng. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bereitete er sich für die akademischen Studien; dem Rektor Mensching scheint er besonders für empfangene Anregung dankbar gewesen zu sein. Ostern 1793 bezog der hochbeanlagte Jüngling die Universität Jena, die damals unter den deutschen Hochschulen entschieden die erste Stelle einnahm.

---

[1]) Süvern gab (Halle 1797) eine Übersetzung der Sieben gegen Theben des Äschylus heraus, die „meinem besten Vater und meinem teuersten Lehrer Justus Konrad Menschin, Rektor des Gymnasiums zu Lemgo, meinen größten Wohlthätern, den Bildnern und Leitern meiner frühen Jugend," gewidmet ist.

[2]) Vgl. Wieses höheres Schulwesen. S. 546 (Berlin 1864); Arnoldt, Friedr. Aug. Wolf ꝛc. Bd. II, S. 62 f. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf deutschen Schulen und Universitäten ꝛc. (Leipzig 1885.) S. 572 f.

[3]) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts ꝛc. S. 576 f.

[4]) Vgl. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt an vielen Stellen, besonders II, S. 160. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts ꝛc. S. 572 f. Arnoldt, Friedr. Aug. Wolf. I, S. 164. 274, und sonst. Sehr belehrend ist das Programm: Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Süvern. Von Dr. W. A. Passow. Thorn 1860. Zu beklagen ist, daß Süvern testamentarisch anordnete, daß seine gewiß sehr lehrreiche, die Zeit mannigfach beleuchtende Korrespondenz und Schriftstücke verbrannt würden. Das Wichtigste und Lehrreichste, was über Süvern geschrieben ist, findet sich in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XXXVII, S. 206—245. Von Wilh. Dilthey, dem ausgezeichneten Biographen Schleiermachers.

Der Theolog Griesbach,[1]) der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, der später in München so angesehene, für das Schulwesen Bayerns bedeutungsvolle Theolog Friedr. Immanuel Niethammer, der Professor der orientalischen Sprachen David Ilgen, der ausgezeichnete Philolog Chr. Gottfr. Schütz, der Mediziner Christoph Wilh. Hufeland, der Historiker Karl Ludwig v. Woltmann, vor allen andern aber Friedrich Schiller waren Zierden dieser thüringischen um das geistige Leben unseres Volkes so verdienten Hochschule. Als Theolog hatte er sich der Sitte der Zeit entsprechend immatrikulieren lassen, thatsächlich aber scheint er sich vorherrschend mit philosophischen, philologischen und historischen Studien beschäftigt zu haben. Schiller, wenn auch seine akademische Thätigkeit mehr in den Hintergrund trat, und Fichte haben auf den Bildungsgang des trefflichen Jünglings einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Zu dem Philologen Schütz trat er auch in ein näheres persönliches Verhältnis. Die theologischen Studien vermochten nicht, ihm ein tieferes Interesse abzugewinnen. Der Versuch, den er nach zweijährigem Studium auf der Kanzel seiner Vaterstadt mit dem Halten einer Predigt machte, mißglückte, so daß der Vater ihm seinen Unwillen so nachdrücklich kund gab, daß der Sohn, dem die praktische Theologie dadurch verleidet sein mochte, sich

[1]) Griesbach, geboren den 4. Januar 1745 zu Butzbach im Großherzogtum Hessen, gebildet auf dem Gymnasium in Frankfurt, auf den Universitäten Tübingen, Halle, Leipzig. Im Jahre 1771 wurde er Privatdocent der Theologie in Halle, 1775 folgte er einem Rufe nach Jena, wo er als angesehener theologischer Lehrer den 24. März 1812 starb. — Joh. Gottl. Fichte, geboren den 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz, studierte in Jena, wurde, nachdem er mehrere Jahre als Haus- und Privatlehrer sich seinen Lebensunterhalt erworben hatte, auf Grund seiner Schrift „Offenbarungskritik“ 1794 an Reinholds Stelle nach Jena berufen, erhielt 1799 seine Entlassung, begab sich nach Berlin, wurde 1805 Professor in Erlangen und 1809 übernahm er an der neuerrichteten Universität in Berlin die Professur der Philosophie. Er starb dort am Typhus den 28. Januar 1814. — Friedr. Immanuel Niethammer, geboren den 21. März 1766 zu Beilstein im Württembergischen, besuchte das Gymnasium in Heilbronn, studierte zuerst in Tübingen, dann in Jena Theologie, wurde daselbst 1792 Privatdocent, 1793 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1795 der Theologie. Schon 1803 folgte er einer Berufung nach Würzburg, 1805 übernahm er in Bamberg die Stelle eines Konsistorial- und Schulrats, und 1807 wurde er als Geheimrat und Obercentralschulrat nach München berufen, wo er den 1. April 1848 starb. — David Ilgen, geboren den 26. Februar 1763 zu Burgholzhausen bei Eckartsberga, besuchte das Gymnasium zu Naumburg, später die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie studierte. 1790 wurde er Rektor des Stadtgymnasiums in Naumburg, 1794 folgte er einem Rufe an die Universität Jena als Professor der orientalischen Sprachen, 1802 erhielt er das Rektorat der Fürstenschule Pforta, das er bis zum Jahre 1829 verwaltete. Ilgen starb in Berlin den 17. September 1834. — Chr. Gottfr. Schütz, geboren den 19. Mai 1747 zu Dederstädt im Mansfeldschen, wo sein Vater Prediger war. In dem Waisenhause in Halle erhielt er seine akademische Vorbildung, auf der Universität studierte er Theologie und Philosophie. Im Jahre 1767 wurde er Lehrer der Mathematik an der Ritterakademie zu Brandenburg a. H., 1769 kehrte er nach Halle zurück, hielt Vorlesungen über alte Klassiker, erhielt 1775 eine außerordent-

entschloß, das Studium der Philologie zu ergreifen. Von seinem gelehrten theologischen Wissen gab er dadurch einen Beweis, daß er von David Ilgen bei Verteidigung seiner Habilitationsschrift de notione tituli filii dei Messiae zum Respondenten erwählt wurde. Von Jena siedelte Süvern nach Halle über, wo damals der geistvolle Vertreter der Altertumswissenschaft, Friedr. Aug. Wolf, auf dem Höhepunkt seiner weitgreifenden Wirksamkeit stand. Dankbar hat Süvern noch später, als er mit dem großen Philologen in Berlin zusammen lebte, der Anregungen gedacht, die er von diesem hervorragenden Universitätslehrer empfangen hatte. Zu Michaelis 1796 ging Süvern nach Berlin, wo ihn Direktor Friedr. Gedike, der, wie berichtet, für die Neugestaltung der Gymnasien eifrig thätig war, den Eintritt in das von ihm begründete pädagogische Seminar an dem Berlin-Kölnischen Gymnasium, das er leitete, gestattete. Während der vier Jahre, welche Süvern in diesem Verhältnisse blieb, legte er nicht nur den Grund zu seiner pädagogischen Tüchtigkeit, sondern erwarb sich auch durch mehrfache wissenschaftliche Arbeiten in der wissenschaftlichen Welt rasch einen geachteten Namen. Zunächst hatte er (1796) Pindars vierte Olympische Ode mit Anmerkungen, 1797 des Äschylus Sieben gegen Theben, deutsch mit Anmerkungen, herausgegeben und in verschiedenen Zeitschriften Abhandlungen veröffentlicht.[1]) Im Jahre 1800

liche und 1776 eine ordentliche Professur der Philosophie, 1779 folgte er einem Rufe nach Jena als Professor der Poesie und Beredsamkeit, und 1785 gründete er die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, die ein für Wissenschaft und Kunst außerordentlich wichtiges Organ wurde. Im Jahre 1804 siedelte er als Professor der Beredsamkeit und Literaturgeschichte nach Halle über und führte die Redaktion der jetzt Hallischen Literaturzeitung weiter. Am 7. Mai 1832 starb der verdiente Mann. — Hufeland, geboren am 12. August 1762 zu Langensalza in Thüringen. Der Vater dieses ausgezeichneten Mannes siedelte 1765 als Leibarzt der Herzogin Anna Amalia, später Karl Augusts, nach Weimar über. Hier empfing Hufeland durch einen Hauslehrer, später durch Privatstunden des verdienstvollen Rektors des Gymnasiums, Mich. Heinze, seine akademische Vorbildung unter dem Eindrucke des geistig bewegten Lebens jener Weimarischen Literaturepoche. Im Jahre 1780 bezog er die Universität Jena, dann Göttingen. Nach Vollendung seiner Studien wurde er praktischer Arzt in Weimar, 1793 Professor in Jena, 1801 ging er als Geheimrat und Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm III. nach Berlin, wo er nach einer reich gesegneten Thätigkeit am 25. August 1836 starb. — Karl Ludwig v. Woltmann, geboren den 9. Februar 1770 zu Oldenburg, studierte in Göttingen neben Jurisprudenz alte und neue Sprachen, in Göttingen habilitierte er sich, erhielt 1794 einen Ruf als Professor der Philosophie in Jena, ging 1799 nach Berlin, wurde 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers, 1806 vertrat er in gleicher Eigenschaft die Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg. Nach der Schlacht bei Jena hörte seine diplomatische Wirksamkeit auf, er widmete sich nun, von seiner Gattin unterstützt, einer literarischen Thätigkeit. Seit 1813 lebte er in Prag, wo er am 19. Juni 1817 starb. Zahlreich sind die historischen Werke, die er veröffentlichte, jetzt sind sie fast ganz vergessen.

[1]) In dem Archiv der Zeit 1797 und 1798 erschienen die Abhandlungen: Über die Kriege der Römer in Deutschland und ihren Einfluß auf Deutschland. Über das Studium

trat Süverns umfassende, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise in Anspruch nehmende Arbeit: über Schillers Wallenstein, in Hinsicht auf griechische Tragödie (Berlin), ans Licht. In dieser Schrift zeigen sich die Resultate seiner bisherigen Studien, die er der hellenischen und heimischen Dichtung zugewandt hatte. Wie W. v. Humboldt in seinem ästhetischen Versuche über Goethes Hermann und Dorothea das Wesen des Epos mit Hinblick auf die homerische Dichtung erläuterte, so finden wir in der Schrift Süverns eine Analyse des herrlichen Schillerschen Dramas und eine Erörterung des Wesens des griechischen Trauerspiels im Anschluß an die Äschyleische Orestie und des Sophokles Ödipus auf Kolonos und die Trachinierinnen, um so, wie Passow sagt, nachzuweisen, daß Schiller das letzte Ziel der Tragödie, die Versöhnung, welche aus „der Reinigung der Affekten" erwächst, die Darstellung der Freiheit, welche auch über das Schicksal siegt, doch nicht in gleichem Maße wie das Altertum erreicht habe. Um so entschiedener hebt er als Abschluß der ganzen Untersuchung die Bedeutung des Wallenstein als auch dem Stoffe nach vaterländische Dichtung hervor.[1]) Mit vollem Rechte sagt W. Ad. Passow: Süverns Arbeit über den Wallenstein, wenn auch jetzt fast vergessen, ist nicht wirkungslos geblieben: viele der Gedanken, die er hier, wenn nicht zuerst, doch zuerst in allgemein zugänglicher Form aussprach, sind in der That Gemeingut der Wissenschaft geworden, und vielleicht noch wichtiger war es im Jahre 1800, daß ein Schulmann es für eine schöne Aufgabe hielt, die gleichzeitige heimische Dichtung zum Gegenstande ernster Arbeit zu machen und sie zugleich durch die Art der Behandlung in den Kreis echt philologischer Wissenschaft hineinzuziehen.[2]) Zu dem wissenschaftlichen Streben Süverns trat noch eine große pädagogische Gewandtheit, so daß Direktor Gedike, der bei Besetzung von Lehrerstellen oft befragt wurde, seinen Seminaristen Süvern, wenn er auch erst 25 Jahre alt war, im Dezember 1799 dem

der Geschichte der Menschheit. In der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1799 veröffentlichte er: Mythologische Ideen bei Gelegenheit der heiligen Herden des Helios auf der Insel Trinacria.

[1]) Vgl. das Programm: Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Süvern. Von Dr. W. Ad. Passow, Direktor des Königl. evang. Gymnasiums zu Thorn. Thorn 1860. Aus dieser wichtigen Schrift ist vieles wörtlich entlehnt. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 572 f. Friedr. Aug. Wolf ꝛc. Von Arnoldt. I, 274. I, 164 u. a. O.

[2]) Es ist ein großer Fortschritt, daß seit Jahren Bearbeitungen und Erläuterungen unserer großen Dichter vorliegen, die das Verständnis derselben nach allen Seiten hin fördern. Insbesondere sind es philologisch gebildete Schulmänner, welche sich dieser dankbaren Arbeit unterzogen haben. Auf diesem Gebiete haben H. Düntzer, W. E. Weber, Dr. O. Frick (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen), Franz Kern, K. H. Keck (durch die Ausgaben klassisch deutscher Dichtungen, bei Fr. A. Perthes erschienen) und andere Gelehrte sich die größten Verdienste um den deutschen Unterricht auf Gymnasien erworben.

Magistrat in Thorn als Rektor und ersten Professor des Gymnasiums empfehlen konnte. In dieser ehrenvollen Stellung wurde die ganze Kraft des energischen jungen Mannes in Anspruch genommen. Die Stadt Thorn, erst seit 1793 preußisch, befand sich damals nicht in glänzenden Verhältnissen, polnische Wirtschaft hatte dort ihre Spuren zurückgelassen.[1]) Das Gymnasium hatte, wie dies an vielen Orten der Fall war, eine Art akademischen Zuschnittes, man unterschied öffentliche und private Vorlesungen; die letzteren waren eine sehr begehrte Einnahmequelle. Von einem Lehrplane in unserem Sinne war keine Rede, ebensowenig von Schulzucht. Als der treffliche Rektor J. Albinus Kries (1761—1785) gestorben war, blieb die Stelle bis 1800 unbesetzt. Sehr bezeichnend für die Zustände, wie sie in Thorn waren, ist folgendes: Als man im Jahre 1795 endlich an die Wahl eines Nachfolgers von Kries dachte und deshalb die Stelle auf das „so ansehnliche Gehalt von beinahe 400 Thlr., freier Wohnung und den Einschreibegebühren sowie dem Anteile an Schulgeld, also eine Einnahme von 450 Thlr., welche durch Privatfleiß des Rektors, durch Privatcollegia, Pensionsanstalt und Bücherschreiben sehr vermehrt werden kann," erhöht hatte, glaubte man auch die maßlosesten Ansprüche machen zu können: „er muß in der Theologie, Geschichte, den orientalischen Sprachen und dem Griechischen besonders bewandert sein; besonders aber verlangen wir einen Mann von vorzüglicher sittlicher Bildung und Aufführung, Welt, feinem Tone und besonders von vieler Würde und Anstand." Dieses Decretum schließt mit den für jene Zeit auch wieder charakteristischen Worten: „Wenn wir endlich gleich dafür halten, daß ein Schullehrer nicht zu viel habe, damit er nicht zu bequem leben könne, welches in der Regel Nachlässigkeit und Trägheit zur Folge hat, so sind wir doch nicht abgeneigt, wenn das uns vorzuschlagende Subjekt sich ganz vorzüglich gut benehmen wird, ihn bei der ersten Gelegenheit, sobald nur ein Fond dazu ausgemittelt sein wird, zu verbessern." Auf dieser Grundlage knüpfte man freilich umsonst mit Eichstädt in Jena, mit Koch in Stettin, mit Delbrück in Magdeburg und Bartholdy später in Stettin Unterhandlungen an. Endlich gewann man Süvern, der im Juni 1800 in Thorn[2])

---

[1]) Thorn ging 1793 von polnischer Hoheit an die Krone Preußen über, im Jahre 1807 wurde es durch den Frieden von Tilsit dem Herzogtum Warschau (unter König Friedrich August von Sachsen) angegliedert, bis es 1815 wieder an Preußen zurückgegeben wurde.

[2]) L. Wiese führt in seinem Werke über das höhere Schulwesen in Preußen (Berlin 1864), S. 82, folgende für die Geschichte des Gymnasiums wichtige Schriften an: Brohm, Geschichte des Thornschen Gymnasiums. Programme von 1819, 1820 und 1821. Lauber, Nachricht von dem Königl. Gymnasium zu Thorn. Vor der Reformation hatten Alt- und Neustadt Thorn gesonderte Pfarrschulen: die Altstadt eine Schule an der St. Johannis-, die Neustadt an der St. Jakobskirche. Die Johannisschule, in welcher auch der große Nik. Copernicus seine Bildung empfing (geboren den 19. Februar 1473, gestorben den

eintraf. Die Zustände, die er in seinem neuen Wirkungskreise antraf, waren nicht erbaulich, die älteren Lehrer traten dem jugendlichen Rektor mit Mißtrauen entgegen. So hatte Süvern in seiner Antrittsrede mit dem Ausdruck größter Dankbarkeit des Gedikeschen pädagogischen Seminars gedacht, in dem nächsten Programm ließ der erste Professor mit gesperrten Lettern drucken: ipsi aliquando in seminario aliquo paedagogico-philologico ad munus hoc nostrum rite praeparati sumus. Man kann sich leicht denken, wie viele andere Unannehmlichkeiten der Kampf gegen eingebürgerte Mißbräuche und Zuchtlosigkeiten dem neuen Leiter der Anstalt eintrug. Ein neuer Lehrplan, der alle Übergriffe in akademisches Wesen beseitigte, wurde zwar entworfen, kam aber nur teilweise zur Ausführung, und ebensowenig trafen andere Neuerungen auf Verständnis und guten Willen. Ohne Zweifel hatte in diesen Kämpfen der treffliche Mann seine Kraft gestählt, reiche Erfahrungen gemacht, die in seinen späteren Stellungen ihm von größtem Nutzen gewesen sind. In die Zeit des Aufenthalts in Thorn fällt die Veröffentlichung eines Programms de Sophoclis Ajace flagellifero (1800), welches die in dem Buche über Wallenstein ausgesprochenen Ideen an einem einzelnen Beispiele durchführt, und eine Übersetzung der Trachinierinnen (Berlin 1802). Schon im Frühjahr 1803 wurde dem strebsamen Schulmanne das Direktorat des Gymnasiums der Stadt Elbing übertragen. Die eingreifende zielbewußte Wirksamkeit des trefflichen Mannes hatte die Aufmerksamkeit der Provinzialbehörde auf ihn gelenkt und ihm die Berufung verschafft. Der unerwartete Abgang des Rektors erregte „im Publico viel Sensation", ein Abschiedsgedicht, im Namen der Prima und Sekunda verfaßt, spricht ein tiefes Gefühl für den scheidenden Lehrer und klare Erkenntnis seines Wesens aus.

In Elbing[1]) waren die Zustände ähnlicher Art wie in Thorn. Der

---

11. Juni 1543, in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt). Sein System entwickelte er in seinem dem Papste Paul III. zugeeigneten unsterblichen Werke Nicolai Copernici Thorunensis de revolutionibus orbium caelestium libri VI (Nürnberg 1543, Basel 1566 und Amsterdam 1617). Außer diesem Hauptwerke besitzen wir von ihm eine Astronomia instaurata und ein Buch de lateribus et angulis trangulorum (Wittenberg 1542).

[1]) Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen ꝛc. Berlin 1864. S. 73 f. Das Gymnasium ist mit Stiftungen gut bedacht. Vgl. Wiese S. 71 f. Für die Geschichte des Gymnasiums sind wichtig: M. G. Fuchs, Nachrichten von dem Elbingschen Gymnasium seit der Stiftung desselben bis auf die gegenwärtige Zeit. Programm von 1809, und Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes Elbing 1818–1852. Hirsch, Einleitung zur Geschichte des Danziger Gymnasiums 1837. Merz, Geschichte der Gymnasial-Bibliothek. Programm 1840. Benecke, Zwei Reden bei der fünfzigsten Jubelfeier der Einweihung des Gymnasiums zu Elbing am 29. November 1849. Programm 1850. Ein neues Schulhaus wurde auch bereits am 25. November 1599 eingeweiht unter dem Rektorate des aus Mähren stammenden Mylius (1598–1629), unter welchem 4055 Schüler eingeschrieben wurden. In Prima wurden akademische Vorlesungen über Theologie und Philosophie gehalten. Aus Polen, Littauen, Kurland, Livland, Deutschland, Holland,

Rektor Hartwig (1781—1802) hatte den akademischen Zuschnitt umgestalten wollen, war aber überall auf Widerstand gestoßen, so daß ihm nur weniges gelang. Die mit der Führung des Rektorats verbundenen Verwaltungsgeschäfte hatte er vernachlässigt, das Schülerverzeichnis führte er seit 1786 nicht fort. Nach Hartwigs Tode wählte der Magistrat zunächst den Konrektor Chr. Gottl. Proew (1765—1803), der zugleich Justizkommissarius und Notar war, aber er zog es vor, seine einträglichere Stellung, die er als Rektor hätte aufgeben müssen, zu behalten. Man kann sich denken, daß sich hier für den energischen Schulmann ein weites Feld pädagogischer Thätigkeit eröffnete.

Zunächst wurden von dem neuen Direktor, wie er dies bereits in Thorn gethan hatte, die akademischen Formen beseitigt, das Gymnasium in der Weise, wie es später unter der Mitwirkung Süverns überall an den preußischen höhern Unterrichtsanstalten geschah, eingerichtet. Die Abzeichen der Primaner, die mit Degen ausgestattet einhergingen, und die blauen Mäntel der Sekundaner wurden abgeschafft, die ordentlichen Lehrer in verschiedenen Klassen verwendet, neue Lehrbücher, Censuren und öffentliche Schulprüfungen eingeführt, auch halbjährige Lektionsverzeichnisse veröffentlicht. Wichtig für seine Stellung war es, daß er und Jachmann, Direktor des Konradinums bei Danzig, von der vorgesetzten Behörde beauftragt waren, einen Normalplan für das gesamte westpreußische Schulwesen auszuarbeiten. Bereits im Jahre 1804 erschien der von Süvern ausgearbeitete „Entwurf eines neuen Einrichtungsplans für das Elbingsche Gymnasium", 94 Quartseiten, mit dem Motto: est quadam prodire tenus, si non datur ultra (Horat. ep. I, 1. 32). Sehr treffend, die Stimmung der Zeit charakterisierend, wird in dem von mir viel benutzten Programme W. A. Passows S. 7 von der Arbeit Süverns gesagt: „Fichtescher Idealismus, philanthropinistische Anklänge, Gedikes speciell gymnasiale, Pestalozzis allgemein pädagogische Reformpläne, die bis zum Indifferentismus gesteigerte religiöse Toleranz jener Zeit, Alles steht ziemlich unvermittelt nebeneinander und doch ist in dem Ganzen schon der Keim zu dem enthalten, was spätere Jahre zur Klarheit und Einheit gereift haben." Der neue Plan macht bei unverkennbarer Vorliebe für das Klassensystem doch auch dem Fachsysteme eine Reihe thatsächlicher Zugeständnisse. Die Unterrichtsgegenstände umfassen, abgesehen davon, daß eine Handlungsschule sich eng an das Gymnasium anschließen sollte, auch Englisch und in der obersten Klasse Philosophie, allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften, allgemeine Literaturgeschichte, Altertumskunde im Zu-

---

England, Schweden fanden sich Schüler ein. Von 1642—1648 war auch Amos Comenius Lehrer an der Anstalt. Von 1629—1781 zählte man 7377 Novizen. Krieg, Handelsstockungen und Winkelschulen wirkten nachteilig auf den Besuch des Gymnasiums, so daß im Jahre 1802 die Frequenz bis auf 78 gesunken war. Vgl. Wiese S. 73.

sammenhange und Hodegetik, wogegen das Griechische auf die Schüler beschränkt wird, welche es zu ihrem spätern Fachstudium bedürfen. Wichtiger und charakteristischer sind die ausführlichen Anweisungen für jeden einzelnen Lehrgegenstand: ein in jener Zeit seltener Nachdruck wird auf den deutschen Unterricht gelegt, mit dem freilich gar vielerlei Zwecke erreicht werden sollen, denn außer den unmittelbar in der Sache liegenden· soll er auch den Pestalozzischen Denkübungen, der Überlieferung von Realkenntnissen, der Moral und Klugheitslehre dienen, daher denn die Schriften von Salzmann und Campe, Beckers Not- und Hülfsbüchlein, ja sogar für Tertia Chesterfields Briefe und Knigges Umgang mit Menschen zur Lektüre empfohlen werden, in Prima sollen Lessing, Klopstock und Voß gelesen werden; Goethe und Schiller werden auffallenderweise nicht genannt. Wenn man hier auch Philanthropinum und verwandte Geister durchklingen hört, so ist, wie Passow sagt, Alles, was sich auf den lateinischen und griechischen Unterricht bezieht, im schönsten Sinne ideal gefaßt, das Ziel, namentlich hinsichtlich der Schriftsteller, von denen sogar Persius und Juvenalis in die Schule hineingezogen werden, sehr weit gesteckt. Es finden sich Bemerkungen, die bis ins Einzelnste in die Unterrichtspraxis eingreifen. Ganz besonders anregend ist das über die Erklärung der Schriftsteller, die zunächst und vorherrschend in der Muttersprache gegeben werden soll, Bemerkte, da hier neben der gründlichen Arbeit am Einzelnen zugleich eine Auffassung des Ganzen und ein Eingehn auf den Inhalt gefordert wird, wie es allein die Gegner der Altertumsstudien zur Ruhe verweisen kann. In gleichem Sinne ist der Geschichtsunterricht behandelt. Es wird ausdrücklich auf die ergänzende Lektüre der alten Historiker hingewiesen. In Prima sollte Altertumskunde vorgetragen werden. Die neuere Staatengeschichte wurde, da die Zeitlage dies erforderte, mehr ins Auge gefaßt, als es bisher geschehn war. Das Gebiet des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts wurde weiter ausgedehnt. Eigentümlich ist die Stellung, welche in dem Unterrichtsplane dem Religionsunterrichte zugewiesen wird: „unser Gymnasium," heißt es, „ist für alle christliche Religionsparteien bestimmt; es müssen deswegen alle Teile des Unterrichts, folglich auch der Religionsunterricht so beschaffen sein, daß keiner sich davon auszuschließen nötig hat;" aller konfessioneller Unterricht wird dem Konfirmanden-Unterricht zugewiesen. Das kommt denn in der That so ziemlich auf einen moralisierenden Deismus hinaus; wenngleich es weiterhin heißt: „die nach Luthers Darstellung, wiewohl ohne alle Seitenblicke auf andere Sekten, vorzutragenden Lehren der christlichen Religion werden alle mit vorsichtig zu erklärenden Stellen der Bibel belegt," ein zusammenhängendes Lesen der letzteren scheint erst in der obersten Klasse eintreten zu sollen. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch Zeichnen und Gesang unter die notwendigen allgemeinen Bildungsmittel aufgenommen sind, letzteres jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß damit „keines-

wegs die Retablierung eines öffentlichen Singechors" verbunden sei. Besonderer Nachdruck wurde mit Recht auf ein einheitliches Wirken des Lehrkollegiums gelegt. Es galt, Mittel in Bewegung zu setzen, die Fleiß und Betragen der Schüler auf sittlicher Grundlage zu fördern vermögen. Etwas ganz Neues führte Süvern in den Organismus der Schule ein: die regelmäßigen Schulzeugnisse, die merkwürdigerweise auf Widerspruch gestoßen zu sein scheinen, da der Direktor für nötig hielt, sie in einer besondern Schulschrift zu verteidigen. Man merkt aus allen diesen Maßnahmen den Einfluß, den Direktor Gedike, in dessen Seminar Süvern gebildet worden war, ausgeübt hatte. Freilich konnte der Unterrichtsplan, dessen Ausführung mit Geldkosten verknüpft war, nicht so wie der Direktor es wünschte, ins Leben gerufen werden; nur soweit die Verwirklichung seiner Grundsätze nicht von der Bewilligung städtischer Geldmittel abhing, wurde kein Einspruch erhoben. Die rastlose Thätigkeit, das pädagogische Geschick des Direktors steigerte gar bald den Besuch der Elbinger Anstalt. Doch nicht lange sollte er die Erfolge seiner Wirksamkeit genießen, denn schon am 20. Oktober 1806 zeigt er dem Magistrate an, daß er einen Ruf als Professor der alten Literatur an der Universität Königsberg erhalten und denselben „nicht aus Unzufriedenheit mit seiner hiesigen Lage" anzunehmen entschlossen sei.[1]) In sehr bewegter, für unser Vaterland schwieriger Zeit trat Süvern sein Amt in Königsberg an. Die Vorlesungen, die er hielt, bezogen sich auf Homer, Sophokles, Platon, welche drei er schon in seinem Elbinger Schulplan als die „Urquelle höherer Bildung" zusammenfaßte, ferner über Horatius und Persius, über griechische Literaturgeschichte, römische Antiquitäten und über Theorie des lateinischen Stils. Im Winter 1807/8 erweiterte er den Kreis seiner Vorlesungen, indem er über die politische Geschichte Europas seit Karl dem Großen vor einem größeren Kreise Vorträge hielt, in denen er der Hoffnung Ausdruck gab, „Deutschland, unser gemeinsames Vaterland, werde noch einmal durch Preußens kräftige und großherzige Hülfe werden, wozu es von der Natur berufen zu sein scheint, das wahre Vermittlungsland von Europa, das mit starkem Arm seine Völker im Osten und Westen, im Süden und Norden auseinanderhält und vereinigt, und, ohne herrschen zu wollen, gleichwohl wie Europas Herz, so auch sein Haupt ist." Die Vorträge hatten die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise auf Süvern gelenkt. Die Prinzessin Wilhelm bedauert, daß nicht Süvern zum Erzieher des Kronprinzen von dem Freiherrn v. Stein dem Könige vorgeschlagen worden sei. Stein bezweifelte freilich, ob er es angenommen haben

[1]) Zu erwähnen sind die Schulschriften, die Süvern in Elbing herausgab: de Taciti Germania in Germanici Caesaris historia Annalium libris duobus prioribus intexenda consilio et artificio (1803); de variis capillos ponendi occasionibus apud Graecos et Romanos veteres usitatis (1805). Später schrieb er über den Kunstcharakter des Tacitus. Abhandlungen der Berliner Akademie 1822—1823. Berlin 1825. S. 73—136.

würde. Wie hoch der Freiherr v. Stein den trefflichen Mann schätzte, zeigte sich bald. In dem am 25. Juli 1808 von dem Könige genehmigten Plane zu einer interimistischen verbesserten Einrichtung des Geschäftsganges der Unterrichtsbehörde war Süvern neben Nicolovius als Mitglied der obersten Unterrichtsbehörde in Aussicht genommen. Am 1. Januar 1809 ging der Universität die amtliche Anzeige zu, daß Süvern zum Staatsrat in der Unterrichtsabteilung im Ministerium des Innern vom 1. Februar an ernannt worden sei, jedoch seine akademische Thätigkeit bis Ende des Halbjahres fortführen werde.[1]) In den folgenden Jahren, in denen die Not unseres Vaterlandes groß war, vermochten patriotische Männer nur in der Stille sich auf die Tage der Entscheidung vorzubereiten. Wenn auch der Freiherr v. Stein am 24. November 1808 die nachgesuchte Entlassung aus seinem Amte erhielt, so wirkten doch Männer wie W. v. Humboldt, E. M. Arndt, Niebuhr, Süvern u. a. für den Wiederaufbau des von dem Korsen zertrümmerten Vaterlandes, soweit das eben bei der Lage der Dinge möglich war. Ein Mann wie Süvern war durch seine tiefe wissenschaftliche Bildung und seine praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des akademischen und Schulunterrichts ganz geeignet, heilsame Reformen in Gymnasien und Volksschulen herbeiführen zu helfen. Es ist als gewiß anzunehmen, daß bis zum Jahre 1817 der Einfluß Süverns in der Unterrichtsabteilung sehr maßgebend war. Daß die schon erwähnte Aussendung junger Lehrer nach Ifferten in der Schweiz, um die Pestalozzische Anstalt kennen zu lernen, ebenso wie die Berufung Zellers, des besten Schülers des großen schweizerischen Pädagogen, ganz in seinem Sinne war, versteht sich von selbst. Es ist auch wahrscheinlich, daß er bei Berufung Herbarts nach Königsberg mit thätig war. Zeller gründete ein Seminar für Elementarlehrer, Herbart[2]) ein solches für höhere Lehranstalten. Männer wie W. v. Humboldt, Nicolovius und Süvern wußten, was zur Hebung des Unterrichts in Volksschule und Gymnasien notwendig war. Von Wichtigkeit

---

[1]) Bei der neuen Organisation der Staatsbehörden im Jahre 1808 (Publikandum vom 16. Dezember 1808, G.-S. von 1806—1810, S. 361) wurde das Oberschulkollegium aufgehoben und die Unterrichtsverwaltung dem Ministerium des Innern zugeteilt, welches die gesamte innere Landesverwaltung, mit Ausnahme der Justiz-, Finanz- und Militärangelegenheiten, umfassen sollte, und in sechs Sektionen geteilt wurde, deren dritte die Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht war. Zum Minister ernannte der König durch Kabinettsordre vom 13. Dezember 1808 den Kammerpräsidenten Grafen zu Dohna. Die dritte Sektion wurde unter die unmittelbare Leitung eines Geh. Staatsrates und Sektionschefs gestellt und als solcher W. v. Humboldt berufen (17. Dezember 1808 bis 23. Juni 1810). Als technische Räte traten in die Sektion ein: G. H. Nicolovius und J. W. Süvern. Vgl. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen ꝛc. Berlin 1864. S. 4.

[2]) Herbart hatte als Hauslehrer in der Schweiz (in der Berner Familie von Steiger) Pestalozzis Unterrichtsweise kennen gelernt und manches von dem Schweizer Pädagogen in seine eigene pädagogische Theorie aufgenommen.

war es, daß Männer wie B. G. Niebuhr dafür eintraten, daß die philologischen Studien an den preußischen Universitäten nach allen Seiten hin gehoben würden.[1]) Die Edikte, betreffend die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamtes vom 12. Juli 1810, über die Prüfung der zu den Universitäten abgehenden Schüler vom 12. Oktober 1812, sind ebenso wie die Organisation der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen und der Schullehrer-Seminare von Süvern ausgearbeitet. Die in Mushackes Schulkalender vom Jahre 1858[2]) im Auszuge mitgeteilte Unterrichtsverfassung der Gymnasien und Stadtschulen vom 12. Januar 1816 ist amtlich nie in Kraft getreten. Es wird hier das Klassensystem empfohlen und dem Fachsysteme nur unter Berücksichtigung besonderer Verhältnisse Duldung gewährt. Das, was in dem Elbinger Lehrplan Süverns an den Einfluß philanthropinischer Ideen erinnerte, wurde beseitigt, ja auch das Französische wird lediglich dem Privatunterrichte überlassen. Dies war wohl ein der Zeitlage entsprechendes Zugeständnis. Für die beiden alten Sprachen wird der Kreis der Lektüre der zu lesenden Schriftsteller wesentlich beschränkt, eine gründliche Sprache und Sachen gleichmäßig berücksichtigende Erklärung wird empfohlen, das Erlernen des Griechischen ist notwendig; die Geschichte des Altertums wird mehr betont als früher. Das nationale Moment soll im deutschen Unterricht mehr gepflegt werden. In dem Religionsunterrichte wird die Benutzung der Bibel in den Vordergrund gerückt. Von der Schulzucht ist nicht die Rede, wohl aber wird das Turnen, „dieser für die Nationalbildung höchst wichtige Unterrichtszweig,“ dringend empfohlen. Man erkennt leicht, daß der treffliche Mann in seinen pädagogischen Anschauungen weiter gekommen ist, es sind jetzt klare bestimmte Ziele, die er verfolgt, die heute noch die größte Beachtung verdienen. Bei der Umgestaltung der geistlichen und Unterrichtsabteilung im Ministerium des Innern zu einem besonderen Ministerium, dessen Verwaltung Herr von Altenstein übernahm, entstanden zwischen Süvern und Nicolovius, dem Direktor der Unterrichtsabteilung, Mißstimmungen, zu denen noch in jener Zeit die bekannten Maßregelungen der Universitäten hinzutraten, welche dem charaktervollen, patriotisch gesinnten Süvern durchaus nicht zusagten. Seine amtliche Thätigkeit beschränkte sich seit 1818, nachdem er das Referat über das Elementar- und Gymnasialwesen, bald auch die Universitätsangelegenheiten dem neu eingetretenen vortragenden Rate Dr. Joh. Schulze

---

[1]) Vgl. den Brief B. G. Niebuhrs an den Geh. Staatsrat v. Schuckmann: Gründung der Berliner Universität. Von Rud. Köpke. S. 228 f.

[2]) Im Jahre 1818 hat Süvern einen Entwurf eines allgemeinen Gesetzes über die Verfassung des Schulwesens im preußischen Staate zusammengestellt. Derselbe ist nie veröffentlicht. In der zur Beratung des Entwurfs niedergesetzten Kommission traten erhebliche Meinungsverschiedenheiten hervor. Dazu kam, daß der Minister von Altenstein einem solchen Gesetze abgeneigt war. Vgl. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf. I, S. 280. Anm. 9.

übergeben hatte, auf die Berichterstattung über die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1815 war, und auf den Wirkungskreis des Mitdirektors in der Unterrichtsabteilung. Die Zeiten waren andere geworden, der noch rüstige, erst 43 Jahre alte Gelehrte, der mit seinem reichen Wissen und seinen bedeutenden Erfahrungen noch mannigfachen Nutzen hätte stiften können, zog sich in dem letzten Decennium seines Lebens von amtlicher Thätigkeit und vom geselligen Verkehr immer mehr zurück, um mit neuem Enthusiasmus die früheren wissenschaftlichen Arbeiten, deren Resultate er der Akademie der Wissenschaft vorlegte, wieder aufzunehmen.[1]) So hat der verdienstvolle Mann auch noch während seiner Mußezeit durch seine Schriften für eine geistvolle Auffassung und Behandlung alter Schriftsteller zu wirken gesucht. Ab und zu mochte er noch die Hoffnung hegen, wieder thätig werden zu können, aber ein schon eingewurzeltes Leberleiden nahm im Jahre 1829 überhand und führte am 2. Oktober 1829 seinen Tod herbei. In ausführlicher Grabrede hat sein Freund Marheineke den Charakter und die Bestrebungen des ausgezeichneten Mannes gewürdigt.[2]) Süvern war ein treuer Anhänger des Freiherrn von Stein und Wilhelm von Humboldts; die Ideenkreise, in denen diese hervorragenden Männer lebten, waren auch die seinigen, er war Patriot im edelsten Sinne des Worts und begeistert von den Ideen des klassischen Altertums. Daher kam es auch, daß er für die Pflegestätten deutscher Bildung ein tiefes Interesse hatte, daß er mitarbeitete an der Ausgestaltung des höheren und niederen Schulwesens, daß er namentlich bei der Gründung der rheinischen Hochschule eine große Thätigkeit entwickelte.[3]) Süvern ging eben von der Erwägung aus, daß jeder Staat durch seine ganze Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung erziehend auf seine Bürger

---

[1]) Wir erwähnen folgende Abhandlungen: über den Kunstcharakter des Tacitus 1823, über einige historische und politische Anspielungen in der alten Tragödie 1824, über Aristophanes' Wolken 1826, über Aristophanes' Vögel 1827, über Aristophanes' Drama, benannt das Alter, nebst Zusätzen zu der Abhandlung über die Wolken 1827, über die Absicht des Ödipus auf Kolonos 1828.

[2]) In dem vorstehenden Berichte über die Bedeutung des geistvollen Süvern ist das treffliche Programm des ehemaligen Direktors des Thornschen Gymnasiums, Dr. W. A. Passow, wie erwähnt, oft wörtlich benutzt worden. Vgl. außerdem besonders Treitschke, Deutsche Geschichte. II, S. 237 f.

[3]) Vgl. das treffliche Buch Dr. Varrentrapps: Joh. Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen. Leipzig 1889. S. 263 f. und an vielen Stellen S. 260—268. 397 f. 357—362. 572. Von Wichtigkeit waren mir die auf S. 238 von Dr. Varrentrapp angeführten Schriften: Chr. Gottfr. Schütz, Briefwechsel I, 428 f.; Mitteilungen aus Schöns Papieren IV, S. 334 f.; Merz in seinem Lebensbilde von J. G. Mundt im Programm des Elbinger Gymnasiums 1854. S. 8 f. Vor allem ist über Süverns Thätigkeit nachzulesen, was Wilh. Dilthey, der Biograph Schleiermachers, in einem längern, auf das Studium der betr. Akten gestützten ausgezeichneten Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. XXXVII, S. 206—245, beigebracht hat.

einwirke, gewissermaßen eine Erziehungsanstalt im großen sei und daß auch in allem, was neuerdings in der Organisation geschehen sei, sich ein erziehendes Streben im großen offenbare. Es ist, fuhr er fort, um so wichtiger, gehaltvoller und viel versprechender, je freier es von Zwecken irgend einer einseitigen mechanischen Einzwängung und Abrichtung gehalten wird, je mehr es auf freie Entwicklung der Nationalkräfte, die ja nichts anderes als allgemein menschliche unter der Form der Nationalität sind, gerichtet ist. Vortrefflich hat H. v. Sybel in seiner Rede über die Gründung der Universität Bonn ausgeführt, daß es nicht möglich sei, von höherem Standpunkte aus als Süvern in der Denkschrift, die er Ende Juli 1817 dem Staatskanzler einreichte, den Beruf des Staates und der Schule zu fassen: in prophetischen Worten ist hier verkündet, wie der in solchem Sinne geleitete preußische Staat Muster einer im deutschen Geiste gedachten Verfassung werden könne.

Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, in welcher Weise die Unterrichtsangelegenheiten in dem preußischen Staate geleitet wurden:

Am 18. Januar 1771 trat der Staats- und Justizminister Freiherr C. Abr. v. Zedlitz an die Spitze des geistlichen Departements in lutherischen Kirchen- und Schulsachen. Über die Verdienste, welche sich dieser treffliche Mann um die Schule erworben hat, ist früher gesprochen worden. Er war es auch, der den König Friedrich Wilhelm II. veranlaßte durch eine Kabinettsordre vom 24. Januar 1787 das Oberschulkollegium zum Zwecke einer allgemeinen Oberaufsicht, welche über das Ganze des gesamten Schulwesens Unserer Länder sich erstrecken und dabei nach einerlei geprüften Grundsätzen verfahren soll, zu errichten.[1]) Chef der neuen Behörde wurde, freilich nur auf kurze Zeit, der Minister v. Zedlitz selbst, Präsident der Geh. Oberfinanzrat Wöllner, Mitglieder: der Kanzler der Universität Halle v. Hofmann, der Konsistorialrat und Professor Steinbart zu Frankfurt a. O. und die Berliner Gymnasialdirektoren Kirchenrat J. H. Meierotto und Oberkonsistorialrat Direktor Fr. Gedike. Die beiden letzteren Mitglieder wurden, was sehr wichtig war, mit Revisionsreisen beauftragt. Tief eingreifend in den Betrieb des gymnasialen Unterrichts war die Anordnung der Abiturientenprüfungen für die gelehrten Schulen (Cirkularverfügung vom 23. Dezember 1788).[2]) Am

---

[1]) Vgl. Wiese, Höheres Schulwesen (Berlin 1864) S. 3. Rönne, Das Unterrichtswesen des preußischen Staates. I. II. Berlin 1855. I, S. 75 u. 244.

[2]) Vgl. Wiese, Höheres Schulwesen (1864) S. 478. Bis zum Erlaß der Instruktion über die Maturitätsprüfung war, wie schon erwähnt, es üblich, daß die Meldung zu Universitätsstudien bei dem Dekan der betreffenden Fakultät geschah. Manche Schulen gaben ihren Schülern ein Entlassungszeugnis. Oft vertrat ein Empfehlungsschreiben eines Lehrers oder Geistlichen oder eines andern angesehenen Mannes die Stelle eines Zeugnisses. Erschwerende Bedingungen wurden bei der Aufnahme unter die Zahl der Studierenden selten gestellt.

3. Juli 1788 ernannte der König den Geh. Rat Wöllner zum Wirklichen Geh. Staats- und Justizminister, sowie zum Chef des geistlichen Departements. Als solcher wurde er auch Chef des Oberschulkollegiums und blieb es bis zum 27. Dezember 1797. Das Präsidium führte von 1789 bis 1797 Ph. v. d. Hagen, zugleich Präsident des kurmärkischen Oberkonsistoriums. König Friedrich Wilhelm III. ernannte an Wöllners Stelle den Wirkl. Geh. Staatsrat und Justizminister E. J. W. von Massow zum Chef des geistlichen Departements. Präsident des Oberschulkollegiums war 1797—1800 C. Fr. Irwing (vorher Mitglied desselben) und nach ihm Ad. Fr. v. Scheve, zugleich Oberkonsistorialpräsident. Zu Mitgliedern wurden 1794 auch die Oberkonsistorialräte Dan. Hermes, Fr. Hillmer, Andr. Jak. Hecker ernannt; ferner nach Meierottos Tode (1800) der Oberkonsistorialrat Zöllner; nach Gedikes Tode (1803) der Professor Nolte vom Friedrich Wilhelms-Gymnasium und gleichzeitig der Konsistorialrat Niemeyer in Halle zum auswärtigen Mitgliede. In demselben Jahre wurden auch die Konsistorialräte Sack, Ribbeck und der Domprediger Hanstein Mitglieder des Oberschulkollegiums. Es war die Absicht des Königs, durch die Aufnahme geistlicher Räte das Schulkollegium in eine enge Verbindung mit dem Oberkonsistorium zu bringen.[1]) Durch die Kabinettsordre vom 26. August 1807 wurde dem Kanzler Freiherrn v. Schrötter provisorisch das Justizdepartement und dabei die Administration aller bisher mit demselben verbundenen Angelegenheiten, also auch die Verwaltung des Schulwesens übergeben. Die Kabinettsordre vom 5. Oktober 1807 übertrug dem Staatsminister Freiherrn v. Stein die gesamte oberste Civiladministration.

Man forderte die Kenntnis der lateinischen Sprache. Eine Beschränkung der Freiheit im Besuch der Universität führten die Verordnungen des Königs Friedrich I. vom 25. August 1708 und vom 16. April 1710 herbei. Danach sollen Untüchtige zum Studieren nicht zugelassen werden. Friedrich Wilhelm I. erließ unter dem 30. September 1718 eine geschärfte Verordnung desselben Sinnes: die Befähigung zum Studieren sollte teils durch Schulzeugnisse, teils in einer Prüfung vor dem Dekan der betreffenden Fakultät dargethan werden. Unsere Landeskinder, heißt es, sollen vor andern auf Unsere Universitäten ziehen und auf denselben zuvörderst ihre von den Schulen, Gymnasiis, von ihren Beichtvätern und von allen Präceptoribus unterschriebene erlangte Testimonia vorlegen, von den Dekanis wohl examiniert, nach befundener Tüchtigkeit immatrikuliert und von den Professoribus treulich angewiesen werden, welche Studia und welche Collegia sie am ersten nach und nach fürzunehmen haben.

[1]) Kabinettsordre vom 9. April 1804 an den Minister v. Massow: „Übrigens hat auch die Idee meinen Beifall, daß Ihr darauf denken wollet, mancherlei Arten des Departements, vorzüglich in gelehrten, pädagogischen und Universitätssachen durch Gutachten und Entwürfe abwesender Männer besorgen und vorarbeiten zu lassen; und da sich zur Übernahme von dergleichen Arbeiten der Konsistorialrat Niemeyer in Halle besonders gut eignet und bereit erklärt hat, so will ich denselben hierdurch zum abwesenden wirklichen Oberkonsistorialrat mit Sitz und Stimme ernennen." Eine sehr empfehlenswerte Maßregel! Vgl Wiese, Höheres Schulwesen. S. 4.

Bei der neuen Organisation der Staatsbehörden im Jahre 1808[1]) wurde das Oberschulkollegium aufgehoben und die Unterrichtsverwaltung dem Ministerium des Innern zugeteilt, welches die gesamte innere Landesverwaltung mit Ausnahme der Justiz-, Finanz- und Militärangelegenheiten umfassen sollte und in sechs Sektionen getrennt wurde, deren dritte die Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht war. Zum Minister des Innern ernannte der König durch Kabinettsordre vom 13. Dezember 1808 den Kammerpräsidenten zu Dohna. Die dritte Sektion wurde unter die unmittelbare Leitung eines Geh. Staatsrats und Sektionschefs gestellt und als solcher W. v. Humboldt berufen (17. Dezember 1808 bis 23. Juni 1810). Als technische Räte waren in der Sektion thätig G. H. Nicolovius und J. W. Süvern. Als nach dem Ausscheiden des Grafen zu Dohna, 17. November 1810, der Staatskanzler Fürst Hardenberg die Leitung des Ministeriums des Innern übernommen hatte, trat an die Spitze der dritten Sektion der Geh. Staatsrat v. Schuckmann, und G. H. Nicolovius wurde zum Direktor ernannt.[2]) Auch als Mitglied der durch Kabinettsordre vom 20. Januar 1813 errichteten Ober-Regierungskommission verblieb der Geh. Staatsrat v. Schuckmann an seiner Stelle. Als aber der Staatskanzler von der Leitung des Ministeriums des Innern zurücktrat, wurde v. Schuckmann Minister des Innern.[3]) Kultus und Unterricht blieb bei seiner Abteilung, bis endlich, wie erwähnt, durch die wichtige Kabinettsordre vom 3. November 1817 die Kirchen- und Schulverwaltung zu einem selbständigen Ministerium, dem der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, gemacht wurde. „Die Würde und Wichtigkeit der geistlichen, der Erziehungs- und Schulsachen macht es rätlich, diese einem eigenen Minister anzuvertrauen.“[4])

Karl Freiherr von Altenstein.

Eine in verschiedenen Ämtern bewährte Kraft trat in dem ersten Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, dem Freiherrn v. Altenstein, an die Spitze dieses in das geistige Leben Preußens tief eingreifenden Ministeriums. Altenstein, geboren zu Ansbach[5]) am 7. Oktober 1770, genoß

---

[1]) Wiese, Höheres Schulwesen. S. 4.

[2]) Kabinettsordre vom 20. November 1810.

[3]) Kabinettsordre vom 3. Juni 1814.

[4]) Vgl. Wiese, Höheres Schulwesen. S. 4.

[5]) Das Carolinum illustre in Ansbach und das Gymnasium in Nürnberg, letzteres im Jahre 1526 am 23. Mai mit einer Rede Melanchthons eröffnet, sind die beiden ältesten Lehranstalten, die im Zusammenhange mit der reformatorischen Bewegung in Süddeutschland gegründet wurden. Vgl. Ludw. Schiller, Die Ansbacher gelehrten Schulen unter Markgraf Georg von Brandenburg. 1875. S. 2.

unter der Leitung seiner Mutter, einer geborenen Freiin von Adelsheim, eine sehr sorgfältige Erziehung, bei der sie insbesondere durch die Professoren des Gymnasiums unterstützt wurde. Er studierte in Erlangen und Göttingen Rechtswissenschaft, wurde, nachdem er als Referendar bei der preußischen Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach eingetreten und rasch weiter befördert worden war, 1799 von dem Minister v. Hardenberg als vortragender Rat nach Berlin ins Ministerium gezogen. Das Unglück des Jahres 1806 führte auch ihn nach Königsberg, wo er mit andern patriotischen Staatsmännern an der Neugestaltung der politischen Verhältnisse lebhaften Anteil nahm. Nach dem Abgange des Freiherrn v. Stein trat v. Altenstein an die Spitze der Finanzverwaltung, die gerade in jener trüben Zeit mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. In Gemeinschaft mit W. v. Humboldt besorgte er 1815 das Reklamationsgeschäft gegen Frankreich mit großer Umsicht. Nach der Rückkehr aus Paris wurde er mit mancherlei wichtigen Arbeiten betraut und im Jahre 1817 Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. In diesem Amte, das er bis zum Jahre 1840 verwaltete, hat er nach allen Richtungen hin in den Schul- und Universitätsangelegenheiten einen weitgreifenden Einfluß ausgeübt. Es war doch die Art der Behandlung der Kultusangelegenheiten eine von der früheren sehr verschiedene. Wenn, sagt Eylert,[1]) sein unmittelbarer Vorgänger, der Minister v. Schuckmann, mit starker Hand die Formen des Geschäftsganges fest und Alles in einer konsequenten Bewegung hielt, durch kategorische und, wo es ihm gut dünkte, selbst durch Polizeimaßregeln, so faßte v. Altenstein den Geist der Sachen auf und behandelte sie wissenschaftlich und kirchlich. v. Altenstein war, heißt es an einer andern Stelle, scharfsinnig und weitsehend im Wahrnehmen, Auffinden und Zusammenstellen der widerstrebenden Kräfte, mit denen jede Verbesserung zu kämpfen hat. Durch eine vielseitige Laufbahn gegangen und reich an Erfahrung kannte er die Welt und Menschen und prüfte mit großer Bedächtigkeit. Oft streifte dieselbe an Ängstlichkeit, und lange wog er ab, bis es bei ihm zur Entscheidung kam. Beseelt von einem lebhaften Interesse für Wissenschaften und Künste, hatte er auf diesem weiten Gebiete sich einen universellen Überblick angeeignet und besaß eine Bildung von weitem Umfange. Fast in allen Fächern des Wissens im Staatsleben war er bewandert, da er auf oft wechselnden Stufen seiner amtlichen Funktionen, als Jurist, Kameralist, Financier und Diplomat, in hohen weitreichenden Stellen mit nie unterbrochener Thätigkeit gestanden und gearbeitet hatte. Es war natürlich, daß auch ein so hochgebildeter Kultusminister es nicht allen im Staate vorhandenen politischen und kirchlichen Parteien recht machen konnte. Viele waren unzu-

---

[1]) Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Von R. Fr. Eylert. Magdeburg 1842. S. 361 u. 360.

frieden, daß das Ministerium Altenstein die Hegelsche Philosophie begünstige; auch die Art, wie die liturgischen Angelegenheiten und die altlutherische Opposition behandelt wurden, erregte Mißstimmung.[1]) Zu dem allen trat noch die Aufregung, die durch die unbesonnene That Sands und die durch die Karlsbader Beschlüsse herbeigeführten Maßregeln gegen die Universitäten weite Kreise ergriffen hatte.[2]) Daß aber der Minister v. Altenstein nach allen Richtungen hin bemüht gewesen ist, das Wohl und Gedeihen der Gymnasien und Universitäten zu fördern, darf von keinem, der die Geschichte kennt, in Abrede gestellt werden. In seinen Maßnahmen wurde der Minister von seinem durch den trefflichen Süvern empfohlenen vortragenden Rat Johannes Schulze unterstützt. In dem gründlichen Buche Varrentrapps: Johannes Schulze ꝛc. wird nachgewiesen, wie bedeutungsvoll für das Unterrichtswesen unseres Vaterlandes, nicht bloß Preußens, die Thätigkeit des Ministeriums Altenstein gewesen ist.

Es ist der Mühe wert, in kurzen Zügen das Lebensbild dieses verdienstvollen Mannes vorzuführen: Johannes Karl Hartwig Schulze wurde am 15. Januar 1786 in dem Mecklenburg-Schwerinschen Städtchen Bruel im Hause seines mütterlichen Großvaters als der älteste Sohn tüchtiger und wohlhabender Eltern geboren. Den Vater, der das Amt eines Elbzollverwalters zu Dömitz an der Elbe verwaltete, verlor er frühzeitig. Den ersten Unterricht empfing er in der Stadtschule seiner Vaterstadt, dann wurde er der Domschule zu Schwerin übergeben, von hier ging er dann, um seine akademische Vorbildung würdig abzuschließen, auf die damals berühmte Schule zu Kloster Berge über. Hier wurde er durch den Unterricht des Rektors Friedr. Straß und des Theologen Ernst Friedr. Gabriel Ribbeck[3]) sehr gefördert. Gut vorgebildet, bezog Schulze[4]) im Jahre 1805 die Universität

---

[1]) Eilers, Meine Wanderungen durchs Leben ꝛc. Bd. IV, S. 4.

[2]) Man lese, was G. B. Niebuhr in den Lebensnachrichten, Bd. II, S. 187. 397. 412. 417, über die That Sands und die Karlsbader Beschlüsse urteilt. (Die Karlsbader Beschlüsse können auch bei Unparteiischen keinen günstigen Eindruck machen.) Mir graut, schrieb er am 14. April 1819 aus Rom, bei dem, was man von Deutschland her sieht und hört. Kotzebues Ermordung, welche unsinnige Verrücktheit! Vgl. außerdem Varrentrapp, Johannes Schulze ꝛc. S. 308 Anm. Treitschke, Deutsche Geschichte a. v. O. Vgl. über den Einfluß des Fürsten Wittgenstein, des Herrn v. Kamptz, Schmalz: Varrentrapp, Schulzes Biographie. S. 305 f. Eilers, Wanderungen ꝛc. Bd. II, S. 31 f.

[3]) Ribbeck, geboren den 9. März 1783 zu Wilsleben im Fürstentum Halberstadt, starb am 6. Juni 1860 in Berlin. Von 1803 bis 1809 war er Lehrer zu Kloster Berge.

[4]) Vgl. über Schulze: Rud. Köpke, Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur. Berlin 1872. S. 862 f., vor allem aber Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen ꝛc. Von Dr. C. Varrentrapp. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXIII, S. 5 f. (von Mart. Hertz). Schulmänner wie Kießling und Koberstein haben in besonderen Vorträgen seine Verdienste um das höhere Schulwesen gewürdigt. Vgl. Varrentrapps Biographie. S. 570.

Halle, wo damals zwei Männer, der Philolog Friedr. Aug. Wolf und der Theolog Friedr. Schleiermacher, auf strebsame Studierende wie Böckh, J. Bekker, K. Köpke, Neander, Varnhagen, Jacob, K. v. Raumer und andere einen Richtung gebenden Einfluß ausübten. Nach der 1806 durch Napoleon erfolgten Auflösung der Universität Halle ging Schulze vorerst nach seiner Heimat, dann 1807 nach Leipzig, wo er den Doktorgrad erwarb (die ihm gestellte Aufgabe handelte de linguarum inter se cognatione). Im Frühjahr 1808 verließ er Leipzig, um in Dresden Kunststudien zu treiben und sich mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu machen. Später war er vorübergehend Hauslehrer auf einem schlesischen Gute in der gräflich Stoschischen Familie. Durch Vermittlung seines Freundes und Landsmannes Franz Passow, der seit 1807 Professor am Weimarischen Gymnasium war, erhielt er im Herbste des Jahres 1808 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium der Residenz des Großherzogtums Sachsen. Den tüchtigen Minister Christian Gottlob von Voigt nannte daher Schulze den ersten Begründer seiner Lebensstellung. Schulze, mit Passow vereint, wirkte unablässig zur Hebung des unter der Leitung des Direktors Lenz in seinen Leistungen nicht ganz auf der Höhe stehenden Gymnasiums der Residenzstadt Weimar. Vor allen Dingen suchten beide von dem Griechentum begeisterte Lehrer Sinn und Interesse für die klassische Literatur weiter auszubreiten, aber in erster Linie waren sie doch Patrioten. Beiden Männern war die Wiedergeburt des Vaterlandes Herzenssache. Joh. Schulze hielt, während Napoleon die Fürsten in dem nahen Erfurt versammelt hatte, eine Antrittsrede an die Jugend, in der er auseinandersetzte, daß es heilige Pflicht sei, durch Bildung und Übung sich für das Werk der Befreiung des Vaterlandes vorzubereiten. Da Schulze auch theologische Studien getrieben hatte, ließ er es sich nicht nehmen, auch von der Kanzel, auf welcher einst Herder gepredigt hatte, einer zahlreichen Hörerschaft das Wort Gottes nahe zu bringen. Wissenschaft und Religion, Kunst und Vaterland, waren die Angelpunkte, um welche sich das ganze Leben des für alles Hohe begeisterten Mannes drehte. Mit dem Goetheschen Kreise trat Schulze nicht in nähere Beziehungen, aber er erfüllte einen lange gehegten Wunsch des Dichters, indem er mit Heinrich Meyer eine Gesamtausgabe der Werke Winckelmanns (1809—1817) veranstaltete. Schon 1812 wurde Schulze durch den Freiherrn v. Dalberg, Großherzog von Frankfurt, als Professor der alten Literatur, dann als Direktor des Gymnasiums und Oberschul- und Studienrat nach Hanau berufen. In der patriotisch bewegten Zeit war der rührige Gelehrte durch Reden, durch die Presse und durch Gedichte unablässig bemüht, für die Freiheit des so schwer heimgesuchten Vaterlandes zu wirken. Als das Joch der Knechtschaft abgeschüttelt war, wurde Schulze zu Anfang des Jahres 1816 kurfürstlich hessischer Oberschulrat, aber kurze Zeit darauf übernahm er in Koblenz die Stelle eines preußischen Konsistorial- und Schul-

rates. Hier verband ihn, freilich nur auf kurze Zeit, eine innige Freundschaft mit Max v. Schenkendorf.[1]) Doch auch in Koblenz war seines Bleibens nicht lange, da er im Juni 1818 mit besonderer Hinweisung auf die Errichtung der neuen Universität in Bonn zum Geh. Ober-Regierungsrat und vortragenden Rat in Berlin ernannt wurde. In dieser verantwortungsreichen Stellung hat Schulze unter den verschiedenen Ministern seines Amtes mit Umsicht und Eifer bis zum Dezember 1858 gewaltet. In seiner Muße widmete er sich seinen Lieblingsstudien, der griechischen Literatur und der Philosophie. Nach kurzem Krankenlager schloß sich in der Frühe des 20. Februar 1869 das Auge des so rührigen und verdienstvollen Mannes. Sein ganzes Leben hindurch war er unablässig bemüht, seine Kenntnisse zu vertiefen und auszubreiten. Wolf, Schleiermacher, Gottfr. Hermann und andere Männer hatten ihm während seiner Studienzeit mannigfache Anregung geboten, noch in Berlin als hoher Staatsbeamter hörte er mit dem größten Eifer die Vorlesungen[2]) des im Jahre 1818 an die Berliner Hochschule berufenen Philosophen Hegel.

Ganz im Sinne Schulzes wirkte zuerst an dem Weimarschen Gymnasium, dann an dem Erziehungsinstitut in Jenkau bei Danzig und zuletzt als akademischer Lehrer an der Hochschule in Breslau Franz Ludwig **Passow**. Es ist von hohem Interesse, den Lebensgang dieses vortrefflichen, begeisterten und Begeisterung erweckenden Lehrers der Jugend kennen zu lernen.

---

[1]) Dieser vaterländische Dichter starb schon im Dezember 1817. Er war ein weicher Lyriker voll Wärme und Wohllaut der Sprache, an Goethe, dem Volksliede und den Minnesängern gebildet, für Kaiser und Reich, für Rittertum und Mittelalter, für den Rhein und seine Burgen begeistert, verfolgte die Ereignisse in schwärmerischen Versen. W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. S. 649.

[2]) Köpkes kleine Schriften, S. 809 f.: „Mitten unter Akten und dringenden Geschäften des Tages fand Schulze Zeit, zwei volle Jahre lang zweistündige Abendvorlesungen des ihm befreundeten Philosophen Hegel zu hören. In der Regel schloß sich daran ein gemeinsamer Heimgang, auf welchem die vorgetragenen Gedanken eingehender besprochen wurden. Den ganzen Kreislauf der Vorlesungen und des Systems machte er durch." Es mögen auch in den Zwiesprachen, die beide Männer hielten, gar oft Fragen über das Schulwesen erörtert worden sein, da Hegel mehrere Jahre dem ehrwürdigen Gymnasium der alten Reichsstadt Nürnberg vorstand, überhaupt mit Schulze in der Wertschätzung des Altertums einig war. Bezeichnend ist der Ausspruch (W. XVI, S. 135): „Die Vollendung und Herrlichkeit der klassischen Meisterwerke muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gebe und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, selbst, wenn man will, ihre Irrtümer und Vorurteile einzusaugen und in dieser Welt einheimisch zu werden, der schönsten, die gewesen." „Wenn das erste Paradies," fährt er fort, „das Paradies der **Menschennatur** war, so ist das zweite, das höhere, das Paradies des **Menschengeistes**, der in seiner schönen Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit, wie die Braut aus ihrer Kammer hervortritt. Ich glaube

Franz Ludwig Passow.

Franz Ludwig Passow wurde am 20. August 1786 in Ludwigslust in Mecklenburg-Schwerin geboren; sein Vater war Moritz Joachim Christoph Passow, Konsistorialrat und Oberprediger in Ludwigslust. Für den Unterricht des neunjährigen Sohnes gewann der Vater einen dem Philanthropinismus geneigten Hauslehrer, der den empfänglichen Knaben zu Sammlungen von Schmetterlingen, Muscheln &c. anleitete, aber den Sprachunterricht nicht eben energisch betrieb. Zum Glück löste sich das Erzieherverhältnis nach einigen Jahren, es trat 1799 in das Passowsche Haus der Kandidat Ernst Breem, der zunächst dem vielbeschäftigten Konsistorialrat Passow Hilfe leisten, daneben den Sohn Franz unterrichten sollte. Der neue Lehrer griff den Unterricht straff an und flößte dem talentvollen Knaben durch die Art seiner Behandlung der Klassiker Lust und Liebe zum Altertume ein, er versäumte auch nicht, durch weite Spaziergänge und andere Leibesübungen die Gesundheit des schwächlichen Kindes zu festigen. Die Fortschritte, die er unter der sichern Leitung seines neuen Lehrers gemacht hatte, waren derart, daß Passow im Herbste des Jahres 1802, sechzehn Jahre alt, in die Selekta des unter der Leitung Dörings berühmten Gymnasiums zu Gotha aufgenommen werden konnte. Hier übte besonders der durch seine Liebenswürdigkeit und vieles umfassende Gelehrsamkeit hochgeschätzte Humanist Friedrich Jacobs einen großen Einfluß auf die ganze Studienweise des lebhaften, für alles Hohe empfänglichen Jünglings aus. Mit diesem seinem hochverehrten Lehrer ist Passow immer in inniger Beziehung geblieben. Im Jahre 1804 bezog Passow die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, gar bald aber wandte er sich der Philologie zu. Gottfried Hermann, der für so viele ein rechter Führer auf dem Gebiete der klassischen Studien geworden, wurde auch

---

nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen. Ich brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfang keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewundernswürdiges, Originelles, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt war. Indem wir in diesem Elemente uns einleben, bereiten wir unsere bessere Substanz." Ferner: „Die Überlieferung des schon vorhandenen Bildungsschatzes muß einerseits mit treuer Bemühung geschehen, aber zugleich wird der Buchstabe erst durch den eigenen Sinn und Geist des Lehrers recht fruchtbringend. — Diese inwohnende Seele des Lehrers ist es, was die Wirksamkeit seines Unterrichts ausmacht." Vgl. Schmids Encyklopädie &c. S. 384 f. Die Abhandlung über den Philosophen hat der treffliche Verfasser der Erziehungslehre, D. W. Schrader, geschrieben. Vgl. Thaulow, Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht. Kiel 1853—1854. Kapp, Hegel als Gymnasialdirektor. 1835. Haym, Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. S. 274—291. Erdmann, Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XI, S. 254 f.

für Passow der maßgebende Lehrer. Bereits 1801 war von dem genialen Manne die griechische Gesellschaft gegründet worden, aus der so viele tüchtige gelehrte Schulmänner und akademische Lehrer hervorgegangen sind. In diesen Verein strebsamer für das Altertum begeisterter Jünglinge aufgenommen zu werden, galt für eine große Ehre. Passow erwarb sich durch eine Abhandlung über den Ajas des Sophokles den Zutritt zu dieser philologischen Gesellschaft. Gerade in jener Zeit waren Jünglinge Mitglieder dieses wissenschaftlichen Vereins, die später in der Wissenschaft sich hervorgethan haben: Aug. Seidler,[1]) Ferd. Hand,[2]) Friedr. Thiersch.[3]) Neben den klassischen Studien verabsäumte er nicht, sich mit der deutschen Literatur, besonders mit den Werken Goethes und Schillers, auch mit Shakespeare, Calderon, Petrarca, Ariost und Tasso bekannt zu machen. Man sieht, der lebhafte Jüngling greift weit aus, zieht auch das Studium der Kunst in seine Kreise, machte viele Ausflüge nach Dresden, Halle ꝛc. In Halle besuchte er 1805 Friedr. Aug. Wolf und lernte bei ihm Goethe kennen.[4]) Diese Bekanntschaft wurde die Veranlassung, daß Passow, nachdem Heinr. Voß, Sohn des bekannten Homerübersetzers, einem Ruf als Professor der Philologie nach Heidelberg gefolgt war, eine Professur an dem Weimarischen Gymnasium erhielt. An dieser Anstalt hat der geistvolle Gelehrte von 1807—1810 eine reich gesegnete Thätigkeit entfaltet und mit seinem Freunde und Landsmann Joh. Schulze, der 1808—1812 ebenfalls an dem Gymnasium als Professor der griechischen und lateinischen Sprache angestellt wurde, in den Schülern der Anstalt Begeisterung und Liebe zum klassischen Altertume und zum deutschen Vaterlande geweckt und treu

[1]) Aug. Seidler, geboren den 16. April 1779 zu Osterfeld, zu akademischen Studien vorgebildet auf der Domschule in Naumburg, studierte seit 1798 in Wittenberg und Leipzig, 1809 wurde er Lehrer an der Nikolaischule in Leipzig, von 1816—1824 war er ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Halle, lebte dann zurückgezogen in Crossen bei Zeitz und starb am 15. Dezember 1851 in Leipzig.

[2]) Ferd. Hand, geboren den 15. Februar 1786 zu Plauen, besuchte das Gymnasium in Sorau, studierte seit 1803 in Leipzig, habilitierte sich daselbst 1809, 1810 übernahm er eine Professur am Gymnasium zu Weimar, 1817 folgte er einem Rufe nach Jena, wo er nach vielseitiger Thätigkeit den 14. März 1851 gestorben ist. Vgl. Gustav Queck, Ferd. G. Hand. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Jena 1852.

[3]) Friedr. Thiersch, geboren den 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. Unstrut, gebildet in Naumburg und Schulpforta, studierte 1804 in Leipzig Theologie, durch Gottfr. Hermann angeregt 1807 Philologie in Göttingen, 1808 Kollaborator an dem Gymnasium und Privatdocent an der Universität, 1809 Professor am Lyceum in München, 1812 begründete er das philologische Seminar, 1826 ordentlicher Professor der Philologie an der Universität, gestorben am 25. Februar 1860. Einer der verdienstvollsten in verschiedenen Ämtern wohlbewährten Gelehrten, mit Recht praeceptor Bavariae genannt.

[4]) Goethe besuchte seinen philologischen Freund öfter von Bad Lauchstädt aus, wo er sich im Sommer 1805 vom 3. Juli bis 5. September aufhielt. An dem Hause Fr. Aug. Wolfs in der Brüderstraße Nr. 5 in Halle findet sich die Inschrift: Frid. Aug. Wolfius Philologus heic habitabat. Goethium hospitem excipiebat.

gepflegt. Passow konnte mit Fug und Recht an Präpositus Breem schreiben, daß seine und Schulzes Bestrebungen für die Hebung des wissenschaftlichen Geistes der Schüler überall Anerkennung fanden.[1]) In einem Briefe an seinen geliebten Lehrer Friedr. Jacobs berichtet der begeisterte Philolog, nachdem er die Übungen geschildert, die in den vorhergehenden Klassen in den alten Sprachen angestellt waren: „In Prima lesen wir die Ilias und eine Schrift des Xenophon; jetzt die Memorabilien, womit der eigentliche syntaktische Unterricht verbunden wird. Darum haben wir den zierlichen Attiker dem Herodot, oder was sonst vorgeschlagen werden könnte, vorgezogen. Mit der Ilias verknüpfen wir das Nötige von den Dialekten. Nach diesem Plan reichen die vier Klassen völlig hin, den jungen Leuten die griechische Sprache gründlich und zusammenhängend vorzutragen, und wir können sie so mit gutem Gewissen entlassen. Diejenigen aber, die mehr wollen und Idee von wissenschaftlicher Behandlung der Sprache haben, werden nach Selekta genommen. Da in den frühern Klassen erreicht ist, was zur Gründlichkeit gehört, so arbeiten wir hier auf Erweiterung der Kenntnisse hin, auf eigentlich gelehrte Ansichten, und leiten zu praktischer Anleitung des Gelernten, sowie zum eigenen Forschen, weshalb auch hier schon von kritischer Bearbeitung und Behandlung des Textes die Rede sein darf. Für die Lektüre haben wir uns einen poetischen und prosaischen Cyklus gebildet. Jener besteht aus erlesenen Hymnen des Pindar und einzelnen Stücken des Sophokles, Äschylus, Aristophanes, auch wohl des Euripides; dieser aus ausgewählten Stellen des Herodot und Thukydides, Dialogen des Platon und Reden des Demosthenes, unter denen wir von einem Halbjahr zum andern wechseln. Hier werden die Stilübungen schriftlich geliefert, weil es hier wirklich die Absicht ist, den griechischen Styl zu bilden: in den andern Klassen sollte durch das mündliche Vertieren nur Gewandtheit in der Sprache erreicht werden; denn mehr zu fordern von künftigen Geschäftsleuten sind wir nicht berechtigt. Aber ein Weimarischer Selektaner bestimmt sich schon für etwas Höheres. Die vorzüglichste Übung besteht darin, daß ein jedes Mitglied einen ihm beliebigen Autor für sich nach allen Rücksichten bearbeiten und darüber alternierend zu gesetzten Stunden unter Schulzes und meinem Vorsitz disputieren muß. Schon ehe es möglich wurde, diesen Plan so ganz wie ich ihn Ihnen hier vorgelegt, ins Werk zu richten, hatten wir die Freude, dem griechischen Sprachstudium Antrieb und Sporn durch die Liebe zu geben, mit der wir es trieben: durch diese neue Organisation aber hat alles noch rascheren Schwung gewonnen, und wir sehen schon jetzt frühe schöne Früchte unseres redlichen Strebens." Es waren die in Weimar verlebten Tage reich an Erfahrungen: es beglückte den strebsamen für die grie-

[1]) Fr. Passows Leben und Briefe. Breslau 1839. S. 91 f.

chische Literatur begeisterten Gelehrten die Freude an den mit Freund Schulze erreichten Erfolgen in seinem Lehrerleben, dann war auch die Anerkennung, die ihm von seiten der Behörde und den Angehörigen seiner Schüler gezollt wurde, eine Ermunterung zu weiteren ernstlichen Bestrebungen. Mit Goethe fand Passow nicht das Verhältnis, das er bei seiner Übersiedelung nach Weimar gehofft hatte. Der Dichter wurde von gar zu vielen Menschen in Anspruch genommen, so daß es der geistvolle Philologe für seiner nicht würdig ansah, sich zuzudrängen, doch rühmt er in einem Briefe an Heinr. Voß, daß die Stunden, die er mit Goethe verlebt, in alle Ewigkeit bleiben würden, „die hab ich," schreibt er,[1]) „tief in meinen Busen gelegt, und werden sie da fortwirken und forttreiben." Engere Beziehungen knüpften sich nur mit Knebel[2]) und Fernow[3]) an, auch mit der Familie des Ministers v. Voigt stand Passow, wie man aus den Briefen erkennt, auf sehr gutem Fuße. Für uns ist die Schilderung von der pädagogischen Wirksamkeit Passows, die einer seiner Schüler, W. E. Weber,[4]) der mit C. W. Göttling ein begeisterter Schüler Passows und Schulzes war, in der Allgemeinen Schulzeitung, II. Abt. 1831. Nr. 2, gegeben hat, von Wichtigkeit: „Zu dem glücklichen Flore des Gymnasiums in Weimar trugen besonders die beiden Professoren Franz Passow und

---

[1]) Franz Passows Leben und Briefe. S. 115.

[2]) Karl Ludwig Knebel, geboren den 30. November 1744, studierte zuerst Jurisprudenz in Halle, trat dann in Potsdam in die Königliche Armee, wurde 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar. Mit Goethe und Wieland war Knebel eng befreundet. Als Übersetzer des Propertius und Lucretius hat er sich bekannt gemacht. Sein literarischer Nachlaß ist von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, 3 Bde., Leipzig 1840, herausgegeben. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Teile. Leipzig 1857. Vgl. Knebels Anstellung in Weimar in dem Buche: Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconay. Weimar 1874. S. 39 f. Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild. Von Hugo von Knebel-Döberitz. Mit einem Bildnis. Weimar 1890.

[3]) Fernow, geboren den 19. November 1763 in Blumenhagen bei Pasewalk in der Uckermark, Sohn eines Bauern, erst Apothekerlehrling, später in Rom (Kunstschriftsteller), 1802 außerordentlicher Professor in Jena, 1804 Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia. Als sein bestes Werk werden die römischen Studien, 3 Bde., bezeichnet. An der von Joh. Schulze und H. Meyer 1808 begonnenen Ausgabe der Werke Winckelmanns war er beteiligt (er bearbeitete die ersten beiden Bände), durch seinen Freund Asmus Jakob Carstens (vgl. Asmus Jakob Carstens Jugend- und Lehrjahre von Dr. Aug. Sach. Halle 1881) wurde Fernow auf das Studium der Kunst hingewiesen. Das Leben des Freundes Carstens hat Fernow 1806 veröffentlicht. Nach längeren Leiden starb Fernow am 4. Dezember 1808. Die Herzogin Anna Amalia unterstützte die Familie Fernows aufs freundlichste. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VI, S. 716.

[4]) W. E. Weber, geboren in Weimar den 14. Oktober 1790, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Leipzig unter G. Hermann Philologie, wurde 1817 Professor am Gymnasium in Chur, 1819 Oberlehrer in Wetzlar, 1823 Prorektor in Frankfurt a. M., 1829 Direktor des Gymnasiums in Bremen.

Joh. Schulze bei. Passow war an Heinr. Voß' Stelle berufen und trat im Sommer 1807 bei uns ein, als 22jähriger junger Mann, unmittelbar aus Hermanns Schule kommend. In stürmische Begeisterung wußte uns dieser kräftige Geist durch sein Feuer, seine gediegene, klare, glänzende Gelehrsamkeit, seinen schönen, geschmackvollen Vortrag, durch die Frische, die Beseeltheit, den Adel seines ganzen Wesens zu versetzen, und die innigste Anhänglichkeit, die reinste Achtung, der strengste Respekt gegen ihn war von den ersten Wochen seiner Thätigkeit an in unserer Mitte begründet. Ihm ist gewiß in den drei Jahren, welche er unter uns wirkte, niemals begegnet, daß irgend einer seiner Schüler eine Unart, eine Insubordination oder ein Attentat auf die persönliche Achtung des Lehrers sich zu schulden kommen ließ; und gleichwohl wirkte er lediglich durch das Ansehn seiner wissenschaftlichen Gediegenheit, ohne Worte und Schelte; er brauchte einen Schüler nur anzusehen, um sofort dessen Zerstreuung zu fixieren, Unruhe zu beschwichtigen, Störung, welcher Art immer zu entfernen. Durch diese ruhige, edle Haltung erwarb er sich in dem Maße aller Zöglinge Zutrauen, daß sie ihm selbst jede Differenz, die sie mit andern Lehrern bekamen, mitteilten und sie zu schlichten baten. So stand er für das ganze Gymnasium als ein hochgeschätzter Halt und Hort da, und es konnte sich die Überzeugung begründen, daß ohne ihn die Anstalt nicht gedeihen könne. Deswegen ward auch sein Verlust, als er im Juli 1810 als Mitdirektor an das damalige Conradinum zu Jenkau bei Danzig abging, als eine Todeswunde für das Gymnasium empfunden, und es herrschte tiefste Niedergeschlagenheit unter den Schülern. — Es steht gewiß kein Satz fester in dem Codex pädagogischer Erfahrung," fährt Weber fort, „als daß ein Lehrer alles gewinnen kann, wenn er wissenschaftlich fest und gesattelt, wenn er sittlich rein und fleckenlos ist und dann sich giebt, wie er ist." Noch viele Jahre ist die segensreiche Wirksamkeit des für sein Amt und seine Wissenschaft begeisterten jungen Philologen seinen alten Weimarischen Schülern in der Erinnerung geblieben, alle sind von ihm mehr oder weniger angeregt worden. Das Conradinum, die Stiftung eines Herrn von Conradi, bestand seit dem Jahre 1801 unter der Leitung von Reinh. Bernh. Jachmann, einem Schüler von Kant, seit 1810 unter der Mitdirektion von Franz Passow. Es war eine Anstalt, in der Unterricht und Erziehung in frischem Sinne aufgefaßt wurde, mit Sprengung mancher veralteten Formen, in ganz entschiedener Richtung gegen die schon damals andringende gemeine Nützlichkeit, in hohem und vaterländischem, man kann sagen Fichtischem Geiste; das von Jachmann und Passow herausgegebene Archiv deutscher Nationalbildung legte davon Zeugnis ab. Den griechischen Unterricht, dem in Jenkau höhere Bedeutung gegeben war als dem lateinischen, erteilte Passow, den lateinischen übernahm Aug. Meineke.[1]) Alle Bildungsmittel sollten in engste

[1]) Vgl. Mor. Hauptii opusc. III, 233.

Beziehung zur Nationalbildung gebracht werden. Mit diesen Bestrebungen hing auch zusammen, daß Passow die Erklärung des Nibelungenliedes eingeführt hatte.

Die ungünstigen politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes wurden auch für das Gedeihen des aufblühenden Conradinums in Jenkau verhängnisvoll. Obwohl der thatkräftige Passow selbst bei der Belagerung Danzigs und selbst dann, als das russische Hauptquartier in den Gebäuden des Instituts aufgeschlagen war, den Unterricht fortsetzte. Nach und nach aber wurden alle Hilfsquellen der Anstalt durch den Krieg erschöpft, so daß das Conradinum zu Anfang des Jahres 1814 auf unbestimmte Zeit aufgelöst werden mußte. Lehrer und Schüler verließen Jenkau. Passow ging im Frühjahr 1814 nach Berlin, um von da ins Feldlager zu eilen, aber die Kunde von der Einnahme von Paris vereitelte die Absicht. Nach einer Reise in die Heimat, die Schweiz und nach einem längeren Aufenthalte in dem Voßschen Hause in Heidelberg kehrte er im November 1814 nach Berlin zurück. Hier trat Passow in anregenden Verkehr mit geistvollen Männern, wie Niebuhr, Süvern, Buttmann, Solger, Bernhardi, Rühs, Woltmann, Hirt, Schleiermacher, Böckh, Ideler, Bekker, Köpke, Zumpt, Walch, Döderlein; auch mit seinen lieben Weimarischen Schülern C. W. Göttling und Fr. Osann verlebte er genußreiche Stunden, vor allem aber fühlte er sich in seiner Wissenschaft durch den Besuch der Vorlesungen Friedr. Aug. Wolfs gefördert, mit dem er auch in persönliche Beziehungen gekommen war. Schon im Frühjahr des Jahres 1815 wurde dem strebsamen Gelehrten ganz gegen sein Erwarten die ordentliche Professur der alten Literatur an der Universität Breslau übertragen. Er glaubte zunächst die einem akademischen Lehrer notwendigen Eigenschaften nicht zu besitzen, hatte sich auch in seiner gymnasialen Lehrthätigkeit ganz wohl und glücklich gefühlt.[1])

In Breslau eröffnete sich für Passow eine weitgreifende Thätigkeit. Zunächst stellte er das 1813 eingerichtete philologische Seminar auf neue Grundlagen. Nachdem Heindorf 1816 als Professor der Philologie nach Halle übergesiedelt war, gewann er an dem jüngern Schneider[2]) einen treuen Mitarbeiter, auch in der Leitung des Seminars. Karl Otfried Müller, der später so berühmt gewordene Altertumsforscher, war neben dem bekannten Wellauer und Dronke der erste, der sich zur Mitgliedschaft des Seminars

[1]) Franz Passows Leben und Briefe. S. 125 f. Über die Gliederung des griechischen Unterrichts in dem Conradinum vergleiche Franz Passow, Vermischte Schriften. Leipzig 1843. S. 34 f.

[2]) Karl Ernst Christoph Schneider, geboren den 16. November 1786 in Wiehe, zu akademischen Studien in Roßleben vorgebildet, studierte in Leipzig Theologie und Philologie, war 1811 Lehrer an der Nikolaischule, 1816 wurde er als Professor der Philologie nach Breslau berufen, wo er am 16. Mai 1856 starb.

meldete. Die Vorlesungen Passows umspannten ein weites, für künftige Philologen und Schulmänner wichtiges Gebiet. Er las über griechische Dichter, Herodot, Xenophon, Demosthenes, Lykurg, über Terentius, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Virgil, Horatius, Persius, Tacitus, auch über philologische Encyklopädie, über Kritik, über griechische und römische Altertümer, über Mythologie, über alte Geographie, über griechische und römische Literaturgeschichte und alte Kunstgeschichte. Immer aber war Passow bemüht, auch auf die körperliche Ausbildung der jungen Leute hohen Wert zu legen, daher war er ein Freund des Turnvater Jahn, beteiligte sich selbst an den Turnübungen und gab eine Schrift „Turnziel“ [1]) (1818) heraus. Dies Buch, mit Freimut geschrieben, verwickelte den patriotischen Gelehrten in eine Reihe von widerwärtigen Händeln, die damit endigten, daß er eine achtwöchige Gefängnisstrafe zu verbüßen hatte. Im übrigen gestaltete sich das Leben in Breslau ganz seinem Wunsche gemäß, sein Amt machte ihm große Freude, seine Schüler hingen mit warmer Liebe an einem Lehrer, der sie nach allen Seiten zu fördern wußte, besondere Freude machte dem begeisterten Philologen seine Wirksamkeit im Seminar. Aus diesem sind vortreffliche Männer wie Pinzger, Schober, Held, Schönborn u. a. hervorgegangen. Passows erste literarische Arbeit in Breslau waren die Grundzüge der griechischen und römischen Literatur, die 1829 in 2. Auflage erschienen und vielfach auf Universitäten bei Vorlesungen zum Grunde gelegt wurden; er stellte in diesen Grundzügen das Schriftwesen beider Völker synchronistisch dar. Vor allem aber sind Franz Passows Verdienste um die griechische Lexikographie hervorzuheben. Durch diese Arbeiten hat er sich um den Betrieb des griechischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten hoch verdient gemacht. [2]) In Breslau hatte Passow eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung gefunden, er fühlte sich

---

[1]) v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. Bd III, S. 347: Passow, ein Mann voll von redlichem Wohlwollen und aufopfernder Thätigkeit, faßte ganz vorzüglich die Lichtseiten des Turnens ins Auge und sprach in seinem „Turnziel“ allzugroße Hoffnungen aus, man könnte sagen: er beschrie das Kind. Übertriebenem Lobe folgt immer Tadel nach, es regt sich in diesem ein Bedürfnis nach Wahrheit, nach einer richtigen Würdigung der Dinge. Bd. III, S. 132: Ich werde den schauderhaften Eindruck nicht vergessen, den es auf mich machte, als mein seliger Freund Passow ganz außer sich zu mir kam mit den Worten: Denke dir, ein Student hat den Kotzebue erstochen. Es war mir, als hätte mich in dem Augenblick die Ahnung aller unseligen Folgen dieser heillosen, unglücklichsten That durch und durch erschüttert.

[2]) Das Schneidersche griechische Lexikon wurde unter der Bearbeitung Passows ein ganz neues Werk. Die 4. Auflage unter dem Titel: Handwörterbuch der griechischen Sprache. Von Franz Passow. 2 Bände. Leipzig 1831. Die Weiterführung dieses Baues hat nach dem Tode Passows neu bearbeitet und zeitgemäß umgestaltet Dr. V. Chr. F. Rost. Bei dieser zeitgemäßen Umgestaltung zog Rost als Mitarbeiter andere Gelehrte heran: Friedr. Palm, Otto Kreußler, Karl Keil, Ferd. Peter und Gustav Ed. Benseler. Des ursprünglichen Werkes 5. Auflage (2 Bände in 4 Abteilungen. Leipzig 1841—1857).

glücklich in seinem Familien- und Freundeskreise, Wachler, Schneider, Linge, Cölln u. a., vor allem aber fand er in seiner auch von der Behörde anerkannten akademischen Wirksamkeit volles Genüge, so daß er, als an ihn der Ruf erging, die Leitung des berühmten Katharineums in Lübeck zu übernehmen, so gern er auch an seine schulmännische Wirksamkeit zurückdachte, doch vorzog, in Breslau zu bleiben. Seine zart organisierte Natur, durch vorsichtige und regelmäßige Lebensweise zwar gekräftigt, ließ doch immer wieder Besorgnisse über seinen Gesundheitszustand aufsteigen. Bereits 1830 traf ihn eine Lähmung, die durch eine Badekur scheinbar beseitigt war, aber rechte Freudigkeit vermochte er nicht wiederzufinden. Tief erschütterte den zart besaiteten Mann der Tod seines Freundes und Kollegen Daniel von Cölln, der zu Anfang des Jahres 1833 starb. Kaum hatte er sich über den schweren Verlust, den er erlitten, beruhigt, als ihn am 11. März 1833 ein unerwarteter Tod aus einer reich gesegneten Wirksamkeit in seinem 47. Jahre herausnahm.[1])

Die Bedeutung des gelehrten, patriotischen, um Schule und Wissenschaft verdienten Mannes hat in der großen Ersch und Gruberschen Encyklopädie Fr. Aug. Eckstein in treffender Weise gewürdigt. Wir stimmen dem von dem genialen Moritz Haupt in der Gedächtnisrede auf Aug. Meineke und J. Bekker gefällten Urteile über Franz Passow nicht zu. Dort heißt es:[2]) Den griechischen Unterricht (in dem Conradinum), dem in Jenkau eine höhere Bedeutung gegeben war als dem lateinischen, behielt der nur drei Jahre ältere Passow sich vor. Meineke erhielt den Unterricht im Latein. Aber seine Studien der geliebten Griechen wurden durch den Umgang mit dem später

---

[1]) Von seinen zahlreichen Schriften hebe ich neben dem in mehreren Ausgaben erschienenen griechischen Lexikon hervor: Aulus Persius Flaccus. Erster Teil. Text und Übersetzung. Leipzig 1809. Musäus. Urschrift und Übersetzung ꝛc. Leipzig 1810. Longos, des Sophisten, Daphnis u. Chloe. Griechisch u. deutsch durch Fr. Passow. Leipzig 1811. Archiv deutscher Nationalbildung, mit Jachmann herausgegeben. 4 Hefte. Berlin 1812. C. Cornelii Taciti Germania. Recensuit, varietate lectionis instruxit annotationemque G. G. Bredovii integram addidit F. P. Editio altera auctior. Vratislaviae 1817. Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden. Breslau 1818. Meletemata critica in Aeschyli Persas. Vratislaviae 1818. Franzisci Passovii opuscula academica disposuit Nicolaus Bachius. Leipzig 1835. Franz Passows Leben und Briefe. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau 1839. Franz Passows vermischte Schriften. Herausgegeben von W. Ad. Passow. Leipzig 1843. Briefe Franz Passows an Karl Ludwig von Knebel in dessen literarischem Nachlaß. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1835. Bd. II, S. 468 f. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 753 f. und H. Kämmel in Schmids Encyklopädie. Bd. V, 310 f.

[2]) Vgl. Mauricii Hauptii opuscula III, S. 234. Wie hoch Franz Passow von seinen Schülern und Freunden geschätzt wurde, geht auch daraus hervor, daß im Jahre 1835 seine Verehrer ihm auf seinem Grabe ein schönes Denkmal aus schlesischem Marmor errichten ließen.

wissenschaftlich wohl überschätzten, aber geistvollen und anregenden Passow gefördert.

Aus dem, was hier mitgeteilt worden ist, geht hervor, daß Johannes Schulze und Franz Passow begeisterte Vertreter der klassischen Literatur waren. Ja, man darf wohl sagen, daß in den Forderungen, die beide Männer an die Schüler der Gymnasien stellten, eine Überspannung lag, die mit der Zeit in das Gegenteil umschlagen mußte. In zwei Abhandlungen, die in den vermischten Schriften Franz Passows mitgeteilt sind: die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend und der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen, von der Schattenseite betrachtet, treten diese Übertreibungen, die freilich im Interesse tieferer Bildung gestellt waren, scharf hervor. Passow bedauert S. 28 Anm., daß an „hochberühmten Gymnasien es dem künftigen Juristen verstattet sei, sich von dem Unterricht im Griechischen auszuschließen“ und fährt dann fort: „Wer sich freilich nicht überzeugen kann, daß das Griechische dem Deutschen, daß es dem Menschen unentbehrlich, dem wird man unstreitig auch vergebens zu zeigen suchen, was dem Juriskonsultus abgeht, wenn er dies Bildungsmittel von sich weist. Doch dürfte es auf keinen Fall unzweckmäßig sein, darauf aufmerksam zu machen, wie ganz anders ruhmwürdige und sachkundige Rechtsgelehrte über diesen Gegenstand urteilen.“

Männer wie Friedr. Thiersch waren mit dem, was Joh. Schulze in Preußen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens einrichtete, nicht zufrieden. So schreibt Thiersch an Lange (Thiersch' Leben I, S. 270): „München, den 21. Juli 1824. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß nun in Pforta auch deutsche Sprache und Literatur gelehrt wird, und die Frage ist bald, was nun noch nicht gelehrt, und ob es einen irgendwie der Schule zugewiesenen Gegenstand giebt, der nicht bei Ihnen gelehrt wird? Ich fürchte, daß diejenigen, die Gewalt über diese Pforta haben, den goldenen Spruch des Hesiodus von der Hälfte, die besser ist als das Ganze, nicht zu erwägen wissen, und muß auch hier den praktischen Verstand der Engländer bewundern, die in ihrer vortrefflichen Schule zu Eton keinen, nicht einmal als Lehrer, geschweige denn als Vorsteher und Beschützer zulassen, der nicht auf ihr seine Bildung erhalten hat. Daß Sie in Pforta wirken, schirmt zwar für jetzo; aber wer kann weiter dafür stehen, daß Pforta eben auch eine Schule werde, wo viel gelehrt und gelernt wird, und nichts weiter? Der eigentliche Sinn und Geist dieser ehedem altertümlichen und nun neu gewordenen Anstalt lag in dem, was nicht zu Papier gebracht werden kann.“ An die alten ehrwürdigen Klostereinrichtungen, wie sie in Pforta sich fanden, hatte schon Ilgen reformierende Hand angelegt, aber einige Jahre später kam Joh. Schulze mit ausgedehntesten Vollmachten und machte viele Neuerungen.[1])

[1]) Vgl. Rückerinnerungen an Schulpforta (1814—1821). Von F. Ranke. Halle 1874. S. 180 f.

Die verschiedenen Anschauungen zweier so hervorragender Männer wie Joh. Schulze und Friedr. Thiersch drangen in die Öffentlichkeit, als Thiersch seit 1826 sein berühmtes Werk über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, herauszugeben begann. Diese wichtigen Darlegungen wurden von Joh. Schulze in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik[1]) einer eingehenden Anzeige unterzogen, in welcher sehr wesentliche Abweichungen von dem, was das Gymnasium als Aufgabe zu lösen hatte, zum Ausdruck kamen. Friedr. Thiersch vertrat in einer langen Entgegnung seine von Schulze abweichenden Anschauungen:[2]) die neue Lehrweisheit in Preußen oder die gleichmäßige Steigerung des klassischen und realistischen Unterrichts. Thiersch, ein Schüler der alten Pforta, wollte von der Vielheit der Unterrichtszweige, die durch die neuen Lehrpläne in die Gymnasien eingeführt wurde, nichts wissen; in der alten Literatur heimisch zu werden, das schien ihm vor allen andern Dingen wichtig, den jugendlichen Geist nicht durch ein Vielerlei der Lehrgegenstände zu einer Übersättigung zu führen, die für spätere geistige Anstrengung stumpf macht, die geistige Kraft lahm legt, das wollte Thiersch durch die Einfachheit seines Lehrplans erreichen.[3]) Der gewiegte anerkannte Philolog Friedr. Thiersch spricht es geradezu aus, daß das Urteil des Geheimen Ober-Regierungsrates Schulze, was er über die Anordnung des klassischen Unterrichts äußert, so wichtig es auch für die Schulen sein mag, die seiner Pflege anvertraut sind, vor dem Richterstuhl des Öffentlichen und der Wissenschaft von keinem Gewichte sein kann, weil eben nach jenen Äußerungen ihm die genauere philologische Kenntnis der Sache fehlt, von der es sich handelt.[4])

---

[1]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 86 f.

[2]) Über gelehrte Schulen 2c. Bd. III, S. 309 f.

[3]) Vgl. Paulsen, Geschichte 2c. S. 659 u. a. O. Mit einer großen Ausschließlichkeit hatte Thiersch in dem Gymnasialkursus alles auf die klassischen Studien bezogen, während Joh. Schulze hervorgehoben hatte, daß Geschichte und deutsche Sprache eine selbständige Stellung verlange, und Naturwissenschaften, sowie Zeichnen und Gesang dürften nicht fehlen; alles dies werde auf den preußischen Gymnasien mit bestem Erfolge getrieben. Ohne Frage werden in der Recension Schulzes manche wichtige Bedenken über die bayerischen Reformideen laut. In der Gegenwart werden noch ganz andere, weitgehendere Ansprüche an alle Schularten gemacht, von der Einfachheit des Schulbetriebs will man bei der Kompliziertheit unseres heutigen Lebens nichts wissen.

[4]) Friedr. Thiersch, Über gelehrte Schulen 2c. Bd. III, S. 329 f. Es handelt sich an dieser Stelle um die Lektüre der Pindarischen Lieder, von welcher Schulze gesagt hatte, daß bei dem wohlberechneten Gange der preußischen Studienordnung man nicht in Gefahr gerate, die Lesung des Pindar und die nähere Kenntnis desselben auch in metrischer Hinsicht zu fordern. Darauf entgegnet Thiersch, daß die Metra des Thebanischen Sängers nur die drei Weisen des dorischen, lydischen und äolischen Tones hätten und diese noch dazu beinah durchgehends einfach, während die attische Bühne in den Chorliedern viel verwickeltere Rhythmen aufwiese, die Lesung der griechischen Tragiker aber doch auch in preußischen Gymnasien vorgeschrieben sei.

Nachdem der Münchener Philologe über die in der Anmerkung berührten Meinungsverschiedenheiten sich ausgesprochen hatte, fügt er hinzu: „Dieses etwas genauer auseinanderzusetzen, hielt ich der Sache wegen für nötig, zugleich aber, um auf den Übermut hinzuweisen, der allein einen nur in den Vorhöfen der Philologie wohnenden Staatsbeamten verleiten konnte, sich mit einem Philologen vom Fache über Sachen seines Berufes in bezeichneter Weise und selbst auf die Gefahr einzulassen, durch Offenlegung seiner Unkunde in diesen Dingen sein amtliches Ansehen bloßzustellen.“ [1]) Thiersch war über die Art, wie Joh. Schulze über sein Werk abgeurteilt hatte, sehr erbittert, denn auch an seinen Freund Professor Lange in Pforta schreibt er unter anderem: [2]) „Daß Jemand durch seine Stellung im Ministerium dahin kommen kann, gegen einen Professor, der über die Sachen, denen er vorsteht, schreibt, vornehme Manieren herauszustellen, ist nicht auffallend, wohl aber, wie Joh. Schulze glauben kann, mich in Dingen, die auf Methode und Folgen des klassischen Unterrichts sich beziehen, meistern zu dürfen. Die Strafe ist dem Übermute auch hier auf dem Fuße gefolgt, und er hat seine Unwissenheit in Dingen des höheren klassischen Unterrichts in schlimmer Weise bloßgestellt, so daß, wenn ich mich überhaupt noch entschließe, mit Gegnern, die ganz ohne Erfolg geblieben sind, anzubinden, er sich das Weitere selbst zuzuschreiben hat. Er wird alsdann sein Bild in nicht erfreulichen Zügen in einer Nische jener Gallerie aufgestellt sehen, die ich eröffnen werde, und sich unmittelbar neben dem Pater Schrank erblicken, um vielleicht selbst zu erstaunen, daß er, unkundig der öffentlichen Verhältnisse wie der Mittel der wahren Bildung, mit den Jesuiten auf gleichem Wege wandelt und die wahre Bildung durch Übersättigung und Zerstreuung tötet, wie jene durch Mangel an Nahrung und durch Trockenheit.“ Als im Jahre 1830 Friedr. Thiersch, der früher auch die Kronprinzessin Elisabeth unterrichtet hatte [3]) — sie hing mit der größten Verehrung an dem geliebten Lehrer — sich längere Zeit in Berlin aufhielt, hatte er auch eine zweistündige Unterredung über preußische Schuleinrichtungen mit Joh. Schulze, ohne daß, wie er schreibt, seine Ansicht

---

[1]) Friedr. Thiersch, Über gelehrte Schulen 2c. Bd. III, S. 331.

[2]) Friedr. Thiersch' Leben. Herausgegeben von Heinr. W. J. Thiersch. Bd. I, S. 334 f.

[3]) Vgl. Deutsche Blätter. Gotha 1870. Es war eine der schönsten Episoden seines Lebens, daß er im Jahre 1811 durch das Vertrauen der Königin Karoline den Auftrag erhielt, Lehrer der vier königlichen Prinzessinnen Elisabeth und Amalie (geboren als Zwillinge den 13. November 1801), Sophie und Marie (Zwillinge, geboren den 27. Januar 1805) zu werden, später trat auch die jüngste Prinzessin Ludovike in den Unterricht ein. Es ward dem großen Philologen die schöne Aufgabe, diese hochbegabten Damen in Literatur, Geographie und Geschichte zu unterrichten. Der Unterricht wurde fortgesetzt, bis in den Jahren 1822, 1823 u. 1824 mehrere der Prinzessinnen vermählt wurden, und erlosch erst mit dem Tode des Königs. Vgl. Thiersch' Leben. Bd. I, S. 76 f.

über ihn und sein Treiben geändert wurde.[1]) Später hat der große Pädagog in seinem Werke: Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien. Von Friedrich Thiersch.[2]) Stuttgart und Tübingen 1838, offen anerkannt: „Preußen ist in allen Zweigen des öffentlichen Unterrichts fortschreitend. Es gewinnt mit jedem Jahre an Einsicht der Behörden, der Lehrer und Erfolg der Schulen; allein das ganze große und verwickelte System der hier sich entfaltenden Thätigkeit zeigt noch bedeutende Mängel in Anordnung, Führung und Erfolg, und auf mehr als Einer Stelle scheint der Weg, den man eingeschlagen hat, ein Irrweg." — „Was für Ordnung, Führung und Förderung der gelehrten Schulen Rühmliches geschehen ist, habe ich," fährt er S. 527 fort, „in diesen Darstellungen mit wahrer Freude vorgetragen und ebensowenig verkannt, daß auch da sogar, wenigstens teilweise, Gutes geleistet wird, wo die Schule noch mit bedeutenden Hindernissen kämpft. Preußen hat sich durch dieses ganze Verfahren nicht nur um seine Angehörigen, sondern um die deutsche Wissenschaft und Bildung selbst ein bleibendes Verdienst erworben, und die Verbreitung gründlichen Unterrichts namentlich über die Rheinlande und Westfalen, welche desselben bis dahin meist entbehrt hatten, ist eine der glorreichsten Thaten in der Geschichte deutscher Bildung, gekrönt durch die Errichtung und Führung der Universität Bonn." Thiersch spricht in einem Briefe an G. Hermann, den 21. Oktober 1837, als es sich darum handelte, die Versammlung der Philologen und Schulmänner ins Leben zu rufen, ganz offen aus, daß der Unfug in dem deutschen Unterrichtswesen eine Verständigung zunächst unter den Schulmännern, dann unter allen in ihren Fächern Lehrenden, sowie zwischen diesen und den Behörden jetzt mehr als je zu einem dringenden Bedürfnisse mache, und wenn der philologische Verein nur einiges dazu beitragen könne, ein solches einzuleiten, so würde er nicht vergeblich unternommen sein.[3]) Man darf also wohl sagen, daß Friedr. Thiersch und Joh. Schulze festhielten an dem energischen Studium der klassischen Sprachen, daß aber in Beziehung auf die anderen Unterrichtszweige, die in dem gymnasialen Betrieb der Studien Berücksichtigung finden

---

[1]) Thiersch' Leben. Bd. I, S. 378.

[2]) Bd. I, 526 f.

[3]) Vgl. Thiersch' Leben. Bd. II, S. 467. Thiersch weist bei dieser Gelegenheit auf die Hannoversche Abiturientenordnung hin, welche den Wahnsinn der preußischen noch überbietet und schon die schlimmsten Folgen hat. Sie soll zugleich als Abschreckungsmittel und gegen den Andrang zum Studium dienen. Welch' ein Wahnsinn, wenn, um die Unbefugten abzuhalten, die Befugten samt und sonders zu Grunde gerichtet werden! Es ist berechnet worden, daß, wer den Forderungen in der Geschichte genügen will, viertausend Jahrzahlen im Gedächtnis haben muß, und nun denke bei dieser Galeerenarbeit des Gedächtnisses noch einer an studia humanitatis, an studia liberalia. Es ist, als ob Freund und Feind sich verschworen hätten, den noch kraftvollen Leib der Schule zu Grunde zu richten.

sollen, ihre Anschauungen weit auseinandergingen. Thiersch ist tief überzeugt von der Wahrheit des Wortes des Heraklitos: Vielwissenschaft unterrichtet den Geist nicht. Für die Geschichte der Pädagogik ist das Werk des größten Humanisten der Neuzeit „Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" eins der bedeutendsten. Es wird in diesem Buche das ganze Material der Erziehung und Bildung, sowohl nach den Vorlagen als nach dem Sachverhalt der Geschichte als nach den Forderungen der Bedingungen der wechselvollen Zeit bis ins einzelne abgehandelt, zugleich aber von diesem allgemeinen Standpunkt aus das gelehrte Schulwesen Bayerns (sowie das Schicksal der Wissenschaft in diesem Lande) von der sogenannten Lateinschule bis zur Universität und Akademie in allen Verflechtungen, Gängen und Irrwegen aufgedeckt.[1]) Wir werden später auf die weitgreifende Bedeutung dieses nach so vielen Richtungen verdienten Humanisten der Neuzeit zurückkommen.

Barthold Georg Niebuhr.

Unter denjenigen Männern, welche für den Betrieb der klassischen und geschichtlichen Studien die größte Bedeutung gewonnen haben, ist vor allen andern Niebuhr zu nennen. Schon kurz nach der Begründung der neuen Universität Berlin hob er hervor, daß die neu errichtete Hochschule alle ihre Schwestern in den philologischen Studien übertreffe. Männer wie Fr. Aug. Wolf, L. F. Heindorf, J. Bekker und A. Böckh vertraten die Altertumswissenschaft in der ausgezeichnetsten Weise. Neben diesen Gelehrten wirkten außerdem noch Schleiermacher,[2]) der für die Pädagogik eine besondere Bedeutung hat, und

---

[1]) Vgl. die treffliche Gedächtnisrede auf Friedr. v. Thiersch. Von Georg Martin Thomas. München 1860. Thomas, mein lieber Freund, war ein begeisterter Schüler und Verehrer des berühmten praeceptor Bavariae. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. Bd. III, S. 210. 222.

[2]) Vgl. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. Bd. IV, S. 71 f. Schleiermacher wurde geboren den 21. November 1768 zu Breslau. Sein Vater war reformierter Feldprediger, die Mutter war die jüngste Tochter des Hofprediger Stubenrauch in Berlin, 1783 trat Schleiermacher in das Pädagogium zu Niesky. Mit einer gewissen Begeisterung und aus innerem religiösen Drange lebte er sich in die Ordnungen der Herrnhuter ein. Im Jahre 1785 ging der talentvolle Jüngling in das Seminar zu Barby über, das damals die Universität der Brüdergemeinde war. Die Art der Unterweisung in Barby machte auf den talentvollen Mann keinen Eindruck. Der Onkel Stubenrauch, damals in Halle Professor, veranlaßte den Vater, den Sohn nach Halle zu weiteren Studien zu senden 1787. In Halle hörte er Vorlesungen bei Friedr. Aug. Wolf, der damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, auch bei dem Philosophen Eberhard, besonders aber trieb Schleiermacher Privatstudien, Platon wurde sein Liebling. Im Jahre 1789 hielt sich Schleiermacher ein Jahr bei seinem Onkel Stubenrauch, der als Prediger nach Drossen in der Neumark versetzt war, auf. Hier las er eifrig die Griechen und studierte Kant. Das theologische Examen

der große Patriot und Philosoph Joh. Gottlieb Fichte. Niebuhr wies darauf hin, daß die philologischen Studien in den letzten Zeiten in Deutschland einen Schwung genommen hatten, von dem die berühmtesten Philologen und Schulen der früheren Zeit nichts gewußt hätten. Strenge Interpretation, feine Grammatik verbinden sich mit forschender Ergründung der gesamten wissenschaftlichen Kenntnisse und Ansichten, sowie mit der der Geschichte und Einrichtung des Altertums (Die Gründung der Universität Berlin. Von Rud. Köpke. Berlin 1860. S. 229).

Der Lebensgang dieses ausgezeichneten, für die Studien, wie sie auf Schulen und Universitäten getrieben werden, so außerordentlich wichtigen Mannes, ist kurz folgender:

Barthold Georg Niebuhr, neben seiner älteren Schwester einziger Sohn

---

bestand er 1790. Durch Vermittlung des Hofprediger Sack erhielt Schleiermacher bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen eine ihm sehr zusagende Hauslehrerstelle. Im Jahre 1793 löste sich dieses Verhältnis. Schleiermacher ging nach Berlin und wurde Mitglied des unter der Leitung des Direktor Gedike stehenden pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen. Hier entfaltete er seine pädagogischen Talente. Nachdem das zweite theologische Examen in Berlin bestanden war, übernahm er eine Adjunktenstelle bei dem Prediger Schumann in Landsberg an der Warte. Während dieser Amtsführung übersetzte Schleiermacher die Predigten des Schotten Blair. Der Vater Schleiermachers starb im September des Jahres 1794, von tiefem Schmerz wurde er über den unersetzlichen Verlust ergriffen. Nach dem Tode des Predigers Schumann verwaltete Schleiermacher das Amt noch bis zum Anfang des Jahres 1796. Noch in demselben Jahre wurde er zum Prediger an der Charité in Berlin gewählt. Hier unter ganz neuen Verhältnissen entfalteten sich seine großen Talente nach allen Seiten hin. Im Jahre 1802 erhielt Schleiermacher den Ruf als reformierter Hofprediger nach Stolp in Hinterpommern. Der Gegensatz, in welchem das Leben in der kleinen hinterpommerschen Stadt zu dem geistig so angeregten Verkehr in Berlin stand, war sehr groß; durch vielfachen Briefwechsel, durch energische wissenschaftliche Arbeit suchte er sich aufrecht zu erhalten. Gern ergriff Schleiermacher die Gelegenheit, aus Hinterpommern wegzukommen, als ihm eine Professur in Würzburg und Halle angeboten wurde. Er zog vor, in Preußen zu bleiben und ging in der Mitte Oktobers nach Halle, um hier die Stelle eines Professors der Theologie und Philosophie und eines Universitätspredigers zu übernehmen. Die trübseligen Zeiten, welche nach der Schlacht bei Jena über unser Vaterland hereinbrachen und die Aufhebung der Universität Halle herbeiführten, bestimmten den jungen Professor, nach Berlin überzusiedeln. Er entwickelte hier eine anerkannte patriotische Wirksamkeit. Im Frühjahr 1809 wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, übte er mit Niebuhr, der ihn hochschätzte, eine segensreiche Wirksamkeit an der Hochschule und als Prediger. Am 12. Februar 1834 wurde der hochverdiente Mann aus einer vielseitigen, an Erfolgen reichen Wirksamkeit durch einen sanften Tod aus dieser Welt abberufen, zum größten Schmerz seiner zahlreichen Freunde. Man vergleiche: Das Leben Schleiermachers. Von W. Dilthey. Berlin 1870. In dem schönen Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie von W. Dilthey findet man eine reiche Literatur über das Leben und die Bedeutung des hervorragenden Mannes (Bd. XXXI, S. 422—456). Schleiermachers pädagogische Schriften sind von C. Platz herausgegeben. Langensalza 1876. Man vergleiche außerdem den schönen Artikel G. Baurs in der Schmidschen Encyklopädie. Bd. VII, S. 617—671.

des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr, wurde am 27. August 1776 in Kopenhagen geboren. Von der Hauptstadt Dänemarks siedelte der Vater im Sommer 1778 nach Meldorf über, wo er, nachdem er aus dem Militärdienst ausgeschieden war, zum Landschreiber (oberster königlicher Hebungsbeamter) der Landschaft Süderditmarschen ernannt worden war. In reizloser Gegend verlebte der fein organisierte Knabe Barthold seine Jugend. Der Vater, ein energischer, kräftiger Mann, nahm den Unterricht des Sohnes selbst in die Hand, lehrte ihn Geographie, Geschichte, Englisch, Französisch, Latein, Mathematik, fing auch Arabisch an. Für die alten Sprachen wurde ein Lehrer der dortigen gelehrten Schule gewonnen, der freilich dem lernbegierigen, trefflich beanlagten Schüler, wie es scheint, nicht viel bieten konnte. Zu Ostern 1789 wurde er in die Prima des Gymnasiums aufgenommen, in welcher er 1½ Jahre den Unterricht besuchte, dann erteilte ihm der Rektor Jäger noch 3½ Jahre täglich eine griechische und lateinische Unterrichtsstunde. So blieb der Knabe mehr auf sich angewiesen, die Eltern ließen ihn ruhig seinen Neigungen folgen. Wie Niebuhr in der Widmung seines Fronto ausspricht, verdankt er Jäger seine philologische Schulung.[1]) Rektor Jäger gab dem wißbegierigen Schüler Anleitung, wie er studieren, wie er die alten Schriftsteller lesen müsse, die übrigen Wissenschaften trieb er für sich, in den Erholungsstunden las er Dichter und andere Schriftsteller der neuern Nationen. Auch Joh. Heinr. Voß, der in Meldorf seinen Schwager, den Landrat Boie, öfter besuchte, hatte seine Freude an dem talentvollen Barthold und erteilte gern Rat über Betreibung der Studien. Im Jahre 1792 faßte der Vater Niebuhr den Entschluß, seinen Sohn zu seinem Freunde Büsch nach Hamburg zu bringen, damit er dort Übung und Fertigkeit in den neuern Sprachen erlerne, sich Menschenkenntnis und Umgangsformen aneigne, Mathematik und Rechnungswesen gründlich treibe, vor allem aber sollten die eifrigen Studien Bartholds unterbrochen werden.[2]) Die Pläne des Vaters, seinen Sohn der

[1]) In der Widmung (1816) heißt es: jam diu est quod contingere mihi optavi, ut publica testificatione et iis qui te norunt doctrinamque tuam animumque et mores suspiciunt, significarem adeo me tibi carum esse, ut de amicitia nostra etiam palam praedicare auderem: et iis qui mihi favent, confirmarem quod me dicentem saepe audiverunt, me tibi, venerande senex, non minus quam patri meo, magno viro, debere, quod litteras nostras cum studiosissime amplexus sum, tum non sine fructu excolui. Quod cum facio, non vereor, ne tibi adeo arrogans videar, ut honoris tibi inde quidquam accessurum putem; sunt haec officia pietatis, quibus omissis ingratos nos credimus, quamvis facillime iis careat, cui tribuuntur.

[2]) Büsch war Professor am Gymnasium zu Hamburg und hatte damals eine sehr besuchte Handlungsakademie in seinem Hause und unter seiner Direktion, in welcher besonders die auf die Handlung bezüglichen Kenntnisse und neue Sprachen gelehrt wurden. Das Institut wurde von jungen Leuten aus allen Ländern Europas besucht. Außerdem war Büschens Haus der Sammelplatz der gelehrten und geistreichen Leute der großen Handelsstadt. Hier verkehrten Klopstock, Reimarus, Ebeling, auch Lessing u. a.

diplomatischen Laufbahn zuzuführen, wurden durch den Aufenthalt in Büschens Hause wohl auch gefördert, aber zunächst war die Aufmerksamkeit Bartholds noch auf seine wissenschaftliche Ausbildung gerichtet. Im Herbst 1792 kehrte nach dreimonatlichem Aufenthalte in Hamburg Niebuhr auf seinen Wunsch in das elterliche Haus zurück. Die schwere Krankheit, in welche der Vater kurz nach Rückkehr des Sohnes verfiel, machte einen tief schmerzlichen Eindruck auf das Gemüt Bartholds. Bei dem Rektor Jäger wurden die durch den Hamburger Aufenthalt unterbrochenen Studien wieder aufgenommen. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich viel mit Vergleichung der Handschriften, die ihm Münter aus Kopenhagen und Heyne aus Göttingen zusandten. Von 1792 bis 1794 gab sich Barthold im elterlichen Hause den Studien hin, besonders zog ihn das Erlernen fremder Sprachen an. Mit einem gewissen Stolze zählt der Vater in einem Briefe an einen Verwandten zwanzig Sprachen auf, die der Sohn beherrsche. Zu Ostern 1794 siedelte er nach Kiel über, um an dieser Universität akademische Studien zu betreiben. Bis zum Jahre 1796 blieb er auf dieser Hochschule. In den ersten zwei Semestern hörte er bei Hegewisch deutsche Reichsgeschichte und vaterländische Geschichte; bei Cramer juristische Encyklopädie und Institutionen; bei Reinhold Logik, Metaphysik und Moral; bei Eimbke Physik, Chemie, organische Chemie; bei Nasser Ästhetik.[1]) Später besuchte er die Vorlesungen über Pandekten bei Cramer, über Anthropologie bei Hensler. Philologische und historische Studien trieb er mit dem größten Eifer für sich. Wenn er die Alten las — und das ist charakteristisch für den trefflichen Mann — war er so bewegt, wie er einem Freunde erzählt, daß er in den Tragikern nur einige Seiten lesen konnte, es lebten, redeten und litten vor seinen Augen die dargestellten Personen. Er sehe die Antigone den blinden Vater führen, er sehe den Hain vor sich und den alten Ödipus hineintreten, er höre den Wohlklang ihrer Rede und sei gewiß, die wahre Aussprache der Griechen zu vernehmen; aber er könne den Ausdruck mit seiner barbarischen Zunge nicht wiedergeben.[2])

---

[1]) Vgl. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Bd. I, S. 34 f. Ausgezeichnet ist die Gedächtnisschrift zum hundertjährigen Geburtstage, den 27. August 1876. Von Johannes Classen. Gotha 1876. Classen war Lehrer des Sohnes Markus Niebuhr, Schüler und Hausfreund der Niebuhrschen Familie. Die Schrift ist der Tochter Niebuhrs, Cornelia Rathgen, gewidmet, von welcher der Schreiber dieser Zeilen manche interessante Mitteilung über den römischen Geschichtschreiber empfangen hat. Sehr wertvoll ist die Biographie Niebuhrs, welche Heinrich Nissen in die Allgemeine deutsche Biographie (Bd. XXIII, S. 646 f.) geliefert hat. Von Heinrich Nissen wird eine eingehende Lebensbeschreibung des großen Gelehrten erwartet. Sehr belehrend sind die Erinnerungen an Niebuhr. Von Franz Lieber. Heidelberg 1837. Sehr zu empfehlen: Barthold Georg Niebuhr. Ein biographischer Versuch. Von Franz Eyssenhardt. Gotha 1886. Barthold Georg Niebuhr, aus seinen Schriften, sein Leben und Wirken. Von Rudloff. R. Rocholl, Philosophie der Geschichte. Göttingen 1893. S. 208. 541.

[2]) Lebensnachrichten rc. Bd. I, S. 35.

Nach allen Richtungen hin suchte sich der strebsame Jüngling zu bilden, Mathematik, Chemie, Philosophie, Anthropologie beschäftigten ihn neben philologischen und historischen Studien, die für ihn die Hauptsache waren. Anregungen von den akademischen Lehrern wurden ihm wenig geboten. Mit dem nachmals berühmt gewordenen Juristen Thibaut und dem jungen Hensler schloß er Freundschaft, verkehrte gern mit ihnen, an dem fröhlichen Studentenleben konnte eine so abgeschlossene, schon früh auf ernste hohe Ziele gerichtete Natur keinen Geschmack finden. Seine geistige Selbständigkeit machte große Fortschritte; er schreibt am 16. November 1794: „Hensler bestimmt mich zum Naturforscher, und zwar besonders um die Naturgeschichte der Alten zu bearbeiten. Das ist schön und gut und preiswürdig, wer es mag; aber mich, glaube ich, hat Natur, die individuelle Richtung meines Geistes und meiner Fähigkeiten, zum eleganten Schriftsteller, Geschichtschreiber, neuer und alter Zeit, Staatsmann und vielleicht Weltmann bestimmt; obwohl letzteres Gottlob nur in einem uneigentlichen Sinne, und nicht in dem schaudervollen, der gewöhnlich damit verknüpft ist. Indessen wird meine individuelle Neigung sicherlich obsiegen, und wenn mein Name genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Altertumsforscher und Philologen kennen.“ [1]) Zwei glückliche Jahre waren unter energischen Studien in Kiel dahingegangen, als von dem dänischen Finanzminister Grafen Schimmelmann Januar 1796 der Antrag einging, in dessen Dienste als Privatsekretär zu treten. Kopenhagen bot nach allen Seiten hin mehr als Kiel, es stand damals als Hauptstadt der ungeteilten dänischen Monarchie in großem Ansehen, hatte auch Verbindungen mit den literarischen Bestrebungen Deutschlands. Das Haus, in welches Niebuhr eintrat, bildete den Sammelplatz aller geistigen Interessen,[2]) aber für den Privatsekretär, der durch seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit sehr bald Liebling des Grafen Schimmelmann geworden war, wurden die Anforderungen einer zerstreuenden Gesellschaft Hemmnisse in den Studien. Nach einem Jahre (1796 bis Mai 1797) schied er aus dieser Stellung und versah vorläufig an der Königlichen Bibliothek Sekretärdienste. Im Jahre 1798 verließ Niebuhr Kopenhagen, um, wie der Vater es wünschte, nach England zu gehen. Er verweilte in London drei Monate, überall wurde er, da der Vater in hohem Ansehen stand, von den hervorragendsten Männern freundlich aufgenommen. Von London begab er sich nach Edinburg (27. Oktober 1798 bis 7. Oktober 1799); er hörte Vorlesungen über Chemie, Physik, Mathematik, Agrikultur und erwarb sich eine genaue Kenntnis der englischen Volkswirtschaft, die für seine späteren Studien von großer Wichtigkeit wurde. Nach seiner Rückkehr

[1]) Lebensnachrichten rc. Bd. I, S. 61.

[2]) H. Nissen: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXIII, S. 648.

aus England (November 1799) verlebte Niebuhr den Winter in Holstein. Im Juli des Jahres 1800, als er sich am 22. Mai mit Amalie Behrens vermählt hatte, übernahm er die ihm zugedachten Ämter eines Assessors im Ostindischen Bureau des Kommerzienkollegiums und eines beständigen Sekretärs für die Barbareskenangelegenheiten. Obwohl der junge Ehemann durch seine Ämter gar sehr in Anspruch genommen war, so setzte er doch seine historischen Studien fort. Schon im Jahre 1806 rief ihn der Freiherr v. Stein in die Stelle eines Mitdirektors der Bank und der Seehandlung nach Berlin. In schweren Zeiten unseres Vaterlandes hat Niebuhr fest und treu zur nationalen Sache gestanden. Die Meinungsverschiedenheit, in die er in Finanzangelegenheiten mit dem Staatskanzler Hardenberg kam, wurde Veranlassung, daß er sein Amt niederlegte und bat, ihm eine Professur der Geschichte an der neu errichteten Universität Berlin zu übertragen. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn (den 25. Januar 1810) zum Mitgliede erwählt. Auf Spaldings Anregung entschloß er sich, Vorlesungen über römische Geschichte zu halten. Diese Vorträge begannen am 26. Oktober 1810 und wurden im Winter 1811—1812 fortgesetzt. Die Vorlesungen hatten einen großen Erfolg. Ancillon, Nicolovius, Schleiermacher, Spalding, Savigny, Süvern u. a. waren unter den Zuhörern. Im Winter 1812—1813 las Niebuhr über römische Altertümer mit ebenso großem Erfolge. Der freundschaftliche Umgang mit Männern wie Heindorf, Buttmann, Schleiermacher, Nicolovius, Savigny u. a. sagte dem Gelehrten außerordentlich zu, so daß er sich immer gern an die Zeit seiner ersten Docententhätigkeit zurückerinnerte. Diese rein gelehrte Beschäftigung wurde Veranlassung, daß Niebuhr den Plan faßte, die römische Geschichte bis zum Anschluß an Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergang des römischen Weltreichs zu schreiben (deutsche Ausgabe von Joh. Sporschil. Leipzig 1837). Schon 1811 erschien der erste Band, die Königszeit enthaltend, der zweite, die ältere Republik bis zu den Licinischen Gesetzen 1811, der dritte Band bis 241 v. Chr. 1832. Mit Recht sagt H. Nissen: Niebuhrs römische Geschichte ist das wichtigste literarische Denkmal, welches die Epoche der Freiheitskriege hervorgebracht hat. Man vergleiche die von A. Schwegler in seiner römischen Geschichte, Tübingen 1867, Bd. I, S. 150 f. die durch Niebuhrs Werk hervorgerufene Literatur. Außerdem: Römische Annalistik, von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias. Von K. W. Nitzsch. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 647 f. und an vielen andern Stellen. Besonders hebe ich hervor die Ausführungen über Niebuhrs Bedeutung, die Fr. Wegele in seinem trefflichen Werke: Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. München und Leipzig 1885. S. 995 f. und an vielen andern Stellen gegeben hat. Da heißt es: „Als der eigentliche Reformator unserer Geschichtschreibung gilt B. G. Niebuhr. Ihm gegenüberzutreten, heißt das Herz höher schlagen machen, ihn der

Nation in erschöpfendem Maße in das Gedächtnis zurückrufen zu dürfen, mag als eine beneidenswerte Aufgabe erscheinen." Nachdem der große Gelehrte in Holland (Februar 1814) wichtige Staatsgeschäfte abgewickelt und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm Unterricht in der Finanzkunde erteilt hatte, und so der Grund zu einer innigen Zuneigung zwischen dem König und Niebuhr gelegt war, trat er am 22. Juli 1816 in Gesellschaft des Legationssekretärs Brandis seine Reise nach Rom an, um als außerordentlicher Gesandter das Verhältnis der neu erworbenen Landesteile mit der Kurie zu ordnen. Die Flugschrift „Preußens Recht wider den sächsischen Hof", welche Treitschke[1]) die vornehmste Leistung der deutschen Publizistik aus jenem Zeitraum nennt, erschien im Jahre 1815 (Januar) und ist von großer Bedeutung. Auf der Reise nach Rom entdeckte Niebuhr zu Veronda in der Bibliothek des Domkapitels die Institutionen des Gajus. Er nahm seinen Weg über Venedig, Bologna, Florenz, Perugia, Terni und traf am 7. Oktober in Rom ein. Länger als sechs Jahre weilte er hier. Zunächst wurde es ihm schwer, sich einzugewöhnen in das seiner ganzen Natur nicht zusagende Leben der Römer; die Kaiserzeit, der die meisten Ruinen angehören, hatte für ihn nicht das Interesse, welches die alte Republik in Anspruch nahm. Nach und nach fand er Menschen, die ihm wohl gefielen, aber das Behagen, mit welchem unser größter Dichter seinen Aufenthalt in Italien schildert, kannte Niebuhr nicht. Alle, welche seine Hülfe oder Fürsprache nachsuchten, unterstützte er gern. Der Verkehr mit seinen gelehrten Sekretären, Brandis, später mit Bunsen, der längere oder kürzere Aufenthalt von Männern wie Freiherr v. Stein, von Gelehrten wie J. Bekker, Pertz, Bluhme u. a. boten Anregung nach allen Seiten hin. In ein enges Freundschaftsverhältnis trat er zu dem französischen Gesandten in Neapel, dem früheren Minister Graf de Serre. Im Mai des Jahres 1823 wurde, da die Frau das römische Klima nicht vertragen konnte, von der ewigen Stadt bewegter Abschied genommen. Den Winter 1824—1825 verlebte er als Mitglied des Staatsrats in Berlin, wo ihn der Kronprinz dauernd zu fesseln versuchte, doch er entschloß sich, in der rheinischen Universitätsstadt seinen Wohnsitz aufzuschlagen und mit der Universität in Verbindung zu treten (1825). Die Vorlesungen,

---

[1]) Deutsche Geschichte. Bd. I, S. 642: Die Flugschrift vereinigt Arndts edle Leidenschaft und rhetorischen Schwung mit dem Gedankenreichtum und der politischen Sachkenntnis von Friedr. Gentz. Wie frei und kühn entwickelt der große Historiker zwei Kerngedanken unserer nationalen Politik, welche noch niemals früher mit solcher Klarheit ausgesprochen, seitdem allen edleren Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen sind. Er zeigt, daß ein großes seiner Einheit bewußtes Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen darf, wenn der Verräter kein geschriebenes Recht verletzt hat. Alsdann sagt er mit Sicherheit des Sehers voraus, daß die Tage der Kleinstaaterei gezählt sind: schwache Gemeinwesen, die sich nicht durch eigene Kraft behaupten können, hören auf, Staaten zu sein.

die der treffliche Mann in Bonn zu halten pflegte, erstreckten sich auf weite Gebiete der Geschichte. Er trug vor: griechische Geschichte seit der Schlacht bei Chäronea, römische Altertümer, alte Geschichte, römische Geschichte, alte Länder- und Völkerkunde, Geschichte der Revolutionszeit. Die Vorträge fanden durch die Art der Auffassung der Dinge und durch die Weise des Vortrags den größten Beifall, sie sind später von dem Sohne Niebuhrs, Markus Niebuhr, und Dr. Isler herausgegeben worden und üben noch jetzt einen nachhaltigen Einfluß aus. Es mag gestattet sein, mit den Worten eines treuen Schülers, des Dr. Leonhard Schmitz, den Geschichtsforscher als akademischen Lehrer zu schildern:[1] „Niebuhr war als akademischer Lehrer eine eigentümliche Erscheinung; er hielt seine Vorträge ganz frei und ohne zur Unterstützung seines Gedächtnisses geschriebene Bemerkungen vor sich zu haben. Die Form, in welcher er vortrug, war die einer freien und lebhaften Unterhaltung mit Freunden, in welcher er zur Erläuterung der Gegenstände des Vortrags von den mannigfaltigen und unerschöpflichen Schätzen seiner Kenntnisse und seiner persönlichen Erfahrung Gebrauch machte, ohne dem Ausdrucke seiner kräftigen Gefühle, wie diese durch die Gegenstände der Betrachtung hervorgerufen sein mochten, Gewalt anzuthun. Einige schroffe Ausdrücke, welche ihm unter dem Einflusse solcher leidenschaftlichen Gefühle entschlüpften, sind in dem gegenwärtigen Werke gemildert; denn ein gedrucktes Wort macht einen ganz andern Eindruck als ein in der Hitze des Augenblicks gesprochenes. Wenn Niebuhr sprach, schien es immer, als wenn die Schnelligkeit, mit welcher die Gedanken in ihm aufstiegen, die Macht, sie in regelmäßiger Reihenfolge mitzuteilen, verhindere. Daher waren fast alle seine Sätze Anakoluthien; denn ehe er einen geendigt hatte, begann er einen andern, beständig mit dem andern vermischend, ohne einen in vollständiger Form vorzutragen. Diese Eigentümlichkeit war vorzüglich störend, wenn er sich in einer geistigen Aufregung befand, welches um so öfter der Fall war, da er bei seiner großen Erregbarkeit das warme Interesse bei der Behandlung vergangener Zeiten empfand, welches wir nur bei der Besprechuag von politischen Angelegenheiten unserer eigenen Zeit und unseres Landes zu zeigen pflegen. Der Umstand, daß Niebuhr seine Gedanken auf diese eigentümliche Weise mitteilte — ein Mangel, dessen er sich selbst mit Bedauern bewußt war — machte es außerordentlich schwer, ihn zu verstehen; und man kann sich leicht

[1]) Vgl. Römische Geschichte, von dem ersten punischen Kriege bis zum Tode Konstantins. Mit einer Einleitung über die Quellen und das Studium der römischen Geschichte nach Niebuhrs Vorträgen bearbeitet von Dr. L. Schmitz. Aus dem Englischen übersetzt und mit eigenen Bemerkungen versehen von Dr. Gustav Zeiß. Jena 1844. Die Hefte, welche Dr. Schmitz bei der Herausgabe benutzte, waren im Winter 1828 und 1829 und im Sommer 1829 niedergeschrieben. Man vergleiche Arnold Schäfer, Zum Gedächtnis B. G. Niebuhrs. Im neuen Reiche. Nr. 33 (Leipzig 1876). Rudloff, Barthold Georg Niebuhr aus seinen Schriften, sein Leben und sein Wirken.

denken, in welchem Zustande der Verwirrung die Bemerkungen waren, welche von den Studenten unter solchen Umständen niedergeschrieben wurden. Doch trotz dieser Unvollkommenheit Niebuhrs als Lehrer lag ein unbeschreiblicher Reiz in der Art, wie er seinen Gegenstand behandelte; die Wärme seiner Empfindungen, die Sympathie, welche er mit den Personen und Sachen, von welchen er sprach, fühlte, seine innige Überzeugung von der Wahrheit dessen, was er sagte, sein Ernst und vor allem die Lebhaftigkeit, mit welcher er die Charaktere der ausgezeichnetsten Männer auffaßte und beschrieb, welche für ihn lebende Wesen mit Seele, Gefühlen und Leidenschaft gleich uns waren, riß seine Zuhörer hin und brachte Wirkungen hervor, welche gewöhnlich nur der Erfolg der mächtigsten Beredsamkeit sind. O daß meine Materialien mich in den Stand gesetzt hätten, schließt Dr. Schmitz, in allen Fällen diese Züge in den Vorlesungen, welche ich jetzt dem Publikum übergebe, zu bewahren.[1]) „Die Vorlesungen waren ihm fortwährend erfreulich; der freie mündliche Vortrag gelang ihm über alle Erwartung. Ihm selbst war die Ergründung der dunkeln Zeiten griechischer Geschichte interessant und als eine Vorarbeit für den Zeitraum der römischen, wo die macedonisch-griechische in sie hineinfällt, nützlich. Er suchte die Vorlesungen so zu machen, wie er Gott danken würde, wenn sie ihm geboten worden wären.[2]) Die Leistungen Niebuhrs haben nach Savignys Urteil der Behandlung der Geschichte des Altertums einen ganz neuen Charakter verliehen und dadurch entschiedenen Einfluß auf jede neue Forschung auf diesem Gebiete erlangt. Ganz charakteristisch ist das Bekenntnis Leopold Rankes, das er am 20. Februar 1867 bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im Kreise seiner früheren Schüler über seinen Bildungsgang ablegte:[3]) der erste große Geschicht-

---

[1]) Niebuhrs Vorträge. Bearbeitet von Dr. Leonhard Schmitz. Jena 1844. Bd. I, S. 5 f.

[2]) Rudloff, Barthold Georg Niebuhr aus seinen Schriften, sein Leben und Wirken. S. 96.

[3]) Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur. Von R. Köpke. Berlin 1872. S. 786. In dem 1890 (Leipzig) erschienenen Buche: Zur eigenen Lebensgeschichte. Von Leopold Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove, finden sich an sehr vielen Stellen S. 31. 41. 47. 59. 62 und an vielen andern Urteile Rankes voll der größten Verehrung Niebuhrs. Die Urteile, die Niebuhr über Rankes Geschichte der Serbischen Revolution schrieb (an Perthes den 21. Juli 1829), sind bedeutungsvoll: Es steht mir zu, zu sagen, daß dies kleine Buch, als Historie, das vortrefflichste ist, was wir in unserer Literatur besitzen. Ranke hat alles abgestreift, was früher in seiner Manier störte. Ich habe das Buch auch nach England und Frankreich empfohlen, und am 14. Juni 1829 schreibt er an die Freundin: Laß dir, teure Dora, ein Buch empfohlen sein, wenn du es noch nicht lasest, was ich für ganz vortrefflich erkläre: Rankes Geschichte der Serbischen Revolution. Unsere Sprache hat kein Geschichtbuch, wo der Stoff aus mündlichen Berichten so genügend und anschaulich behandelt ist: es geschieht — nicht der Verfasser erzählt, und wir glauben ihm unbedingt. Ranke hat sich so herausgearbeitet, daß man nun sicher ist, daß er vortrefflich bleibt.

schreiber, durch den ich, erzählt er, ergriffen wurde, war Thucydides gewesen, vor dessen Büste und der des Herodot wir hier stehen. Mächtig hat er mich angeregt, mit äußerstem Fleiße gab ich mich seiner Lektüre hin. Die Excerpte, die ich damals gemacht habe, bewahre ich noch, und sie sind mir noch heute wert. Nächst ihm war es Niebuhr, dessen Schriften ich nicht minder eifrig zu studieren begann; auch die Excerpte daraus bewahre ich noch, auch seine Büste sehen Sie dort. Eine andere Richtung war es, die mich bald darauf auf die Werke Luthers führte, auch sie habe ich vielfach studiert und durch sie keinen geringen Impuls erhalten. Das etwa wären die drei Geister, denen ich die Grundelemente verdanke. Sollte ich noch einen vierten nennen, so wäre es Fichte, mit dessen Schriften ich mich ebenfalls viel beschäftigt habe."

So übt der große Geschichtschreiber der Römer auch noch heute auf alle empfänglichen Leser einen großen Einfluß aus. Niebuhr hat eben das große Verdienst, wie mein lieber Lehrer Göttling sagt, den Philologen die Augen geöffnet zu haben für den realen historischen Teil ihrer Wissenschaft, ja man kann behaupten, er hat diesen begründet; denn was während neuerer Zeit in diesem Gebiete von der klassischen Philologie geleistet wurde, ist durch Niebuhr angeregt und nach seinem Bilde vollendet.[1])

Fragen wir uns, wodurch Niebuhr auf Zuhörer und Leser einen so großen Zauber ausgeübt hat, so liegt der Grund wohl darin, daß er das Altertum nicht als eine ihm fremd gegenüberstehende Welt behandelte, daß dieselben Motive der Handlungen wie in unserem modernen Leben auch bei den Alten wirksam waren, daß die alten Dichter und Schriftsteller gerade so menschlich fühlten und dachten als unsere modernen Künstler. Sehr richtig bemerkt Niebuhr dem Dr. Lieber[2]) gegenüber: es gab Zeiten, da man es fast als eine Heruntersetzung der Alten angesehen hätte, ihre Geschichte oder Sprache durch ähnliche Beziehungen oder Erscheinungen aus unserer eigenen Zeit zu erklären. Die klassische Literatur war zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaft Allem überlegen, was die neueren Nationen hatten; deshalb nahmen diese Alles, was von den Alten herkam, mit einer Verehrung auf, welche an nichts zweifeln ließ und keine Beseitigung widersprechender Ansichten über dieselben verlangte. Aber Sie werden bemerken, daß, wo nur ein

---

[1]) Vor allen andern Werken ist zu nennen A. Böckhs Schrift: Die Staatshaushaltung der Athener (zuerst erschienen Berlin 1817), die der große Philolog dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Altertums, B. G. Niebuhr, zum Zeichen inniger Verehrung widmete. Gelehrte wie Wachsmuth, Kortüm, Peter, Schwegler, Göttling, Mommsen, K. W. Nitzsch und viele andere sind durch Niebuhrs Forschungen angeregt worden.

[2]) Vgl. Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit B. G. Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Von Franz Lieber. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Karl Thibaut. Heidelberg 1837. S. 177.

praktischer Mann, z. B. ein Staatsmann, sich mit den Alten abgab, er sie ganz anders behandelte als ein Schulmann. Der letztere ging mit den Alten um, als wären sie schlechterdings eine, außerhalb der Sphäre der Wirklichkeit liegende Sache; und dies ist in der That noch mit manchen der Fall. Auf der andern Seite findet man wohl eine Art von leichtfertiger, impertinenter Familiarität, und eine solche herrschte nicht gar selten unter den neuern Franzosen vor der Revolution. Ihre einzige Aufgabe ist die, zu divertieren, und zwar durch den Kontrast, welcher durch eine unerwartete Vergleichung zwischen den entlegensten Gegenständen und denen unseres täglichen, gewöhnlichen Lebens hervorgebracht wird. Das ist bloßes Amüsement und kann auch nur den Kleingeistigen belustigen. Es mag freilich manchmal witzig sein; aber das ist eine ganz andere Sache. Insbesondere schätzte Niebuhr die Arbeiten des verdienten Homerübersetzers Joh. Heinr. Voß sehr hoch, ihm schrieb er eine neue Ära des Verständnisses der Alten zu, indem er (Voß), was die Klassiker voraussetzen, wie ihre Vorstellungen von der Erde und ihren Göttern, wie ihr Leben und ihr Hauswesen, aus ihnen selbst zu entdecken wußte: der Homer und Virgil so verstand und auslegte, als wären sie nur im Raum von uns entfernte Zeitgenossen. Sein Vorgang wirkte auf viele; auf mich, vom Kindesalter her, auch die persönliche Ermunterung des väterlichen Gastfreundes.[1])

So, um nur einiges anzuführen, sagt er bei der Darlegung des Charakters des Cicero, daß ihm der Charakter dieses von ihm hochgeschätzten Mannes durch seinen Umgang mit Jacobi klar geworden sei.[2]) Ebenso treffend scheint mir das Urteil, was er über Ovidius abgiebt:[3]) Ovid war ein wohlhabender in Sulmo angesehener junger Mann, der mit allen Gaben an Leib und Seele geschmückt in die Welt trat, größere Leichtigkeit als er kann man nicht haben, in dieser Hinsicht gehört er zu den allergrößten Dichtern. In Schillers Gedichten erkennt man überall den Kampf mit der Form und mühselige Ausarbeitung, in Goethes Jugendwerken dagegen ist Alles wie hingeworfen, die griechischen Lyriker sind nie gesucht, es ist, als ob sie gar nicht anders hätten sagen können, als sie es ausgedrückt haben, Horaz dagegen arbeitet wieder mühsam und nur selten sprudelt etwas gleichsam hervor. Bei Ovid ist Alles reiner Erguß. Niebuhr hat aber nicht bloß

---

[1]) Vgl. Liebers Erinnerungen, S. 93 f., und Vorrede Niebuhrs zur zweiten Ausgabe seiner Geschichte von Rom. I. Teil, II. Ausgabe. (Berlin 1827.) S. IX. Diese Vorrede ist für die ganze Art des großen Geschichtschreibers sehr charakteristisch.

[2]) Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von Dr. M. Isler. Bd. III, S. 26. Zeiß, Übersetzung der Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von Dr. Schmitz ꝛc. Bd. II, S. 38.

[3]) Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von Dr. M. Isler. Bd. III, S. 139. Zeiß, Bd. II, S. 201.

wichtige Persönlichkeiten des Altertums mit Männern aus der modernen Zeit verglichen, sondern er hat auch, um politische und andere Beziehungen Griechenlands und Roms dem Verständnisse seiner Zuhörer näher zu bringen, Ähnliches aus unserer Geschichte herangezogen und so gezeigt, daß uns nicht eine unübersteigbare Kluft von dem Altertume trennt.

Die Vorlesungen, die so viel Beifall fanden, die auf ernster gerichtete Zuhörer einen tiefen nachhaltigen Eindruck machten,[1]) wollte Niebuhr zuerst unentgeltlich halten, gab jedoch nach billiger Erwägung der kollegialischen Verhältnisse diesen Vorsatz auf und verwendete das empfangene Honorar teils zu wissenschaftlichen Zwecken, teils zur Unterstützung armer Studierender, teils zu Preisen für die von ihm gestellten Aufgaben, einmal (1828) zu einem nicht unbedeutenden Geschenke an Büchern an die Universitätsbibliothek zu Bonn, Alles mit der größten Liberalität, wie er sie schon in Rom geübt hatte. Auch die von dem trefflichen Gelehrten gestellten Aufgaben sind charakteristisch: über den Dictys Cretensis und das Verhältnis seiner Schreibart zum Sallustius (1827), über das Leben und die Verdienste des Perizonius (1828), über die Sonnenfinsternis zu Rom im Jahre 350 (1826), über die Länderkunde des römischen Reiches unter Justinian. Belohnungen von 50 oder auch 100 Thlr. wurden bezahlt.[2])

---

[1]) Vgl. Barthold Georg Niebuhr. Von Joh. Classen. (Gotha 1876.) S. 118 f. Hier wird auf wenigen Seiten Niebuhrs akademische Thätigkeit in der trefflichsten Weise dargestellt. Wie groß die Divinationsgabe des geistvollen Mannes gewesen, geht aus einzelnen von Classen S. 124 angeführten Beispielen hervor: Ninive wird das Pompeji Mittelasiens werden: eine unermeßliche Fundgrube für unsere Nachkommen, denen ein Champollion für die assyrische Schrift nicht fehlen wird. — Es wird nicht lange dauern bis bessere Kenntnisse über Ägypten als die meinigen Gemeingut werden, und dann wird das Dunkel gehoben werden. Er fügte auch wohl hinzu: wäre ich jung, ich würde mich zu den Füßen Champollions setzen, um an der Aufdeckung der ägyptischen Geschichte einen Anteil zu haben. Früh erkannte er die poetische Begabung Platens und des Grafen Leopardi. Wir fügen hier an, was der geistvolle K. W. Nitzsch in dem ausgezeichneten Überblicke über die Geschichte der Geschichtschreibung sagt (Geschichte der römischen Republik. Von K. W. Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Dr. Georg Thouret. Leipzig 1884) S. 6: Die Entdeckung und Entzifferung der ägyptischen, babylonischen, assyrischen Denkmäler, die ganze wunderbare Restauration der asiatischen Schriften und Sprachen führen uns immer tiefer in eine monumentale Geschichtschreibung ein, die im unmittelbaren Dienst großer und festorganisierter Monarchien die Thatsachen ihrer Politik und Verwaltung aufzeichnete. — An der äußersten Grenze, bis zu welcher die urkundlich beglaubigte Geschichte in den letzten Jahrzehnten vorgedrungen, treffen wir nicht auf die Anfänge, sondern auf die letzten und überreifen Resultate politischer und socialer Entwicklung, auf Zeitalter wie das des Augustus oder Louis XIV. in Theben, Babylon und Ninive. Die Lektüre dieses ausgezeichneten Buches kann gar nicht dringend genug empfohlen werden.

[2]) In der Abhandlung von J. A. Fuchs de varietate fabularum Troicarum quaestiones (Köln 1833) heißt es: in quo libello quidquid bonae frugis inest, id

Es waren glückliche Tage, welche der große Gelehrte in der ihm so lieb und wert gewordenen rheinischen Universitätsstadt verlebte. Die Vorlesungen, die er hielt, und der Erfolg, den sie hatten, erfreuten ihn, der Verkehr mit Männern wie Näke, Brandis, Hollweg, Nitzsch, Welcker, Arndt, Bleek wirkte belebend auf seine Studien und sein ganzes Wesen. Freunde wie der Freiherr v. Stein, Twesten, Pertz, Dahlmann kehrten als Gäste bei ihm ein, kleinere Reisen boten Abwechslung. Die Julirevolution, der Abfall von Belgien und Polen, die Bewegung in Deutschland brachten den ernsten Mann in Aufregung. Der geistvolle Kronprinz Friedrich Wilhelm, der ab und zu auch in Bonn seinen verehrten Lehrer besuchte, bemühte sich vergeblich, den gelehrten Freund noch im Jahre 1830 zur Übersiedelung nach Berlin zu bewegen. Die Zeitverhältnisse ließen den trefflichen Mann mit der größten Besorgnis in die Zukunft sehen. Er litt an einem Flechtenübel, auch der Brand seines Hauses und das dabei zerstörte Manuskript des dritten Bandes der römischen Geschichte brachten neue Sorgen. Am 2. Januar 1831 starb der ausgezeichnete Mann an einer Lungenentzündung, neun Tage darauf folgte seine Gattin ihm im Tode nach. Den dritten Band der römischen Geschichte hat Joh. Classen, der langjährige Freund der Familie, herausgegeben. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm ließ durch Rauchs Künstlerhand für seinen Lehrer und Freund ein sinniges Grabdenkmal auf dem Friedhof zu Bonn entwerfen.

Noch eines andern für die Wissenschaft wichtigen Unternehmens müssen wir gedenken. Niebuhr rief in Verbindung mit Imm. Bekker, C. B. Hase, Fr. Jacobs, Ludw. Schopen, Wilh. und Ludw. Dindorf, Joh. Classen u. a. Gelehrten die Sammlung der Byzantinischen Geschichtschreiber ins Leben, gab selbst den Agathias heraus (1828). Mit Brandis hat er eine jetzt noch blühende philologische Zeitschrift, gegenwärtig von den scharfsinnigen Philologen O. Ribbeck und Franz Büchler geleitet, das „Rheinische Museum" gegründet.

So hat B. G. Niebuhr nach allen Seiten hin gerade auf eine zweckmäßige Behandlung derjenigen Studien hingewirkt, welche für den Schulbetrieb so wichtig sind, auf Geschichte und Philologie.

In den Lebensnachrichten,[1]) von denen Savigny urteilt, daß sie vor den meisten Briefsammlungen neuerer Zeit den Charakter lebensvoller Memoiren an sich tragen und welche Bunsen die köstlichste Briefsammlung nennt, die unserem Jahrhundert gegeben worden, findet sich eine Mitteilung aus einem

---

Niebuhrii liberali exhortationi debetur, quem virum nos Rheni accolae datum nobis divinitus gratulamur, ut studia atque amorem litterarum antiquarum, quas ipse ingenio summo et doctrina admirabili illustrat, in animo omnium confirmet exemplo praeclaro; cujus memoriam, dum vivam, grate pieque, ut decet, colam.

[1]) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 3 Bände. Hamburg 1838/39. (Verfasserin Dora Hensler.) Dazu Mitteilungen von Savigny, Classen, Bunsen, Brandis.

Briefe an einen jungen Philologen, in dem besonders von Wichtigkeit der Rat ist, den der große Gelehrte über die Art der Betreibung philologischer Studien erteilt. Es wäre wünschenswert, daß jeder Gymnasiallehrer sich mit diesen Ausführungen Niebuhrs aufs gründlichste vertraut machte. Es sind hier Weisungen gegeben, die von alt und jung auch heute noch Beherzigung verdienen. Nur einiges gestatte ich mir[1]) auszuheben: „Zum Studium der Sprache empfehle ich dir vor Allen Demosthenes und Cicero. Nimm von jenem die Rede pro corona, von diesem die pro Cluentio, und lies sie mit aller Sammlung, deren du fähig bist, dann gehe sie so durch, daß du dir von jedem Worte, von jeder Phrase Rechenschaft gebest, entwirf dir ein Argumentum: suche dir alle historischen Umstände klar zu machen und in Ordnung zu bringen. Das wird dir eine unendliche Arbeit machen, und daraus lernt man, wie wenig man noch wissen kann, und folglich weiß. Wende dich dann an deinen Lehrer, nicht um ihn mit unerwartet schweren Aufgaben zu überraschen — denn es giebt z. B. in der Cluentiana faktische Schwierigkeiten, die man bei der anhaltendsten Vertraulichkeit doch nur durch Hypothesen lösen kann, die sich keinem Gelehrten augenblicklich darbieten, sondern damit er die Freundlichkeit habe, für dich nachzuschlagen und nachzudenken, wo deine Kräfte und Hülfsmittel erschöpft sind. Entwickle dir in der Cluentiana das System der Anklage. Sammle dir Worte und Ausdrücke, besonders Epitheta mit ihren Hauptwörtern und den Kern der Translationen. Übersetze, bringe nach einigen Wochen das Übersetzte wieder in die Originalsprache u. s. w." Man hört in diesen Anweisungen zum Studium der Alten, die dem jungen Freunde gegeben werden, den erfahrenen, kenntnisreichen Gelehrten reden, es sind Ratschläge, deren Wahrheit jeder an sich selbst erproben kann.

In der ausgezeichneten Übersicht, die von K. W. Nitzsch den Vorlesungen über römische Geschichte vorausgeschickt wird, wird mit vollem Rechte behauptet, daß das charakteristische Merkmal der Methode Niebuhrs die Anwendung der wissenschaftlichen Analogie sei.[2]) Mein vortrefflicher Lehrer C. W. Göttling hat in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik[3]) sehr schön die Vorzüge und die Bedeutung der römischen Geschichte Niebuhrs auseinandergesetzt, über die plebs, über das Verhältnis der Stände, über die

[1]) Vgl. Lebensnachrichten. Bd II, S. 200 f. Sehr zu empfehlen ist die besondere Ausgabe dieses Briefes von Dr. Karl Georg Jacob, Professor an der Königl. Landesschule Pforta. Leipzig 1839. Hier findet sich eine Abhandlung: Niebuhr in seiner philologischen Thätigkeit. Der Brief an den jungen Philologen ist mit zahlreichen Anmerkungen ausgestattet, die jedem Leser von großem Nutzen sein können. Einzelne Abschnitte könnten manche Vorurteile z. B. über das Lateinschreiben, vom Römisch-Rechtlichen auf Gymnasien, über Horatius, über Cicero ꝛc. wesentlich berichtigen.

[2]) Geschichte der römischen Republik. Von K. W. Nitzsch. S. 42.

[3]) 1830 Bd. II, Nr. 38—40. Jacob, Brief an einen jungen Philologen. S. 74 f.

ältesten Völkerstämme Italiens und über den ager publicus und vieles andere sind erst durch Niebuhr die nötigen Aufklärungen gegeben worden, so daß auch nach dieser Richtung hin der Unterrichtsbetrieb auf den Gymnasien durch Niebuhr ein anderer geworden ist.

August Böckh.[1])

Ebenso wie Niebuhr hat auch der große Philolog August Böckh umgestaltend auf die Art der Behandlung der alten Schriftsteller eingewirkt, hat bei seiner einzigen Beanlagung auf alle Zweige der klassischen Philologie durch glänzende Untersuchungen Einfluß geübt und sie weiter geführt. Sein Hauptwerk „Staatshaushaltung der Athener", das im Jahre 1817 zuerst erschien, hat er dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Altertums, Barthold Georg Niebuhr, zum Zeichen inniger Verehrung gewidmet. Aug. Böckhs Vorlesungen über Demosthenes, Pindar, Platon, griechische Literaturgeschichte, Encyklopädie der Philologie ꝛc. fanden allseitige Anerkennung. In seinen Kollegien, in denen er griechische Schriftsteller erklärte, betonte er die realen Seiten, behandelte nur nebenbei Grammatisches und Kritisches. Mit der größten Dankbarkeit gedenkt der Schreiber dieser Zeilen der Vorträge über Encyklopädie der Philologie und griechische Literaturgeschichte, die er bei diesem Fürsten der Wissenschaft gehört hat. In diesen Vorlesungen mußte man die ausgebreitete, tiefe Kenntnis des feinsinnigen Gelehrten bewundern. Die Kollegien über Pindar und Demosthenes, die ich auch mit Eifer besucht, schienen mir damals (1847) nicht so bedeutend. Im Gegensatze zu dem großen Leipziger Philologen Gottfr. Hermann, der als Meister der grammatisch kritischen Schule, welche im Anschluß an die Forschungen der englischen und holländischen Philologen in der Wiederherstellung und dem eindringenden Verständnis der antiken Schriftwerke die wesentliche Aufgabe der philologischen Wissenschaft, in der Erforschung des Einzelnen, vor allem der Grammatik und Metrik, nicht nur der klassischen Sprachen überhaupt, sondern der Eigentümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller, das wichtigste, wenn auch nicht einzige, Mittel zur Erreichung des Zieles sah; Böckh, der Führer der sogenannten Real- oder Sachphilologen, welche, mehr den Spuren der französischen Altertumsforscher folgend, die möglichst allseitige Erkenntnis des antiken Geistes in allen seinen Manifestationen, in Theorie und Praxis, im äußerlichen und innerlichen Leben der klassischen Völker als das höchste Ziel der Altertums-

[1]) Über Böckhs Leben vergleiche man Dr. R. H. Klausen in W. Hoffmann, Lebensbilder berühmter Humanisten. Leipzig 1837. S. 29 f. B. Stark, Über Böckhs Bildungsgang in „Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte". Herausgegeben von Dr. G. Kinkel. Leipzig 1880. B. Stark in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. II, S. 770 f. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 687 und an vielen andern Stellen des ausgezeichneten Werkes.

wissenschaft betrachteten. Konrad Bursian fügt hinzu: Diese durch persönliche Fehden zwischen den Häuptern und verschiedenen Vertretern beider Richtungen, wobei Schlagworte wie „Notengelehrsamkeit" und „Dilettantismus" herüber und hinüber flogen, haben sich nach und nach bei der jüngern Generation ausgeglichen: es wird allgemein anerkannt, daß principiell die Böckhsche Auffassung der Aufgabe der Altertumswissenschaft die richtige ist, in der Praxis aber die gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen die notwendige Grundlage des Baues der Altertumswissenschaft oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, der Hauptschlüssel zu allen Gebieten des antiken Geisteslebens ist.[1])

August Böckh ist geboren am 24. November 1785 in Karlsruhe, wo sein Vater bei dem badischen Hofrate, einer dem jetzigen Staatsrate entsprechenden Behörde, Sekretär war. Der jüngste von fünf Geschwistern, verlor er, kaum vier Jahre alt, seinen Vater. Dieses Mißgeschick wurde die Veranlassung, daß Söhne und Töchter sich anstrengten, bald auf eigenen Füßen zu stehen. So ist es auch geschehen; die drei Brüder haben, einer als Arzt, der zweite im Finanzfach und als Staatsmann, der jüngste als Mann der Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet. In Karlsruhe hat der große Philolog seine Jugend verlebt, auf dem Gymnasium illustre 1791 bis 1803 die Vorbereitung zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gefunden. Die Karlsruher Anstalt gehört zu den wichtigen Schulschöpfungen aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, sie war nach dem Vorbilde der von Sturm in Straßburg eingerichteten Anstalt geordnet; sie war, wie viele andere, aus dem Geiste des mit der Lutherischen Reformation verbundenen Humanismus hervorgegangen. Für das Baden-Durlachsche Land gegründet, fand sie ihre Zuspitzung in dem theologischen Studium. Die Anstalt bestand aus drei Abteilungen, dem eigentlichen Gymnasium classicum, dem Gymnasium publicum und dem Gymnasium theologicum. Unser genialer Böckh ist der letzte gewesen, der diese drei Gymnasien durchgemacht hat. Er war der letzte candidatus theologiae, der von dieser Karlsruher Anstalt[2]) zur Universität überging. Diese Anstalt hatte im Jahre 1724, als sie von Durlach nach Karlsruhe verlegt worden war, eine wesentliche Umgestaltung

[1]) Bursian, Geschichte der klassischen Philologie 2c. Bd. II, S. 666 f.

[2]) Ich folge hier dem Vortrage meines lieben Freundes, Prof. Bernhard Stark, der über Böckhs, seines nahen Verwandten, Bildungsgang in der dritten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Würzburg gehalten wurde. In die nach dem Tode Starks im Jahre 1880 aufgenommenen Vorträge und Aufsätze über Archäologie und Kunstgeschichte, die von Dr. Kinkel herausgegeben sind, ist er S. 409 f. aufgenommen worden. Der für die Wissenschaft zu früh heimgegangene Freund beabsichtigte, eine eingehende Biographie des großen Philologen zu veröffentlichen, leider hat der frühe Tod des Heidelberger sinnigen Archäologen die Absicht nicht zur Wirklichkeit werden lassen; nur in der Allgemeinen deutschen Biographie hat Stark seinem genialen Verwandten ein biographisches Denkmal gesetzt. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. II, S. 770 f.

erfahren. Der theologische zweijährige Kurs, einst auch mit einem Konvikt verbunden, war auf dem Boden der neuen Stadt nicht mehr völlig ausgebildet worden, nur eine Reihe theologischer Vorlesungen wurde gehalten, Stipendien unterstützten dann die nach dem Schlusse des Biennium vom Kirchenrat schon in die Liste der Kandidaten Aufgenommenen, um auf lutherischen Universitäten, wie Straßburg, Jena, Halle ihre Studien zu vollenden. Das Gymnasium publicum war zu einem förmlichen dreijährigen Kurs ausgebildet; seine Besucher hießen die Exemten, als Novitii, Medii und Veterani unter sich wohl geschieden. Voraus ging die eigentliche Lateinschule mit fünf bis sechs Klassen, das Gymnasium classicum. Markgraf Karl Friedrich (geboren den 22. November 1728, zur Regierung gelangt 1746, gestorben den 10. Juni 1811) sorgte ebensosehr für eine materielle Sicherstellung der in ihrem Einkommen durch die französischen Verwüstungskriege so sehr geschmälerten Anstalten, als er unablässig an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung selbst mitarbeitete. So war seit 1761 im Griechischen, wo man das Neue Testament und die Gesnersche Chrestomathie in Gebrauch hatte, Homer wieder mit einer Stunde bedacht worden. Zur Zeit, als unser Böckh die Anstalt besuchte, waren Tittel aus Pirna und Böckmann aus Lübeck, beide einst Docenten in Jena, die einflußreichsten Lehrer. Tittel, der Vorsteher der Schule, gründete 1766 eine societas latina nach dem Muster der von Walch gegründeten Societät in Jena, lateinische Disputationen wurden eifrig gepflegt. Von noch größerer Bedeutung für Böckh wurde der Mathematiker Böckmann, der durch die Trefflichkeit seines Charakters und durch seine ausgezeichnete Lehrgabe auf strebsame Schüler großen Einfluß übte. Ihm hat Aug. Böckh die tüchtige mathematische Vorbildung zu verdanken, mit der ausgestattet, er die verwickelten Finanzverhältnisse klar zu legen verstand, auch astronomische und naturgeschichtliche Kenntnisse hatte er sich angeeignet. Ja Böckmann hatte, was in jener Zeit sehr selten war, in seinen Schülern Interesse für die damals im Aufschwunge begriffene deutsche Literatur zu wecken verstanden. Dem Dichter Peter Hebel verdankte Böckh eine gründlichere Kenntnis der griechischen wie der orientalischen Sprachen. Der hebräische Unterricht wurde Böckh als zukünftigem Theologen mit noch einem einzigen Mitschüler erteilt, auch wurde er in Dogmatik und Sittenlehre eingeführt, ja sogar in Predigten hat er sich versucht. Im April 1803 ward Böckh als der ausgezeichnetste Schüler als cand. theol. aus dem Gymnasium entlassen, um durch ein Stipendium unterstützt, sich nun für die Theologie und den Lehrberuf in seinem Vaterlande akademisch vorzubereiten. Fassen wir zusammen, was Böckh auf dem Gymnasium gewonnen hatte, so können wir sagen: gute lateinische Vorbildung wie Übung im freien lateinischen Ausdruck, mannigfaltiges reales Wissen, eine sehr gute Kenntnis der Mathematik und der orientalischen Sprachen, aber kaum hervorragende

Kenntnisse im Griechischen, der Umfang der Lektüre griechischer Schriftsteller war sehr beschränkt — Alles, was er trieb, faßte er ernsthaft an. Böckh beabsichtigte seine akademischen Studien in Jena zu beginnen, aber Kirchenrat Sander, dessen Neffe Nüßlin in Halle studiert hatte und ein begeisterter Anhänger des großen Philologen Friedr. Aug. Wolf geworden war, veranlaßte ihn, der Universität der Provinz Sachsen sich zuzuwenden. Hier hat er von 1803 bis 1806 seinen Studien obgelegen und seine Heimat inzwischen nicht wieder gesehen. Zuerst hörte er fleißig theologische Vorlesungen, aber bereits im ersten Studienjahre wurde er von der wissenschaftlichen, maßgebenden Persönlichkeit Wolfs so angezogen, daß er sich ganz der Philologie widmete. Neben diesem Manne übte Friedr. Schleiermacher durch seine Vorträge über Hermeneutik und Kritik, sowie über Ethik und durch persönlichen Verkehr einen mächtigen Einfluß auf die ganze Entwicklung des hochbeanlagten Jünglings aus; insbesondere wurde Böckh durch Schleiermacher für das Studium Platons gewonnen. So waren Friedr. Aug. Wolf und Friedr. Schleiermacher[1]) diejenigen Männer, welche auf die Geistesrichtung des jungen Mannes von entschiedenem Einfluß waren. Bei Schleiermacher hört er Hermeneutik und Kritik, Ethik u. s. w.; vor allem war es aber wichtig, daß er in persönliche Beziehungen zu dem großen Theologen trat, durch ihn, wie schon erwähnt, zu Platon geführt wurde. Durch die geniale Art der Erklärung der Alten, wie sie in den Vorlesungen Wolfs ihm nahe gebracht wurde, fühlte er sich von dem Geiste des Altertums ganz anders berührt und angezogen als vordem. Die griechischen Tragiker und die wichtigsten und schwierigsten Platonischen Dialoge, wie Timaeus, der Staat, die Gesetze, nehmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Durch die Vorträge von Steffens,[2]) der in jenen Jahren auch eine Zierde der Hallischen Hoch-

[1]) Vgl. Schleiermachers pädagogische Schriften. Mit einer Darstellung seines Lebens. Herausgegeben von C. Platz. 2. Aufl. Langensalza 1876. Besonders wichtig: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 4 Bde. Herausgegeben von Jonas u. Dilthey. Friedr. Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Von Dr. D. Schenkel. Friedr. Schleiermacher. Sein Leben und sein Wirken. Für das deutsche Volk dargestellt von Rudolf Baxmann. W. Dilthey, Das Leben Schleiermachers. Berlin 1870. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXI, S. 422 (von W. Dilthey). Vor allem aber ist die von G. Baur in der Schmidschen Encyklopädie über Friedr. Schleiermacher veröffentlichte Abhandlung von Bedeutung (Bd. VII, S. 617 f.). Baur nennt die Pädagogik von Schleiermacher die tiefsinnigste, gründlichste, umsichtigste und besonnenste Darstellung der Pädagogik. In jeder Geschichte der Philosophie wird über die tief eingreifende Bedeutung dieses großen Theologen und Philosophen gehandelt. Schleiermacher (geboren den 21. November 1768 zu Breslau, gestorben den 12. Februar 1834 zu Berlin) gehört zu den führenden Geistern der Epoche; hat für die Kultur unseres Volkes eine große Bedeutung. Die Übersetzung der Schriften Platons ist meisterhaft. Von dem griechischen Philosophen und von Kant war er besonders angezogen worden.

[2]) Heinrich Steffens, geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, besuchte 1779 die Schule zu Helsingör, ging 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen, um

schule war, wurde ihm der Ideenkreis Schellings bekannt. Mit J. Bekker, Joh. Schulze, mit K. Schneider u. a. werden persönliche Beziehungen angeknüpft. Im Jahre 1806 ging Böckh nach Berlin, wo er Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen wurde. Wichtiger als die Unterrichtsversuche in der Quinta und Sexta eines Gymnasiums waren die Beziehungen, in die er in der Hauptstadt Preußens zu verschiedenen Familien trat, besonders verkehrte er gern mit geistreichen Frauen. Zu Phil. Buttmann, L. F. Heindorf, K. Schneider zogen ihn gleichartige wissenschaftliche Interessen. Nach der Schlacht bei Jena waren die Aussichten in dem niedergeworfenen preußischen Staate nicht gerade glänzend, so daß der junge Gelehrte auch aus Dankbarkeit für die von der Badenschen Regierung empfangenen Unterstützungen im Frühjahr 1807 nach Heidelberg zurückkehrte und sich an der Universität habilitierte. In dem Winterhalbjahr 1807/8 eröffnete er unter günstigen Aussichten seine Vorlesungen und erhielt schon im November die Ernennung zum außerordentlichen Professor, 1809 wurde er, als er einen Ruf nach Königsberg abgeschlagen hatte, ordentlicher Professor. Das Leben in Heidelberg, die enge Verbindung mit geistvollen Männern wie Creuzer, Wilken, Martin, Heise, Thibaut, Fries u. a., sagte dem jungen Professor, der auch mit Clemens Brentano, Achim v. Arnim und Görres verkehrte, sehr zu. Die akademische Thätigkeit Böckhs war weitgreifend, er las über Homer, die griechischen Tragiker, besonders über Euripides, Pindar, Platon, Demosthenes, Äschines, über Terenz, Plautus, Horatius und Tacitus, auch Geschichte der alten Literatur, Geschichte der alten Philosophie, Antiquitäten, Metrik und Encyklopädie der Philo-

Theologie zu studieren, wurde aber durch die Beschäftigung mit den Werken Buffons und Linnes für das Studium der Natur gewonnen. Im Herbst 1794 reiste er nach Deutschland, lebte längere Zeit in Hamburg, wandte sich 1796 nach Kiel, wo er Vorlesungen über Naturgeschichte hielt und Privatunterricht erteilte, später aber siedelte er nach Jena über, um Schelling zu hören. Auch in Freiberg brachte er einige Zeit zu, um Werner, den Geologen, genauer kennen zu lernen. Im Jahre 1802 kehrte Steffens nach Kopenhagen zurück, fand durch seine Vorlesungen großen Beifall, aber er sah durch die Mißgunst einiger bedeutender Persönlichkeiten seine Thätigkeit gelähmt und folgte deshalb 1804 einem Rufe als Professor nach Halle. Nach Auflösung dieser Universität durch Napoleon verlebte er 1807 bis 1809 bei seinen Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck. Er kehrte 1809 nach Halle zurück und schloß sich nicht ohne Gefahr den patriotischen Bestrebungen an. Im Herbst des Jahres 1811 kam er nach Breslau, begeisterte durch machtvolle Rede die Studierenden zur Befreiung des geknechteten Vaterlandes, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte bis zur Einnahme von Paris für die Freiheit unseres Vaterlandes. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er nach Breslau zurück, bis er 1832 einem Rufe an die Universität Berlin folgte, wo er den 13. Februar 1845 gestorben ist. Steffen war ein eifriger Gegner der Union. In der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde“ (1831) legte er sein persönliches Glaubensbekenntnis nieder. Wichtig für die Zeitgeschichte ist das Werk unter dem Titel „Was ich erlebte“. 10 Bände. Breslau 1840—1844. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXV, S. 555 f. R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 620 f.

logie trug er vor. Außerdem aber war er auch schriftstellerisch sehr thätig. Es war natürlich, daß man bei der Gründung der Universität Berlin seine Blicke auf den genialen Heidelberger Philologen richtete. Im September des Jahres 1810 folgte Böckh dem ehrenvollen Rufe an die neuerrichtete Hochschule in Berlin, deren Zierde er 56 Jahre hindurch gewesen ist. Seine Vorlesungen über Demosthenes, Pindar, Platon, über griechische Literaturgeschichte, über Encyklopädie der Philologie haben immer große Teilnahme gefunden; in seinem Seminar hat er ebenfalls manche Anregung gegeben und viele seiner Zuhörer, welche an Universitäten und Schulen später thätig gewesen sind, wesentlich gefördert, die Altertumswissenschaft in einer überall anerkannten Weise weiter entwickelt. Von allen Kreisen der Stadt wurde der große Gelehrte hochgeschätzt, auch zum Ehrenbürger der Residenzstadt ernannt, von seinen Zuhörern wurde er herzlich verehrt und geliebt. Mit G. Hermann, Dissen, Meier, Ottfr. Müller, Welcker, C. Lachmann, M. Haupt, Al. v. Humboldt u. a. stand er in freundlichen Beziehungen. Als man sein sechzigjähriges Jubiläum feierte, konnte der Jubilar auf 120 Semester akademischer Thätigkeit zurückblicken. Nach wenigen Wochen zunehmender körperlicher Schwäche machte am 3. August 1867 eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende. Mit ihm ging einer der genialsten Altertumsforscher aus dem Leben, ein nach allen Richtungen hin feingebildeter freier Geist, dessen Andenken in der Geschichte der Philologie und der Pädagogik, die er durch seine philologischen Werke, durch die er die Kenntnis des griechischen Altertums mächtig bereichert und auf die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer einen bestimmenden Einfluß gehabt hat, fortleben wird. Von 1811 bis 1843 hat er die Verzeichnisse der Vorlesungen mit trefflichen Abhandlungen geschmückt, von 1812 bis 1862 hielt er als Professor der Beredsamkeit bei den Festversammlungen der Glieder der Universität viele fein- und freisinnige Reden, die in weiten Kreisen Anklang fanden. Vor allem aber hat sich Aug. Böckh durch die Herausgabe des großen Inschriftenwerkes (seit 1824) die größten Verdienste erworben. Durch die Inschriften lernen wir wichtige Seiten des öffentlichen Lebens der Griechen, über welche kein Schriftsteller Veranlassung hatte, ausführlich zu berichten, genauer kennen; wir stehen durch sie der alten Welt, wie E. Curtius mit Recht sagt, unmittelbarer, lebendiger, persönlicher gegenüber. Durch die vergleichende Maß- und Gewichtslehre, welche Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen 1838 begründet hat, ist unser Wissen vom Altertum in ein neues Entwicklungsstadium eingetreten. Neben dem großen Resultat für alte Kulturgeschichte sind darin über die verschiedenen Münzfuße, die Wandlungen des Geldverkehrs, die Bürgerschatzungen die lehrreichsten Forschungen eingeflochten, und wie früher Solons Timokratie, so ist hier des Servius Tullius Census zuerst klar gemacht. Mit voller Ehrerbietung schloß sich der Berliner Philo-

loge an Joseph Scaliger[1]) an. Böckh hat uns die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens, sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhange an das Licht gebracht, daß wir wohl von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Altertums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen.[2]) Aus der jetzt in 2. Auflage vorliegenden Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften von Aug. Böckh, herausgegeben von Ernst Bratuscheck (Leipzig 1877), erkennt man, wie der geniale Philolog seine Wissenschaft auffaßte, welche Gelehrsamkeit ihm zu Gebote stand, welch großes Gebiet der Wissenschaft überhaupt er sicher beherrschte. Es waren köstliche Stunden, in denen man den Ausführungen des großen Gelehrten über Encyklopädie der Philologie lauschen durfte. Ganz außerordentlich groß ist die Zahl der Schriften, durch die er auf die Gestaltung und den Ausbau der Altertumswissenschaft einen segensreichen Einfluß ausgeübt hat.[3])

Neben Aug. Böckh war insbesondere der Vertreter der römischen Literatur, der ausgezeichnete, um die Altertumswissenschaft und um die germanische Philologie ebenfalls hochverdiente

---

[1]) Geboren in Agen (im südlichen Frankreich) den 4. August 1540, besuchte die Schule von Bordeaux, wo Muret und Buchanan (schottischer Humanist) lehrten, machte dann in Paris unter Turnebus weitere Studien, ging 1565 nach Italien, 1566 nach Schottland, studierte 1570 in Valence unter Cujacius, war 1572 bis 1574 Professor in Genf, zwanzig Jahre lebte er dann an verschiedenen Orten in Frankreich, 1593 wurde er Nachfolger des Justus Lipsius in Leiden (ohne Vorlesungen zu halten). Scaliger starb am 21. Januar 1609. Von seinen Zeitgenossen wurde er bewundert, er war ein Mann von großartigem und umfassendem Geiste, der durch seine ungewöhnliche Kenntnis der klassischen Sprachen, insbesondere des älteren Latein und seine geniale Kühnheit mit strenger Methode verbindende Kritik für die Herstellung der Texte und für das Verständnis der antiken, namentlich der römischen, Schriftsteller Mustergültiges geleistet, durch seine erst von der Nachwelt in ihrer vollen Bedeutung gewürdigten chronologischen Arbeiten zuerst eine sichere Grundlage für die Erforschung der altorientalischen griechischen und römischen Geschichte geschaffen hat. So Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 262. Über Joseph Scaliger vergleiche die treffliche Schrift von Jakob Bernays: Joseph Justus Scaliger. Berlin 1855. Luc. Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869. S. 222.

[2]) Vgl. Ernst Curtius, Unter drei Kaisern. Berlin 1889. S. 115—134 f. Briefwechsel zwischen Aug. Böckh und K. Ottfr. Müller. Leipzig 1883.

[3]) Unter den Schriften hebe ich hervor: Die Staatshaushaltung der Athener. Von Aug. Böckh. Zuerst 1817 erschienen, Niebuhr gewidmet, jetzt in dritter von Fränkel bearbeiteter Auflage vorliegend. Berlin 1885. Die großartige Bearbeitung der Pindarischen Gesänge. Leipzig 1811 bis 1821. 4 Bde. August Böckhs kleine Schriften. Leipzig 1858 bis 1872. Die Encyklopädie der philologischen Wissenschaften. Von Aug. Böckh. Herausgegeben von Bratuscheck. 2. Aufl. Leipzig 1889. Sehr wichtig ist der Briefwechsel zwischen Aug. Böckh und Karl Ottfr. Müller. Leipzig 1883. Man darf wohl sagen, daß der leider zu früh auf klassischem Boden verstorbene Ottfr. Müller Böckhs hervorragendster Schüler gewesen ist. Man vergleiche Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II,

thätig. Diese in sich geschlossene lautere Persönlichkeit wirkte schon erziehend durch ihr Beispiel, man hütete sich in dem Seminar bei der Erklärung einer Stelle des Horatius oder eines andern Dichters etwas auszusprechen, wovon man keinen Grund angeben konnte, insbesondere mußte man doppelt vorsichtig sein, wenn man etwa gegen Bentley eine Bemerkung machen wollte. Bei der Erklärung lateinischer Dichter, die der Verfasser bei ihm gehört hat, kam es zunächst darauf an, den Text festzustellen, dann sachgemäß den Sinn des Schriftstellers darzulegen. Dabei trat eine Feinheit des poetischen Nachempfindens, ein Stilgefühl, eine Kenntnis der metrischen Verhältnisse hervor, wie sie in einem Gelehrten selten erscheint. Um Theologie und Jurisprudenz hat sich der scharfsinnige Mann gleichmäßig große Verdienste erworben. Die von ihm veröffentlichten Ausgaben des Neuen Testaments sind von großer Bedeutung gewesen, haben ihm auch die Anerkennung der theologischen Doktorwürde eingetragen. Durch die von dem klassischen Philologen bearbeiteten Ausgaben der Institutionen des Gajus und durch die Beiträge zu den römischen Rechtsquellen hat Lachmann auch der Jurisprudenz Dienste geleistet. Eine hervorragende Stelle nimmt Karl Lachmann in der Geschichte der germanischen Philologie ein. Er war, sagt Jakob Grimm in seiner Gedächtnisrede auf Lachmann, zum Herausgeber geboren, seinesgleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert nie gesehen.

Der Lebensgang[1]) dieses bedeutenden Mannes ist kurz folgender. Lachmann wurde am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren, er war der Sohn eines aus der Altmark stammenden Predigers, dessen Vorfahren viele Jahre hindurch im geistlichen Amte thätig gewesen waren. Der Unterricht des Vaters förderte den talentvollen Sohn so, daß er schon im achten Jahre dem unter der Leitung Heusingers blühenden Gymnasium seiner Vaterstadt über-

---

S. 1007. Ferdinand Ranke entwarf in einem Programm (Berlin 1870) ein Lebensbild des trefflichen Gelehrten. Eine Würdigung der Bedeutung Ottfr. Müllers, eines Philologen der historischen Schule findet sich von Dr. Wilkens in dem Beweis des Glaubens von Zöckler, Augustheft 1883, S. 291 f. Wir werden später noch auf die pädagogische und philologische Bedeutung dieses Gelehrten zurückkommen.

[1]) Vgl. Karl Lachmann. Eine Biographie. Von Martin Hertz. Berlin 1851. Rudolf v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. München 1870. S. 457 f. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XVII, S. 471 f. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 788 f. Moritz Haupt als akademischer Lehrer &c. Von Chr. Belger. Berlin 1879. S. 105 u. a. O. Besonders wichtig ist die von Jakob Grimm am 3. Juli 1851 gehaltene Rede auf Lachmann. Vgl. Auswahl aus den kleineren Schriften von Jakob Grimm. Berlin 1871. S. 100 f. Karl Lachmanns Briefe an Moritz Haupt. Herausgegeben von J. Vahlen. Berlin 1892. Münchener Allgemeine Zeitung, März 1893: Über Lachmanns Leben. Von Sander. Karl Weinholds Rektoratsrede (Berlin): Preußische Jahrbücher, Dezember 1893, S. 401 f.

geben werden konnte. Im Frühjahr 1809 verließ er das Gymnasium, um in Leipzig Theologie zu studieren, nebenbei hörte er bei Gottfr. Hermann ein philologisches Kollegium. Schon nach einem halben Jahre siedelte er nach Göttingen über. Hier wandte er sich bald ausschließlich dem Studium der Philologie zu. Heyne, Mitscherlich, Wunderlich, vor allem aber Dissen zogen in jenen Jahren strebsame Jünger der Altertumswissenschaft mächtig an. Die Studiengenossen Bunsen, Ernst Schulze, Klenze, Brandis förderten sich durch ihre Begeisterung für Kunst und Wissenschaft gegenseitig. Zu erwähnen ist, daß Lachmann in Göttingen durch George Friedr. Benecke für altdeutsche Studien angeregt wurde.[1]) Mit den Freunden wurde eifrig Italienisch und Englisch getrieben. Auch poetischen Hervorbringungen wandte er sich zu, wie man aus den Beilagen zu Lachmanns Biographie von Hertz ersieht. Im Jahre 1820 veröffentlichte er Übersetzungen von Shakespeares Sonetten, 1829 erschien eine Übertragung von Shakespeares Macbeth. Der patriotische Sinn führte den jungen Philologen im Frühjahr 1815 in die Reihen der Krieger, aber nicht vor den Feind. Als das Detachement, dem er angehörte, aufgelöst war, ging er nach Berlin, um die Staatsprüfung zu bestehen. Er erhielt eine Stelle am Friedrich Werderschen Gymnasium und habilitierte sich im April 1816 an der Berliner Universität mit der Schrift: „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not.“[2]) Hier aber hielt er keine Vorlesungen, da er nach Königsberg an das Friedrichskollegium übersiedelte, wo er unter Gottholds Leitung eine anerkannte pädagogische Thätigkeit als Lehrer der lateinischen Sprache in der Prima entfaltete. Schon 1818 erhielt er eine außerordentliche Professur, seine Vorlesungen erstreckten sich auf die deutsche und klassische Philologie. Im Jahre 1825 wurde er auf seinen Wunsch nach Berlin versetzt, und von da an (seit 1827 als ordentlicher Professor) bis zu seinem am 13. März 1851 erfolgten Tode hat er mit unermüdlicher Pflichttreue und unter der größten Anerkennung seines philologischen Berufes gewartet, durch seine Vorlesungen und durch die aus-

---

[1]) Benecke, geboren den 10. Juni 1762 zu Mönchsroth im Fürstentum Oettingen, wohin sein Vater aus Braunschweig gezogen war, empfing seine Schulbildung in Nördlingen und Augsburg, bezog die Universität Göttingen 1780, um dort unter Heyne Philologie zu studieren, seit 1789 war er an der Bibliothek angestellt, seit 1805 las er als Professor über Englisch und Altdeutsch. Er suchte, wie W. Scherer sagt, die Methode der klassischen Philologie auf die altdeutschen Dichter zu übertragen. Benecke stellte die für alle Zeiten gültigen Grundsätze der Einrichtung altdeutscher Texteseditionen mit Erklärungen auf. Lachmann hat die Methode seines Lehrers in fruchtbarster Weise weiter gebildet. Am 21. August 1844 starb er als Oberbibliothekar und Professor in Göttingen. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. II, S. 322.

[2]) Schon bevor L. 1815 an dem Feldzuge sich beteiligte, hatte er in Göttingen das Recht eines Privatdocenten erworben.

gezeichnete Leitung des philologischen Seminars (seit 1829) auf die Bildung von Gymnasiallehrern einen hervorragenden Einfluß ausgeübt.[1])

Am zweckmäßigsten lassen wir nach Karl Lachmann seinen Nachfolger im Berliner Lehramt und seinen besten Freund,

Moritz Haupt,

folgen, einen Mann, der noch weit nachhaltiger durch seine zahlreich besuchten Vorlesungen auf die Bildung der Gymnasiallehrer einwirkte. Lachmann und Haupt waren verwandte Geister, beide gehörten zu den ausgezeichnetsten Kennern der klassischen Literatur, insbesondere der römischen, beide haben sich auf dem Gebiete der deutschen Philologie neben Jakob und Wilhelm Grimm unvergängliche Verdienste erworben. Auf dem Gebiete der klassischen Sprachen waren es wieder die römischen Dichter, denen Lachmann und Haupt ihr Studium vornehmlich zuwendeten, so daß Haupt wohl mit Recht sagen durfte, daß er die lateinische Dichtung bis tief in das Mittelalter hinein genau kenne, während er von seinem Freunde und Schüler Karl Nipperdey[2])

[1]) Von seinen zahlreichen ausgezeichneten Schriften und Abhandlungen mögen hervorgehoben werden: Sex. Aurelii Propertii carmina emendavit ad codicum meliorum fidem et annotavit Carolus Lachmannus. Lipsiae 1816. Betrachtungen über die Ilias. Berlin 1837. 1843 (mit Zusätzen von Moritz Haupt). Grammatici veteres ex rec. Lachmanni. Berolini 1848–1852. Lucretius de rerum natura libr. VI rec. et emendavit. Berolini 1850 (u. ö.). Albii Tibulli libri quattuor ex rec. Caroli Lachmanni. Berolini 1829. Q. Valerii Catulli Veronensis liber ex rec. Caroli Lachmanni. Berolini 1829. Sex. Aurelii Propertii elegiae ex rec. Caroli Lachmanni. 1829. Abgesehen von seinen kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Gedichte wandte er seinen Scharfsinn der Bearbeitung der Werke G. E. Lessings zu. Kleinere Schriften. Von Karl Lachmann. 2 Bde. Herausgegeben von K. Müllenhoff und J. Vahlen. Berlin 1876. Karl Lachmanns Briefe an M. Haupt. Berlin 1892.

[2]) Karl Ludwig Nipperdey, geboren den 13. September 1821 in Schwerin, gestorben den 2. Januar 1875 in Jena. Er gab sich selbst den Tod, er war der Ansicht, daß man statt sich selbst hinsterben, gewissermaßen unter sich heruntersinken zu sehen, freiwillig das Leben verlassen müsse. Das ist, sagte er, „die εὔλογος ἔξοδος der Stoiker." Nipperdey besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde Ostern 1840 als Student der Philologie in Leipzig inskribiert und hörte ausschließlich die Vorlesungen Gottfr. Hermanns und Moritz Haupts, 1843 siedelte er nach Berlin über, wo er sich auf Haupts Empfehlung besonders an Lachmann anschloß; er besuchte auch Vorlesungen Böckhs, Zumpts, Rankes, Trendelenburgs und Puchtas. Nipperdey kehrte, nachdem er in Berlin promoviert hatte, nach Leipzig zurück, um sich 1850 an dieser Universität zu habilitieren. Hier schloß er sich an Haupt, O. Jahn, Theod. Mommsen, Friedr. Zarncke und Julian Schmidt an. Im Jahre 1852 wurde er zuerst als außerordentlicher (1854 ordentlicher) Professor nach Jena berufen. Hier hat er bis zu seinem Tode anregend gewirkt. Um die Schule hat er sich durch die Bearbeitung der Memoiren Cäsars und des Cornelius Nepos große Verdienste erworben, auch durch die wissenschaftlichen Anregungen, die er in seinen Vorlesungen über Thucydides, über römische Literatur, über lateinische Syntax, über Sallustius, über Horatius, Persius, römische Altertümer rc. gegeben hat. U. Köhler in Berlin, Wilh. Dittenberger, R. Schöll, Rud. Menge in Halle, Dorschel in Stargard und viele andere sind ihm dankbar verpflichtet.

zu rühmen pflegte, daß keiner ihm in der Kenntnis der lateinischen Prosa gleichkomme. Öfter pflegte er in den Vorlesungen und dem Seminar zu sagen, daß es ihm vor allem daran gelegen sei, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden; er hätte vielleicht auf seine Zuhörer einen noch größeren Einfluß ausgeübt, wenn er nicht manchen doch auch tüchtigen Jüngling durch sein rücksichtsloses Wesen und durch seine oft herbe Kritik der Leistungen anderer Gelehrten zurückgestoßen hätte. Diejenigen aber, die von dem sittlichen Kern und der wissenschaftlichen Bedeutung des gewaltigen Mannes einen Eindruck gewannen, bewunderten ihn immer von neuem. In der Geschichte der Philologie wird sein Name unvergessen bleiben.

Der Lebensgang dieses ausgezeichneten Mannes ist folgender: Moritz Haupt wurde geboren am 27. Juli 1808 in Zittau, sein Vater war ein tüchtiger in großer Achtung stehender Jurist, der die Erziehung seines Sohnes vornehmlich leitete. Von Ostern 1821 bis Ostern 1826 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung des besonders in der römischen Literatur bewanderten Friedrich Lindemann in Ansehen stand.[1]) Neben energischen Studien der klassischen Sprachen wandte er sich schon damals dem Gotischen und Altdeutschen zu. Er bezog 1826 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, doch sehr bald gab er seinen Vorsatz auf, um unter der Führung Gottfried Hermanns ausschließlich der Philologie sich zu widmen. Im Jahre 1831 erlangte er die philosophische Doktorwürde und kehrte in das elterliche Haus zurück. Sieben Jahre stand der junge Gelehrte dem Vater, der durch mancherlei Kränkungen, die er erfahren, in eine gefährliche Krankheit und dann in tiefe Schwermut verfiel, treulich zur Seite. Eine Erweiterung seines Gesichtskreises brachte eine 1834 mit den Eltern unternommene Reise nach Wien, dort machte er die Bekanntschaft mit Hoffmann v. Fallersleben, Karajan, Ferd. Wolf. Noch in demselben Jahre lernte er in Berlin zwei Männer kennen, mit denen er eng verbunden blieb, den Freiherrn v. Meusebach und Karl Lachmann. Endlich im Herbst 1837 konnte er daran denken, sich an der sächsischen Landesuniversität Leipzig durch die quaestiones Catullianae zu habilitieren. Mit Vorlesungen über das Nibelungenlied und seinen Lieblingsdichter Catullus eröffnete er unter Begünstigung Gottfr. Hermanns seine immer bedeutender werdende akademische Wirksamkeit. Schon am 11. September 1841 wurde er auf Betrieb Hermanns zum außerordentlichen Professor ernannt, und am 23. November 1843 erhielt er die neu errichtete ordentliche Professur für

---

Vgl. R. Schöll: Karl Nipperdey. Akademische Gelegenheitsrede, gehalten am 16. Januar 1875. Jena 1875.

[1]) Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 842. Lindemann war geboren den 10. März 1792 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, Direktor des Gymnasiums in Zittau von 1823—1852, er starb in Boppard am 15. Juni 1854.

deutsche Sprache und Literatur. Der treffliche Gelehrte, der sich mit einer Tochter Gottfr. Hermanns verheiratet hatte, freute sich seines häuslichen Lebens und seiner anerkannten akademischen Wirksamkeit, bis er im Jahre 1848 wegen Berufung einer Volksversammlung, die man mit dem Dresdener Aufstande in Verbindung brachte, mit seinen Freunden O. Jahn, Theod. Mommsen (sie waren Mitglieder des Deutschen Vereins) des Hochverrats angeklagt, von den Gerichten freigesprochen, seines Amtes auf dem Disciplinarwege entsetzt wurde (den 22. April 1851). Nur mit großer Mühe gelang es, an die Stelle des am 13. März verstorbenen Karl Lachmann die Berufung Haupts nach Berlin durchzusetzen. Hier hat er 21 Jahre hindurch als Universitätslehrer und als Akademiker (seit 1861 war er Sekretär der philosophisch-historischen Klasse der Akademie) in der glänzendsten und nachhaltigsten Weise gewirkt, vielen ist er ein Wegweiser geworden durch seine akademische Wirksamkeit und die Trefflichkeit seines Charakters, dem alles Scheinwesen geradeso wie seinen Freunden und Vorbildern Gottfr. Hermann und Karl Lachmann in tiefster Seele verhaßt war. Aus den von Ulrich v. Willamowitz-Möllendorff herausgegebenen opuscula Mauricii Hauptii erkennt man leicht, über welche ausgebreitete Gelehrsamkeit der geistvolle und scharfsinnige Mann zu gebieten hatte.[1]) Auch die deutschen Reden sind in jeder Beziehung wahre Kabinettsstücke, die Gedächtnisrede auf Meineke und J. Bekker, die feine Würdigung Aug. Meinekes als Pädagogen, die Gedächtnisrede auf Jakob Grimm, über Leibniz' Verhältnis zur deutschen Sprache, Friedrich der Große und die deutsche Literatur, über Leibniz' Beziehungen zur klassischen Philologie, die Festrede am Geburtstage des Königs von Sachsen (18. Mai 1848) u. a. verdienen immer wieder gelesen zu werden. Sehr wichtig für die Beurteilung der ganzen Art und Weise, wie M. Haupt lehrte und die Schriftsteller erklärte, ist die Schrift von M. H. Belger: M. Haupt als akademischer Lehrer. Berlin 1879. Die Mitteilungen aus den Vorlesungen und die Urteile über Personen und Dinge bringen wichtige Beiträge zur Charakteristik dieses ungewöhnlichen Mannes.[2]) Konrad Bursian bezeugt aus eigener Erfahrung: Der gewaltige Einfluß, den M. Haupt auf seine Schüler, insbesondere auf solche, die ihm persönlich näher traten, ausübte, beruhte vor allem auf der mächtigen Wirkung seiner ganzen Persönlichkeit: der Energie des Willens, dem stolzen Selbstbewußtsein, der idealen Auf-

---

[1]) Mauricii Hauptii opuscula. Bd. I 1875. Bd. II 1876. Bd. III 1876. Lipsiae.

[2]) Man vergleiche außerdem über M. Haupt: W. Scherer in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XI, S. 72 f. Ad. Kirchhoff, Gedächtnisrede vom 1. Juli 1875 (Abhandlung der Akademie der Wissenschaften). Prantl, Sitzungsberichte der Münchener Akademie philosophisch-historischer Klasse. 1874 Bd. II, S. 164. Gustav Freytag, Im neuen Reich. 1874 Bd. II, S. 347. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland. Bd. II, S. 800 f. u. a. v. O.

fassung der Aufgabe des Gelehrten in der Wissenschaft wie im Leben. Wohl hat er durch die Schärfe und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er nicht nur alles Niedrige und Gemeine, sondern auch alles Schwächliche und Unreife, überhaupt alles, was seiner idealen Auffassung nicht entsprach, verurteilte, manche zurückgeschreckt; aber wer sich durch diese Schroffheit nicht abschrecken ließ, wer mit ernstem Eifer den höchsten Zielen der Wissenschaft nachstrebte, wem es insbesondere gelang, unter die Mitglieder von Haupts lateinischer Gesellschaft, die in Leipzig neben G. Hermanns griechischer Gesellschaft blühte, aufgenommen zu werden, der fand bald in Haupt einen Führer und Meister, der nicht nur durch Umfang und die Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, durch die Schärfe und Sicherheit seiner Methode zu imponieren, sondern auch durch die Tiefe und Feinheit seiner Auffassung des Altertums anzuziehen und zu fesseln vermochte. Sehr treffend scheint mir, was bei Gelegenheit einer Anzeige des Belgerschen Buches im Centralblatt[1]) bemerkt war: Selten war ein Mann so glänzend beanlagt: Gedächtnis, scharfer, präciser Verstand, eine ungewöhnliche Findigkeit, eine seltene Gabe des Wortes, schlagfertiger Witz und Laune standen ihm zu Gebote und stürmisch und mit fieberhafter Hast arbeitete die geistige Maschine. Bei verwickelter Sachlage ging ihm die Fähigkeit selbständiger Überlegung ab. Es ist nicht Zufall, daß Haupt nie etwas Zusammenhängendes geschrieben, das Knochengerüst seines geistigen Wesens war nicht entwickelt genug. Die Vorlesungen Haupts bezogen sich auf klassische und deutsche Philologie. In Leipzig (von 1837) las er in jedem Semester in der Regel über einen lateinischen Dichter (Catull, Properz, Lucrez, Horaz, Persius, Plautus) und über Tacitus (Germania, Dialogus), auch über Ilias, Äschylus, Theokrit und über Nibelungen, deutsche Grammatik, Walther von der Vogelweide, Gudrun, Geschichte der deutschen Dichtung, Parcival ꝛc. In Berlin (1853—1874) wird bis 1859 diese Art der akademischen Vorträge fortgesetzt, von dieser Zeit ab (seit Müllenhoffs Berufung nach Berlin) beschränkt er sich auf die Erklärung griechischer und römischer Dichter (Äschylus, Sophokles, Theokrit, Ilias, Aristophanes ꝛc.). Das Belgersche Buch über Haupt als akademischer Lehrer sollte keiner, der alte Schriftsteller erklärt, ungelesen lassen, überall empfängt man hier Anregung zum Nachdenken und tiefern Studien.[2])

Neben diesen bedeutenden Männern wirkte noch

---

[1]) Literarisches Centralblatt. Nr. 38. 1880.

[2]) M. Haupt hat in der von ihm und Herm. Sauppe veranstalteten Sammlung von Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller die Metamorphosen Ovids herausgegeben. Haupt war ein ausgezeichneter Kenner römischer Dichtung, und so bietet auch diese Ausgabe allen Lesern Ovids reiche Belehrung. Die geschmackvolle, öfter gedruckte, bei S. Hirzel erschienene Ausgabe des Horatius ist weit verbreitet. Vortrefflich ist die in drei Bänden vorliegende Sammlung der opuscula. Berlin 1875—1876. Alles, was Haupt geschrieben hat, verdient immer wieder gelesen zu werden.

Karl Gottlob Zumpt.

Einer der um die Schule verdientesten Gelehrten ist Karl Gottlob Zumpt, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Philologie sich um Schule und Wissenschaft gleichmäßig verdient gemacht hat. Vor allem aber hat er durch seine zuerst im Jahre 1818 erschienene lateinische Grammatik, ebenso wie sein Lehrer Philipp Buttmann für die Hebung des griechischen Unterrichts, auf den Gymnasien für den Betrieb der lateinischen Studien große Bedeutung gewonnen. Bildete doch die in vielen Auflagen veröffentlichte, in fremde Sprachen übersetzte lateinische Grammatik einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber dem großen und kleinen Bröder, der damals die Schulen beherrschte. Lehrer und Schüler freuten sich an dem in neuen Auflagen immer reichhaltiger werdenden Schulbuche. Wie es einen großen und kleinen Bröder gab, so wurde viele Jahre hindurch der kleine Zumpt in den unteren, der große in den oberen Klassen gebraucht. Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus fand das auf gründlichen Studien beruhende Werk die Anerkennung, die es verdiente. Heute ist auch dieses einst so viel gebrauchte Lehrbuch durch Madvigs, Putsches, Seyfferts, Weißenborns, Ziemers,[1]) Stolzes und anderer Gelehrten Schulgrammatiken in den Hintergrund gedrängt worden. An die Grammatik schlossen sich die seiner Zeit auch vielgebrauchten Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, aus den besten neuern lateinischen Schriftstellern gezogen, von Dr. Karl Gottlob Zumpt (Berlin 1829. 4. Auflage), an. Aus den Vorreden des Buches erkennt man, daß der Verfasser ein geschickter Lehrer des Lateinischen gewesen sein muß. Auf dem Gebiete der lateinischen Literatur hat er durch Fertigstellung der Ausgabe des V. Bandes des Spaldingschen Quintilianus (1829) sich vorteilhaft bekannt gemacht. Auch die jetzt in der dritten Auflage vorliegenden Annales veterum regnorum et populorum imprimis Romanorum confecti a Carolo Timotheo Zumptio, tertium editi ab Augusto Wilhelmo Zumptio (1862), die zuerst 1819 erschienen waren, fanden Anerkennung. Die Bearbeitung des Q. Curtius Rufus de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri, qui supersunt octo, Brunsvigae 1849, wurde beifällig aufgenommen. Die Ausgabe der Verrinischen Reden des Cicero, Berlin 1831, war allen erwünscht, die sich mit der Lektüre der Ciceronischen Schriften beschäftigten. Auch die für Schulzwecke eingerichtete

---

[1]) Prof. Dr. Herm. Ziemer in Kolberg hat die lateinische Grammatik des Prof. Wilh. Gillhausen, die 1893 in der 11. Auflage vorliegt, gänzlich umgearbeitet, er hat auf die Beachtung der psychologischen Motive, die das logische Gesetz oft durchbrechen, bei der Behandlung der grammatischen Erscheinungen den größten Nachdruck gelegt. Des liebenswürdigen feinsinnigen Verfassers: Junggrammatische Studien, 2. Auflage 1883, die 1884 erschienene Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparation haben dem Gelehrten einen geachteten Namen gewonnen.

Bearbeitung der Bücher de officiis Ciceronis, Brunsvigae 1837, und Cicero de officiis rec. J. F. Heusinger ed. Zumpt, Brunsvigae 1838, wurden viel gebraucht. Außerdem veröffentlichte der fleißige Gelehrte eine Anzahl von wertvollen Abhandlungen, die sich besonders auf das römische Altertum bezogen. Die zweite von Wüstemann besorgte Ausgabe der Satiren des Horatius (1843) enthielt eine geschätzte Abhandlung Zumpts über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. An der Universität in Berlin, an welcher er seit 1827 als außerordentlicher und seit 1836 als ordentlicher Professor der römischen Literatur thätig war, erklärte er die Schriften des Tacitus, Horatius, Juvenalis, Persius, las über römische Altertümer, über lateinischen Stil. Mit der Geschichte der Philologie war er sehr vertraut.[1]) So hat sich dieser treffliche Gelehrte sowohl als Schulmann als auch als akademischer Lehrer sehr verdient gemacht.

Karl Timotheus Zumpt wurde am 1. April 1792 in Berlin, wo sein Vater Wagnermeister war, geboren, besuchte zuerst das von Gedike geleitete graue Kloster, ging später auf das Joachimsthalsche Gymnasium über, weil er bei der öffentlichen Prämienverteilung eine Auszeichnung nicht empfangen hatte. Hier wurde durch Philipp Buttmann, Georg Spalding und Ludwig Heindorf sein philologischer Eifer mächtig angeregt. Im Jahre 1809 machte Zumpt unter dem Vorsitz Friedr. Aug. Wolfs mit Auszeichnung das Abiturientenexamen. Obwohl ihn der große Philolog in Berlin, wo die Hochschule bald eröffnet werden sollte, zurückhalten wollte, so ging er doch nach Heidelberg. Hier übte damals der geistvolle Creuzer und der jugendlich aufstrebende geniale August Böckh auf die akademische Jugend einen großen Einfluß aus, auch Joh. Heinr. Voß und seine Söhne Heinrich und Abraham Voß zogen strebsame Jünglinge an. In sehr lehrreicher Weise hat Aug. Wilh. Zumpt die Schul- und Universitätsjahre seines Oheims geschildert.[2]) Nachdem Zumpt ein Jahr in Heidelberg zugebracht und sich neben seinen energischen Studien auch an der herrlichen Umgebung der ehrwürdigen Ruperta Carolina erfreut hatte, kehrte er nach Berlin zurück, um hier besonders unter den Anregungen Friedr. Aug. Wolfs seine akademischen Studien zu beendigen. Noch war Zumpt zweifelhaft, ob er sich der Schule oder der Universität als Lehrer zuwenden wollte, da geschah es, daß er bei einem Besuche Wolfs den Direktor des Friedrich Werderschen Gymnasiums, den Konsistorialrat Dr. Aug. Friedr. Bernhardi, antraf, der gerade bei dem großen Philologen sich nach einem Kandidaten, der für sein Gymnasium brauchbar wäre, erkundigte. Wolf empfahl den anwesenden Zumpt als einen seiner tüchtigsten Schüler. So

[1]) Vgl. Ad. Schmidts Historische Zeitschrift über Laurentius Vallas Leben und Verdienste. Berlin 1845. Bd. IV, S. 431.

[2]) Vgl. de Caroli Timothei Zumptii vita et studiis narratio Aug. Wilh. Schulzii. Berolini 1851. p. 6 sq.

wurde Zumpt Lehrer des Friedrich Werderschen Gymnasiums, an dem er bis 1821 segensreich gewirkt hat. Es ist nicht ohne Interesse, in der Lebensbeschreibung Zumpts zu lesen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sich der junge Lehrer auf seine Unterrichtsstunden nach allen Richtungen hin vorbereitete.[1]) Im Jahre 1825 übernahm er eine Professur an dem Joachimsthalschen Gymnasium in der Hoffnung, daß, wenn der schon älter und schwächer gewordene Snethlage sein Amt niederlege, ihm die Leitung der Anstalt anvertraut werde. Die Aussichten in Breslau, später in Kiel, eine philologische Professur zu erlangen, hatten sich zerschlagen. An der Militärakademie trug Zumpt (seit 1826) Geschichte vor; er hatte seine Stelle an dem Joachimsthalschen Gymnasium 1826 aufgegeben, weil ihm für seine Studien zu wenig Zeit blieb. Im Jahre 1827 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität, 1838 übernahm er eine ordentliche Professur der römischen Literatur, auch wurde er Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften. Ganz seinen Studien lebend, mit vielen Gelehrten befreundet und wegen seiner Leistungen hoch geschätzt, spann er seinen Lebensfaden in der von ihm geliebten Vaterstadt weiter, bis ihn am 25. Juni 1849 in Karlsbad der Tod ereilte und aus einer segensreichen erwünschten Thätigkeit heraushob. Außer der von A. W. Zumpt angeführten Schrift über das Leben und die Studien K. T. Zumpts vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 654 f. und Bd. II, S. 783 f.

August Wilhelm Zumpt.

August Wilhelm Zumpt, der Neffe des Akademikers Karl Gottlob Zumpt, der Sohn des Baurates Heinrich Wilhelm Zumpt in Königsberg in Preußen, wurde am 4. Dezember 1815 geboren, besuchte zuerst das Gymnasium zu Elbing, dann nach der Versetzung seines Vaters nach Frankfurt a. O., das damals unter der trefflichen Leitung des berühmten Herausgebers des Thucydides, E. F. Poppo, stehende Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt. Ausgezeichnet für akademische Studien vorbereitet, bezog Zumpt 1832 die Universität Berlin, wo er gerade für das Fach, dem er sich zu widmen gedachte, die ausgezeichnetsten Lehrer August Böckh, Karl Lachmann u. a. vorfand. Der Gedanke, an seinem Oheim einen sachkundigen Wegweiser für seine Studien zu haben, war ebenfalls für die Wahl der Hochschule bestimmend gewesen. Im Jahre 1836 erlangte er durch eine Abhandlung über das Gedicht des Rutilius Namatianus de reditu suo[2]) die philosophische

---

[1]) C. Tim. Zumptii narratio etc. p. 35 sq.

[2]) Aus dem Jahre 416 v. Chr. stammt das Gedicht, in dem der Verfasser seine Heimfahrt aus Rom nach Gallien mit zahlreichen Exkursen persönlichen und sachlichen

Doktorwürde. Bald darauf empfing er in der Staatsprüfung die unbedingte facultas für alle Klassen. Er war sodann von Michaelis 1836 bis Ostern 1837 als Probekandidat am Friedrich Wilhelms-Gymnasium thätig, von wo er als Adjunkt an das Joachimsthalsche Gymnasium überging. Ostern 1838 wurde er ordentlicher Lehrer am Friedrich Werderschen Gymnasium, an dem er bis 1851 thätig war. Aus der der Erzählung des Lebens seines Oheims und Schwiegervaters gewidmeten Schrift, in welche viele pädagogische Bemerkungen verflochten sind, erkennt man leicht, daß A. W. Zumpt neben umfassender Gelehrsamkeit auch ein treuer, gewissenhafter und geschickter Lehrer gewesen sein muß. Die Schule war ihm nicht nur eine Lehr-, sondern auch eine Bildungs- und Erziehungsanstalt, die humanistischen Studien sollten nach seiner Auffassung nicht bloß den Verstand schärfen, sondern auch den Charakter veredeln. Eine neue an Erfahrungen reiche Periode seines Lebens begann mit dem im Jahre 1851 erfolgten Übertritt an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium, das damals unter der Leitung K. Ferd. Rankes stand. Ranke, auch ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, der sich als Direktor der Gymnasien in Quedlinburg und in Göttingen bewährt hatte, war eine von Zumpt ganz verschiedene Natur, die wenig sympathisierte mit dem doch wohl von sich eingenommenen Professor Zumpt, der durch manche Veröffentlichung auf dem Gebiete der römischen Literatur sich vorteilhaft bekannt gemacht hatte. Zu seiner Verstimmung über die ihm nicht ganz und voll zu teil werdende Anerkennung trat noch häusliches Unglück — er verlor zwei hoffnungsvolle Söhne. Erholung von seiner angestrengten wissenschaftlichen und pädagogischen Thätigkeit fand er in den von ihm zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen. In den Jahren 1845 und 1860 war er in England und 1851, 1857, 1864 in Italien und in den Jahren 1871—1872 besuchte er Griechenland, Ägypten, Palästina und Kleinasien. Bald nach dieser Reise fühlte Zumpt eine Abnahme seiner Körperkräfte, aber trotzdem blieb die Arbeitsfreudigkeit dieselbe, namentlich beschäftigte ihn eine Geschichte des Kaisers Augustus, es sollte dieses Werk die Grundlage zu weiteren Forschungen über die damals zu sehr vernachlässigte Kaiserzeit werden. Im Monat März 1876 starb der Direktor Ranke. Zumpt hatte wohl darauf gerechnet, die Leitung der Schule, mit der er über zwei Jahrzehnte eng verbunden war, zu erhalten. Er hatte sich getäuscht, Nachfolger Rankes wurde der durch seine Pädagogik bekannte Hermann Kern. Zumpt erbat sich nach dieser Zurücksetzung einen längeren Urlaub und später nach dessen Ablauf seinen Abschied. Nicht lange erfreute sich der unablässig thätige Gelehrte seines Ruhestandes. Die Krankheit wurde ernstlicher, und am 22. April 1877 er-

Inhaltes beschrieben hat. Die neuste Bearbeitung des Gedichts hat Luc. Müller geliefert (1870).

eilte ihn der Tod. So schloß sich ein arbeitsreiches Leben, das der Erforschung des römischen Altertums gewidmet war. Von seinen zahlreichen von seinem Schwiegersohn Guido Padelleti in der Schrift zur Erinnerung an A. W. Zumpt[1]) aufgezählten Schriften hebe ich außer den commentationes epigraphicae (2 Bände. Berlin 1850—1854) noch hervor: Das Kriminalrecht der römischen Republik (2 Teile in 4 Bänden. Berlin 1865—1869) und: Der Kriminalprozeß der römischen Republik (Leipzig 1871). A. W. Zumpt besorgte auch die neusten Auflagen der Grammatik seines Onkels und die zweite Auflage der Schulausgabe des Quintus Curtius Rufus. Im Jahre 1859 veröffentlichte Zumpt eine Bearbeitung der Rede pro Murena mit lateinischen Anmerkungen, 1861 erschienen M. Tullii Ciceronis orationes tres de lege agraria. Recensuit et explicavit Aug. W. Zumptius. Berolini. Die epigraphischen Arbeiten verwickelten Zumpt, in dessen Händen mehrere Jahre hindurch die Vorarbeiten zu der von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Aussicht genommenen Zusammenstellung des corpus inscriptionum latinarum gelegen hatte, mit dem auf diesem Gebiete ganz einzigen Kenner Th. Mommsen in lebhafte Kämpfe. Daß Zumpt diese für die Altertumswissenschaft so wichtige Arbeit entzogen und dem sachkundigen Th. Mommsen anvertraut wurde, gab weitere Veranlassung zu der Verstimmung Zumpts. Jedenfalls war A. W. Zumpt ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, der sich vielleicht durch die abstoßende Art seines Wesens seiner Umgebung wenig empfahl.

Wir kommen jetzt auf einen Mann zu sprechen, der in innigster Beziehung mit Karl Lachmann und Moritz Haupt gestanden, ein Mann, der wie August Böckh gewaltige Wirkung auf das Studium der Philologie und so auf die Behandlung klassischer Schriftsteller in der Schule ausgeübt hat, auf

Gottfried Hermann.

Eine Reihe ausgezeichneter auf Universitäten und in Gymnasien wirkender Männer sind aus der Schule dieses vortrefflichen Mannes hervorgegangen. Nicht bloß in dem Königreich Sachsen fanden Jünglinge, die unter seiner Leitung ernstliche Studien getrieben hatten, Anstellung, sondern auch in den sächsischen Herzogtümern wandte man sich gern an den Leipziger Philologen, wenn man einen Direktor oder Lehrer an einem Gymnasium brauchte, ja auch in der Schweiz suchte man seinen Rat, wenn man eines gut geschulten Philologen bedurfte. So ist es gekommen, daß an den Universitäten in Königsberg, Berlin, Halle, Jena, Marburg, München, Göttingen, Zürich

[1]) Vgl. Fleckeisens Jahrbücher. X. Supplementband. Leipzig 1878—1879. S. 167 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1185.

Männer wie August Lobeck, Karl Lachmann, August Seidler, Karl Reißig, Ferdinand Hand, Karl Göttling, Theodor Bergk, Friedrich Thiersch, Martin Thomas, Hermann Sauppe, Hermann Köchly und andere Gelehrte thätig waren, die aus Hermanns philologischer Schulung hervorgegangen, viele Jahre hindurch eine reich gesegnete Thätigkeit an Universitäten und Schulen fanden. Der große Meister in Leipzig legte, wie schon oben bei Gelegenheit der Charakteristik von Aug. Böckhs Verdiensten erwähnt ist, zunächst den Hauptaccent auf die Kenntnis der Sprache, auf die genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs des einzelnen Schriftstellers, mit dem man sich eben beschäftigte, auf die Vertrautheit mit den metrischen Gesetzen, die die verschiedenen Dichter streng beobachtet haben. Man darf aber nicht glauben, daß der Leipziger Philolog, dessen Hauptthätigkeit sich auf die griechischen Dramatiker bezog, nicht auch ein feines Verständnis für die ästhetische Seite der Dichter besessen habe.

Vor allem hat sich Gottfr. Hermann um die Ausgestaltung der griechischen Grammatik im höchsten Grade verdient gemacht. Durch seine Vorlesungen über griechische, ab und zu auch über lateinische Grammatik, durch seine verschiedenen auf griechische Grammatik sich beziehenden Abhandlungen und Recensionen, durch die Bearbeitung der dramatischen Dichter der Griechen, durch Besorgung neuer Ausgaben des lange Zeit als Schulbuch gebrauchten Werkes: liber de praecipuis graecae dictionis idiotismis (Leipzig 1804) des französischen Jesuiten Franziskus Vigerus [1]) (François Vigier), denen als Appendix eine übersichtliche Erörterung des Begriffs und der Arten der sprachlichen Eigentümlichkeiten (idiomata, wie Hermann den Vigerschen Ausdruck verbessert) beigefügt ist, und außerdem sehr wertvolle adnotationes Godofredi Hermanni. Auch einzelne Kapitel der griechischen Syntax werden in einzelnen Abhandlungen, die später in den opusculis gesammelt sind, behandelt.[2]) Eine logische rationale Behandlung der Grammatik wurde durch Hermann an die Stelle der bloß empirischen gesetzt; besonders tritt dies in der Schrift de emendanda ratione graecae grammaticae pars prima und de partibus orationis (Formenlehre) hervor.[3]) Auch in den acta seminarii regii et societatis philologicae Lipsiensis sind viele wichtige Abhandlungen von Gottfr. Hermann niedergelegt. Dieser große Philolog hatte in einer Zeit die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Bildung gewonnen, in der von einer vergleichenden Sprachwissenschaft, wie sie in unsern Tagen so erfolgreich geübt wird, nicht die Rede war. Daher darf es uns nicht

---

[1]) François Vigier, geboren zu Rouen 1591, gestorben als Professor der Rhetorik zu Paris 1647.

[2]) Besonders hervorgehoben mögen werden de particula ἄν libri IV (opusc. IV, 1—204).

[3]) Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 670 f.

wundern, wenn er sich gegen die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft ablehnend verhält.[1])

Neben den Verdiensten um die grammatischen Studien muß auch erwähnt werden, daß seine Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Metrik maßgebend gewesen sind. Hier hatte er außer Richard Bentley,[2]) der sein gleichsam instinktives Verständnis für die Kunstformen der antiken Dichter zwar vielfach praktisch bethätigt, aber, wenn wir von dem kleinen Schediasma de metris Terentianis absehen, nirgends entwickelt und begründet hat, keinen Vorgänger. Hermann ging, um einen festen Boden für weitere Forschung zu gewinnen, zunächst auf die Lehrer der alten Metriker, besonders des Hephästion, zurück, welche er durch scharfe und umfassende Beobachtungen an den uns erhaltenen antiken Dichterwerken erweiterte und berichtigte; er suchte aber auch auf philosophischem Wege das Wesen des Rhythmus zu begründen und daraus die allgemeinen Gesetze der metrischen Komposition zu entwickeln, wobei er freilich, wie Konr. Bursian sagt,[3]) zum Schaden seines Systems die Tradition der alten Rhythmiker und Musiker, auf welche Böckh und seine Nachfolger mit Recht ein großes Gewicht legten, außer acht ließ.[4]) Hermann war einer der größten Kritiker, der aus unmittelbarer Anschauung des Altertums heraus verderbte Stellen der Alten zu heilen verstand, ein Mann, der durch seine Vorlesungen und durch seine griechische Gesellschaft einen außerordentlichen Einfluß ausübte, der Philologen und Schulmänner bildete, die überall eine anerkannte Wirksamkeit fanden.[5]) Nicht bloß in den akademischen Kreisen seiner Vater-

---

[1]) Acta societatis graecae (p. XII ss.) alii autem, non magis multa justaque lectione exculti, lucem sibi inde unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanos et Ulphilam confugiunt atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur.

[2]) Richard Bentley, geboren in Oulton, einem Dorfe bei Wakefield, in Yorkshire, den 27. Januar 1662, gebildet in Wakefield und Cambridge, 1683 Rektor der Schule in Spalding in Lincolnshire, 1683 Master of arts, 1700 Master of Trinity, und 1701 Archidiakonus zu Ely, sacrae theologiae professor regius, gestorben den 14. Juli 1742. Vgl. Richard Bentley. Eine Biographie. Von Jeeb. Autorisierte Übersetzung von E. Wöhler. Berlin 1885. Jakob Mähly, Richard Bentley. Eine Biographie. Leipzig 1868. Friedr. Aug. Wolf, Richard Bentley, in den von G. Bernhardy herausgegebenen kleinen Schriften (1869). Bd. II, S. 1030 f.

[3]) Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 672 f.

[4]) Godofredi Hermanni elementa doctrinae metricae (Lipsiae 1816) sind für die späteren Untersuchungen über Metrik ein wichtiges Buch geworden. Zu erwähnen sind noch die Schriften: de metris poetarum graecorum et romanorum (Lipsiae 1796), weiter ausgeführt und begründet sind seine Anschauungen in dem Handbuche der Metrik (Leipzig 1799).

[5]) Eine Übersicht derjenigen Männer, welche aus dem Seminar und der griechischen Gesellschaft hervorgegangen sind, findet man in Köchlys Buch: Gottfried Hermann. Heidelberg 1874, S. 257, wo die von Chr. Lobeck verfaßte Votivtafel zu Hermanns fünfzig-

stadt war er eine äußerst beliebte Persönlichkeit, überall in Gesellschaften der Buchhändler und Kaufleute wurde er gern gesehen, die Leipziger waren stolz auf ihren überall anerkannten und gefeierten gelehrten Mitbürger. Denn das ist es ja, was Hermann zu einer wahrhaft großen Erscheinung macht, sagt O. Jahn in seiner vortrefflichen Gedächtnisrede (im Auftrage der Universität am 28. Januar 1849 gehalten in der akademischen Aula zu Leipzig) S. 6, was Hermann zu einer wahrhaft großen Erscheinung macht, daß in ihm der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde gar nicht zu trennen sind, daß seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist, daß wir in jeder Äußerung den ganzen, einigen Menschen, den Mann im vollen Sinne des Wortes lieben und verehren müssen.[1])

In der Gedächtnisrede auf Gottfried Hermann, die Herm. Köchly, Professor der klassischen Literatur, an dessen hundertjährigem Geburtstage, am 28. November 1872, in Heidelberg gehalten hat (als Buch unter dem Titel: Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Herm. Köchly. Heidelberg 1874 erschienen),[2]) wird erzählt, daß Hermann die pädagogische Schriftstellerei mit den Worten perhorresciert habe: wer nichts über die Sache versteht, schreibt über die Methode. Und doch hat er gerade auf die Bildung von Schulmännern und Pädagogen einen ebenso außerordentlichen als wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Warum? weil er, um es kurz zu sagen, selbst ein akademischer Pädagog ersten Ranges war, und darum hat er auch wiederum echte Pädagogen gezogen, wie kein anderer der bloßen Gelehrten und Männer der Wissenschaft. Aber selbst mit Hermanns Abneigung gegen die Pädagogik im gewöhnlichen Sinne war es nicht so schlimm, wie man nach jenem Anathema schließen sollte. Was er gelegentlich über seine Methode geschrieben hat, daraus lassen sich sehr erhebliche und treffende Beiträge zu einer Gymnasialpädagogik zusammenstellen. Die notwendigen Schranken zwischen Schule und Universität hat er klar erkannt und ausgesprochen; und ich wüßte kaum, wo man bessere Belehrung über schulmäßige Lektüre und Erklärung derselben finden könnte als in seinen Vorreden zum Homer und in jener Abhandlung „Von der Aufgabe des Erklärers", mit welcher er die Neueröffnung des Seminars einweihte. Seine Begriffsbestimmung lautet: „Erklären heißt: Wort und Sinn eines Schrift-

jährigem Doktorjubiläum mitgeteilt wird, unter welcher die Namen derjenigen Männer, die Mitglieder der griechischen Gesellschaft gewesen sind, genannt werden.

[1]) Die treffliche Gedächtnisrede findet sich wieder abgedruckt in Jahns biographischen Aufsätzen. Von Otto Jahn. Leipzig 1866. S. 91.

[2]) Zu dieser trefflichen Schrift hat Joh. Paul von Falkenstein (sächsischer Minister) sehr wertvolle, den Charakter des großen Philologen ebenfalls ins hellste Licht stellende (in den Jahrbüchern Fleckeisens. 22. Jahrgang 1876. S. 1 f.) Bemerkungen niedergelegt.

stellers dem jedesmaligen Hörer und Leser nach dem ihm zukommenden Standpunkte zum Verständnis bringen." Hermann legt ein besonderes Gewicht gerade darauf, daß man diesen Standpunkt sich gehörig klar mache, weil die Erklärung je nach Alter, Fassungskraft und Vorkenntnissen der Hörer und Leser, je nach der besonderen Beschaffenheit des betreffenden Schriftstellers, je nach der besonderen Absicht des Erklärers in jedem Einzelfalle eine außerordentlich verschiedene und mannigfaltige sein könne und müsse. Eine goldene Regel und ihre Befolgung sei die unerläßliche Bedingung jeder ihrem Zweck angemessenen Erklärung. Im Laufe eines halben Jahrhunderts haben an den Übungen der griechischen Gesellschaft nahezu zweihundert Mitglieder teilgenommen. Unter diesen, um nur einige zu nennen, waren: Lobeck, Seidler, Passow, Gräfe, Hand, Thiersch, Näke, Poppo, Reisig, Meineke, Wunder, Ad. Becker, K. F. Hermann, Trendelnburg, Ranke, Spengel, Classen, Ritschl, Sauppe, Haupt, Bergk, Scheibe, Bonitz, Thomas, Stephani, Schäfer, Köchly, Bursian, Gernhard, Putsche, Funkhänel, Westermann, Heiland, Stürenburg, Zeiß und viele andere. (Köchly, G. Hermann. S. 86 f.) Es verdient die im VII. Bande der Hermannschen opuscula in köstlichem Latein geschriebene Abhandlung de officio interpretis immer wieder gelesen zu werden, weil hier an Beispielen lehrreich gezeigt wird, wie erklärt werden müsse. In dem III. Bande der opuscula finden sich die praefationes zu den von Gottfr. Hermann besorgten Ausgaben der Ilias und Odyssee, in denen ebenfalls Anweisungen gegeben werden, auf welche Weise man diesen Dichter sich aneignen muß.

Wir besitzen eine Schrift: Gottfried Hermanns pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altklassischen Humanisten. Von Professor Dr. Karl Friedrich Ameis.[1]) Jena 1850, in welcher in sehr unterrichtender Weise diejenigen Stellen aus den zahlreichen Schriften des Leipziger Philologen, welche mit der Art, wie die alten Schriftsteller erklärt werden müssen, in naher Verbindung stehen, also für Gymnasiallehrer von großer Bedeutung sind, gefunden werden. Es war eben die in sich geschlossene feste Persönlichkeit, die in allen Verhältnissen einen erziehenden Einfluß auszuüben vermag. Treffend hat

---

[1]) Karl Friedrich Ameis, ein hochverdienter Schulmann, der sich um die Bearbeitung der Odyssee die größten Verdienste erworben hat und als anregender geschickter Lehrer an dem Gymnasium in Mühlhausen in Thüringen sich eines guten Rufes erfreute, hatte im Jahre 1845 Blätter der Erinnerung an Karl Gottfried Siebelis: Der Gymnasiallehrer in seinem edlen Berufe und als Mensch, in denen für die Gymnasialpädagogik gute Fingerzeige zu finden sind, herausgegeben. In der Didotschen Sammlung besorgte der gründlich gebildete Philologe eine Ausgabe der griechischen Bukoliker (1846), lieferte auch viele Beiträge in pädagogische und philologische Zeitschriften. Ameis, geboren in Bautzen den 26. August 1811, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Leipzig und Halle Philologie, war dann Probekandidat in Magdeburg und wurde 1837 nach Mühlhausen versetzt, wo er am 29. Mai 1870 als Professor und Prorektor gestorben ist.

diesen Einfluß, den Hermann auf Studierende hatte, Ferd. Ranke in dem Leben Aug. Meinekes geschildert. Es ist von hohem Interesse, die Art kennen zu lernen, wie es bereits 1799 in der von Gottfr. Hermann gegründeten philologischen Gesellschaft, die 1805 den Namen einer griechischen Gesellschaft annahm, unter dem sie überall bekannt ist und in Deutschland für den Aufschwung der Studien des Altertums, namentlich für Sprachforschung und Kritik, von großer Bedeutung geworden ist, herzugehen pflegte. Die Übungen der Gesellschaft bestanden teils in einem Disputatorium, in welchem der mündliche Gebrauch der lateinischen Sprache in Verbindung mit schriftlichen Darstellungen geübt wurde, doch so, daß zuweilen in besonderen Stunden auch griechische Rede an die Stelle der lateinischen trat; teils in Behandlung für die Erklärung schwieriger, vorzugsweise verderbter Stellen römischer Dichter und Prosaiker. Jedes Mitglied wählte sich nach freier Bestimmung irgend einen Schriftsteller, mit dem es sich privatim beschäftigte und über den es Abhandlungen schrieb und verteidigte. Die Studierenden erhielten dadurch einen Blick in die rechte Methode philologischer Technik und in Hermanns eigene Werkstatt. Seine Offenheit und Geradheit, seine uneigennützige Hingabe an die Mitglieder, seine stete Bereitwilligkeit, sie anzuhören, zu unterrichten, zu leiten, sein umfassendes Interesse für die ganze griechische und römische Literatur, von der ihm nichts fremd oder gleichgültig war, macht auf Meineke den bedeutendsten Eindruck. Zwischen Gottfr. Hermann und A. Meineke hat sich seit jenen Tagen ein festes Freundschaftsband geknüpft, das nur mit dem Tode gelöst wurde.[1]) Aus dieser Mitteilung erkennt man, wie nachhaltig die Thätigkeit des trefflichen Lehrers auf strebsame Schüler gewesen sein muß, die vorbildliche, in jeder Beziehung tüchtige Persönlichkeit konnte nicht ohne tiefgehende Wirkung bleiben.

In christlichen Kreisen machte der im Jahre 1843 bei Gelegenheit der Säkularfeier der Landesschule Pforta[2]) gewidmete Festgruß des großen Leipziger Philologen Aufsehen. Unter den beiden Hauptkrankheiten der Zeit führt Hermann auch die „impia pietas tenebrionum, hominem malum esse nec nisi credendo impetrare gratiam divinam dictantium“ an und fügt als eigenes Glaubensbekenntnis den, wie Herbst[3]) sagt, ziemlich trivialen

[1]) Aug. Meineke. Ein Lebensbild. Von Ferd. Ranke. Leipzig 1871. S. 26.

[2]) Vgl. Jahns Jahrbücher. 1843, Bd. XXXVIII, S. 80. Programm der Pforte: Bericht über die Säkularfeier. Von Rektor Dr. theol. Kirchner. Naumburg 1844. S. 36.

[3]) Das klassische Altertum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. W. Herbst. Leipzig 1852. S. 119 f. W. Herbst ist ein hochverdienter Schulmann, geboren den 8. November 1825 in Wetzlar, gebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in Duisburg, studierte seit 1844 in Bonn und Berlin, 1850 Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Köln, 1851 am Blochmannschen Institut in Dresden, 1854 Oberlehrer in Elberfeld, 1858 in Cleve, 1859 Direktor in Cleve, 1860 Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln, 1865 in Bielefeld, 1867 Propst und Direktor des Klosters

und in seiner Oberflächlichkeit und Allgemeinheit nichtssagenden Satz hinzu: ignavis nulla ab deo gratia est, fortibus ultro adest, nec supplicationes, sed virtus et labor formarunt Herculem. Diese etwas abgestandene Weisheit stammt aus den Traditionen des Wolf-Goetheschen Kreises, mit denen übrigens auch die Philologie des 18. Jahrhunderts in diesem Punkte völlig harmonierte; es ist ein Zeugnis der inkarnierten Anbetung des Antiken, welcher christliche Gesinnung noch immer als ein allem unmittelbaren Leben absolut feindliches Element gilt und an der die Umbildung und Entwicklung eines geist- und leblosen wie glaubensleeren Rationalismus zu einer tieferen Erkenntnis des Lebens und seiner Beziehung zum göttlichen Geiste unbemerkt vorübergegangen ist. Niemand aber sage, fährt Herbst fort, selbst den mehrfachen Beweisen von Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen das Christentum innerhalb der philologischen Kreise gegenüber, daß die Erscheinung irgendwie notwendig in dem Charakter und dem Objekte der Altertumswissenschaft begründet sei, denn abgesehen davon, daß diese Thatsache gegenwärtig in den meisten Fällen dem allgemeinen Geiste der Zeit wird zuzuschreiben sein, finden sich doch auch nicht wenige Gegenbeweise, wo die eifrigste Forschung in den Reliquien der griechisch-römischen Welt wohl verträglich ist mit einer dem Christentum zugewandten Gesinnung. Ich erinnere nur beispielsweise an den Kreis von Philologen, der in Bayern mit so schönem Erfolg die klassischen Studien pflegt oder gepflegt hat, ohne darum dem Glauben untreu zu werden, an Roth, Döderlein, Nägelsbach, Held.

Man mag bedauern, daß die großen für Wissenschaft und Schule so wichtigen Philologen ein nicht mehr in die Augen fallendes engeres Verhältnis zum Christentum an den Tag gelegt haben, aber wer möchte, wenn er das Leben und die Thätigkeit von Männern, die, wie G. Hermann, K. Lachmann, M. Haupt, A. Böckh, Fr. Thiersch, Chr. Lobeck, K. Lehrs und andere, ihr ganzes Sinnen und Trachten der Erforschung der W a h r h e i t zuwandten, die in ihrer musterhaften Lebensführung von allen, die sie näher kannten, hoch gepriesen wurden, sich zum Richter über ihr Christentum aufwerfen. Auch hier heißt es: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die tiefen innerlichen Beziehungen, welche die einzelne Seele mit dem Ewigen verknüpfen, entziehen sich der Beurteilung der Menschen, das sind Dinge, die ein jeder mit sich selbst abzumachen hat. Es giebt sehr viele Schulmänner, die trotz ihres rationalistisch gefärbten Christentums doch einen tiefen religiös sittlichen Einfluß auf ihre Schüler ausgeübt haben. Die von Herbst angeführten bayrischen hochachtbaren Gelehrten haben aber für die Fortbildung der philologischen Wissenschaft doch lange nicht die Bedeutung wie Böckh,

U. L. Fr. in Magdeburg, ging als Rektor der Landesschule nach Pforta, zog sich wegen Kränklichkeit nach Halle in den Ruhestand zurück und ist dort am 31. Dezember 1882 gestorben. Herbsts historische Hilfsbücher sind in vielen Auflagen verbreitet.

Hermann, Lobeck und die genannten Gelehrten. Von Wichtigkeit ist es außerdem, daß die Zeitströmung, in welcher diese Gelehrten ihre Bildung empfingen, das Gepräge des Rationalismus trug und daß auch diese Geistesrichtung neben manchen für das Volksleben nicht günstigen Erscheinungen für die Entwicklung der Theologie doch auch manche gute Frucht abgesetzt hat.

Betrachten wir kurz den Lebensgang dieses ausgezeichneten Menschen und Gelehrten:

Johann Gottfried Jakob Hermann wurde am 28. November 1772 zu Leipzig geboren. Der Vater war Senior des Schöppenstuhles in Leipzig, ein Mann, der bei seinen Mitbürgern in großer Achtung stand, sich aber sonst durch hervorragenden Geist und Charakter nicht bemerkbar machte; die Mutter stammte aus Halle, eine geborene Plantier, deren Familie aus Frankreich eingewandert war, sie war lebhaft, bis in ihr hohes Alter (sie starb im neunzigsten Jahre) geistig frisch, hatte ein bewundernswürdiges Gedächtnis. Zu diesen mit der französischen Abstammung zusammenhängenden Eigenschaften traten die echt deutschen eines tiefen, warmen Gemütes, strenger Sittlichkeit und eines festen, unbeugsamen Willens. Auch in dem Leben Gottfried Hermanns tritt uns wieder entgegen, was in dem Leben Goethes und anderer berühmter Männer so oft hervorgehoben wird, daß die Mutter auf die innere Ausgestaltung der Söhne von maßgebendem Einflusse ist; selbst in seinem Äußeren glich der Sohn der Mutter. Der Knabe war in den ersten Jahren so schwach, daß man an seiner Erhaltung zweifelte, erst mit zwei Jahren konnte er gehen und sprechen. Doch bald offenbarte sich das feurige Temperament Gottfrieds in einer Weise, daß die Mutter Mühe hatte, den Trotz des Sohnes zu brechen; sein erster Lehrer Ritter, ein zwar gescheiter aber wunderlicher und grillenhafter Mann, vermochte ihn nicht im Zügel zu halten oder die Lust am Lernen in ihm zu erwecken. Von Büchern wollte er nichts wissen, wilde Knabenspiele waren ihm lieb und wert, er war entschlossen, Soldat zu werden, womit freilich seine Eltern nicht einverstanden waren. Endlich war der Lehrer gefunden, der den lebendigen zwölfjährigen Knaben auf den rechten Weg bringen konnte, den er nicht wieder verließ, Karl David Ilgen, ein Mann von tüchtiger Gelehrsamkeit und ernstem, festem Charakter, der durchzuführen verstand, was er wollte. Hören wir das Bekenntnis des dankbaren Schülers in dem Briefe, mit dem er seinem früheren Lehrer die Ausgabe der Hymni et epigrammata Homeri widmet (Lipsiae 1806): [1]) magna cum voluptate recordari soleo illius temporis, quo te, Ilgeni, vir summe reverende, magistrum habui. Nemo enim quisquam est, cui tantum, quantum tibi debeam, qui simulac me, ferocis ingenii

---

[1]) Homeri hymni et epigrammata. Edidit Godofredus Hermannus. Lipsiae 1806. p. III.

puerum, et ad arma quam ad litteras paratiorem, in disciplinam acceperas, non modo domuisti facillime, sed mox etiam tanto litterarum amore incendisti, ut ex illo tempore nihil his studiis, quibus nunc quoque vir factus teneor, haberem jucundius. Ac nescio litteras ipsarum magis an tua causa amare coeperim: quod cum severitatem tuam et justitia viderem et humanitate temperatam esse, ita mihi maxime placebam, si tuo me judicio probari intelligerem. Ita factum est, ut et tu me diligeres, quemadmodum etiam nunc diligis nec mihi quisquam te esset carior. Ac par erat hujus amoris, quem nulla absentiae diuturnitas potuit minuere, jam pridem aliquod a me edi monimentum, non quo tu meam erga te pietatem, de qua non dubitare te scio, intelligeres, sed quod aequum esse videretur, ei, cujus institutione primum ad strenuam litterarum tractationem, et, quod majus est, ad honestatem formatus essem, me palam agere gratias. Itaque cum nuper ad Homeri hymnos revocatus essem, in quibus olim, ut scis, tuo hortatu primum puerilis exercitationis posui rudimentum: nihil reperiri posse putavi, quod magis tamquam tuum ad te mitterem, quam si quid in his hymnis, quod operae pretium esset, me observasse sperarem; praesertim cum a te ipso eadem carmina amplissimis essent et plenis multiplicis doctrinae commentariis illustrata.[1]) Es war natürlich eine große Freude für Ilgen, daß sein Schüler sich so herrlich entwickelt hatte.

Die Art des Unterrichts, wie er von Ilgen erteilt wurde, war eine eigentümliche, von der heutigen Methode des Lehrens ganz abweichende; er

---

[1]) In seiner 1796 erschienenen Ausgabe der Hymni homerici p. XXXII A. erzählt Ilgen: inter conatus (mutationum in textu sive ex codicibus, sive ex editionibus, sive ex ingenio ortum trahant) recensui, ne adimeretur legenti occasio eligendi, si forte id, quod alius ante me voluit melius placeret. Inter hos reperies conjecturas Hermanni cari quondam discipuli, nunc amici longe carissimi. Sunt hae conjecturae tum plerumque ab eo tentatae, cum adhuc mea adolescens institutione uteretur, ubi, ut haberet, quo criticum ingenium exerceret, ei hos hymnos Homericos commendaram. De plerisque illis coram disputatum inter nos fuit. Cum editionem carminum pararem, rogavi eum, ut, quae in schedis suis notata haberet, mecum communicaret; quod, ut solet, fecit lubentissime. Potest fieri ut una aut altera correctio, quam mihi vindico, re vera huic debeatur: quis enim omnia, quae ex ejusmodi disputationibus proficiuntur, tam ex aequo distribuat, ut plane nihil supersit dubii, uter utri plus minusve debeat. Quod in meis schedulis tanquam meum notatum reperi, id pro meo habui et ita eo usus sum. Non prima nunc vice audietur a te, lector benevole, hujus viri nomen: nam duo jam edidit insignis eruditionis specimina: de fundamento juris puniendi, Lipsiae 1793, et de poeseos generibus 1794. Atque, dum haec scribo, perfertur ad me liber ejus, de metris poetarum Graecorum et Romanorum, qui modo lucem vidit. A laude ejus, etsi difficile est, abstineo, ne hoc, quod fieri solet interdum, agere videar, ut partem laudis ad me traham.

wußte die Lernbegierde seines Schülers zu reizen, der in neuen Schwierigkeiten stets einen Sporn zu neuer Anstrengung fand, und doch zu verhüten, daß seine Lebhaftigkeit nicht zur Flüchtigkeit wurde. Vieles war es nicht, was er mit ihm trieb. So lasen sie in zwei Jahren (1784—1786) zwei Kapitel aus Xenophons Memorabilien und vier Bücher der Ilias. Vor allen Dingen mußte der Knabe selbst suchen und finden: eine Grammatik wurde nicht gebraucht, er selbst machte sich eine Grammatik der Homerischen Sprache; sodann wurde alles auf das genauste besprochen, von allem Rechenschaft gefordert und die Gründe sorgfältig erwogen. Der Schüler, der seine ungeduldige Lebhaftigkeit unter der festen Hand seines Lehrers bemeistern mußte, vergalt es diesem, indem er nun auch seinerseits nicht müde wurde, ihn mit Fragen, Zweifeln zu bestürmen, so daß dieser alle Mühe anwenden mußte, um ihm gerecht zu werden. So bildete sich zwischen beiden ein lebhafter Verkehr, der über die Lehrstunden hinausging, der die Grundlage einer treuen Freundschaft fürs Leben wurde. Bereits nach zwei Jahren war der talentvolle Knabe so fortgeschritten, daß er die Universität beziehen konnte (1786). Der Unterricht Ilgens hatte bewirkt, daß er nicht nur im Griechischen und Lateinischen gründliche Kenntnisse besaß, er hatte — und das ist wichtig, wird aber gar oft, namentlich in unserer Zeit, übersehen — gelernt, zu arbeiten, selbst zu denken und zu prüfen und Schwierigkeiten und Anstrengungen nicht zu scheuen.[1])

Nach des Vaters Absichten sollte Gottfried, dem Berufe seines Vaters folgend, Rechtswissenschaft studieren, allein die Neigungen des feurigen Jünglings blieben den alten Sprachen zugewendet. Nur mit Mühe konnte der Vater bewogen werden, seine Einwilligung zu geben, daß sich der Sohn ganz der Philologie widmete. Besonders verdankte er dieses Zugeständnis des Vaters dem Einflusse des mit ihm verwandten Friedr. Wolfgang Reiz,[2]) der eine Professur an der Universität Leipzig inne hatte. Es war ein großes Glück für Hermann, daß er nun auch als Student einen Lehrer gefunden

---

[1]) Vgl. O. Jahn, Gottfried Hermann. Eine Gedächtnisrede ꝛc. S. 4 f. Biographische Aufsätze von O. Jahn. Leipzig 1866. S. 93 f. H. Köchly, Gottfr. Hermann ꝛc. S. 4.

[2]) Reiz, in Windsheim in Franken am 2. September 1733 geboren, seit 1766 Privatdocent, seit 1772 außerordentlicher und seit 1785 Professor der Poesie und Beredtsamkeit, starb den 2. Februar 1790. Die Bedeutung des trefflichen Mannes als akademischer Lehrer muß sehr groß gewesen sein, Hermann bezeichnete es (Praefatio zu den Acta societatis graecae edd. A. Westermann und C. H. Funkhaenel. Vol. I. Lipsiae 1836. p. VII und in den Verhandlungen der Dresdener Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1844, S. 6; vgl. Fr. A. Wolf, Kleine Schriften. Herausgegeben von G. Bernhardy. Bd. II, S. 1155) als sein höchstes Glück, daß er Reiz zum Lehrer gehabt habe, er verdanke ihm besonders zweierlei: einmal, daß er nicht viele Schriftsteller auf einmal, sondern immer nur einen gelesen, sodann sich gewöhnt habe, nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern nach den Gründen jeder Sache zu forschen.

hatte, der ihm ebenso wie Ilgen für seine sittliche und wissenschaftliche Ausbildung Muster und Vorbild sein konnte. Die anderen Lehrer Joh. Heinrich und August Ernesti, Chr. Daniel Beck, an dessen philologischer Gesellschaft er teilnahm, auch die Vorlesungen, die er bei Cäsar und Platner hörte, vermochten ihn nicht zu fesseln. Zufällig fielen ihm die Schriften Immanuel Kants in die Hände. Diese studierte er eifrig, und um sich ganz das System des Königsberger Philosophen anzueignen, ging er nach Jena. Dort gedachte er am besten durch Karl Leonhard Reinhold[1]) in die Kantische Philosophie eingeführt zu werden. Bereits am 17. Oktober 1793 hatte er über seine Abhandlung de fundamento juris puniendi öffentlich disputiert, Magister war er bereits am 19. Dezember 1790 geworden. Die Erwartungen, welche Hermann von dem Einflusse Reinholds hegte, hatten sich nicht erfüllt. Das Bestreben Reinholds, das Kantsche System zu popularisieren, war für Hermanns Natur nicht geeignet. So kehrte Hermann schon nach einem Halbjahr wieder nach Leipzig zurück, hatte in Jena allerdings sich so gründlich mit Philosophie beschäftigt, daß er 1795 eine Vorlesung über Kants Kritik der Urteilskraft und 1798 über Logik halten und seinen wissenschaftlichen Werken das eigentümliche Gepräge Kantischer Philosophie aufdrücken konnte. Schon am 18. Oktober 1794 hatte er sich durch eine Abhandlung de poeseos generibus an der Universität habilitiert, sein erstes philologisches Kollegium las er über Sophocles Antigone. Die Erfolge seiner Vorträge waren der Art, daß ihm schon 1797 eine außerordentliche Professur übertragen wurde, 1803 wurde er ordentlicher Professor der Beredsamkeit und 1809 Professor der Poesie. Nach einer reich gesegneten, überall anerkannten wissenschaftlichen Thätigkeit starb der auch in allen Kreisen seiner Vaterstadt hochgeschätzte Gelehrte, immer war er der Leipziger Hochschule treu geblieben, obwohl er durch Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1810 an die neugegründete Universität in Berlin einen verlockenden Ruf erhalten hatte. Otto Jahn hat in der angeführten Gedächtnisrede die Bedeutung des ausgezeichneten Mannes sehr treffend charakterisiert. Gottfried Hermann war

---

[1]) Der Lebensgang dieses Gelehrten ist ein ungewöhnlicher. Reinhold wurde 1758 in Wien geboren, im vierzehnten Jahre 1772 als Novitius in das damalige Jesuitenkollegium zu St. Anna in seiner Vaterstadt aufgenommen und im darauffolgenden Jahre nach der 1773 durch den Papst Clemens XIV. erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens in das Kloster der Barnabiten verpflanzt, entzog er sich bei einer durchaus veränderten Lebensanschauung im jugendlichen Mannesalter 1783 durch die Flucht dem Kloster, begab sich nach Leipzig, wo er als Student immatrikuliert, besonders die Vorlesungen Platners hörte. Von Leipzig siedelte er nach Weimar über, vermählte sich mit einer Tochter Wielands und wurde Teilnehmer an der Redaktion des von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkurs". Im Jahre 1787 übernahm er eine Professur der Philosophie in Jena, 1794 folgte er einem Rufe an die Universität in Kiel, dort starb er als königlich dänischer Etatsrat 1823. Vgl. K. L. Reinholds Leben und literarisches Wirken 2c. Jena 1825.

einer der feinsten Kenner der beiden klassischen Sprachen, er schrieb und sprach Lateinisch wie selten ein deutscher Gelehrter, die griechische Sprache war ihm so vertraut, daß er auch in diesem Idiom sprechen, schreiben und dichten konnte. Auch der französischen, englischen, italienischen Sprache war er mächtig, von ihrer Literatur fesselten nur Shakespeare und Dante ihn dauernd. Ein großes Interesse hatte er auch an mathematischen Aufgaben, schwierigen und verwickelten Rechnungen. Vor allem wurde immer von seinen Schülern gerühmt der verständnis- und empfindungsvolle Vortrag Pindarischer Oden oder der Chorgesänge der Tragiker. Mit den ausgezeichnetsten Männern unseres Volks stand er in Verbindung, Goethe hat ihn hochgeschätzt, Wilhelm v. Humboldt suchte ihn für die Berliner Hochschule, wie erwähnt, zu gewinnen. Alexander v. Humboldt schließt einen Brief vom 19. April 1835, in dem er den Tod des am 8. April 1835 verstorbenen Bruders mitteilt: „Ich handle ganz in dem Sinne meines Ihnen so zugethanen Bruders, indem ich Ihnen diese freundschaftlichen Zeilen schreibe. Erhalten Sie mir einen Teil des Wohlwollens, auf das ich einen so großen Wert setze. Der Geist des klassischen Altertums hat in neueren Zeiten wohl nie einen Staatsmann so durchdrungen als wie den Abgeschiedenen. Auch von der Seite kann er als ein Zeuge und Beweis dastehen, daß begeisterte Kenntnis der alten Welt auf Energie des Charakters und edle Sinnesart wirke. Mit der innigsten Verehrung 2c." Hermann las über Metrik, Grammatik und andere philologische Disciplinen; aber wie in seinen Schriften, so legte er auch in seinen Vorlesungen das Hauptgewicht auf die Behandlung der Schriftsteller, und der Kreis derjenigen, über welche er las, ist außerordentlich groß: den Hauptstamm bildeten die Tragiker, Pindar und Homer. Wer nun etwa eine praktische Anwendung der Kritik mit grammatischen und metrischen Exkursen erwartete, der fand sich getäuscht. Das Verständnis des Schriftstellers war das Ziel, auf das er geraden Wegs ohne Umschweife zuging: nie sollte man den Schriftsteller selbst aus dem Auge verlieren. . . . Wie jede bedeutende Erscheinung übte er auf seine Schüler eine unwiderstehliche Macht aus, meist unbewußt; er hob den Zaghaften, mäßigte den Hastigen, spornte den Trägen, zwang den Flüchtigen sich zu sammeln, die Einheit und Klarheit seines sittlichen Wesens nötigte jeden, in sich selbst zurückzugehen und mit sich einig zu werden, um dem Muster des Lehrers auch in der Wissenschaft nachzustreben. Dreierlei verlangte er vom Lehrer: daß er den Stoff für gelehrte Studien mitteile, daß er den Weg und die Methode durch Lehre und Beispiel zeige und daß er seinen Schülern Liebe zur Wissenschaft einflöße.[1]) Sehr bezeichnend ist das Wort, was er unter sein Bild geschrieben: ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ. Ebenso ist charakteristisch, was Köchly in seiner Biographie

[1]) Otto Jahn, Gedächtnisrede 2c. S. 23 f.

des großen Philologen gesetzt hat: „ich habe stets ohne Rücksicht gesagt und gethan, was ich für recht und gut erkannte; ich habe nie etwas anderes sein oder heißen wollen, als was ich wirklich zu sein imstande war." So erkennt man aus der ganzen Lebenshaltung dieses genialen Philologen, daß er ein tüchtiger Mensch und tüchtiger Gelehrter war. Ein schöner Beweis seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe lag auch im folgenden Ereignis: Hermann hatte Ilgens Ausgabe der Hymnen (1796) in der Jenaischen Literaturzeitung scharf recensiert. Ilgen, darüber aufgebracht, schrieb an seinen Schüler, es hieße, die Recension sei von ihm, er könne das von seinem Schüler und Freunde nicht glauben: Hermann antwortete, daß er nie vergessen würde, was er ihm zu verdanken hätte; aber die Recension wäre allerdings von ihm; in der Wissenschaft könne er nur auf die Sache sehen und nicht gegen seine Überzeugung sprechen. Ilgen hat sich dabei beruhigt und ist nicht minder sein Freund geblieben, als er es vorher war. Von den außerordentlich zahlreichen und wertvollen Schriften führen wir in der Anmerkung außer den früher genannten noch einige an.[1])

Karl David Ilgen.

Einer der berühmtesten Rektoren der ehrwürdigen Landesschule Pforta, aus welcher seit vielen Jahren die trefflichsten Männer, die sich um Staat, Kirche und Wissenschaft hochverdient gemacht haben, hervorgegangen sind, ist David Ilgen,[2]) der durch seine wissenschaftliche Bedeutung und durch

---

[1]) Weit verbreitet und anerkannt war Hermanns Bearbeitung der Erfurdtschen Ausgabe der Sophokleischen Tragödien 1809—1825, ferner gab er heraus: Euripidis tragoediae. 1831—1841. I—III. Aristoteles de arte poetica liber cum commentariis Godofredi Hermanni. Lipsiae 1802. Briefe über Homer und Hesiod (mit Creuzer). Heidelberg 1818. Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie. Leipzig 1819. Über Böckhs Behandlung der griechischen Inschriften. Leipzig 1826. Aeschyli tragoediae recensuit Godofredus Hermannus (ed. M. Haupt). Lipsiae 1852. 2 Bände. Die zahlreichen Programme, die er als Professor der Beredtsamkeit veröffentlichte, sind gesammelt erschienen in den Opuscula Godofredi Hermanni. Lipsiae 1827—1839 (7 Bände); den VIII. Bd. gab Th. Fritzsche 1877 heraus. Homeri carmina cum praef. ed. G. Hermann. 1825. Plauti Trinummus rec. et praef. G. Hermannus. Lipsiae 1800 (1853). Plauti Bacchides rec. G. Hermannus. 1845. Bion et Moschus rec. G. Hermannus (ed. M. Haupt. 1849). In welchem Grade er auch die griechische Sprache anzuwenden verstand, das zeigen außer seinen griechischen Gedichten auch die gelungenen Übersetzungen aus Schillers Wallenstein, vgl. opusc. V, S. 656 f. Nachträglich erwähne ich noch die Abhandlung Zieglers über Hermann in der Schmidschen Encyklopädie. Bd. III, S. 450 f. und Konrad Bursian in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XII, S. 174 f.

[2]) Vgl. Vita Caroli Davidis Ilgenii, scripsit Fridericus Carolus Kraft. Altenburgi 1837. p. 189. Kaemmel, Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XIV, S. 19 f.

die Art seiner Pädagogik auf viele seiner Schüler einen erheblichen Einfluß geübt hat. Daher mag es gerechtfertigt erscheinen, diesen eigentümlichen Gelehrten etwas näher zu betrachten. Der überaus tüchtige Mann war nicht frei von Eigenheiten, die uns jetzt lächerlich erscheinen, auch die Weise, wie er die alten Schriftsteller erklärte, würde heute von der Unterrichtsbehörde schwerlich geduldet werden. Aus einer strengeren Zeit, aus einer härteren Schule als wir sie durchzumachen pflegen, ist Ilgen herausgewachsen, hat redlich die Bildungsmomente, die in seiner Umgebung lagen, aufgegriffen und sich völlig angeeignet. Er war eine Persönlichkeit geworden, die, wie wir sehen werden, mit den bedeutendsten Männern in nahe Berührung gekommen, von ihnen sehr hochgeachtet wurde.

David Ilgen wurde am 26. Februar 1763 in dem kleinen, in dem Eckardtsberger Kreise, in der Nähe von Buttstädt gelegenen Dorfe Sehna geboren. Der Vater war ein strenger auf der Buttstädter Lateinschule gebildeter Schulmeister, der später die Lehrerstelle in dem nicht weit von Sehna entfernten Burgholzhausen erhielt. Als Ilgen dreizehn Jahre alt geworden war, wurde er dem Pastor Meißner in Tromsdorf zugeführt, um diejenige Bildung sich anzueignen, die zur Verwaltung eines Dorfschulmeisteramts nötig ist. Zu jener Zeit war dem siebzigjährigen Pfarrherrn als Gehülfe der Sohn beigesellt, mit dem der strebsame Ilgen die lateinische, griechische und hebräische Sprache eifrig betrieb. Die Lehrer merkten gar bald, daß ihr Schüler glücklich beanlagt sei und redeten dem Vater zu, seinen Sohn höheren Studien zu widmen, aber der in bedrängter Lage lebende Vater erklärte, daß es ihm unmöglich sei, die mit einer solchen Laufbahn verbundenen Kosten zu bestreiten, die beiden Ehrenmänner versprachen Unterstützung, und 1777 nach Ostern wurde er nach einer kurzen Prüfung der Tertia des Stadtgymnasiums in Naumburg zugewiesen. Damit waren seine früheren Lehrer nicht zufrieden, der jüngere Meißner eilte nach Naumburg, verlangte, daß Ilgen nach Sekunda gesetzt würde. Da das nicht geschah, führte ihn der frühere Lehrer zum Rektor der Domschule, zu Lobeck, dem Vater des berühmten Königsberger Philologen Aug. Lobeck. Nach einer eingehenden Prüfung fand Ilgen einen Platz in der Sekunda der Domschule. In den ersten Jahren seines Naumburger Aufenthaltes hatte er Mühe und Not, in kärglichster Weise sein Leben zu fristen, da aus dem elterlichen Hause nur Weniges geleistet werden konnte, oft bestand der Mittagstisch aus Brot und Wasser, später erwarb er durch Privatstunden und auch dadurch, daß er in den Chor der Domschule eintrat, der bei den Gottesdiensten im Dome thätig sein mußte, eine geringe Geldunterstützung. Mit der größten Energie überwand der Jüngling alle Schwierigkeiten, die sich seinen Studien in den Weg legten. Nachdem er in der Prima drei Jahre den Unterricht des trefflichen Rektors Lobeck genossen hatte, bezog er 1783, wohl vorbereitet zu akademischen

Studien, die Universität Leipzig, um sich der Philologie und Theologie zu widmen. Reiz, Aug. W. Ernesti, Beck, Platner, Morus und andere waren seine gern gehörten Lehrer. Die materielle Lage des charakterfesten Jünglings war auch hier eine sehr beschränkte. Als er Amanuensis und Hausgenosse des Orientalisten Dathe und Privatlehrer Gottfried Hermanns geworden war, besserten sich seine Verhältnisse. Schon 1785 trat er mit einer Schrift: Poeseos Leontini Tarentini specimen hervor und 1788 schrieb er de choro Graecorum tragico. Er erwarb bald, wie das damals üblich war, die Würde eines Magister und veröffentlichte eine treffliche Abhandlung de Jobi antiquissimi hebraici natura et virtutibus (1788). So hatte Ilgen nach allen Seiten hin seine Bildung ausgebreitet und vertieft, daß er bereits 1789 das Rektorat des Gymnasiums, dessen Schüler er vor wenigen Jahren gewesen war, übernehmen konnte. Durch die Art seines Unterrichts und durch die straffe Zucht, die nötig war, um das gesunkene Ansehen der Schule wieder zu heben, gewann der junge Rektor Liebe und Achtung. Doch in Naumburg war seines Bleibens nicht lange, denn schon 1795 wurde er als Nachfolger des Orientalisten Joh. Gottfr. Eichhorn, der einem Rufe an die Universität Göttingen folgte, nach Jena als Professor der morgenländischen Sprachen berufen. Die Universität Jena stand damals in der höchsten Blüte, die ausgezeichnetsten Männer lebten und wirkten hier. Neben den Vorlesungen über orientalische Sprachen erklärte Ilgen privatim auch den Homer, Ciceros Bücher de natura deorum, las über Geschichte der Philosophie. Außerdem gab er mit lohnendem Erfolge ungarischen Studenten, die damals in großer Anzahl in Jena studierten, Anleitung im Schreiben und Sprechen des Lateinischen. Wilhelm v. Humboldt, der, um seinem Freunde Schiller nahe zu sein, beinahe zwei Jahre seinen Wohnsitz in Jena aufgeschlagen hatte, verkehrte gern mit Ilgen, der sich mit so vielen Sprachen gründlich beschäftigt hatte.[1]) Als im Jahre 1801 der Rektor Heimbach nach längerer Krankheit gestorben war, erging an Ilgen auf Gottfr. Hermanns Rat von der Regierung in Dresden die Anfrage, ob er das Rektorat der Landesschule Pforta übernehmen wollte. Mit Freuden ging er auf das Anerbieten ein, da er seiner ganzen Anlage nach sich für eine schulmännische Thätigkeit für geeignet hielt. Am 31. Mai 1802 wurde er in sein Amt eingeführt. Auch hier war, wie in Naumburg, die Zucht im Sinken begriffen, da der Rektor Heimbach lange kränkelte, auch der Fleiß der Schüler hatte sehr nachgelassen,

[1]) Laube erzählt in seinen modernen Charakteristiken, I. Bd. Mannheim 1835, daß W. v. Humboldt, wenn nach einem Essen der Kaffee gereicht wurde, erst nach Hause geeilt sei, um sein Staatskleid abzulegen, damit es nicht durch Ilgen, der sehr stark rauchte, geschädigt würde. In nähere Beziehungen trat Ilgen auch zu Schiller, Fichte, Schelling, Niethammer, Eichstädt, den Brüdern Schlegel und anderen Gelehrten der Hochschule, auch Goethe und Herder lernte er kennen.

aber Ilgen war der Mann, der, wenn auch nicht gerade in liebenswürdiger Weise, durch Energie und wissenschaftliche Anregungen das gesunkene Leben nach allen Richtungen zu heben verstand. Es ist nun von hohem Interesse, auf die Art, wie Ilgen unterrichtete, etwas näher einzugehen. Die Berichte, die ich meiner Darstellung zum Grunde lege, stammen von dem in Nordhausen verstorbenen trefflichen Direktor des Nordhäuser Gymnasiums, Dr. Schirlitz und dessen Bruder, Oberlehrer Dr. Schirlitz in Stargard. Ilgen erklärte in Pforta nur lateinische Schriftsteller, er sprach bei der Interpretation nur lateinisch, er hatte von Jugend an sich so in der mündlichen und schriftlichen lateinischen Darstellung geübt, daß die Sprache der Römer seine zweite Muttersprache war. Bei der Behandlung Horazischer Lieder wurde das Metrum nach meinen Gewährsmännern nicht eben eingehend berücksichtigt, wohl aber die verschiedenen Lesarten und die Bemerkungen Rich. Bentleys. So sprach er bei Hor. I. 3, 18 über die verschiedenen Lesarten: qui siccis, rectis, fictis oculis monstra natantia qui vidit etc. zwei Stunden. Dabei wurden auch die Schüler zur Beurteilung der Lesarten herangezogen. Dichterische Schönheiten blieben unbeachtet. So kam es, daß Ilgen in einem Semester in wöchentlich zwei Stunden ein Gedicht des Horatius erklärte. Ferd. Ranke berichtet in seinen Rückerinnerungen an Schulpforta 1814—1821 (Halle 1874. S. 39), daß Ilgen in einem Semester höchstens sechs bis sieben Oden erklärte und fuhr dann im nächsten Semester da fort, wo er im vorigen geendet hatte. Im Winter 1821—1822 las er z. B. Hor. III. 27—30, IV. 2—4, im Sommer 1822 nur IV. 5—8. Im Cicero in jenem Winter de orat. I. 7—15, im Sommer I. 16—26. Im Hebräischen im Winter Psalm 57—60. So wurde sein Grundsatz non multa, sed multum immer durchgeführt! Einem Manne von der Beweglichkeit des Referenten im Unterrichtsministerium, Joh. Schulze, konnte die pedantische Ausführlichkeit Ilgens wenig zusagen. Die Schüler übersetzten, er verbesserte, entwickelte die Gedanken des Dichters, erklärte die einzelnen Worte genau, verglich Parallelstellen aus Horatius selbst und aus griechischen Lyrikern, den Quellen des Dichters, und ließ nichts, was zur Sache zu gehören schien, unerörtert, auch die Veranlassung der einzelnen Gedichte besprach er. Seine Konjekturen waren zuweilen wie Übersetzungen des Dichters in Prosa. Die Schüler schrieben nach und bewahrten ihre Hefte sorgsam auf. Zuletzt erörterte er die Übersetzung von Joh. Heinr. Voß und ließ sie von den Schülern beurteilen, wodurch er zugleich ihre Aufmerksamkeit in den vorhergehenden Stunden prüfte. Lernen ließ er die Oden nicht, aber die besseren und aufmerksamen Schüler hatten sie inne, sie hatten sie während der so lange sich hinziehenden Erklärung sich angeeignet. Auch Cicero de natura deorum wurde gelesen, doch auch hier kam man sehr langsam vorwärts. Bei der Erklärung der Schrift entwickelte der Rektor seine staunenswerte Kenntnis

der griechischen Philosophie. So erinnert sich mein Gewährsmann, daß Jlgen Epikurs Lehre von der Entstehung der Welt und dem Aufenthalt der Götter in den intermundiis bis ins Einzelnste erklärte, wohl auch eine scherzhafte Bemerkung machte. Lateinische Grammatik hat Jlgen systematisch nicht gelehrt, überhaupt wurde auf Kenntnis der Grammatik nicht in gebührender Weise gesehen, wie mir Oberlehrer Schirlitz mitteilt. Da die Schule erst mit der Tertia begann, mußte man die Elemente der lateinischen und griechischen Sprache aus dem früheren Unterrichte mitbringen. In Prima und Obersekunda war der Unterricht mehr akademisch. Auf Vorbereitung wurde damals kein Gewicht gelegt. Schreiben, Sprechen, Versemachen, für sich viel lateinisch lesen, das war die Hauptsache, durch diese Methode lernte man arbeiten, selbständig denken. Zu den lateinischen Arbeiten wählte der Rektor meist philosophische, selten historische Themata. Er gab alle Semester nur ein Thema, am Anfang des Semesters, und gestattete zur Bearbeitung mindestens drei Monate, denn er verlangte umfängliche Behandlung, kleine opuscula, man mußte zur Anfertigung der Arbeit viel nachlesen.[1]) Die Rückgabe der Arbeiten erfolgte langsam, jede Woche wurde eine Arbeit besprochen und dem Schüler sehr sorgfältig korrigiert eingehändigt. Besonderer Wert wurde bei der Besprechung der Arbeit auf die Art der Ausführung des Thema und auf den lateinischen Ausdruck gelegt. Die Rückgabe nahm gewöhnlich eine ganze Stunde in Anspruch, geschah aber so, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse, nicht bloß der Verfasser des opus, in Anspruch genommen wurde. Gar oft kam es vor, daß nach Beendigung der Stunde zwischen den Beurteilten und den Censoren lebhafte Streitigkeiten über das, was vorgebracht worden war, entstanden. Hinsichtlich der Privatlektüre ließ Jlgen seinen Schülern völlige Freiheit, niemals hat er den einen oder andern Schriftsteller empfohlen; er dachte, das verstände sich von selbst, daß jeder Primaner den Hauptteil seiner Zeit den Privatstudien widmen müsse. Bei einem Kollegen zu hospitieren, war nicht Brauch, man lernte die Methode und die wissenschaftliche Begabung eines jeden Kollegen bei Gelegenheit der öffentlichen halbjährigen Examina, die in dem Leben der Schule eine große Rolle spielten. Neben der Kenntnis der alten Sprachen und der alten Geschichte war Jlgen auch ein sehr gründlicher Kenner der Geschichte des Mittelalters, in den Chroniken wußte er sehr gut Bescheid. Seine Vertrautheit mit der mittelalterlichen Geschichte trat besonders hervor, wenn er an den beiden großen Prüfungen der oberen Klassen die beiden sogenannten materiae poeticae

---

[1]) So lieferte Aug. Meineke eine Valediktionsarbeit (1810): observationes criticae in Graecos aliquot scriptores, in sieben Kapiteln. In der Vorrede sagt er, er habe erst über Apollonius Rhodius, dann über das Leben des Theramenes schreiben wollen, aber beides propter angustias temporis aufgegeben. Vgl. Ferd. Ranke, Aug. Meineke. S. 21.

diktierte, sie waren aus der Geschichte des Mittelalters genommen, wurden zu Elegien oder Epopöen verarbeitet. So erklärte auch Friedrich Thiersch, daß Ilgen, trotzdem er in der Erklärung langsam fortschritt, die alten Autoren ohne Pedanterie auf geistvolle Weise zu behandeln verstanden habe. Diese ganze Art wurde durch die Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes unterstützt. Ilgen war ein trefflicher Familienvater, erzählte gern von seinen mannigfachen Erlebnissen, auch Anekdoten liebte er, schroff und doch auch wieder außerordentlich freundlich gegen alle, die seinen Rat begehrten, freute sich an jeder Blume. Tief betrübte ihn der Tod seiner Tochter, die, ein schon erwachsenes Mädchen, an einem stürmischen Abend, nachdem sie eine Cousine begleitet hatte, in der Dunkelheit und im Sturme den Weg verfehlte und in der kleinen Saale ertrank. Man fand die Leiche erst am andern Morgen. So oft er sich an diese seine geliebte Tochter erinnerte, vermochte er nicht die Thränen zurückzuhalten. Eine tief eingreifende Veränderung in dem Leben der Schule trat ein, als der früher zu dem Königreich Sachsen gehörende Landesteil durch den Wiener Kongreß an die Krone Preußen fiel. Es wurde dem erprobten Rektor schwer, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen, die unter dem maßgebenden Einflusse von Johannes Schulze vielfach eine neue, dem Zeitgeist mehr entsprechende Gestalt annahmen. Auch die preußische Regierung wußte die Bedeutung des gelehrten und tüchtigen Schulmanns zu schätzen, mit Titeln und Orden wurde er geehrt, zumal er in jener Zeit auch einen Ruf als Direktor des Gymnasiums in Weimar erhalten hatte. Mit dem Jahre 1820 lebte er sich mehr in die neue Ordnung der Dinge ein. Die neuen Einrichtungen, welche den Schülern bei der Rückkehr aus den großen Ferien entgegentraten, hatten etwas außerordentlich Anheimelndes, Lehr- und Wohnzimmer, Speise- und Versammlungssaal hatten ein wohnlicheres, heiteres, ja im Verhältnis zu den früheren Zuständen prächtiges Ansehen und eine wünschenswerte Erweiterung erhalten. Gleichzeitig gewannen auch manche Unterrichtszweige, Mathematik, das Griechische, Geschichte, deutsche Literaturgeschichte neues Leben, das Unterrichtsziel ward nach dem Abiturientenreglement vom Jahre 1812 abgesteckt und zum großen Verdruß Ilgens eingeführt. Der Mathematiker Karl Friedrich Andreas Jacobi wurde 1819 als Lehrer an der Landesschule angestellt und ist viele Jahre hindurch eine Zierde derselben gewesen. In dem folgenden Jahre trat der ausgezeichnete Philolog Christian Friedrich Neue in das Kollegium der Schule ein, dem der griechische Unterricht einen neuen Aufschwung verdankte. Auch Karl August Koberstein brachte um diese Zeit kräftige Anregung für die Betreibung der deutschen Studien. Ab und zu erhielt der berühmte Rektor Besuch von älteren Freunden. So kehrten im Dezember des Jahres 1823 W. v. Humboldt, dann Zelter bei ihm ein und erfreuten sich an alten Erinnerungen. Der Schmerz über den Übergang aus den sächsischen Beziehungen in die

preußischen wurde mit den Jahren völlig überwunden, nach wie vor studierte der Rektor fleißig und wartete gewissenhaft seines Amtes, für thüringische Geschichte, für Münzen, für Sammeln verschiedener Holzarten hatte er außer seinen klassischen Studien Interesse gewonnen. Inzwischen machte sich die Hinfälligkeit des Alters fühlbar, besonders aber bewog ihn die Abnahme der Sehkraft, um seinen Abschied nachzusuchen. In allen Ehren wurde dem hochverdienten Rektor die Bitte, sich zurückziehen zu dürfen, gewährt. Im April 1831 siedelte er nach Berlin über, wo sein einziger Sohn Professor am Joachimsthalschen Gymnasium war. Der Umgang mit Männern wie W. v. Humboldt, Böckh, Hufeland, Neander, Marheineke u. a. bot Anregung und Erquickung, während die Kränklichkeit seines Sohnes ihm Besorgnis einflößte (er starb 1837). Leider erblich seine Sehkraft völlig, eine Operation gab nur wenig Hoffnung auf Erhaltung des Augenlichtes. In der Mitte des September 1834 endete ein Schlaganfall sein arbeitsreiches mit Erfolgen gesegnetes Leben.

Man weiß, daß Ilgen in seinen Schriften in religiöser Beziehung dem Rationalismus huldigte, und doch war er, wie so viele andere Ehrenmänner jener Richtung, ein persönlich frommer Mann. Schon bei der Übernahme seines Rektoramtes im Jahre 1802 erklärte der Präsident des Oberkonsistoriums v. Burgsdorff: Der Wunsch des Kirchenrates, daß Sie Rektor der Pforta werden, ist nicht der meinige gewesen. — Ich weiß es, antwortete Ilgen, und weiß auch warum. — Nun? — Ich bin Ihnen ein zu arger Ketzer. — Nun ja, Sie haben aus dem Buche Hiob ein Drama gemacht. — Nein, durchaus nicht. — Was denn? — Ein Epos, das es wirklich ist. — Auch gut, oder vielmehr ebenso schlimm u. s. w. Man mag nur lesen, was in den „Ilgeniana" S. 6 f. über das Poetische und Religiöse in Ilgens Wesen zu lesen ist.[1]) Von den Schriften David Ilgens führe ich an: die erwähnte Ausgabe der Hymni Homerici etc. Halis Saxonum 1796. Scolia hoc

[1]) Diese im Jahre 1853 veröffentlichten Erinnerungen an den Rektor Ilgen, insbesondere in dessen Reden in Erholungsstunden. Eine kleine Anekdotensammlung von W. R. liefern wichtige Beiträge zur Charakteristik des hochverdienten Mannes, enthalten manches treffliche Urteil auch über poetische Dinge, z. B. S. 23 über die Messiade Klopstocks, der ja ein Schüler der Landesschule gewesen war. Eingehend wird das Leben Ilgens dargestellt von Friedr. Karl Kraft in der vita Caroli Davidis Ilgenii. Altenburgi 1837. Dazu vergleiche man Hallische Jahrbücher: Ilgen und Schulpforta. Versuch einer Charakteristik als Nachtrag zur vita Ilgenii von A. Stern in Hamm. 1840, Nr. 270 f. Ferner Stern, narratio de C. D. Ilgenio. Hannover 1839. Sehr wertvoll ist, was in Friedrich Thierschs Leben, Bd. I, S. 11 f. über Ilgen berichtet wird. Leipzig und Heidelberg 1866. Ferner führe ich an: August Meineke. Ein Lebensbild. Von Ferd. Ranke. Leipzig 1871. Rückerinnerungen an Schulpforta (1814—1821). Von Ferd. Ranke. Halle 1874. Jugenderinnerungen, mit Blicken auf das spätere Leben. Von Friedr. Heinr. Ranke. 2. Auflage. Stuttgart 1866. Kaemmel in der Allgemeinen deutschen Biographie.

est carmina convivalia Graecorum metris suis restituta et animadversionibus illustrata praemissa disquisitione de hoc genere carminis ed. C. D. Ilgen. Jenae 1798. Opuscula varia philologica Caroli Davidis Ilgenii. Volumen primum et tomi secundi pars prior. Erfordiae 1797.

Ein sehr nettes Geschehnis, das Ilgen und seinen Freund W. v. Humboldt trefflich charakterisiert, teilt der verdienstvolle R. Haym in dem Anhang zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen W. v. Humboldt und Georg Heinr. Ludw. Nicolovius (Berlin 1894) S. 78 mit: Am 18. März 1816 hatte Frau Ilgen dem alten Freunde die Ernennung ihres Mannes zum Schulrat und die vermeintliche Erhebung in den Adelsstand gemeldet. Auf einen beglückwünschenden Brief vom 25. März mußte indes Humboldt schon am 13. April einen beruhigenden folgen lassen, worin er, nachdem Frau Ilgen in großer Aufregung den Irrtum eingestanden, mit den besten Gründen und mit aller möglichen Beredsamkeit, die ihm seine Teilnahme einflößte, der in dem Ilgenschen Hause herrschenden Stimmung entgegenzuarbeiten versuchte. „Es ist," schreibt er unter anderm, „wie wenn man fälschlich glaubte, in der Lotterie gewonnen zu haben. Ich bin gewiß, Ihr Mann redet nicht davon, den Dienst zu verlassen. Es müßte es jeder, ich mache Ihnen kein Geheimnis daraus, mißbilligen. Einen nützlichen Wirkungskreis, eine gute und angenehme Familienexistenz, eine Regierung, die einem nichts zuleide gethan, alles das zu verlassen wegen eines Schreibfehlers, wegen eines Titels, würde und müßte eine Reizbarkeit des Selbstgefühls bei ganz äußerlichen Vorzügen beweisen, die ich mir selbst nicht erlauben würde und die ich nicht billigen könnte." Es ist rührend zu lesen, wie sich der große Staatsmann bemüht, durch den Sektionschef des Kultusministeriums Nicolovius den durch einen Schreibfehler so aufgeregten Rektor der Pforta zu beruhigen, Fernerstehenden erscheint das Gebaren Ilgens geradezu komisch. Doch man lese die schönen Briefe selbst.

Adolf Gottlob Lange.

Die Frage würde nicht ganz leicht zu entscheiden sein, welcher von den beiden berühmten Rektoren der Landesschule Pforta einen tieferen Einfluß auf die Zöglinge geübt habe, David Ilgen oder Adolf Lange? Beide Männer waren ganz verschieden, jeder muß nach seiner Art genommen werden. David Ilgen war eine repräsentative, in sich festgeschlossene Persönlichkeit, er hatte

Bd. XIV, S. 19 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 666. Schmieder in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Juli 1838, Nr. 5, S. 33. Kirchner, Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. S. 73.

etwas Imponierendes, war leicht zum Zorne geneigt, während Lange feiner organisiert, ästhetisch mehr gebildet war, er gehörte eben einer neueren Zeit an, die die Wirkungen der Weimarischen Kulturperiode schon mehr in sich verarbeitet hatte. Er hatte durch seinen längeren Aufenthalt in Berlin, durch den Umgang mit geistreichen Männern und dadurch, daß er alles, was die damalige Hauptstadt Preußens an Kunstgenüssen bot, in sich aufgenommen hatte, neben tüchtigen philologischen Kenntnissen sich einen weiteren Gesichtskreis gebildet. Am wichtigsten freilich war es, daß Ilgen in seiner Jugend nach allen Seiten hin in beengenden, den freien Flug der Seele hemmenden Verhältnissen gelebt und dadurch seinen Charakter gefestigt hatte, während Lange aus freundlichen, sorgenfreien Umgebungen herausgewachsen und unter größerer Behäbigkeit sich entwickelt hatte. Die Schüler nannten Lange den Odysseus, Ilgen den Achilles der Schulpforta, und darin lag etwas Treffendes.

Adolf Lange war zu Weißensee in Thüringen geboren. Aus dieser Landstadt sind schon manche tüchtige Philologen hervorgegangen: Christoph Mitscherlich, der am 6. Januar 1854 als Professor der Philologie in Göttingen gestorben ist, der geniale Karl Reisig, der durch frühzeitigen Tod auf einer italienischen Reise in Venedig, am 17. Januar 1829 aus einer fruchtbaren philologischen Lehrthätigkeit, die er in Halle ausübte, der Wissenschaft zu früh entrissen wurde, und Ernst Wilhelm Weber, mein lieber Lehrer und Freund, der an dem Weimarischen Gymnasium lange Jahre ein würdiger Vertreter der klassischen Studien gewesen und in Koburg im Hause eines Sohnes des Dichters Friedrich Rückert, seines Schwiegersohnes, plötzlich aus dieser Welt abberufen wurde, den 9. August 1865. So war Lange schon von Jugend an auf Landsleute hingewiesen, die zur Nacheiferung reizen konnten. Der Vater Langes, auch der Großvater hatten ihre Bildung auf der immer in großem Ansehen stehenden Landesschule Pforta empfangen, so daß der Knabe schon vor seinem Eintritte in die Schulgemeinschaft von Pforta mit den dort herrschenden Sitten und Gebräuchen durch die Erzählungen seiner Angehörigen wohlvertraut war. Im Jahre 1789 wurde Lange als Alumnus der Schule von dem Vater, der Archidiakonus in Weißensee war, zugeführt; er war elf Jahre alt (geboren den 22. April 1778), als er in die Landesschule eintrat. In dem Vordergrunde des Unterrichts stand die Pflege der lateinischen Sprache; auch in Pforta, wie überhaupt in jener Zeit, wurde das Griechische vernachlässigt. Der Rektor Friedr. Gottl. Barth (1787—1794) war wegen seines vorgerückten Alters den Anforderungen seines Amtes nicht mehr völlig gewachsen, sein Nachfolger K. W. Heimbach (1795—1801) war kränklich, führte aber manche zweckmäßige Änderung ein. Der Diakonus Hildebrand, der geistliche Inspektor Schmieder und der Mathematiker Schmidt, der auch über deutsche Literatur Vorträge hielt, gewannen auf die Bildung des strebsamen Schülers Einfluß. Vor allem aber hatte Lange durch fleißige Privat-

studien das Gebiet seines Wissens erweitert und vertieft, so daß er, zu akademischen Studien wohl vorbereitet, die Anstalt 1795 verlassen konnte, seine Valediktionsarbeit handelte de novem Graecorum lyricis. In Leipzig widmete er sich anfänglich vorzugsweise theologischen Studien, doch gar bald wurde er durch die Vorlesungen Chr. Daniel Becks und Gottfr. Hermanns so angezogen, daß er sich zur Philologie hinwandte. Auf der Universität wurde zunächst ergänzt, was im Griechischen versäumt war, besonders die Homerische Dichtung wurde nach allen Seiten hin betrachtet, auch alles, was die herrliche Handelsstadt an Kunstwerken bot, diente der Ausbildung des ästhetischen Sinnes Langes. Als er 1801 die Würde eines Doktors der Philosophie erlangt hatte, ging er auf Anraten Becks und Hermanns nach Berlin, um dort in das Seminarium für gelehrte Schulen und als Hülfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster zu arbeiten. Mit Spalding, Heindorf, Buttmann, Hasselbach und anderen Männern der Wissenschaft verkehrte er in der freundlichsten Weise, auch sonst brachte das Leben der preußischen Hauptstadt manche Anregung, immer aber sehnte er sich nach seiner geliebten alma mater in Thüringen. Im Jahre 1804 wurde Lange durch Spaldings warme Empfehlung an den Oberhofprediger Reinhard in Dresden nach Pforta berufen, nachdem er drei Jahre in Berlin seiner Bildung gelebt hatte. In Pforta hatten sich die Dinge geändert, an die Spitze der Schule war 1802, wie berichtet wurde, David Ilgen getreten, und mit ihm war der Geist der Zucht und Ordnung in die Schule eingezogen. Nach allen Richtungen hin entfaltete Lange neben dem gestrengen Ilgen eine reich gesegnete Thätigkeit. Es kam ihm vor allem darauf an, seine Schüler gründlich in das Altertum einzuführen, die alten Schriftsteller schienen ihm der beste Stoff für die Übung der geistigen Kraft, durch sie glaubte er, daß das Gefühl des Wahren, Schönen und Guten am meisten geschärft, gestärkt und das Gemüt erhoben, sowie gegen den Einbruch sittlicher und ästhetischer Gemeinheit beschirmt würde. Es wollte Lange nicht etwa, wie oft gesagt wird, wenn man mit Energie die Lektüre der alten Schriftsteller betont, Philologen bilden; er strebte nur dahin, durch eine gründliche Methode ein die Form und den Geist der alten Klassiker gleichmäßig umfassendes Verständnis herbeizuführen. In Untersekunda erklärte er in einer Reihe von Jahren die Odyssee, Xenophons Anabasis, Ciceros auserlesene Briefe, die Fasti des Ovidius, in Obersekunda Homers Ilias, ausgewählte Idyllen des Theokrit, leichtere Dialoge des Platon (Apologie des Sokrates, den Menexenus u. a.), einzelne Biographien des Plutarch, den Herodot, schwerere Reden Ciceros. Ein Lieblingsdichter Langes war Vergilius, auch die Germania des Tacitus war mit vollem Rechte eine stehende Lektüre. Es sollte in der That kein Schüler als Abiturient ein deutsches Gymnasium verlassen, der nicht mit diesem unsterblichen Werke des großen Römers, das wie ein Morgenrot in die Ge-

schichte Deutschlands gestellt ist, um das uns andere Völker beneiden, aufs genauste vertraut wäre. In den letzten sechs Jahren seines Lebens erklärte er in der Prima den Horatius. Er behandelte die klassischen Schriftsteller in den Lehrstunden anders als David Ilgen, er ging rascher vorwärts, schloß aber die Kritik doch nicht ganz aus, empfahl den Schülern wohl auch ein fleißiges Studium der Bentleyschen Anmerkungen zum Horatius. Die Themata zu den lateinischen Arbeiten waren so gewählt, daß die Schüler gewissermaßen selbständig forschen lernten. So gab er eine Aufgabe über das Leben des Ovidius, es mußten aus den Werken des Dichters Belege gesammelt werden, acht Tage lang, berichtet ein fleißiger Schüler, brachten wir den Ovidius nicht aus den Händen. Lange, der selbst eine hervorragende Fertigkeit besaß, lateinische Verse zu bauen, widmete auch diesen Übungen die nötige Sorgfalt. So war ihm das Reformationsfest 1817 ein Anlaß, ein Gedicht in Lutherum, oder kurz vor Schillers Todestage eine Dichtung in obitum Schilleri zu verlangen, bei Gelegenheit der Lektüre der Germania des Tacitus stellte er zur poetischen Bearbeitung: vaticinium Veledae. Heute verkennt man den Einfluß, den lateinische Versübungen auf die Bildung eines Jünglings auszuüben vermögen. Für die Privatlektüre hatte er die so nützliche Anlegung von Adversarien, Auszüge aus den gelesenen Schriftstellern, kleine lateinische Abhandlungen, Übersetzungen, metrische Versuche dringend empfohlen. In den früheren Zeiten wurde nicht bloß auf geschlossenen Schulen, sondern auch auf Gymnasien großer Wert auf die Privatstudien der Schüler der oberen Klassen gelegt. Ich führe in der Anmerkung einige Schriften von tüchtigen Schulmännern an, die für die Pflege der Privatlektüre auf Gymnasien ihre gewichtige Stimme erhoben haben. Zunächst gingen sie von Männern aus, die den Segen dieser Privatstudien in Pforta an sich erfahren hatten, von Aug. Meineke in Danzig und von Franz Spitzner in Wittenberg.[1])

Ein Unterrichtszweig, auf den Lange großen Wert legte, darf nicht übergangen werden, weil er auf seine Schüler den größten Einfluß ausübte, das größte Interesse erweckte. Es waren die Lehrstunden, die er bis zum Jahre

---

[1]) Moritz Seyffert, Das Privatstudium in seiner pädagogischen Bedeutung. Eine Skizze als Beitrag zur Kritik unserer heutigen Gymnasien. Brandenburg 1852. Gustav Heiland, Programm des Gymnasiums in Öls, 1853. W. Schrader, Anleitung zum Privatstudium. Programm des Gymnasiums in Sorau, 1856. Karl Rehdanz, Themata zu schriftlichen Privatarbeiten für die oberen Klassen eines Gymnasiums. Halberstadt (Progr.) 1856. Verhandlungen der 16. Philologenversammlung in Stuttgart 1856. Verhandlungen der 30. Philologenversammlung in Hannover 1864. Sehr wertvoll sind die Bemerkungen von W. Schrader in seinem ausgezeichneten Werke: Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen, zuerst Berlin 1868 erschienen, jetzt in der 6. Auflage vorliegend, § 119. Schmids Encyklopädie. Bd. VI, S. 399. Artikel Privatstudium, von W. Schrader.

1820 in der Prima über Archäologie und Literatur der Griechen und Römer abhielt. Ohne Frage war es von großem Nutzen, wenn in der Prima in zusammenfassender Darstellung den Schülern nahe gebracht wurde, was sie im Laufe ihrer Schuljahre von den alten Schriften kennen gelernt, was sie an Bildungsstoff von ihnen in sich aufgenommen hatten. Damals, als Lange Unterricht in der Archäologie erteilte, waren noch nicht Abgüsse von den berühmtesten Statuen des Altertums oder wohlgelungene Photographien so leicht zu beschaffen, wie das heute der Fall ist; es gehörte Langes Begeisterung dazu, um diesen Unterricht anregend und fruchtbar zu gestalten. Heute wird es wenige Gymnasien geben, in denen nicht bei der Erklärung der Schriftsteller, in den Geschichts-, in den Lektür- und Zeichenstunden auch auf die künstlerische Seite des klassischen Altertums Rücksicht genommen wird. Es muß eben auch auf dem Gymnasium das Verständnis für die künstlerischen Hervorbringungen des Altertums angebahnt und auf der Universität durch den Besuch archäologischer Vorlesungen weiter fortgesetzt werden. Mit besonderer Freude erfüllte ihn, der sein Thüringer Land so lieb hatte, die Stiftung des thüringisch-sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums. Leider wurde die so fruchtbare pädagogische Wirksamkeit Langes durch Kränklichkeit getrübt, so daß er Bäder (Marienbad, Swinemünde) aufsuchen mußte. Als nun David Ilgen durch Alter und öfteres Unwohlsein bestimmt sich entschlossen hatte, sein Amt niederzulegen, da war es der Wunsch der Behörde und des Lehrerkollegiums, daß Lange das Scepter der Schule in die Hand nehme. Aber in Langes Seele erhoben sich Bedenklichkeiten aller Art, vor allem erregte sein Gesundheitszustand Besorgnisse. Endlich gab er dem Drängen seiner Amtsgenossen nach. Am 19. April 1831 wurde er in sein neues Amt, mit dessen Geschäften er durch vielfache Vertretungen Ilgens schon ganz vertraut war, eingewiesen. In seiner Einführungsrede tritt uns der liebenswürdige, edle Mann in der anziehendsten Weise entgegen, die Grundstimmung der Rede ist nicht frei von bangen Ahnungen einer nur kurzen Wirksamkeit. Nachdem er kaum drei Monate an der Spitze der Schule gestanden, befiel ihn ein Wechselfieber und das alte nur scheinbar unterdrückte Unterleibsleiden brach mit großer Heftigkeit aus und machte seinem Leben ein rasches Ende. Am 11. Juli wurde die sterbliche Hülle des teuern Mannes unter zahlreicher Beteiligung früherer Schüler und Freunde der Mutter Erde übergeben. Voluit. Quiescit. steht auf der eisernen Tafel, die seine Grabstätte deckt. In der Zuschrift, welche Gregor Wilh. Nitzsch in den erklärenden Anmerkungen zu Homers Odyssee (Hannover 1826) an den teuern Lehrer richtet, erkennt man, wie Lange durch seinen Unterricht seine Schüler gefesselt und durch seine Unterhaltungen die Seelen der Jünglinge zu sich emporgehoben, ihnen, wie Nitzsch sagt, Feierstunden gewährt hat. Auch aus den Briefen, die Friedrich Thiersch an seinen teuern

Lehrer gerichtet hat, ersieht man, wie innig das Band gewesen ist, das Lehrer und Schüler verknüpft hat.[1])

Lange war, wie er auch selbst geäußert hat, zur schriftstellerischen Thätigkeit nicht geboren, er war mehr ein Mann für das Katheder. Er hat einige Abhandlungen in Wielands „Merkur" (1807 und 1808) und in andern Zeitschriften veröffentlicht. Wir besitzen vermischte Schriften und Reden von ihm, die sein Kollege Professor Dr. Karl Georg Jacob gesammelt und 1832 mit vorausgeschickten biographischen Erinnerungen herausgegeben hat.[2])

Friedrich Christian Wilhelm Jacobs.[3])

Zu den um Schule und Wissenschaft gleich hochverdienten Männern gehört ohne Zweifel Friedrich Jacobs, in welchem die neuere Philologie den Wiederhersteller und gelehrten Ausleger der griechischen Anthologie, den gründlichen Erklärer und Kritiker des Euripides, Xenophon, Älian, Athenäus,

---

[1]) Vgl. Friedr. Thierschs Leben. Herausgegeben von H. W. J. Thiersch. Leipzig und Heidelberg 1866. Bd. I, S. 28 f. u. a. v. O. In biographischen Erinnerungen, die Friedr. Thiersch der Ausgabe der kleinen lateinischen und deutschen Schriften L. Dissens (Göttingen 1839) S. VI vorausschickt, heißt es, nachdem er die ersten Zeiten ihres Aufenthaltes in Pforta geschildert hat: mehr begünstigt waren wir in späteren Jahren von seiten der Lehrer. Adolf Lange und David Ilgen waren wirkend eingetreten und zeigten durch ihre Vorträge, wie man mit Gelehrsamkeit und Benutzung der Hülfsmittel in das Innere auch der schwierigeren Klassiker eindringen könne. Dazu war Lange ein Mann von großem Adel des Geistes und einer, Liebe und Achtung gleich mächtig erweckenden Persönlichkeit, Ilgen durch Gutherzigkeit und Schlichtheit uns teuer, ohne daß die Derbheit des Mannes die Achtung vor ihm schwächte. Auch der treffliche Philolog und Schulmann Ludwig Döderlein ist voll des Lobes seiner beiden Portenser Lehrer Ilgen und Lange.

[2]) Vgl. K. Halm in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XVII, S. 620. Mir waren Jacobs Biographie in den vermischten Schriften Langes (Leipzig 1832) und Friedr. Thierschs Briefe an Lange besonders wertvoll.

[3]) Über das Leben des trefflichen Mannes vergleiche man: Hoffmanns Lebensbilder der berühmten Humanisten 1—27 (Leipzig 1837), vor allem die Personalien (Vermischte Schriften. Bd. VII). H. Kaemmel in Schmids Encyklopädie. Bd. III, S. 725 f. Friderici Jacobsii laudatio. scripsit E. F. Wüstemann. Gothae 1848. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 635: „Als Mensch wie als Gelehrter ein Muster wahrer Humanität, eine der reinsten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, welche die Geschichte unserer Wissenschaft aufzuweisen hat." Zur achtzigjährigen Geschichte der griechischen Elementarbücher. Von Friedrich Jacobs, in Auszügen von pädagogischem Interesse aus seinen und seiner Nachfolger Vorreden zu den verschiedenen Teilen und Auflagen, sowie aus seiner Eröffnungsrede der Philologenversammlung in Gotha 1840. Jena 1845. Es war ein glücklicher Griff unseres alten Freundes Friedrich Frommann, daß er nach dem Rücktritt des ehrwürdigen Jacobs den ebenso tüchtigen Schulmann als gelehrten, scharfsinnigen Philologen Johannes Classen für die neue Bearbeitung der Lesebücher gewonnen hatte.

Stobäus, der Philostrate und so vieler andern Schriftsteller, den geschmackvollen Übersetzer des Demosthenes und Cicero, den feinsinnigen und geistreichen Beurteiler antiken Lebens und hervorragender Persönlichkeiten des Altertums ehrt, welcher ebenso unverdrossen aus den entlegenen Schätzen der Bibliotheken jede Förderung des Wissens schöpfte, wie er mit zartem Sinn die verborgenen Seiten des weiblichen Gemütes zu schildern und in ernster Zeit die Sache des Vaterlandes aus reinem Herzen und mit kräftigen Worten zu führen wußte, derselbe Mann hat mit unermüdlicher Treue für die Bildung der deutschen Jugend gearbeitet und Unvergeßliches geleistet. So Johannes Classen, der die Elementarbücher, die Friedrich Jacobs in vielen Ausgaben veröffentlicht hatte, später, als der Verfasser älter geworden war, immer wieder vortrefflich neu bearbeitete. Durch diese Elementarbücher, die lange Jahre an einer großen Anzahl von Schulen eingeführt waren, ist das Studium der alten Sprachen wesentlich gefördert und gehoben worden. Durch die geschickte Auswahl einzelner Sätze und zusammenhängender Abschnitte aus den Schriftstellern des Altertums zeigte der Verfasser einen feinen pädagogischen Takt und Verständnis dessen, was den jugendlichen Seelen als nahrhafte Kost geboten werden kann, und erlangte so den Beifall der Lehrerwelt. Auch als Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek in Gotha hat er sich durch umsichtige Anlage von Katalogen anerkannte Verdienste erworben. Seine Schriftstellerlaufbahn schloß er mit dem VII. Bande seiner vermischten Schriften, den Personalien, auf die würdigste Weise ab. In bewundernswürdiger Weise erzählt er die Geschichte seines reichen, glücklichen, erfolgreichen Lebens. Mit bedeutenden Männern, Gottfried Hermann, Gottlob Heyne, Friedrich Thiersch, Franz Passow u. a., stand er in brieflichem Verkehr, überall war er gern gesehen, von seinen Landesfürsten wurde er hochgehalten. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er die Schwächen des Alters körperlich und geistig schwer empfinden, bis ihn am 30. März 1847 ein sanfter Tod von den Leiden dieser Zeit, die nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden, erlöste.

Friedrich Jacobs war der Sohn des angesehenen Rechtsanwaltes Wilh. Heinr. Jacobs in Gotha, geboren am 6. Oktober 1764. Nachdem er im väterlichen Hause den ersten Schulunterricht genossen hatte, wurde er 1777 dem Gymnasium seiner Vaterstadt zugeführt. An der Spitze dieser Anstalt, die bis heute durch die Tüchtigkeit ihrer Lehrer und durch die vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen von Schülern, die aus dieser Schule hervorgegangen sind, nicht bloß in dem Thüringer, an guten höheren und niederen Schulen so reichen, Lande sich des besten Rufes erfreut, stand damals Joh. Gottfried Geißler, der auf die nachdrückliche Empfehlung seines Lehrers Joh. Aug. Ernesti 1768 von dem Herzog Ernst II. als Direktor des Gymnasiums berufen worden war. Schon im Jahre 1779 kehrte Geiß-

ler[1]) als Rektor der Landesschule Pforta nach Sachsen zurück. Der Herzog Ernst, der ihm sehr gewogen war, machte ihn 1786 zum Direktor der Herzoglichen Bibliothek. In Gotha ist der verdienstreiche Mann am 2. September 1800 gestorben. Nach dem Abgange Geißlers übernahm Friedr. Andreas Stroth das Rektorat des Gymnasiums zu Gotha, der durch seine umfassende Bildung und durch die lebendige geistvolle Art seines Unterrichts auf strebsame Schüler einen außerordentlichen Einfluß gewann. Diejenigen Zöglinge, die sich wissenschaftlich hervorthaten, zog er näher an sich heran, verkehrte mit ihnen und regte sie an. Unter diesen Jünglingen, die Stroth um sich versammelte, war auch der ihm immer dankbar ergebene Jacobs. Stroth war ein Schulmann wie er sein soll, er hielt in seiner Anstalt auf Zucht und Ordnung, regte nach allen Seiten an. Jacobs wurde schon als Primaner durch seinen Lehrer Stroth veranlaßt, sich mit Pindar zu beschäftigen. Vor allem war Stroth darauf aus, abgehende Lehrer durch neue tüchtige Kräfte zu ersetzen. Im Herbst 1781 bezog Friedrich Jacobs wohl vorbereitet die Universität Jena, um dort nicht, wie sein Vater wünschte, Jurisprudenz, sondern Theologie und Philologie zu studieren. Die exegetischen Vorlesungen des berühmten Theologen Joh. Jak. Griesbach und die des Philologen Chr. Gottfr. Schütz zogen ihn an. Seine wissenschaftlichen Be-

[1]) Joh. Gottfr. Geißler, geboren den 14. Juni 1726 zu Langenau in der Oberlausitz, empfing seine akademische Vorbildung in Görlitz, studierte seit 1744 zu Leipzig, wurde später durch Joh. Aug. Ernesti nach Gotha empfohlen (1768), 1779—1786 war er Rektor der Pforta. Über die neuen Einrichtungen, die er am Gymnasium traf, vergleiche man Chr. Ferd. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. Gotha 1824, S. 271. Geißler wünschte, daß die alt und unbrauchbar gewordenen Lehrer nach und nach entfernt und zunächst zum Lehramt tüchtige Schüler ihnen als Gehilfen beigegeben würden; ferner schien ihm eine Veränderung des bisherigen Klassensystems dringend nötig, um den Schülern, die in vielen Gegenständen zurück waren, Gelegenheit zu geben, das Versäumte nachzuholen, und daß jeder von ihnen in die Lehrstunden käme, die seinem Wissen und künftigen Berufe am angemessensten wären: es sollten statt der bisherigen Schulklassen Lektionsklassen eingeführt werden; die lateinische Sprache sollte als Grundlage dienen und ihr gemäß der übrige Unterricht geordnet werden, so daß z. B. in cursu primo (der seitherigen Klasse Tertia) neben den Anfangsgründen des Latein, in besonderen Abteilungen die Anfangsgründe des Griechischen, Hebräischen, Deutschen, ferner die Religion, Geschichte, Arithmetik und Prosodie vorgetragen; in cursu quarto aber (oder der seitherigen Klasse Selekta) neben dem höheren Unterricht im Latein auch der höhere Unterricht in den übrigen Sprachen und in den Wissenschaften in besonderen Abteilungen erteilt würde. Dabei sollte jeder Schüler, nach einer genauen Prüfung seiner Kenntnisse, Vorschrift erhalten, welchen Kursus und welche Abteilung er besuchen müsse, und keiner gezwungen werden, eine Sprache oder Wissenschaft zu erlernen, die zu seiner künftigen Bestimmung entbehrlich wäre. — Auch für die Verbesserung der materiellen Stellung der Lehrer sorgte Geißler unablässig, obwohl er in seinen pädagogischen Maßnahmen von seinen Amtsgenossen so wenig unterstützt wurde, daß er selbst darauf antrug, die früheren Schulklassen wiederherzustellen und statt der Repetenten Kandidaten als Kollaboratoren anzustellen (Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. S. 277).

schäftigungen erhielten durch das Studium der opuscula critica des Engländers Toup (geboren 1713 im Dezember zu Ives, gestorben als Kanonikus in Exeter den 19. Januar 1795), tief gehende Anregungen. Mit Immanuel G. Huschke und Fr. K. Manso wurden die alten Schriftsteller gelesen und besprochen. Im Herbst 1783 ging er in das väterliche Haus zurück und widmete sich im Winterhalbjahr ganz der Lektüre griechischer Schriftsteller. Im Sommerhalbjahr siedelte er mit Zustimmung des Vaters nach Göttingen über, um hier unter Heynes Leitung ausschließlich Philologie zu studieren. Von dem berühmten Göttinger Philologen wurde er nach Ablieferung einer Arbeit über Aristophanes' Vögel und kritischer Beiträge zu andern Schriftstellern sogleich in das philologische Seminar aufgenommen. Mit großem Interesse hörte er auch die Vorträge Ludw. Tim. Spittlers über Staatengeschichte. Bereits am 29. August 1785 wurde er durch den Generalsuperintendenten Koppe in ein Lehramt des Gymnasiums seiner Vaterstadt eingeführt, das, mit einem kärglichen Gehalte ausgestattet, doch den Vorteil bot, daß er mit klassischem Unterrichte in den höheren Klassen des Gymnasiums betraut wurde. Das Glück, unter der Leitung seines verehrten Lehrers an den Seelen der Jugend zu arbeiten, wurde ihm nicht zu teil, da Stroth bereits am 25. Juni 1785 aus seiner reichgesegneten Thätigkeit durch einen frühen Tod herausgerissen worden war. Als Nachfolger Stroths[1]) wurde Friedr. Wilh. Döring,[2]) damals Rektor in Naumburg, nach Gotha berufen.

[1]) Friedr. Andreas Stroth, geboren zu Triebsee in Pommern den 5. März 1750, gebildet in Greifswald und in Halle, seit 1773 Rektor zu Quedlinburg und seit 1779 bis zu seinem Tode Rektor des Gymnasiums zu Gotha. Stroth war einer der ausgezeichnetsten Schulmänner unseres Vaterlandes, er glaubte auch, daß das Lesen der Alten auf den Schulen doch die Hauptsache bleibe. In Meusels Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Teil XIII, S. 488, werden zahlreiche Schriften von ihm aufgeführt.

[2]) M. Friedr. Wilh. Döring, geboren den 9. Februar 1756 in Elsterberg bei Plauen im Voigtlande, wurde in Pforta zu akademischen Studien vorgebildet. 1778 bezog er die Universität Leipzig, wo er bei Reiz und Morus philologische, bei Dathe hebräische, bei Cäsar philosophische, bei Beck und Hilscher geschichtliche Vorlesungen hörte. Im Jahre 1782 übernahm er das Rektorat des Gymnasiums von Guben, 1784 wurde er Rektor der Stadtschule in Naumburg und 1786 Direktor des Gymnasiums in Gotha. Diese Schule war in gutem Zuge, es standen ihm ausgezeichnete Mitarbeiter, Manso, Jacobs, Kries, Lenz, Schulze, Uckert, Regel, Rost, Wüstemann, zur Seite, so daß die Anstalt sich eines großen Ansehens erfreute. Die Ausgaben des Horatius, des Catullus, die Fortsetzung der von Stroth angefangenen Bearbeitung des Livius, nach dem Vorbilde Heynes angelegt, haben gegenwärtig keinen Wert mehr. Quinti Horatii Flacci opera omnia recensuit et illustravit Fridericus Guil. Doering ed. III. Lipsiae 1824. Catulli carmina adn. instr. Lipsiae 1788—1793. Mit Friedrich Jacobs gab er bei Frommann in Jena lateinische Elementarbücher heraus. Er war ein durchaus liebenswürdiger, wohlwollender Mann. Vgl. Eckstein in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. V, S. 289 f. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. 1824. S. 287.

Anfänglich stimmten die beiden Männer nicht recht zusammen, die etwas naturalistische Art Dörings verletzte wohl hie und da den fein organisierten Jacobs, aber mit den Jahren gestalteten sich die Beziehungen beider immer freundlicher; vielfach ergänzten sie sich, Döring war ein vorzüglicher Lateiner, während der sinnige Jacobs die griechische Literatur bevorzugte. Welch gewinnenden, für die Gegenstände seines Unterrichts begeisternden Eindruck die Art der Behandlung der Schriftsteller und der Schüler Jacobs hervorzubringen verstand, das spricht sich in den Huldigungen und in der Dankbarkeit aus, die ihm seine Schüler in Gotha und in München während seines ganzen Lebens darbringen. Man lese nur z. B. die Briefe, die ihm Franz Passow, sein Schüler in Gotha (1802—1804) und Franz Göller (1807—1810)[1]) in München in treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit geschrieben haben, und man kann sich ein Bild von der Wirksamkeit dieses feingebildeten Philologen machen. Es war natürlich, daß man gar bald die wissenschaftliche und pädagogische Bedeutung dieses seltenen Mannes erkannte. Im Jahre 1807 erging durch Vermittlung des Oberstudienrates Niethammer in München die offizielle Aufforderung an ihn, als Professor am Lyceum in München einzutreten, um durch Gründung und Leitung eines philologischen Seminars die klassische Bildung in Bayern, wie es der edle König Maximilian Joseph beabsichtigte, zu heben und die Bildungsanstalten des Landes mit guten Lehrkräften zu versorgen. Es wurde dem Thüringer nicht leicht, die ihm so lieb und wert gewordene Heimat zu verlassen und in ein Land überzugehn, in dem ein anderes religiöses Bekenntnis maßgebend war als in dem Lande der Thüringer, aber die Aussicht auf eine weitgreifendere Thätigkeit und die Rücksicht auf eine Verbesserung seiner materiellen Lage ließen die mannigfachen Bedenken, die sich erhoben, zurücktreten. Im November des Jahres 1807 übernahm er sein neues Amt. Von dem König Max, von dem Kronprinz Ludwig und von dem Staatsminister Monteglas wurde Jacobs sehr freundlich empfangen. Es knüpften sich angenehme gesellige Verbindungen mit dem Präsidenten der Akademie Friedr. Heinr. Jacobi, Schlichtegroll, Niethammer, Franz v. Baader, Friedrich Roth, Joseph Schelling und andern Persönlichkeiten, die den Aufenthalt in München hätten angenehm gestalten können, aber es hatte die Berufung der Norddeutschen — 1809 war auch Friedrich Thiersch in das Lehrerkollegium des Lyceums eingetreten — in manchen katholischen Kreisen verstimmend gewirkt. Am Lyceum eröffnete er seine Thätigkeit am 7. Dezember 1807 durch die köstliche Rede, in welcher er seine idealen Anschauungen von der wahren Bedeutung und dem unvergleichlichen Werte der Humanitätsbildung eingehend entwickelte und die

[1]) Vgl. Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Göller. Herausgegeben von Heinr. Düntzer. Leipzig 1862.

Forderungen, die sie an ihre Jünger stellt, mit ergreifenden Worten beleuchtete. Durch die regelmäßigen Vorlesungen gewann er bald treu ihm anhängende Schüler, die er in das Verständnis der edelsten Geisteswerke der Alten einführte und für Wissenschaft und Kunst begeisterte. Auch durch die in der Akademie gehaltene Festrede „über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit" erwarb er sich die Anerkennung aller gebildeten Kreise Münchens. Nach und nach aber fanden die Verstimmungen, welche die Berufung von Jacobs und anderen Protestanten hervorgerufen hatte, auch bei einem Teile der studierenden Jugend Grund und Boden, indem sich gegen die strengeren philologischen Studien eine Opposition geltend machte, welche das Gedeihen seiner amtlichen Thätigkeit beeinträchtigte. In dieser Zeit erhielt er von Berlin her die Aufforderung, als Gymnasialdirektor und Professor an die neu errichtete Universität in der preußischen Hauptstadt eine Stellung anzunehmen, aber die Erfahrungen, die er in München gemacht hatte, ermutigten ihn nicht, auf den Antrag einzugehen, er zog es vor, der Einladung seines gütigen Herzogs August folgend, der von den Unannehmlichkeiten gehört hatte, die ihm in München begegnet waren, als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts am 7. Dezember 1810 nach Gotha zurückzukehren. Auf vaterländischem Boden hat er nun bis zu seinem Heimgange eine reiche amtliche und wissenschaftliche Thätigkeit geübt, in allen Kreisen der Stadt wurde der treffliche Mann hochgehalten, seine weitgreifende Gelehrsamkeit, sein patriotischer Sinn, die Liebenswürdigkeit seines Charakters führten gar oft auch auswärtige Gelehrte in sein Haus. Mit Männern wie Döring, Rost, Wüstemann, Kries, Regel, Schulze, die am Gymnasium thätig waren, verkehrte er gern. Die weise Einteilung der Zeit, die durch sein Ohrenleiden mit bedingte Zurückhaltung von gesellschaftlichen Zerstreuungen machten es möglich, daß er neben seiner außergewöhnlichen amtlichen Wirksamkeit eine umfangreiche wissenschaftliche Thätigkeit entwickelte. Sein in der größten Regelmäßigkeit dahinfließendes Leben wurde selten durch Reisen unterbrochen. Im Jahre 1825 hielt er sich einige Monate in Florenz auf und 1839 nahm er an der in Mannheim stattfindenden Philologenversammlung teil. Hier wurde ihm in dankbarer Verehrung für alles, was er auf dem Gebiete der Wissenschaft und Schule geleistet hatte, eine von K. Friedr. Hermann verfaßte Votivtafel als dem würdigen Nestor der deutschen Philologie überreicht. Noch in seinem hohen Alter arbeitete er täglich dreizehn Stunden. In den letzten Jahren seines Lebens wurde auch er von den Schwächen des Alters heimgesucht, körperlicher Verfall und geistige Umnachtung trat ein. Endlich am 30. März 1847 erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. Ein reiches, nach vielen Seiten hin glückliches Leben, hatte seinen Abschluß gefunden. Große Verdienste um Schule und Wissenschaft hat er sich durch die mit Valentin Christian Friedrich Rost begründete bibliotheca graeca erworben, zu der er

allerdings nur als einzigen Beitrag den Delectus epigrammatum graecorum (Gotha und Erfurt 1826) lieferte. Der Kommentar, womit er den nach Brunck's nachträglichen Bemerkungen verbesserten Abdruck der Brunckschen Analekten (mit Ausscheidung der nicht zur Anthologie gehörigen Stücke) begleitete,[1]) und durch die neue vollständigere Ausgabe des Textes mit kritischen Anmerkungen, wofür ihm eine von dem Sekretär der vatikanischen Bibliothek, Joseph Spaletti, angefertigte, vom Herzog Ernst II. für die Gothaer Bibliothek erworbene Abschrift des codex Palatinus, sowie nachträglich (zu Band III) eine freilich immer noch nicht erschöpfende Vergleichung dieses codex von Anton Jakob Paulssen zu Gebote standen, zeichnet sich, wie Konrad Bursian bemerkt, ebenso durch die Fülle wohlgeordneter Gelehrsamkeit als durch Geschmack und Feinheit des Urteils aus.[2]) Für weitere Kreise, die sich für griechische Literatur interessieren, sind die von Professor E. F. Wüstemann aus dem Nachlaß herausgegebenen Vorträge, die Friedrich Jacobs dem damaligen Kronprinzen von Bayern, Ludwig, über Heimat, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen gehalten hat, zu empfehlen.[3]) Erwähnung verdienen auch die Übersetzungen der Werke des Philostratus, der Romane des Heliodorus, Longus, Parthenius und Antonius Liberalis, der Tiergeschichten des Älianus, des Demosthenes u. s. w. In dem von Wieland an ihn und Hottinger überlassenen „Attischen Museum“ sind manche Arbeiten von ihm veröffentlicht. Auch seine seit 1802 herausgegebenen Jugendschriften wurden mit Beifall aufgenommen und haben zur Bildung des weiblichen Geschlechts viel beigetragen (Schule der Frauen. Leipzig 1827. 7 Bände). So hat sich Jacobs nach allen Seiten hin große Verdienste erworben. Darüber, daß ein Mann wie Jacobs keine rechte Stellung zu dem größten Dichter Deutschlands, der so oft in Gotha war, gefunden hat, giebt Wüstemann in der Vorrede zu „Hellas“ Aufschluß.[4]) Er meint, daß die engen Beziehungen des Gothaer Philologen zu Wieland und die große Verschiedenheit der Charaktere des Dichters und des Philologen die Ursache wären. Mir ist dies zweifelhaft.

---

[1]) Anthologia graeca sive poetarum graecorum lusus ex recensione Brunckii (Bd. I—IV Lipsiae 1794, Bd. V Indices 1795. Bd. VI—XIII Jacobsii animadversiones in epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum Brunckii 1798—1814).

[2]) Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 636.

[3]) Hellas. Von Friedrich Jacobs. Berlin 1852.

[4]) Vgl. Schiller und Goethe im Xenienkampfe. Von Ed. Boas. Stuttgart 1851. Teil I, S. 96. 291.

Valentin Christian Friedrich Rost.

Einer der ausgezeichnetsten Lehrer des Gothaischen Gymnasiums war der nach dem Tode Dörings mit der Leitung der Anstalt betraute Dr. Rost, ein Mann, der sich auf dem Gebiete der griechischen Grammatik und der griechischen Lexikographie einen sehr geachteten Namen erworben hat. Die große griechische Grammatik, deren erste Ausgabe 1835 erschien, liegt in 7. umgearbeiteter Auflage (1856) mir vor, sie war, obwohl sehr umfänglich (852 S.), an vielen Schulen eingeführt, ganz im Gegensatz zu unserer Zeit, die vor allem auf Kürze der grammatischen Lehrbücher Wert legt. Umfänglichere Grammatiken hatten den Vorzug, daß fleißige Schüler sich gründliche grammatische und literaturhistorische Kenntnisse aus ihrem Schulbuche erwerben konnten. Sehr viel Anklang fand, da die griechischen Studien seit dem Jahre 1820 einen neuen Aufschwung genommen hatten, sein innerhalb zweiundvierzig Jahren siebenmal aufgelegtes deutsch-griechisches Wörterbuch; auch das griechisch-deutsche Lexikon, zu dem der philologisch tüchtig gebildete Professor K. Friedr. Ameis in Mühlhausen wertvolle Beiträge geliefert hat, wurde in verschiedenen Auflagen wiederholt. Noch ist zu erwähnen: Duncani novum lexicon graecum ex Christ. Tob. Dammii lexico Homerico Pindarico vocibus secundum ordinem litterarum dispositis retractatum emendavit et auxit Val. Chr. Friedr. Rost. Lipsiae 1831—1834. Vor allem aber war Rost ein geschickter Lehrer, der durch die geistvolle, gewandte Art, mit der er den Unterricht handhabte, die Schüler außerordentlich förderte; besonders anziehend waren die Unterrichtsstunden, in denen der geistreiche, immer schlagfertige Mann den Thucydides oder Platon erklärte. Sehr großen Wert legte Rost auf eine gute Übersetzung der Schriftsteller, die er in der Schule erklärte. Er selbst übertrug sie aufs peinlichste, änderte und verbesserte oft, was er niedergeschrieben hatte. Mit gleicher Sorgfalt leitete er die Schüler an, wie auf entsprechende Weise ein deutscher Text in die griechische Sprache übersetzt werden könne. Daß durch Beobachtung einer solchen Methode die Schulung des Geistes der Schüler gefördert wurde, ist unzweifelhaft. Rost war ein geselliger, auf Philologenversammlungen, kleineren[1]) und größeren, immer gern gesehener Mann, der köstlich zu erzählen verstand, nach allen Seiten hin anregte. Seine Talente hat er nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft und Schule bewährt, sondern auch als sehr

[1]) Unter den kleineren Philologenversammlungen verstehe ich diejenigen, die seit 1850 regelmäßig im Jahre in Kösen, Sulza, auch Weimar abgehalten wurden, an denen sich Lehrer aus Merseburg, Halle, Naumburg, Pforta, Weimar, Erfurt und Gotha zu beteiligen pflegten. Teilnehmer waren unter andern: Herm. Sauppe, K. Peter, Gottfr. Bernhardy, Eckstein, Osterwald, Dir. Förtsch, Weber, Lieberkühn, Lothholz, Schubart, Schöler, Weißenborn, Rost, Wüstemann, Kritz, Corssen, K. Keil u. a.

einsichtiger und hochgeschätzter Mitdirektor der Gothaer Lebensversicherungsbank;[1]) er hatte eben auch für die Realitäten des Lebens ein tiefes Verständnis. Seine mit Wüstemann zusammen herausgegebene Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, die ebenfalls öfter aufgelegt ist, hat zur Hebung des griechischen Unterrichts wesentlich beigetragen. Durch die mit Friedrich Jacobs besorgte bibliotheca graeca hat er das Studium des Griechischen auf Schulen und Universitäten nicht unerheblich gefördert.[2])

Rost war in dem jetzt so viel besuchten Badeorte Friedrichroda in Thüringen am 16. Oktober 1790 geboren. Der Vater Rosts war Elementarlehrer. Gar bald merkte der Pädagog, daß das Lernen dem Sohne sehr leicht wurde, und faßte den Entschluß, ihm eine höhere Ausbildung zu teil werden zu lassen als er selbst gefunden hatte, trotzdem er nur spärliche Mittel verwenden konnte. Im Jahre 1804 wurde ihm der Eintritt in das Gymnasium nur dadurch möglich, daß er in dem damaligen sogenannten Coenobium in Gotha, einer Anstalt, welche den Söhnen unbemittelter Landpfarrer und Landschullehrer freie Wohnung und Mittagskost gewährte, Aufnahme fand. Um sich weiter etwas zu verdienen, erteilte er jüngeren Schülern Privatunterricht und wurde Chorschüler. Als solcher hatte er mit noch anderen Gymnasiasten aus allen Klassen, im hohen Hut und angethan mit einem schwarzen spanischen Mantel, wöchentlich einige Male vor den Häusern wohlhabender Bürger und außerdem bei Begräbnissen zu singen. Aus der Kasse des Chors wurden, wie das in vielen Gymnasialstädten der Fall war, die Schüler entschädigt. Nach sechsjährigem Besuch des Gymnasiums bestand er mit Auszeichnung das Abiturientenexamen, begab sich 1810 nach Jena, um Theologie zu studieren. Ein Jahr lang nahm er, nachdem er die theologische Staatsprüfung in Hannover bestanden hatte, eine Hauslehrerstelle im Hannöverschen an. Durch einen Zufall, die verspätete Ablieferung eines Ministerialschreibens, in welchem ihm eine Pfarrstelle auf dem Lande angetragen wurde, ist er der theologischen Laufbahn untreu geworden. Rost begab sich nach Gotha und wurde, da die ihm zugedachte Pfarrstelle anderweitig besetzt war, von dem damaligen ihm wohlwollenden Generalsuperintendenten Löffler veranlaßt, als Gymnasiallehrer einzutreten und den verwaisten griechischen Unterricht zu übernehmen. Obwohl ihm ein derartiger Wirkungskreis fern lag und obwohl er der Erlernung der griechischen Sprache nicht einen besonderen Fleiß zugewandt hatte, nahm er doch

[1]) Vgl. A. Emminghaus, Geschichte der Gothaischen Lebensversicherungsbank (Weimar 1877), S. 378; diese hier mitgeteilte Biographie habe ich vielfach benutzt.

[2]) Vgl. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 636. Fr. Aug. Eckstein, in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Augsburg. XXI, S. 23—25. F. Berger, V. Chr. Fr. Rostii memoria in dem Schulprogramm, Gotha 1863.

die Stelle an, zugleich wurde er mit dem Amte eines Inspektors des Coenobiums betraut. Das Gehalt, das er empfing, betrug neben freier Wohnung, Heizung und Beköstigung 105 Thlr. 15 Gr. Die geistige Kraft und die große Energie, mit welcher er sich in sein Amt hineinarbeitete, zeigte sich besonders darin, daß er schon 1816 und 1818 eine griechische Grammatik und sein erstes griechisches Wörterbuch herausgab. Diese Arbeiten machten ihn bald in der philologischen Welt so bekannt, daß ihm 1818 eine Professur an dem Gymnasium in Danzig mit 1200 Thlr. angeboten wurde. Es war natürlich, daß der junge Gelehrte darauf einging, denn die Stadt Danzig und die unter der Leitung des ausgezeichneten Direktors Aug. Meineke blühende Bildungsanstalt vermochten allerdings einen Reiz auszuüben. Rost hatte sich mit der Tochter des Direktors Döring verheiratet, seine materielle Stellung war nicht verbessert worden, er sah sich auf seinen literarischen Erwerb angewiesen. Der regierende Herzog August überredete Rost persönlich, sein Amt nicht aufzugeben und in Gotha zu bleiben. Es wurden ihm 500 Thlr. Gehaltszulage in Aussicht gestellt und der Professortitel verliehen. So wurde Rost seinem Heimatlande erhalten. Im Jahre 1841 übernahm er das Direktorat des Gymnasiums. Als 1859 die Verschmelzung des Realgymnasiums mit dem von Rost geleiteten Gymnasium illustre stattfand und ihm die Leitung der vereinigten Anstalten angeboten wurde, lehnte er das Anerbieten mit Rücksicht auf sein hohes Alter ab und legte zu Ostern desselben Jahres sein Amt nieder. Seit 1835 gehörte er dem Vorstande der Lebensversicherung an, der er sehr ersprießliche Dienste geleistet hat, denn Rost war nicht bloß ein tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein umsichtiger, scharf und leicht die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse überschauender Geschäftsmann. Mit den bedeutendsten Gelehrten stand er in Verkehr. Friedr. Thiersch, Aug. Böckh, Gottfr. Hermann, Herm. Sauppe, Karl Göttling, Friedr. Ritschl, Ludw. Döderlein, Ludw. Wiese und andere geistreiche Männer sprachen gern bei ihm ein, wurden gastlich bewirtet und köstlich unterhalten. Im Herbst 1861 fing er an zu kränkeln. Ein immer weiter greifendes Magenleiden brachte ihm große Schmerzen. Nach hartem Todeskampfe verschied er am 6. August 1862. Neben Rost verdient noch

Ernst Friedrich Wüstemann,[1])

der ebenfalls Professor am herzoglichen Gymnasium in Gotha war, genannt zu werden. Auch er hat durch die mit Rost veröffentlichte Anleitung zum

[1]) Vgl. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 640. F. Berger, oratio in memoriam Wüstemanni habita in dem Programm, Gotha 1857. C. E. Georges, E. F. W. memoria. Gothae 1857. Neuer Anzeiger von J. Petzoldt (Juni 1883): Gothaische Schriftsteller. Von A. Schumann (Aarau).

Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, durch seine Bearbeitung des Theokrit, durch seine Aufgaben zu lateinischen Stilübungen (Leipzig 1844) viel zur Hebung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien beigetragen. Wüstemann war in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert und verstand es, in geschmackvoller Weise Lateinisch und Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Viel Anklang hat das von Moritz Seyffert in 2. Auflage (1864) herausgegebene promptuarium sententiarum ex veterum scriptorum Romanorum libris congessit E. F. Wüstemann (1856) gefunden; aus ihm ersieht man, wie genau Wüstemann die römische Literatur kannte. In weiteren Kreisen sind auch seine kleineren Schriften über die Kunstgärtnerei bei den alten Römern (1846), dann drei Vorträge unter dem Titel: Unterhaltungen aus der alten Welt, für Garten- und Blumenfreunde (1854) zu nennen. Der Philolog und Schulmann hatte nicht bloß ein feines Verständnis für das, was Griechenland und Rom bot, sondern er erfreute sich auch an dem, was der wohlgepflegte Garten ihm brachte, in sinniger Weise pflegte er sich auch über seine Lieblinge, die Blumen, zu verbreiten. Schon im Jahre 1830 hatte Wüstemann in der bibliotheca graeca die reliquiae Theocriti herausgegeben, die in jener Zeit geschätzt waren. Ebenso hat er 1843 eine neue Ausgabe der Heindorfischen Bearbeitung der Satiren des Horatius veröffentlicht, die Anerkennung gefunden hat.

Ernst Friedrich Wüstemann, der jüngere Sohn des Hofadvokaten und Regierungsfiskals Joh. Chr. Wüstemann, wurde am 31. März 1799 in Gotha geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dessen reichhaltige Bibliothek seine früh begonnenen Studien förderte. Mit dem neunten Jahre (1808) trat er in das Gymnasium ein, an dem ausgezeichnete Lehrer thätig waren (Döring, Kaltwasser, Lenz, Galletti, Kries, Schulze, Regel und Ukert, zu denen 1814 auch noch Rost hinzutrat). Trefflich zu akademischen Studien vorgebildet, bezog Wüstemann im Herbst 1816 die Universität Göttingen, um unter der Leitung Mitscherlichs, Dissens und Welckers sich dem Studium der Philologie zu widmen. Schon damals eröffnete sich dem kaum Zwanzigjährigen eine verlockende Thätigkeit, indem ihm Lord Guilford, Gouverneur der ionischen Inseln, eine Professur an der neuzugründenden Akademie in Korfu anbot. Aber aus Anhänglichkeit an seine thüringische Heimat und an seine Eltern schlug er die Stelle aus und kehrte im Herbst 1819 nach Gotha zurück, wo er bald auf Rosts Betrieb als Kollaborator am Gymnasium angestellt wurde. Anfangs war er mit griechischem und lateinischem Unterricht in allen Klassen betraut, nach Dörings im Herbst 1833 erfolgtem Rücktritte übernahm er das Lateinische in den oberen Klassen allein und setzte diese Wirksamkeit mit glücklichem Erfolge bis zu seinem Tode fort. Fr. Dübner (Paris), K. E. Georges (Gotha), Rud. Kühner (Hannover), K. A. Brückner (Schweidnitz) waren seine Schüler. 1843 erhielt er den Titel

eines Professors, 1853 den eines Hofrats. Am 1. Juni 1856 wurde er nach vierteljährigem Leiden einer fruchtbaren Thätigkeit durch den Tod entrissen.

Zu der eben behandelten Gruppe der Schulmänner und Philologen gehört auch der geistvolle und gewandte

Friedrich August Eckstein.

Eckstein hat als praktischer Schulmann und als Philolog sich stets großer Anerkennung nicht bloß im Kreise seiner Fachgenossen erfreut. Ein geistvoller, schlagfertiger, redegewandter Mann, übte er überall, wo er erschien, namentlich auf den Philologenversammlungen, an denen er zur Freude seiner Fachgenossen den lebhaftesten Anteil nahm, deren Interessen er nach allen Seiten hin zu fördern eifrig bemüht war, durch seine ganze Persönlichkeit einen sehr großen Einfluß aus. Mit den ausgezeichnetsten Philologen und Schulmännern war er mehr oder weniger eng befreundet. Auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft hat er sich besonders durch die Herausgabe der Meieri opuscula academica edd. F. A. Eckstein Halensis et Frid. Haase Vratislaviensis, vol. I Halle 1861, vol. II Halle 1863, und durch Veröffentlichung der Vorlesungen Friedrich Haases [1]) über lateinische Sprachwissenschaft (Bd. I, Leipzig 1874) Verdienste erworben. Auch der nomenclator philologorum (Leipzig 1871) wurde freudig aufgenommen; ebenso das Programm prolegomena in Taciti, qui vulgo fertur, dialogum de oratoribus (Halle

[1]) Friedrich Heinrich Gottlob Haase, geboren den 4. Januar 1808 in Magdeburg, zu akademischen Studien auf dem Domgymnasium seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung des Schulrates Matthias stand, vorgebildet, studierte unter dem Einflusse Karl Reisigs und C. Meiers in Halle Philologie, wurde, nachdem er die Staatsprüfung rühmlich bestanden, 1831 Lehrer an dem Cauerschen Institut in Charlottenburg, 1834 an der Landesschule Pforta, 1835 mußte er sein Amt niederlegen und, wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen verurteilt, ein Jahr in Festungshaft in Erfurt verbringen. 1837 reiste er nach Paris, um die Bibliothek zu benutzen. Im Jahre 1840 wurde er außerordentlicher und 1846 ordentlicher Professor der Philologie in Breslau. Am 16. August 1867 entriß der Tod den trefflichen Mann seiner anerkannten wissenschaftlichen und akademischen Thätigkeit. Als Gymnasiallehrer und als Professor an der Hochschule hat Haase auf seine Schüler großen Einfluß ausgeübt; sein liebenswürdiger, offener, ehrlicher Charakter, seine für alles Hohe und Edle empfängliche Seele haben ihm unter jung und alt viele Freunde erworben. Die erste wissenschaftliche Arbeit, die er veröffentlichte, war die Schrift Xenophons de republica Lacedaemoniorum (emendavit et illustravit Fr. Haase. Berlin 1833). Nach allen Seiten hin suchte Haase seine Schüler zu fördern; er hat es verstanden, tüchtige Gymnasiallehrer und tüchtige Universitätsprofessoren zu bilden. Eine sehr hübsche, lateinisch geschriebene Biographie (memoria Fr. Haasii. Scripsit Carolus Fickert. Breslau 1868) veröffentlichte sein bewährter Freund Dr. K. Rud. Fickert, Rektor zu St. Elisabeth. In diesem Programm sind auch Haases zahlreiche Schriften angeführt (S. 32 f.). Vgl. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 805 ff.

1835). Sehr wichtige und zahlreiche Beiträge hat er zur Hallischen Lokal- und Schulgeschichte in verschiedenen Schriften und bei verschiedenen Gelegenheiten geliefert. Außerdem verzeichnen Ersch und Grubers Realencyklopädie, Schmids Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens, die Allgemeine deutsche Biographie, Abhandlungen in Brockhaus' und Meyers Konversationslexikon viele wertvolle Beiträge Ecksteins. Die bei Velhagen & Klasing 1876 erschienene geschmackvolle Ausgabe des Horatius sowie die Programme zu Horatius, die er als Rektor der Thomasschule in Leipzig herausgab, beweisen, daß Eckstein einer der genausten und verständnisvollsten Kenner des römischen Dichters war. Vor allem aber ist zu erwähnen die ganz ausgezeichnete Abhandlung über den lateinischen Unterricht in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungswesens.[1]) Im ersten Kapitel wird über die Geschichte des lateinischen Unterrichts bei den Römern, im zweiten Kapitel über die Geschichte des lateinischen Unterrichts im Mittelalter, im dritten Kapitel über die Geschichte des lateinischen Unterrichts bei den Humanisten seit dem 15. Jahrhundert, im vierten Kapitel Geschichte des lateinischen Unterrichts vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gehandelt. Es folgen im fünften Kapitel Erörterungen über die Geschichte des lateinischen Unterrichts in dem Gymnasium. Im zweiten Teil bespricht der Verfasser die Methodik des lateinischen Unterrichts, im ersten Kapitel den grammatischen Unterricht, im zweiten die Lektüre, im dritten die Schreibübungen, Komposition, Stil. Der zweite erst nach dem Tode Ecksteins auf Anraten des Geh.-Rat D. W. Schrader von Dr. H. Heyden herausgegebene Teil über den griechischen Unterricht ist, wenn auch Eckstein manches bei der Veröffentlichung verändert und vieles noch hinzugefügt haben würde, ebenfalls für die Geschichte der Pädagogik außerordentlich wertvoll.[2]) Nur ein Mann wie Eckstein, dem eine so reiche Erfahrung, eine so ausgezeichnete Privatbibliothek und die Leipziger öffentlichen Bibliotheken zu Gebote standen, konnte einen für alle Pädagogen so wichtigen Beitrag zur Geschichte des klassischen Unterrichts in der alten und neuen Zeit liefern. Für jeden Lehrer ist das treffliche Werk eine Fundgrube pädagogischen Wissens.

---

[1]) In erster Auflage Bd. XI, S. 483—696; in zweiter Auflage Bd. IV, S. 204 bis 405; außerdem in gleichem Verlage besonders erschienen. Über die Behandlung der einzelnen Zweige des gymnasialen Unterrichts giebt die in vielen Auflagen erschienene ausgezeichnete Erziehungs- und Unterrichtslehre von D. W. Schrader vorzügliche Anweisungen. Auch in den in den verschiedenen Provinzen des preußischen Staates abgehaltenen Direktorenkonferenzen sind pädagogische Fragen gründlich erörtert. Die von D. Frick und Richter zuerst herausgegebenen Lehrproben bieten treffliche methodische Winke, ebenso ist die Pädagogik von Herm. Schiller sehr zu empfehlen.

[2]) Vgl. die Recension im literarischen Centralblatt 1887, Nr. 36 (R. R.). Zeitschrift für östreichisches Gymnasialwesen 1887, 11. Heft (von Scheindler angez.).

Der Lebensgang des durch Gelehrsamkeit, Erfahrung und geistige Gewandtheit ausgezeichneten Schulmanns ist kurz folgender:

Friedrich August Eckstein wurde am 6. Mai 1810 zu Halle geboren. Früh verlor er den Vater, auf Bitten der Mutter erhielt er zu Ostern 1818 eine Freistelle in der zu den Franckeschen Stiftungen gehörigen Waisenanstalt für Knaben, zwei Jahre später wurde der Orphanus aus der deutschen Schule in die lateinische Hauptschule aufgenommen. Hier entwickelte der strebsame Knabe seine ungewöhnliche Begabung, seinen Lehrern empfahl er sich durch Fleiß, durch seine Leistungen und durch die leichte Auffassung des ihm im Unterricht Dargebotenen; durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit war er seinen Mitschülern ein lieber Genosse. Bereits im Jahre 1827 verließ er die Schule, um auf der Universität seiner Vaterstadt Philologie zu studieren. Tüchtige Männer wie Ed. Meier, der, ein anerkannter Vertreter der Böckhschen Richtung in der Philologie, einen Kreis von wissensdurstigen Studenten um sich sammelte, Gottfr. Bernhardy, Jacobs, vor allen andern aber übte Karl Reisig, einer der bedeutendsten Schüler Gottfr. Hermanns, einen mächtigen Einfluß auf die Musensöhne aus. Es gehörte zum guten Tone, daß Studierende auch aus andern Fakultäten, namentlich der theologischen, ein und das andere Kollegium bei Reisig hörten. Nach allen Seiten hin suchte der wißbegierige Jüngling sich zu bilden, alles sich anzueignen, was für die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit von Wichtigkeit war, Philologie, Philosophie, Geschichte, alles zog er in seine Studienkreise. Sehr vorteilhaft war es für ihn, daß er mit in gleicher Weise strebsamen Genossen in nahe Berührung kam, denn nichts ist förderlicher als ein lebhafter Gedankenaustausch mit geistig regsamen Freunden. Eckstein durfte es als ein Glück preisen, daß er mit Jünglingen zusammentraf wie Friedr. Schöne, Friedr. Hanow, Gustav Kießling, Mor. Seyffert, K. W. Büchner, K. F. Ranke und vor allen mit Friedr. Ritschl, der nach dem unerwartet auf einer Reise nach Italien am 17. Januar 1829 in Venedig erfolgten Tode des hochgeliebten geistreichen Lehrers Karl Reisig, nachdem er sich an der Universität habilitiert hatte, die Traditionen seines Lehrers aufnahm und in demselben Sinne wirkte. Auch Eckstein hörte bei Ritschl. Es ist von großem Interesse, in der ausgezeichneten Biographie Friedr. Ritschls, die O. Ribbeck 1879 und 1881 veröffentlicht hat, das wissenschaftlich bewegte Leben und Treiben der jungen Philologen, unter denen Eckstein einer der lebendigsten und wohlbeanlagtesten war, näher kennen zu lernen.[1]) Die Studienzeit war vorüber, die Staatsprüfung, wie vorauszusehen war, sehr gut bestanden. Schon 1831 erfolgte seine Anstellung an der lateinischen Hauptschule, und bereits 1835 wurde er Ordinarius der Prima. Seine

---

[1]) Vgl. Biographie Ritschls. Von O. Ribbeck. Bd. I, S. 43 f.

Gelehrsamkeit, seine pädagogische Geschicklichkeit, die Begeisterung für seinen Beruf hatten ihm schnell die Herzen der Schüler und die Hochachtung seiner Kollegen gewonnen. Eckstein verstand es, Interesse zu erwecken und immer neu zu beleben, insbesondere wurde der Unterricht im Lateinischen und später im Deutschen in wahrhaft musterhafter Weise erteilt, begabte Schüler fühlten sich angezogen, immer gefördert. Im Jahre 1839 trat er als Oberlehrer an das Pädagogium über, 1842 wurde er Rektor der Hauptschule und 1849 Kondirektor der Franckeschen Stiftungen.[1]) Der Ruf Ecksteins als tüchtiger Schulmann war überall verbreitet, so daß es nicht an Anträgen fehlte, anderswo in besser ausgestattete Stellungen zu gelangen. Von G. Hermann und M. Haupt wurde er 1845 als Nachfolger des hochverdienten Rektors der Landesschule Meißen, des Dr. Baumgarten-Crusius (gest. den 12. Mai 1845), der Königlichen sächsischen Regierung dringend empfohlen. Bald darauf suchte man auch von Weimar aus an die Stelle des Direktor Gotth. Gernhard (gest. den 4. März 1845) den auch im Großherzogtum Sachsen wohlbekannten Hallischen Schulmann zu gewinnen. Später im Jahre 1853 bemühte man sich, um den gewiegten Pädagogen für Görlitz zu werben, und einige Jahre später wurde ihm unter sehr günstigen Bedingungen nach dem Tode seines alten Freundes Rost (gest. den 6. August 1862) die Leitung des Gymnasiums in Gotha angetragen, aber er war zu fest an seine geliebte Vaterstadt gebunden, mit der Geschichte des Orts und der Bürgerschaft so eng verwachsen, daß er sich doch nicht entschließen konnte, seine Zelte abzubrechen. Freilich war Eckstein, der sich um die Franckeschen Stiftungen hohe Verdienste erworben hatte, dadurch sehr verstimmt worden, daß er nach dem Tode Niemeyers (gest. 1851) als Direktor der Franckeschen Stiftungen nicht bestätigt wurde.[2]) Dr. Gustav Kramer, Direktor des Französischen Gymnasiums, ein sehr tüchtiger Gelehrter, der vieler Menschen Städte gesehen, in der Schweiz, in Italien und Griechenland längere Zeit gewesen war und an verschiedenen Anstalten der Hauptstadt sich bewährt hatte, trat 1853 nur mit einigem Widerstreben, denn er lebte in Berlin in ihm sehr zusagenden amtlichen und geselligen Verhältnissen, an die Spitze der Franckeschen Stiftungen. Die beiden Männer Eckstein und Kramer waren doch zu verschieden angelegt, als daß ein wirklich kollegialisches Verhältnis sich hätte herausbilden können. Als daher nach dem allzufrühen Tode des Rektors der Thomasschule in

---

[1]) Der von dem Direktor der Franckeschen Stiftungen (damals Agathon Niemeyer) zum Kondirektor Erwählte hat, wenn die Regierung damit einverstanden ist, das Recht der Nachfolge in dem Direktorat der Franckeschen Anstalten.

[2]) Man lese, was von Dr. Ludw. Wiese in seinen Lebenserinnerungen, Bd. I (Berlin 1886), S. 167 f., über die Franckeschen Stiftungen und über die Frage der Nachfolge Ecksteins berichtet wird.

Leipzig, Dr. Kraner,[1]) die Anfrage an Eckstein gelangte, ob er geneigt sei, die Leitung dieser ehrwürdigen Anstalt zu übernehmen, da sagte er endlich zu, wenn es ihm auch schwer wurde, seiner geliebten Vaterstadt den Rücken zu kehren. Am 12. Oktober 1863 fand die feierliche Einführung in das neue Amt statt. So wurde er auch einer von den Leitern der Thomasschule, die sich um Wissenschaft und Schule gleichmäßig verdient gemacht haben, wie Joh. Matthias Gesner, Joh. Aug. Ernesti, Gottfr. Stallbaum, Friedr. Kraner und andere. Gar bald war Eckstein in seinem neuen, an Anregungen aller Art reichen großartigen Wohnorte heimisch. Sehr angenehm war es ihm, daß er neben der Aufgabe, die die Schule ihm stellte, als außerordentlicher Professor an der Universität wirken konnte. Er las über Pädagogik, wurde zum Direktor der philologischen Abteilung des pädagogischen Seminars und zum Mitgliede der Kommission für die Prüfung der Schulamtskandidaten ernannt, er prüfte das Fach der Pädagogik. Auch erklärte er, wenn es die akademischen Verhältnisse wünschenswert machten, Ciceros Schrift de oratore, besonders gern pflegte er den Horatius in seiner Eigenart Schülern und Studenten nahe zu bringen. So hat er in mehr als in zwanzigjähriger Thätigkeit auch in Leipzig sich um die Bildung künftiger Lehrer hohe Verdienste und dauernde Dankbarkeit erworben.

Seine Studien hatte er besonders auch der Pädagogik und der Geschichte der Philologie zugewandt. Der nomenclator philologorum, bei dem Friedr. Ritschl Pate gestanden, es sollte der Vorläufer und die Grundlage eines umfassenderen biobibliographischen Lexikons werden, erschien 1871. Schon haben wir erwähnt, wie eins der eifrigsten Mitglieder der Versammlungen der Philologen und Schulmänner Eckstein gewesen und wie anregend seine Ausführungen in den wissenschaftlichen und pädagogischen Verhandlungen auf den Versammlungen waren. Mit den bedeutendsten Philologen und Pädagogen war er befreundet. Daher kam es auch, daß er öfter bei Besetzung wichtiger Stellen um Rat gefragt wurde. Als er am 6. Januar 1881 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, da zeigte es sich, wie allgemein die Hochschätzung war, die er seit vielen Jahren in allen gebildeten Kreisen genossen hatte. Als sich am Ende der siebziger Jahre die Schwächen des Alters geltend machten, da legte er Ostern 1881 mit schwerem Herzen sein Amt nieder. Auch als er von seinem Schulamte zurückgetreten war, hielt er noch, wenn auch körperlich schwächer geworden, an der Universität seine Vorlesungen, lag seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit geistiger Frische ob, bis er in den ersten Abendstunden des 15. November 1884 unerwartet schnell

[1]) Vgl. Friedr. Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden, nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken. Herausgegeben von Friedr. Palm. Leipzig 1864. Sehr unterrichtend ist die Schrift Dr. Stallbaums, Die Leipziger Thomasschule nach dem allmählichen Entwicklungsgange ihrer Zustände, insbesondere ihres Unterrichtswesens. Leipzig 1839.

heimgerufen wurde. Ein an Erfahrungen reiches Leben hatte sich an diesem Tage abgeschlossen, hohe Anerkennung war dem Verewigten in der mannigfachsten Weise zu teil geworden, mit bedeutenden Menschen hat er in engen Beziehungen gestanden, in seinen Schulämtern hat er anregend und fördernd gewirkt, so daß sein Name in der Geschichte der Pädagogik stets mit Auszeichnung genannt werden wird.[1]) Wir erwähnen hier vor allem einen Mann, der durch seine anregende Kraft als akademischer Lehrer in Jena und Halle eine Reihe von ausgezeichneten Philologen und Pädagogen gebildet hat. Man braucht nur die Namen Ritschl, Schöne, Hanow, Seyffert, Büchner, Jordan, Röder, Mützell, F. Ranke, Eckstein, Kießling, Peter u. a. zu nennen und die begeisterten Schilderungen zu lesen, welche diese Männer von der akademischen Thätigkeit ihres Lehrers entworfen haben, um sich der Bedeutung dieses Mannes bewußt zu werden.

Karl Christian Reisig.

Durch einen frühzeitigen Tod — er war kaum 36 Jahre alt — wurde dieser hochbeanlagte Mann, der auf seine Umgebung einen so gewinnenden Eindruck machte, einer wissenschaftlichen Thätigkeit entrissen, von der man Ausgezeichnetes hätte erwarten dürfen. Seine erste Veröffentlichung Caroli Reisigii Thuringi Conjectaneorum in Aristophanem libri duo ad Godofredum Hermannum equitem illustrem, Lipsiae 1816 legte Zeugnis ab von dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit dieses jungen Gelehrten. Ebenso wurde die Ausgabe von den Wolken des Aristophanes[2]) von den Kennern dieses ungezogenen Lieblings der Grazien mit Beifall aufgenommen. Im Jahre 1823 erschien die Ausgabe des Sophokleischen Ödipus Coloneus, welche die ungewöhnliche Gelehrsamkeit des kühnen Philologen bezeugt. Nach Reisigs Tode gab einer seiner besten Schüler, Friedr. Haase, die Vorlesungen Reisigs über lateinische Sprachwissenschaft heraus.[3]) Besonders durch seine Lebendigkeit, durch seine ganze geniale Persönlichkeit verstand er es, das

---

[1]) Man vergleiche die Biographie Ecksteins. Von Emil Jungmann. Hier sind auch die zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen aufgeführt, S. 20 f. Vgl. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 782 A. 1, S. 807. 943 A. 2, und Hermann Masius in den Jahrbüchern.

[2]) Aristophanis nubes fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio Thuringo. Lipsiae 1820. Die Ausgabe ist Goethe, Wolf und Hermann gewidmet.

[3]) Sehr wertvoll sind die von Friedr. Haase hinzugefügten Anmerkungen. Bereits im Jahre 1812 hatte Reisig noch als Student mit einem Studiengenossen, Aug. Meineke, eine Bearbeitung des Oikonomikos des Xenophon unter dem Pseudonym: Guilelmus Kusterus herausgegeben, in späteren Jahren verleugnete er wohl diese erste übermütige Frucht seiner energischen Studien. Man vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 726 f.

Interesse für philologische Studien in seinen Zuhörern zu erwecken. In seinen Vorlesungen, außer Aristophanes und außer den griechischen Tragikern, welche seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen, behandelte er Horaz und Tibull, Demosthenes und Cicero, griechische und lateinische Grammatik, griechische und römische Altertümer. Er übte auf seine Zuhörer durch die geistvolle Art der Behandlung der Schriftsteller, der Grammatik, der Altertümer einen mächtigen Einfluß, alle hingen mit der größten Liebe an ihm. Ohne Heft, meist nur einen Zettel mit Citaten in der Hand, stand er auf dem Katheder; durch sichere Herrschaft über den gelehrten Stoff, sowie durch die natürliche Frische und Heiterkeit seines Vortrags, durch seine Begeisterung für seine Wissenschaft riß er die Zuhörer zur Bewunderung hin, die Art, wie er den griechischen Text vortrug und die Weise der sorgsam hergestellten Übersetzung des Schriftstellers fanden großen Anklang bei den Studenten.[1]) Man erkennt schon aus diesem Cyklus von akademischen Vorträgen, daß Reisig, wie derjenige Philolog, den er sich zum Vorbild gewählt, Friedr. Aug. Wolf, die grammatische und die reale Seite der Altertumswissenschaft zu verbinden trachtete. Besonders lehrreich war das Privatissimum, das Reisig abzuhalten pflegte. Durch Ablieferung einer lateinischen philologischen Arbeit, sei es eine kritische Behandlung einzelner Stellen aus griechischen oder lateinischen Schriftstellern und durch Zahlung eines Honorars, das keinem erlassen wurde, erwarb man sich den Zutritt zu diesem Privatissimum. Alle Teilnehmer sind für die wissenschaftliche Schulung, die sie hier durch ihren geliebten Lehrer empfingen, immer dankbar gewesen.

Karl Reisig gehört zu denjenigen Philologen, die das Thüringer Land hervorgebracht hat, welche für die Entwicklung der Altertumswissenschaft von Bedeutung geworden sind. Er wurde am 17. November 1792 in Weißensee[2]) geboren. Von seinem Vater, einem angesehenen praktischen Arzte, erhielt er den ersten Unterricht. Als er das elfte Jahr erreicht hatte, reiste der Vater mit seinen zwei Knaben nach dem nah gelegenen Roßleben und fragte den damaligen Rektor der Klosterschule, welchen von den beiden Knaben er in

---

[1]) Vgl. O. Ribbeck, Friedr. Wilh. Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie. Leipzig 1879. Bd. I, S. 33 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 726 f.

[2]) Auch der Göttinger Philolog Christoph Wilhelm Mitscherlich stammt aus Weißensee (geboren den 20. September 1760), gebildet in Donndorf und in Pforta, studierte 1779 in Göttingen unter Heyne, wurde 1782 Kollaborator in Ilfeld, 1785 außerordentlicher und 1794 ordentlicher Professor in Göttingen, wo er am 6. Januar 1854 starb. Auch Ad. Gottl. Lange, Rektor der Landesschule Pforta, und C. W. Weber, mein lieber Lehrer, der Herausgeber des Juvenal und der Aristokratea des Demosthenes, der von 1820 bis 1860 an dem Weimarischen Gymnasium thätig war und in dem Hause seiner geliebten Tochter, Frau Rückert, am 9. August 1865 in Koburg plötzlich heimgerufen wurde, haben in Weißensee das Licht der Welt erblickt (den 4. August 1796).

seine Anstalt aufnehmen wolle, der andere solle Pförtner Schüler werden; der Rektor Wilhelm[1]) that einen guten Griff und wählte Karl, der denn auch eine Zierde der Klosterschule geworden ist. Schon in Roßleben trieb er Konjekturalkritik und rief, wenn er eine gute Konjektur gemacht zu haben glaubte, über das Tabulat hin: εὕρηκα. Durch unermüdlichen Privatfleiß, durch starke Willens- und Gedächtniskraft zeichnete er sich schon auf der Schule aus. Im Jahre 1809 bezog Reisig die Universität Leipzig. Gottfr. Hermann, der seine Talente gar bald erkannte, nahm ihn in seine griechische Gesellschaft auf und wandte ihm seine besondere Aufmerksamkeit zu. Friedr. Ritschl sagt mit Recht:[2]) „Hermanns Lehre und Umgang entschieden im wesentlichen für immer die Richtung, die Reisig in Zeiten bewußter Selbständigkeit bei allem Widerspruch im einzelnen und mancher partiellen Erweiterung festhielt und auf einen weiteren Schülerkreis fortpflanzte. Denn sofern Hermann als Repräsentant derjenigen Periode der Philologie gelten muß, in der sie unter der Herrschaft des sondernden Verstandes ihre formale Seite mit einem nie geahnten Erfolg angebaut sah, war Reisig vielleicht der genialste aller Hermannianer im besten Sinne des Wortes. Eine Folge seiner Verehrung war die mit A. Meineke unternommene pseudonyme Herausgabe von Xenophontis Oeconomicus. Ed. Guil. Kusterus (Leipzig 1812).“ Im Jahre 1812 setzte Reisig seine Studien in Göttingen fort, bis ihn hier nach Heynes Tode (den 14. September 1812) der Krieg vertrieb, indem er als Freiwilliger in die Armee eintrat und als Feldwebel diente.[3]) Der gelehrte Feldwebel erklärte beim Wachtfeuer seinen Kommilitonen die Komödien seines attischen Lieblings und bekannte, sein militärisches Wissen von Xenophon gelernt zu haben. Zurückgekehrt aus dem Kriege, veröffentlichte er, wie schon erwähnt, die Conjectanea in Aristophanem (Lipsiae 1816), habilitierte sich an der thüringischen Hochschule. Seine Vorlesungen über griechische und lateinische Grammatik, die Art des Verkehrs mit den Studenten, sein ganzes Auftreten hatte für die Jugend etwas außerordentlich Anziehendes: er ambulierte mit ihr, aß mit ihr an der wenig einladenden Wirtstafel zur Sonne und disputierte lateinisch und griechisch zu jeder Tageszeit, über jegliches Begebnis, wie über jeden Satz seiner Wissenschaft; und wenn ihm in später Nacht ein vivat erschallte, so konnte man mit Sicherheit auf ein erwiderndes Witzwort rechnen.[4]) An

[1]) Wilhelm, geboren den 29. März 1763 in Augsburg, studierte unter Reiz und Morus in Leipzig, wurde 1780 Lehrer an der Klosterschule, später Rektor bis 1837.

[2]) Fr. Ritschlii opusc. V, S. 96.

[3]) O Ribbeck, Friedr. Ritschl. Bd. I, S. 34. Patriotischer Sinn hatte den genialen Philologen, der auch sonst seinem Franzosenhaß Ausdruck gab (vgl. Conj. in Aristoph. p. III, S. 153 bei Gelegenheit der Besprechung einer Stelle aus Aristoph. vesp. v. 556) ins Feldlager getrieben.

[4]) O. Ribbeck, Friedr. Ritschl. Bd. I, S. 35.

den Markttagen, an denen die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft in die Stadt zu kommen und in der Sonne zu speisen pflegten, setzte er ihnen an der Mittagstafel in lebhafter Ausführung die Bedeutung der Partikel ἄν auseinander, alle Gäste lauschten den geistvollen, mit klangvollem Organ vorgetragenen Darlegungen, die sie gewiß nur wenig verstanden, aber die Genialität des Mannes machte den größten Eindruck. Es war natürlich, daß auch Goethe, der immer gern in Jena Aufenthalt nahm, mit dem geistvollen Philologen gern verkehrte. Sehr bald hatte die preußische Regierung ihr Augenmerk auf den hochstrebenden bedeutenden Gelehrten gerichtet. Im Jahre 1820 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle, schon 1824 wurde er der Nachfolger Aug. Seidlers in einer ordentlichen Professur. In Halle entfaltete Reisig seine großartige Begabung und Gelehrsamkeit in reichstem Maße. Man lese die Schilderung, die Otto Ribbeck in dem Leben Ritschls von der Art der Wirksamkeit Reisigs als akademischer Lehrer [1]) entwirft und das, was Friedr. Ritschl über seinen immer hochgehaltenen Lehrer geurteilt hat. [2]) Mit dem akademischen Auftreten begann nun diejenige

[1]) O. Ribbeck, Friedr. Ritschl. Bd. I, S. 36. 37.

[2]) Zuerst erschienen in Brockhaus' Konversationslexikon 1833, Bd. III, S. 726—728. Ritschlii opusc. V, 1879, S. 95 f. Man vergleiche das, was Friedr. Haase in der Vorrede zu Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft bemerkt: „Die Meinungen über Reisig waren und sind verschieden; aber dies Eine, dünkt mich, kann in keiner Weise geleugnet werden, daß er als akademischer Lehrer einen ebenso kräftigen als wohlthätigen Einfluß ausübte, und wenn je einer, so verstand er es, nachhaltig anzuregen und durch sein eigenes Beispiel zu frischer und freudiger Thätigkeit hinzureißen." Als Beleg von der verschiedenen dem Philologen Karl Reisig zu teil gewordenen Beurteilung erlaube ich mir folgendes anzuführen: Im Jahre 1847 wurde in Jena die Philologenversammlung abgehalten, M. Haupt und Geh. Kirchenrat D. Schwarz gehen miteinander zur Rasenmühle, wo die Versammelten sich zusammenfinden wollen. Schwarz bemerkt, daß zu seiner Studienzeit in Halle im Jahre 1827 die Philologie bei den Studenten in ganz anderem Ansehen gestanden als gegenwärtig, damals habe es zum guten Tone gehört, daß auch Theologen, Juristen, ja auch Mediziner bei Reisig eine Vorlesung gehört hätten, wie ganz anders sei das doch heute? Haupt erwidert, die Zeiten hätten sich eben geändert, übrigens, fügt er hinzu, würde er, wenn er nicht mehr für die Wissenschaft geleistet hätte als Reisig, wünschen, nicht gelebt zu haben; der liebenswürdige Schwarz ist über das über Ritschl gefällte Urteil ganz erstaunt, sieht aber Friedr. Haase ankommen, ruft ihn zur Hilfe herbei und überläßt die Ausfechtung des Streites den beiden Philologen. Gottfr. Hermann erkannte Reisigs starke und schwache Seiten sehr wohl: in der Vorrede zu Aristophanes' Wolken sagt er (p. XVI): in Carolo Reisigio, cujus viri inexspectato obitu magna litteris spes occidit, erat eximia indoles, viriumque modus major, quam quem aequo temperamento regeret; omninoque totus homo simillimus ei, quem unice imitabatur, Fr. Aug. Wolfio atque adeo ipsa natura alter Wolfius. Idem ingenium, iidem mores, iidem in studiis impetus, eadem opinionum confidentia et pervicacia, idem in salibus lepos, eadem in lacessendo acrimonia, eadem omnes praestinguendi aemulumque aut parem non ferendi contentio, eadem captatio laudis atque admirationis, modo per novitatem et insolentiam placitorum, modo per ostensa ex longinquo arcana, modo per reprehensi-

Wirksamkeit, die eigentlich die bedeutsamste in Reisigs Leben überhaupt geworden ist. Eine Persönlichkeit, ebenso durch urkräftige Laune und behagliche Genialität der äußeren Erscheinung einer akademischen Jugend zusagend, wie durch scharfe Eigentümlichkeit und dogmatische Entschiedenheit der Gedanken, sichtbare Begeisterung für den Gegenstand, klare und lebendige Entwicklungsgabe in freiester, kunstloser und heiterer Rede zur Lehrthätigkeit wie geschaffen, erwarb und sicherte ihm einen Beifall und einen bildenden Einfluß auf die jungen Gemüter, der selten in gleichem Umfange wiederkehren wird. Männer wie Friedr. Ritschl, Karl Ditfurt, Büchner, Schöne, Friedr. Haase, Adolf Ziemann, Moritz Seyffert, Rudolf Hanow, Ad. Stahr, Karl Peter, Aug. Eckstein, Jordan, Röder, Mützell, Kießling u. a. verdankten dem genialen Philologen Reisig ihre wissenschaftliche und pädagogische Ausbildung. Wir betrachten zunächst den wissenschaftlichen und pädagogischen Einfluß, den Friedr. Ritschl, ohne Frage Reisigs bedeutendster Schüler, auf seine Zuhörer ausgeübt hat.

Friedrich Ritschl.

Die Ursache des ganz außerordentlichen Erfolgs, den dieser geniale Mann auf seine zahlreichen Schüler in Halle 1829—1832, Breslau 1833 bis 1839, Bonn 1839—1865 und Leipzig 1865—1876 gewann, lag, wie Konr. Bursian ganz richtig bemerkt, in der durch die Praxis mehr und mehr entwickelten Begabung für das akademische Lehramt. An Gymnasien und Universitäten nicht nur Deutschlands, sondern auch der Schweiz, Östreichs und Rußlands wirken Schüler dieses außerordentlichen Gelehrten, auf fast allen Gebieten der klassischen Altertumswissenschaft sind sie im Sinne und Geiste ihres Meisters thätig. Zahlreich sind die Werke, durch die er die Fortschritte

---

onem, contemtum, irrisionem aliorum; eademque affectatio errandi immunitatis, defendendique erroris etiam aperti obstinatio atque adversus reprehendentem intolerantia nataque inde in amicitiis, prouti assentires vel contradiceres, fluctuatio; denique idem fatum, peregrino in solo celebratoque antiquitati in pulvere sepultis; quin ut nihil deesset eadem etiam post obitum sors, quando quos vivos aggredi celeris vindictae metu non est ausus, eorum in manus fortis exstitit G. H. Schaeferus (zu Plutarch IV, 399). Vgl. auch Gottfr. Hermanns Ausgabe des Sophocles Oedipus Coloneus (Lipsiae 1825) S. VI. Vielleicht hat Ritschl doch recht, wenn er sagt, daß Hermann zu sehr ins Schwarze gemalt habe, er hebt die mit unparteiischer Liebe verfaßte Charakterschilderung in dem Intelligenzblatte der Allgemeinen Literaturzeitung (1832, Nr. 6) hervor, die L. Pernice entworfen hat. Vgl. außerdem das treffliche Werk D. W. Schraders, Geschichte der Universität Halle. Berlin 1894. Bd. II, S. 72 f. 181 f. Guil. Dittenbergeri oratio de Carolo Reisigio Thuringo vor dem Hallischen Vorlesungsverzeichnis des Sommerhalbjahrs 1892. Vgl.: Zur Charakteristik Karl Reisigs. Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Arn. Ruge und Dr. Th. Echtermeyer. 1840, Nr. 7 u. 8 (Dr. Stern in Hamm). Echtermeyer, Die Universität Halle, in Arn. Ruges Hallischen Jahrbüchern 1838, Nr. 1. 39. 84—87.

der Philologie gefördert hat. Man vergleiche nur den Überblick über die philologischen Schriften Ritschls, den Kurt Wachsmuth im V. Bande der opuscula Friderici Ritschelii S. 728—756 gegeben hat. In der ganz ausgezeichneten Biographie, die Otto Ribbeck (ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Philologie) veröffentlicht hat, sind die Verdienste des genialen Gelehrten gebührend gewürdigt.[1]) Für uns ist es von Wichtigkeit, die methodischen Grundsätze des philologischen Studiums zur Anweisung für die Anfänger wie zur Stärkung für die Übrigen zu betrachten. Sehr zu beklagen ist es, daß das beabsichtigte Büchlein, das gewiß reichen Nutzen gestiftet hätte, nicht geschrieben worden ist, nur Bruchstücke und Aphorismen, die allerdings von größtem Werte sind, hat Kurt Wachsmuth im V. Bande der opuscula mitgeteilt. Mir ist es zweifellos, daß alle diejenigen, welche die für die Studien gegebenen Winke befolgen, zu einem erwünschten Ziele gelangen. In erster Linie stand Ritschl für Schule und für Universität, daß einer Lehrer sei, erst in zweiter, daß Gelehrter. Aber allerdings, je mehr der gute Lehrer außerdem auch Gelehrter, desto besser als Lehrer. Ein idealer Lehrer nur an jedem Gymnasium! NB. Nicht um moralischen Idealismus handelt sich's (den kann auch der pure Pädagog haben), sondern es giebt ja auch einen intellektuellen Idealismus. Keine Klugheit, und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zustande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und für die Menschen, denen sie gelehrt werden soll. Das wahre Kennzeichen eines rechten Lehrers ist, daß er Schüler zieht, die besser sind als er selbst, und daß es ihm eine Freude ist, solche zu haben. Auf der Schule berechtigt und erforderlich allerlei Bildungsstoff auf breitester Grundlage (obgleich auch diese jetzt zu breit ist!), aber mit der Universität fängt eben schon eine relative Einseitigkeit an, berechtigt zu sein.[2]) Auch in der lateinischen Antrittsrede, die er als Ordinarius am 22. Januar 1836 in Breslau hielt: über die innige Verbindung des philologischen Studiums mit dem Lehrerberuf, spricht Ritschl beachtenswerte Worte aus; indem er von der Thatsache als einer gegebenen und in ihrer Berechtigung unbestrittenen ausging, daß der Schwerpunkt des Gymnasial-Unterrichts in den Händen der Philologen liege, untersuchte er die Frage, welchen Zweck die gelehrte Ausbildung des Gymnasiallehrers in dem weiten Gebiete der klassischen Philologie für seinen praktischen Beruf habe. Weit entfernt, das Studium des Altertums an sich als eine Aufgabe der Schule hinzustellen oder in ihm die einzige Quelle ästhetisch-ethischer Humanitätsbildung zu erkennen, legte er alles Gewicht auf den ganz eigentümlichen und unersetzlichen Gewinn, welchen die Erlernung der alten Sprachen für formale

[1]) Bd. I Leipzig 1879, Bd. II Leipzig 1881.

[2]) Fr. Ritschelii opusc. V, S. 19 f. 29. Bruchstücke und Aphorismen.

Bildung des Verstandes und des Urteils erziele. Daß aber die Ausbildung des Lehrers sich nicht beschränke auf die banausische Einübung für diesen Schulzweck, dafür findet er, von allen naheliegenden Gründen abgesehen, die tiefste Ursache in dem idealen Gesichtspunkte, daß in dem Lehrer der Jugend (analog wie im Geistlichen) der wissenschaftliche Sinn geweckt und lebendig sein müsse. Zur Pflege desselben gehöre methodische Beschäftigung mit einer besonderen Wissenschaft, sei es von der philosophischen, sei es von der historischen Gruppe.[1]) Die Philologie als Wissenschaft, nicht nur als Stoff, bezeichnet er als das einzig richtige auch für künftige Schulmänner während ihres Universitätsstudiums, nicht die unfruchtbare Dressur pädagogischer Seminarien. „Der gute Lehrer muß auch zum Lehren mehr in sich haben und wissen als er braucht zum unmittelbaren Vonsichgeben, quantitativ und qualitativ; aus der Fülle heraus und aus der Tiefe hervor muß die für die unmittelbare Mitteilung, die praktischen Lehrzwecke ausgewählte und abgewogene Quote des Stoffes sein, sie muß in ihrer Begrenzung auch die Keimfähigkeit für weitere geistige Entwicklung in sich halten. Jene Tiefe, diese Keimfähigkeit, kömmt — soweit ins Gebiet des Intellektuellen fallend — nur aus der Wissenschaft." Auch zu eigener Befriedigung muß der Lehrer einen wissenschaftlichen Besitz haben, der über den nächsten Berufszweck hinausgeht, damit er nicht durch das Einerlei des Amtes matt und stumpf werde. Das Bewußtsein, am Dome der Wissenschaft mitzuarbeiten, erhält ihn oben, und durch nichts ist die Lust des geistigen Schaffens zu ersetzen. Sie „teilt sich mit und belebt und regt an, wunderbar. Man schaue sich um an den Gymnasien: wenn nur ein idealer Lehrer (d. h. einer von intellektuellem Idealismus) dran ist, er überträgt zehn Unschöpferische oder wissenlos Enthusiastische (welches verlachte Hansnarren sind), und die Schüler hängen an ihm, und er giebt der ganzen Schule Ton und Halt. Als ein Fortschritt gegenüber früheren Zeiten wird anerkannt, daß die heutige Pädagogik strenger arbeiten lehrt, daß man besser gelernt habe, die Wahrheit zu finden und sie den Schülern wieder finden zu lassen. Pädagogischen Encyklopädisten wohnt keine herzhaft anregende Kraft inne. „Enthusiasmus liegt nur in der Einseitigkeit." Die Philologie hat sich mehr und mehr erweitert, sie strebt nach dereinstiger Vermählung mit der Historie. Aber solange Menschen sind, werden die Thätigkeiten der Einzelnen sich sondern, es gilt Arbeit, nicht „Genußschwelgen" in schönen Allgemeinheiten. Darum kommt es bis auf die Ratschläge bis ins Einzelne und Kleine hinein an." In dem Jahresbericht über das Seminar von 1856/7 heißt es: Wenn die erlangte Fähigkeit mittels sicherer Methode selbständige wissenschaftliche

---

[1]) O. Ribbeck, Friedr. Wilh. Ritschl. Bd. I, S 139; vgl. außerdem Bd. I, S. 244 f. 332 f.

Ergebnisse zu erzielen und damit neue, wenn auch nur kleine Bausteine zum Weiterbau der Wissenschaft herbeizuführen, zwar allein den Schulmann nicht macht, so macht sie doch denjenigen, bei dem sie zu den specifischen Eigenschaften des Jugendlehrers hinzutritt, zum besseren, weil freudigeren und in sich befriedigteren und weil fruchtbareren Lehrer.[1]) Ein so zum Lehren eminent beanlagter Mann wie Ritschl war, konnte leicht in einem Briefe an seinen Freund Pernice aussprechen (den 14. Oktober 1861): pädagogische Seminare schienen ihm eigentlich nicht nötig. Das muß immer wieder betont werden, daß zunächst eine gediegene wissenschaftliche Bildung erlangt sein, das philologische Examen abgelegt sein muß, ehe man sich an den Übungen pädagogischer Seminarien beteiligt, aber Unterweisungen pädagogischer Art, großen Gelehrten und Pädagogen abgelauscht, sind für fruchtbare Erteilung jedes Unterrichts doch von größter Wichtigkeit. Wie es in der Wissenschaft Anweisungen giebt, wie man in rechter Weise studieren müsse, so auch auf dem Gebiete wahrer Pädagogik, die weit entfernt ist von Dressur, Richtpunkte, Aus-, Ein- und Rückblicke sind immer wirksam! Es war natürlich, daß ein so bedeutender akademischer Lehrer wie Ritschl war, überall, wo er thätig gewesen, in Halle, Breslau, Bonn, Leipzig, zahlreiche Schüler um sich sammelte, die später ganz im Sinne ihres Meisters auf Universitäten und an Gymnasien eine fruchtbringende Thätigkeit entwickelten, um nur einige zu nennen: Georg Curtius, August Schleicher, Otto Ribbeck, Franz Büchler, Kurt Wachsmuth, Adolf Kießling, Rudolf und Friedrich Schöll, Hermann Peter und viele andere. Die zahlreichen in die Fortentwicklung der Philologie eingreifenden Schriften, die der große Philologe veröffentlicht hat, namhaft zu machen, erforderte viele Seiten. Man vergleiche den V. Band der opuscula, in dem Kurt Wachsmuth einen Überblick über die philologischen Schriften Friedr. Ritschls giebt (S. 727—766).

Friedrich Ritschl, der Sohn des Pfarrers von Groß-Vargula an der Unstrut im Weichbilde Erfurts, wurde am 6. April 1806 geboren. Der Vater wurde 1815 als Diakonus an die Augustinerkirche zu Erfurt berufen, und in dieser an historischen, namentlich auch humanistischen Erinnerungen so reichen Stadt verlebte der aufgeweckte Knabe seine schöne Jugendzeit. Den ersten Unterricht empfing Friedrich von dem Vater, der indessen nicht gerade als ein besonders geschickter Lehrer gelobt wird; aber besonderen Einfluß übte die sinnige Mutter auf den lebhaften Knaben. Bereits im Jahre 1817 trat er in die Augustinerschule ein, und schon im folgenden Jahre wurde er der Tertia des Gymnasiums übergeben. Die einst so berühmte Universität, an der Luther seine Ausbildung empfangen, wo ein reges humanistisches Leben und Treiben geherrscht, wo Peter Luder (1460), Mutianus (1486), Eoban

[1]) Vgl. O. Ribbeck, Friedr. Ritschl. Bd. II, S. 276 f.

Hesse (1504—1509) gewirkt hatten, war 1816 aufgehoben worden, auch die Schulen waren nicht in bester Ordnung, so daß der talentvolle Pfarrersohn schon frühzeitig selbständig seine Wege gehen konnte. Durch die im Jahre 1820 erfolgte Reorganisation des Unterrichtswesens kam frischeres Leben in die Unterrichtsanstalten. Die Leitung des Gymnasiums übernahm der von Nordhausen gerufene Direktor Friedr. Straß, und als erster Professor wurde Dr. Franz Spitzner[1]) angestellt, ein tüchtiger Schüler Gottfr. Hermanns und Lobecks, der ein gründlicher Kenner Homers und des späteren griechischen Epos und überhaupt ein trefflicher Mann war. Er und seine neu eintretenden Amtsgenossen Karl Schmidt, Christian Thierbach, Immanuel Hermann brachten neues, wissenschaftliches Leben in die Anstalt. Dem ausgezeichneten gründlichen Unterrichte[2]) dieses gelehrten Schulmannes verdankte Ritschl die sichern grammatischen Kenntnisse und die Grundlagen in Prosodie und Metrik, auch die erste Anregung, Philologie als Lebensberuf zu wählen. Wohl schwankte er ab und zu, ob er nicht der Jurisprudenz sich zuwenden sollte, schließlich aber kam er doch auf das Studium der Philologie zurück. Mit Freund Schöne hatte er Ostern 1825 das Abiturientenexamen ruhmvoll (no. I: inprimis dignus) bestanden. Wenn man die privaten Studien, die Ritschl in Erfurt und Wittenberg getrieben hat, mit dem vergleicht, was heute außer dem auch wohl nur mäßigen Fleiße, der auf die Anfertigung der aufgegebenen Schularbeiten verwendet wird, so tritt ein lebhafter Gegensatz heraus. Früher lernte man arbeiten, von den meisten Schülern wurde Privatlektüre eifrig gepflegt, die griechische und lateinische Sprache bildeten den Mittelpunkt des Unterrichts, dazu kam Geschichte, Mathematik und etwas Französisch, heute wird auf den Gymnasien mehr geboten, die Tafel ist reicher besetzt. Ob es aber für die Bildung nicht ersprießlicher, lieber aliquantum in paucis als in multis aliquid? Die Gewandtheit, mit der Ritschl grie-

---

[1]) Franz Spitzner, geboren den 31. Oktober 1787 zu Trebitz bei Wittenberg, wurde Schüler der Pforta, studierte seit 1807 unter Lobeck in Wittenberg, später in Leipzig unter Hermanns Leitung Philologie, habilitierte sich an der Universität Wittenberg 1811, 1814 übernahm er das Rektorat des Lyceums, das nur als Fortsetzung der Bürgerschule zwei Gymnasialklassen hatte, die von einem Rektor und Konrektor mit einer Schülerzahl von 26 unterrichtet wurde. Als später eine dritte Klasse hinzugefügt und ein Subrektor und Konrektor angestellt wurde, hatte sich die Schülerzahl auf 60 gehoben. Spitzner, der schon 1811 als Konrektor unter dem Rektorat seines akademischen Lehrers Lobeck eingetreten und 1814 dessen Nachfolger geworden war, machte nach dem Abgange des Rektors Friedemann nach Braunschweig die Errichtung einer Quarta und einer neuen Lehrerstelle zur Bedingung. Als Konrektor fand er den vortrefflichen Georg Wilh. Nitzsch vor, der ebenfalls ein Zuhörer Lobecks war. 1820 siedelte er als Professor des Gymnasiums nach Erfurt über, 1824 ging er als Rektor des Gymnasiums nach Wittenberg zurück. Am 2. Juli 1841 starb er.

[2]) O. Ribbeck, Fr. Ritschl. Bd. I, S. 6.

chische und lateinische Verse anfertigte, wie sie der geistvolle Biograph Bd. I, S. 262 f. mitteilt, ist so ziemlich ganz geschwunden. Es ist von Interesse, in der Biographie Ritschls über den Schulbetrieb, wie er in Erfurt und Wittenberg sich gestaltet hatte, das Nähere nachzulesen (Biogr. Bd. I, S. 9 f.).

Am 28. März 1825 wurde der Student Ritschl als honestis bonarum artium et litterarum studiis operam daturus in Leipzig immatrikuliert, aber immer tauchte wieder der Gedanke auf, ob er nicht lieber ein Jünger der Themis werden sollte, zu Michaelis endlich meldet er seinem lieben Direktor Spitzner, daß er entschlossen sei, der Philologie treu zu bleiben. Er hörte bei Hermann, Becker, bei Krug Einleitung in die Mythologie, bei Clodius Vorlesungen, aber da er Mitglied des Corps Lusatia war, hatte es bei dem Hören der Kollegia sein Bewenden, an energische Studien war nicht zu denken, doch schon im zweiten Semester war das inhaltslose studentische Treiben ihm über geworden, er wurde in die Hermannsche societas graeca aufgenommen. Nur zwei Semester blieb Ritschl in Leipzig; er siedelte im Jahre 1826 nach Halle über, um hier unter dem maßgebenden Einflusse Karl Reisigs seine philologischen Studien fortzusetzen. Leider starb Reisig am 17. Januar 1829 an einem Lungenleiden auf einer Reise nach Italien in Venedig. Der Schmerz der ihren Lehrer so hoch verehrenden Schüler war sehr groß. In demselben Jahre habilitierte sich der junge Philolog, 1832 wurde er außerordentlicher Professor, 1833 nach Breslau berufen, 1834 schon erhielt er eine ordentliche Professur. Ritschls Thätigkeit wurde während der Jahre 1836 und 1837 durch einen Aufenthalt in Italien unterbrochen, wo er sich Plautinischen Studien widmete. Auch in Breslau entfaltete Ritschl eine verdienstliche pädagogische Thätigkeit, aber zu voller Blüte gelangte sie erst, als er 1839 an die rheinische Hochschule berufen wurde. Leider nahm diese so erfolgreiche Thätigkeit im Jahre 1865 ein Ende. Infolge ärgerlicher Differenzen mit seinem Kollegen O. Jahn nahm Ritschl seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste und folgte einer Berufung an die Universität Leipzig, für die er schon nach Gottfr. Hermanns Tode in Aussicht genommen war. Wilh. Brambach hat über die den Abgang Ritschls betreffenden Verhältnisse in einer besonderen Schrift: Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn (Leipzig 1865) berichtet. Aus dieser Schrift ersieht man, wie großen Einfluß Ritschl auf die Bildung von Philologen und Schulmännern in Bonn gewonnen hat. Auch in Leipzig hat er bis zu seinem am 9. November 1876 erfolgten Tode eine äußerst fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Die Verdienste, welche sich der geniale Philologe auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft erwarb, sind sehr bedeutend. Vor allem ist er der Schöpfer der historischen Grammatik auf dem Gebiete der römischen Sprache. Er hat für die lateinische Grammatik zuerst die Inschriften in ähnlicher Weise methodisch verwertet, wie Theodor Mommsen für Antiquitäten

und Geschichte.[1]) Als K. Lehrs die Nachricht von dem Tode Ritschls vernahm, sagte er, daß der größte jetzt lebende und gesündeste Philologe gestorben sei.

Neben Friedrich Ritschl wirkten an der rheinischen Hochschule noch zwei Männer, welche auf die Bildung von Philologen und Schulmännern einen außerordentlich günstigen Einfluß ausübten: Friedrich Gottlieb Welcker und Otto Jahn.

Friedrich Gottlieb Welcker.

Durch eine weitgreifende wissenschaftliche Thätigkeit hat sich dieser charaktervolle, ungewöhnlich vielseitige und gründliche Gelehrte große Anerkennung erworben. Welcker war aber, wie aus seinen Briefen an Wilhelm v. Humboldt und dessen Gattin, an L. Preller u. a. hervorgeht, auch in jeder Beziehung ein liebenswürdiger Mensch, den man, je mehr man sich mit seinen Schriften beschäftigt, immer lieber gewinnt. Man versteht es, daß ein Fürst der Wissenschaft, wie August Böckh, es für ein Glück schätzte, daß er mit Welcker gleichzeitig gelebt habe und daß W. v. Humboldt ihm schrieb: Sie glauben nicht, liebster Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen hat für mich immer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt, und es ist mir nie vorgekommen, daß Jemand bei so viel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls so viel Leichtigkeit und Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt (Welckers Leben, S. 338). In der trefflichen Biographie Welckers von Bernhard Kekulé ist auf S. 487 bis S. 513 eine Übersicht über Welckers literarische Thätigkeit gegeben, aus der man erkennt, wie umfangreich und vielseitig die Studien dieses Mannes gewesen sind. Eins seiner bedeutendsten Werke ist die Griechische Götterlehre (3 Bde. Göttingen 1857—1862).[2]) Schon 1809 erschien in Gießen eine kleine lyrische Anthologie; 1810 veröffentlichte Welcker eine Übersetzung der Wolken des Aristophanes (I. Teil. Gießen und Darmstadt): dem großen Kenner der Griechen, Freiherrn W. v. Humboldt, mit inniger Verehrung und Liebe gewidmet von dem Verfasser, 1812 wurde der zweite Teil der Übersetzung des Aristophanes „Die Frösche" herausgegeben, 1819 erschien das Leben Zoegas,[3])

---

[1]) Vgl. neben der schon öfter erwähnten ausgezeichneten Biographie O. Ribbecks Lucian Müller, Friedrich Ritschl. Eine wissenschaftliche Biographie. Berlin 1877. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, S. 780. 588. 622. 674 f. 738 (ein weniger günstiges Urteil über die verdienstvolle Thätigkeit des genialen Philologen).

[2]) Sehr wichtig für die Beurteilung der Welckerschen Götterlehre sind die Briefe Humboldts und Welckers, S. 66 f.

[3]) Georg Zoega, geboren den 20. Dezember 1755 in Dahler in Jütland, Sohn eines Landpfarrers, gebildet auf dem Gymnasium in Altona, studierte er von 1773 an in

Sammlung seiner Briefe und Beurteilung seiner Werke (Stuttgart und Tübingen). Sehr verdienstlich ist auch die Bearbeitung des Theognis (Frankfurt 1826). Die in fünf Bänden vorliegenden kleinen Schriften enthalten wichtige Beiträge zur griechischen Literatur (Homer, die Kykliker, Pindar, Äschylos, Sophokles und Euripides ꝛc. werden geistreich betrachtet). Die griechischen Tragödien, mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet von F. G. Welcker (Bonn 1841). Welckers archäologische Aufsätze sind gesammelt in den Alten Denkmälern (5 Bde. Göttingen 1849—1864). Im Jahre 1818 gab er eine Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst

---

Göttingen, zunächst von Meiners' allgemein philosophischen kulturgeschichtlichen Vorträgen, später von Heyne angezogen. Lessing und Winckelmann werden eifrig gelesen. Im Sommer 1776 hält er sich in Wien und Rom auf. 1776 bis 1777 setzt er seine Studien in Leipzig fort, besonders wendet er sie dem Homer zu. 1777 bis 1779 nimmt er in der Heimat, in Kopenhagen, dann auf der Insel Fühnen eine Hauslehrerstellung an, Heyne wird von ihm besonders hochgehalten, wie man aus den Briefen (Zoegas Leben ꝛc. Bd. I, S. 365 und S. 226) ersieht. 1780 befindet sich Zoega auf einer Reise nach Wien und Italien. Heyne hatte der dänischen Regierung Zoega empfohlen, um das Königl. Münzkabinett zu ordnen und wissenschaftlich die Anekdota benutzbar zu machen, dabei das Studium der Antiquitäten dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen. Die dänische Regierung beschließt, Zoega reisen zu lassen. Am Ende des Jahres 1782 findet er, von dem Nuntius Garampi empfohlen, in Rom die beste Aufnahme, tritt dort bald in nahe Beziehungen zu dem nachherigen Kardinal Borgia, dem Präfekten der Propaganda, der eine reiche Sammlung von Denkmälern der altitalischen Kunst, dann von orientalischen Monumenten, speciell ägyptischen und den einzigartigen Überresten der koptischen Papyrus in Rom und auf dem Schlosse seines Hauses in Veletri fort und fort mehrte und bereitwilligst dem Studium darbot. Diese Beziehungen zu dem Hause Borgia wurden für seine Studien und seinen Lebensgang wichtig. Im Januar 1784 schreibt er an den Vater: „meine Gedanken sind jetzt in Ägypten und Morgenland und bei all den alten aus der Mode gegangenen Göttern." Zoega fing an Koptisch zu lernen und wird bald der erste gründlichste Kenner des Koptischen. Seiner Instruktion gemäß reißt er sich von Rom los, geht über Florenz nach Paris, um die Münzsammlung eingehend zu studieren. Hier trifft ihn die Nachricht vom Sturze seines Gönners Guldberg in Kopenhagen, er reist nach Rom zurück, löst die Beziehungen zur dänischen Regierung, verheiratet sich mit einer Italienerin und tritt zum Katholizismus über. Seit 1784 hat Zoega Italien nicht wieder verlassen. Die dänische Regierung hat ihn mit der Zeit mit Jahresgehalt und Ehren ausgestattet, ihn zum Generalkonsul für Rom gemacht. Er wurde der beratende Führer der in Rom sich aufhaltenden Dänen. Thorwaldsen, aber auch unser Welcker und Rauch haben dem Einflusse dieses geistvollen Mannes viel zu danken. Im Jahre 1787 erschien Zoegas erstes Werk: Numi Aegyptii imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitraeo. Rom 1787, und 1797 wurde das große Werk: De origine et usu obeliscorum ad Pium VI. papam etc., und 1810 das dritte Werk ägyptischen Inhalts über die koptischen Manuskripte des Museum Borgianum herausgegeben. Sehr wichtig sind die Bemerkungen über Zoega von einem seiner Freunde aus den letzten Jahren in Zoegas Leben II, 380 f. Er starb nach kurzer Krankheit am 10. Februar 1809. Vgl. B. Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. Leipzig 1880. S. 245 f. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1029 f.

heraus (Göttingen), 1848 erschien K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst, mit Zusätzen Welckers vermehrt, in dritter Auflage. Schon 1828 war die Sylloge epigrammatum Graecorum ex marmoribus et libris collegit et illustravit Frid. Theoph. Welcker. Editio altera recognita et aucta Bonnae impensis Ad. Marcus in zweiter Auflage erschienen. Außerdem lieferte Welcker viele wichtige Beiträge in philologische Zeitschriften und Literaturzeitungen, beteiligte sich als Mitherausgeber an dem rheinischen Museum für Philologie.

Neben dieser weitgreifenden schriftstellerischen Thätigkeit hielt er in Göttingen Vorlesungen über Archäologie oder Geschichte der alten Kunst, über Religionsgeschichte oder Mythologie der Griechen und Römer, über die Ilias, mit einer Einleitung über die epische Poesie der Griechen, Geschichte der griechischen Literatur, über deutsche Altertümer, vorzüglich aus der Germania des Tacitus, Äschylos' Eumeniden, Aristophanes' Wolken und Frösche, im Seminar über Theognis und Juvenal. Welcker hatte, wie er an W. v. Humboldt berichtet, sich vorgesetzt, über Religion, Poesie und Kunst der Griechen in drei ineinandergreifenden Büchern zu schreiben. Von diesem Plane ist leider nur der die Religion betreffende in den späteren Lebensjahren ausgeführt worden, während seine auf Poesie und Kunst bezüglichen Arbeiten Bruchstücke geblieben sind, die uns in seinen kleinen Schriften vorliegen, welche unschätzbare Beiträge zum Verständnis hellenischen Wesens bieten.[1])

Lassen wir in kurzen Zügen den Lebensgang dieses geistvollen Gelehrten an uns vorübergehen. Friedrich Gottlieb Welcker wurde am 4. November 1784 in Grünberg in Hessen geboren. Sein Vater, der Geistlicher war, wurde 1786 nach Oberofleiden versetzt, wo Welcker mit seinen Geschwistern in einem wohlhäbigen Pfarrhause eine angenehme, dankbar anerkannte Jugendzeit verlebte. Der Vater unterrichtete den Sohn mit einem Hauslehrer, ließ aber dem sehr aufgeweckten und begabten Knaben Freiheit in der Wahl seiner Studien. So kam es, daß Gottlieb im Griechischen und Lateinischen gar bald große Fortschritte machte, ja er versuchte, freilich vergeblich, den Pindar zu bewältigen. Schon im sechzehnten Jahre bezog er die Landesuniversität Gießen. Er besuchte theologische Kollegien, hat auch öfter gepredigt. In der klassischen Philologie hatte Welcker keine Anregung von seiten der Lehrer, er war ganz auf sich angewiesen. Bei dem Theologen Schmidt, dem er auch persönlich nahe trat, hörte er Hebräisch und Arabisch; auch mit der modernen Literatur beschäftigte er sich angelegentlich. Bereits im April 1803 erhielt der junge

[1]) Vgl. Kekulé, Biographie Welckers. S. 192. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1033. B. Stark hat an verschiedenen Stellen seines leider unvollendeten Handbuches der Archäologie der Kunst (Leipzig 1880) die Bedeutung Welckers für die Entwicklung der Archäologie in gebührender Weise hervorgehoben.

Gelehrte eine Anstellung an dem Pädagogium in Gießen, zugleich aber las er als Privatdocent an der Universität über Altes und Neues Testament; ja er hatte die Absicht, eine historisch kritische Einleitung in das Alte Testament zu schreiben, eifrig beschäftigte er sich mit dem Koran. Diese Studien sind wichtig geworden für die späteren Untersuchungen über die Mythologie der Griechen. Aber die Theologie vermochte ihn nicht vollständig zu fesseln, er hielt gar bald auch Vorlesungen über Platons Symposion und Äschylos' Prometheus. Eine Ferienreise nach Jena, Weimar und Halle, wo er Joh. Heinr. Voß und Friedr. Aug. Wolf kennen lernte, bot viele Anregung. Im Sommer 1806 erwachte die lebendige Neigung, in Italien seine Anschauungen über das klassische Altertum zu vertiefen und namentlich durch das Studium der plastischen Kunstwerke zu erweitern. Daher bat Welcker seinen für Kunst und Wissenschaft empfänglichen Landesfürsten Ludwig I. um Urlaub, den er auch am 30. Juni erhielt. Schon am 1. August 1806 trat er, voll der schönsten Hoffnungen für seine weitere Ausbildung, die Reise nach dem klassischen Lande an. Ein besonderes Glück war es, daß er in der ewigen Stadt Männer fand, die nach allen Richtungen hin seine Bestrebungen zu fördern, ihn anzuregen imstande waren. Vor allen war es der hochgebildete, charaktervolle W. v. Humboldt, der auf den so empfänglichen jungen Gelehrten einen nachhaltigen, in der Kenntnis des hellenischen Wesens ihn befestigenden Einfluß übte. Auch der Däne Zoega, den R. Kekulé den größten der damals lebenden und den gewissenhaftesten Archäologen, die je gelebt haben, nennt, wurde für Welcker ein wichtiger Lehrer. Zu diesen Männern traten noch die zwei großen plastischen Künstler Thorwaldsen und Rauch, die dem für alles Große und Schöne aufgeschlossenen Sinn des jungen hessischen Gelehrten, für das Verständnis der alten Kunst von großer Bedeutung waren. Ein günstiges Geschick fügte es, daß Humboldt, der gleich bei dem ersten Erscheinen einen vorteilhaften Eindruck von Welcker empfangen hatte, ihm den Antrag stellte, als Erzieher in sein Haus einzutreten, da der frühere Hauslehrer seine Stelle aufgegeben hatte. In dem Humboldtschen Hause war Welcker in eine ganz neue Welt eingetreten. Künstler und Gelehrte, Deutsche, Engländer, Franzosen, Dänen, Italiener verkehrten in der geistig so angeregten Familie des preußischen Gesandten, dessen geistreiche Gemahlin es wohl verstand, die Besucher ihres Hauses zu fesseln und für alles, was Rom bot, zu begeistern.

Aus dem kurzen beabsichtigten Aufenthalt in Italien war ein zweijähriger geworden, es wurde dem jungen Philologen geradeso schwer, sich von Rom zu trennen, wie einst unserem großen Dichter. Aber W. v. Humboldt hatte, als er am 23. April 1808 eine Depesche an den Großherzog (Humboldt war im Nebenamt hessischer Resident in Rom) abgehen ließ, die Worte hinzugefügt: „Ich wage es noch beim Schlusse dieses alleruntertänigsten

Berichts eines jungen Mannes zu erwähnen, der das Glück hat, in Ew. Königl. Hoheit allerhöchsten Diensten zu stehn, des Dr. Welcker, Lehrers am Gießenschen Gymnasium, der morgen von hier abreist, um in sein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihn während seines Aufenthaltes hier genau beobachtet und muß ihm das gewissenhafte Zeugnis geben, daß er seine hiesige Muße, die er Ew. Königl. Hoheit landesväterlicher Großmut verdankt, auf das zweckmäßigste angewendet und sich, besonders im artistischen und antiquarischen Fache, gründliche und seltene Kenntnisse verschafft hat, welche ihn in Stand setzen werden, der Anstalt, welcher er gewidmet ist, und der Universität, vorzüglich nützlich zu sein."[1]) Als nun Welcker auf der Heimreise dem Minister v. Lichtenberg in Darmstadt einen Besuch machte, wurde er durch das Angebot einer ordentlichen Professur in Gießen überrascht, er lehnte jedoch ab, weil er bald nach Rom zurückzukehren gedachte, um, wenn v. Humboldt Rom verlasse oder sein hessisches Nebenamt aufgebe, hessischer Resident in Rom zu werden. Erst als diese verlockende Aussicht verschwunden war, wurde er „auf sein unterthäniges Nachsuchen" durch Dekret vom 16. Oktober 1809 mit Beibehaltung der Lehrerstelle am Pädagogium zum ordentlichen Professor der griechischen Literatur und Archäologie ernannt. Aber immer blieb er mit der Familie Humboldts in freundlichster Beziehung, wie die herrlichen von R. Haym herausgegebenen Briefe Humboldts an Welcker beweisen, ja auch in einer Zeit (1809), wo v. Humboldt ein vielbeschäftigter Staatsmann war, schreibt er dem Freunde: „Von Ihren Studien und Arbeiten reden Sie mir ja so oft und so ausführlich, als Sie selbst dazu Zeit haben. So beschäftigt bin ich nicht, und dann hängt das immer mit meinen Beschäftigungen zusammen." In den Vorlesungen an der Universität wurden die theologischen Gegenstände bald von den philologischen völlig verdrängt. Griechische Kunstgeschichte las Welcker zuerst im Sommer 1809, Religionsgeschichte der Griechen im Winter 1810/11, Äschylos 1812/13; auch über Ästhetik hielt er Vorträge. Besonders lieb war ihm sein Schulamt, er setzte seine ganze Persönlichkeit ein, die Jugendbildung schien ihm eine edle und hohe Aufgabe zu sein, die das Beste und Höchste für sich beanspruchen müsse. „Eine Altertumskunde als letztes Werk des größten Kenners im klassischen Geiste geschrieben, ein wahres Kunstwerk, das war sein Ideal eines Lehrbuches für Gymnasien. Wer für die Jugend darstellen will, hat am meisten Sicherheit und tiefes Gefühl aller Formen nötig, um dem kleineren und unausgeführteren Bilde den ganzen Charakter mitzuteilen, den ein Kolossalbild kaum zu erschöpfen vermöchte. Wer in dem Falle ist, sollte darum billig das Werk vorher im Großen vollenden und danach ins Kleinere kopieren.[2]) Besondere Erwähnung verdient hier das

[1]) R. Kekulé, Welckers Leben. S. 121.

[2]) R. Kekulé, Welckers Leben. S. 126.

1810 erschienene Programm des Pädagogiums zu Gießen[1]) mit dem Titel: Über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts auf dem Gymnasium. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie Welcker, der nach allen Seiten hin sich für seinen Lebensberuf gebildet, auch über sein Gymnasialamt nachgedacht hatte. Die Idee, wonach die Gymnasien gestiftet wurden, ist: durch innige Bekanntschaft mit den Alten uns zum allseitigen Gebrauch und Genuß unseres Geistes, Gemüts und Lebens anzuleiten, nach dem Muster ihrer harmonisch und ungehemmt entwickelten Bildung unsere Kräfte auszubilden. Sowohl frühere und spätere Institute und Denker in der katholischen Kirche, als besonders die ersten Männer der Reformation haben diesen Grundsatz der humanen klassischen Bildung aufgestellt." Es kam Welcker bei seinem Unterrichte darauf an, den ganzen Menschen zu ergreifen, die Seelen zu stimmen für das Gute, Schöne und Wahre, ja er meinte, daß in dem Lehrer ein gewisser Kunstsinn der Menschenbildung sein müsse. Um das Ziel der Erziehung zu erreichen, muß nach seiner Meinung eine sorgsame Auswahl in den zu lesenden Schriftstellern getroffen werden. Manche spätere und solche, die nur Männern und Gelehrten ganz interessant sein können, müßten ausgestoßen und besonders von Anfang mehr Dichter gelesen werden. Diese sind nur schwerer zu verstehen, wenn man fordert, daß sie nicht nach ihrem reinen Effekt und ihrer Lieblichkeit im Ganzen, sondern nach den grammatischen Figuren und einzelnen Sprachabweichungen anatomisch verstanden und Mythologie und epischer Inhalt nicht aus ihnen gelernt, sondern in ihnen dafür Beleg- und Vergleichsstellen gesucht werden sollen. Vor allem lag Welcker daran, die Selbstthätigkeit der Schüler anzuregen. Je weniger man in den oberen Abteilungen Anlaß giebt, von innen heraus thätig zu sein, indem man von außen immer und alles anlehren will, um so gefährlicher ist es.[2]) Bei eigenen Darstellungen müssen sich die Gedanken, die jungen Leuten, wenn sie nicht an mechanisches, dumpfes Lernen verwöhnt sind, so gern hierhin und dorthin entflattern, auf Einen Punkt sammeln, sie müssen, statt sich mit vielem zu unterhalten, ein Ganzes mit Anstrengung und Vermögen vollständig auffassen, und im Zusammenhang und seiner ganzen Umgebung überblicken. Die lateinischen poetischen Versübungen sind auf den meisten Schulen abgekommen, wie außer den Schulen, und gedeihen nicht weit. Wollen wir nicht hinter den älteren Zeiten in einem Punkt, in dem dazu die Einsicht bisher geschärft worden ist, zurückbleiben, so müssen wir an deren Stelle die deutschen aufnehmen, die für das Allgemeine der Bildung weit ersprießlicher sind als jene, wodurch fast nur das specielle Verstehen

[1]) Abgedruckt in dem V. Teile der kleinen Schriften. Herausgegeben von O. Lüders. Elberfeld 1867. S. 258 f.

[2]) Über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien. Welckers kleine Schriften. V, S. 261.

römischer Dichter befördert wurde.[1]) Ohne Zweifel ist alles, was Welcker als Gymnasiallehrer vorträgt, gut begründet, ist aus reicher Erfahrung und psychologischer Beobachtung geschöpft. Ist es doch für künftige praktische Thätigkeit von großer Wichtigkeit, daß die Schüler angeleitet werden, wie sie ihre häuslichen Arbeiten einrichten, wie sie studieren müssen. In der Schule kann eben nicht alles gelehrt und gelernt werden. Ja Welcker meint, daß Selbstthätigkeit und Komposition auch deshalb auf den Schulen nötig sei, weil die Zöglinge der Universitäten im allgemeinen leider fast nur das Fremde zu schreiben angewiesen sind.[2]) So wurde bei der Liebenswürdigkeit seines Wesens und der Anerkennung, die seine Wirksamkeit gefunden, die Erinnerung an das Schulamt eine fürs ganze Leben angenehme.

Welcker war ein guter Patriot, nahm an den Freuden und Leiden des Vaterlandes innigen Anteil, ebenso wie sein Bruder, der bekannte Jurist Karl Welcker. Mit den Brüdern v. Humboldt teilte der junge Philologe die Hoffnungen für Preußen und Deutschland; er hielt den Glauben fest, daß ein so großes Volk sich wieder fühlen würde. Im Jahre 1814 war es sein größter Schmerz, daß Hessen-Darmstadt noch auf französischer Seite stand. Den in Gießen einmarschierenden Preußen und Russen zogen die Einwohner mit Jubel entgegen. Blücher hatte eine Woche lang sein Hauptquartier in Gießen. Am Abend des Einzugs brachte der treffliche Held den Toast aus: „Meine Herren, gut Deutsch oder an den Galgen." Steffens schilderte im größten Hörsaal der Universität den Siegeszug des preußischen Heeres, und forderte zum Anschluß auf. Der am 28. Dezember erlassene Aufruf des Großherzogs zur Bildung eines freiwilligen Jägercorps gegen Frankreich führte auch Welcker in die Reihen der Krieger, wie die Philologen Karl Reisig, Karl Göttling, Karl Lachmann. Am 28. März rückten die hessischen Jäger aus, aber schon am 14. April brachte, als die Truppen noch jenseits der französischen Grenze waren, ein Kurier die Nachricht, daß der Kampf zu Ende sei und der hessische Befehlshaber Prinz Emil in Lyon kantonniere. So verlief der so begeistert begonnene Feldzug unblutig in den Quartieren von Lyon.[3])

Bereits am 7. Juli traf Welcker bei den geliebten Eltern in Ofleiden ein, nachdem er auf der Rückreise in Freiburg, Straßburg, Heidelberg alte und neue Freunde aufgesucht und an dem Anschauen der herrlichen Gegenden sich erfreut hatte. Nicht lange blieb er in der Heimat, es zog ihn nach Kopenhagen, um auf der Königlichen Bibliothek den dort befindlichen Nachlaß seines römischen Freundes Zoega zu benutzen. Nach seiner Gewohnheit sprach er auf Reisen bei Männern vor, deren Bekanntschaft ihm erwünscht war. So

---

[1]) Kleine Schriften. V, S. 267.

[2]) Kleine Schriften. V, S. 273.

[3]) Vgl. Kekulé, Biographie Welckers. S. 132 f.

besuchte er in Kassel die Brüder Grimm, in Hamburg war ihm die liebste Bekanntschaft, die er gemacht, der treffliche Friedrich Perthes, auch dem Wandsbecker Boten hörte er aufmerksam zu. Er fand sokratische Züge in ihm wie in Pestalozzi und Zoega.[1]) In Kopenhagen, wo er am 2. September eintraf, wurde er von Lund und Bruns freundlich empfangen. Auch in der schönen dänischen Hauptstadt nahm man ihn in den literarischen und Künstlerkreisen, in denen der Bischof Münter und Bröndstet, Oehlenschläger und Baggesen hervorragten, herzlich auf. Überall bereicherte er seine Anschauungen. Von Kopenhagen wurde ein Ausflug nach Schweden gemacht. Aber Welcker kam krank von seiner Reise zurück und mußte fast drei Monate in der dänischen Hauptstadt das Zimmer hüten. Während dieser Zeit beschäftigte ihn die Biographie und der Nachlaß Zoegas. Am 25. Februar trat Welcker die Rückreise an, in Kiel, wohin sein Bruder Karl, der Jurist, berufen worden war,[2]) verkehrte er aufs innigste mit Dahlmann, Twesten, Hegewisch, Falk. In Berlin wurde Welcker Zeuge des patriotischen Aufschwungs, den die Landung Napoleons auf französischem Boden hervorgerufen hatte. Noch von Berlin aus meldete sich der junge Gelehrte zur Waffe, um den General v. Gall als Adjutant zu begleiten. Schon war er mit Pferden und aller zum Kriege nötigen Ausrüstung versehen, aber der Großherzog wies den Antrag zurück. Welcker, der 3½ Jahre Urlaub genossen, trat in sein Lehramt wieder ein. Gehalt und Lektionsplan gaben Anlaß zu Ärgerlichkeiten. Mitglied der von Universitäts wegen dem Pädagogium vorgesetzten Kommission war Geheimrat Prof. Crome, der für den Darmstädtischen Hof mit Bernadotte verhandelt hatte und nach der Schlacht von Lützen die Flugschrift „Deutschlands Krise und Rettung“ schrieb, welche Blücher in so lebhaften Zorn versetzte. Welcker und seine Freunde verachteten Crome als französisch gesinnt. Der Universitätssenat drang auf seine Entfernung. Auf dem Rückmarsch aus Frankreich las Welcker mit Erstaunen und Entrüstung, daß Crome sein Amt wiederum angetreten habe. Am 4. April 1816 fand ein öffentliches Examen statt. Als Crome hereintrat — Welcker war gerade im Begriff, seine Schüler zu prüfen — klappte er seinen Horaz zu und verließ den Saal. Des Nachmittags wiederholte sich dieselbe Scene. Die Kommission führte Beschwerde über Welckers „ungebührliches Betragen“. Das Ministerium erteilte ihm

---

[1]) Kekulé, Biographie Welckers. S. 136.

[2]) K. Welcker, geboren den 29. März 1790 zu Oberofleiden, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte. Schon als Student schrieb er: Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Im Jahre 1813 wurde er Docent und 1814 außerordentlicher Professor in Gießen. Er folgte einem Rufe nach Kiel und gab mit Dahlmann, Falk, Twesten u. a. die Kieler Blätter heraus. Später siedelte er nach Heidelberg und von da nach Bonn über, 1823 übernahm er eine Professur an der Universität Freiburg; seine politische Wirksamkeit ist bekannt.

einen Verweis. Welcker bat um seine Entlassung aus dem hessischen Staatsdienst, die am 2. September 1816 gewährt wurde. Sehr befremdlich war es, daß der an den Großherzog erstattete Ministerialbericht von der Ansicht ausging, daß der Rücktritt Welckers von seiner Professur für die Landesuniversität eher ein Gewinn als ein Verlust sei, da Welcker bei im übrigen schätzbaren Kenntnissen, durch schwärmerische Grundsätze und überspannte Ansichten geleitet, sich sogar bei öffentlichen Lehrvorträgen als einen unruhigen Kopf gezeigt hätte. Die Vorlesungen, die Bedenken erregt hatten, waren die über deutsche Geschichte. Bereits im Januar 1814 hatte er in der Schrift „Warum muß die französische Sprache weichen, und wo zuerst?" seinem Patriotismus Ausdruck verliehen. Auch die Aufsätze: von ständischer Verfassung und über die Zukunft Deutschlands in Ludens Nemesis und in den Kieler Blättern hatten ängstlichen Seelen Anstoß gegeben, bald war er als Humboldtianer, bald als Haupt der Schwarzen bezeichnet worden.

Nicht lange sollte der schon weithin bekannte Gelehrte ohne Amt bleiben, ein unerwarteter ehrenvoller Ruf an die Georgia Augusta, die damals sich eines großen Ansehens erfreute, ein damit verbundener Wirkungskreis wurde gern angenommen (Mich. 1816). Überall fand er in Göttingen die freundlichste Aufnahme, der Historiker Heeren, der Jurist Heise, der Theolog Planck, der Nationalökonom Sartorius Freiherr v. Waltershausen sahen den liebenswürdigen Gelehrten gern in ihren Familien, vor allem aber verknüpfte ihn ein enges Freundschafts- und Studienband mit dem überaus tüchtigen, aber sehr kränklichen Ludolf Dissen.[1]) Die außerordentliche Vielseitigkeit des geistvollen Gelehrten zeigte sich in der Mannigfaltigkeit der Vorlesungen, die er abzuhalten pflegte. Er las: Religionsgeschichte oder Mythologie der Griechen und Römer, über die Ilias mit einer Einleitung über die epische Poesie der Griechen, Geschichte der griechischen Literatur, deutsche Altertümer, vorzüglich aus der Germania des Tacitus, Äschylos' Eumeniden, Aristophanes' Wolken und Frösche, im Seminar erklärte er Theognis und Juvenal. Besonders förderlich für seine Studien war die reichhaltige Bibliothek der Göttinger Hochschule. Doch hatte für den welterfahrenen Professor das steife, pedantische Wesen[2]) der Göttinger Gelehrten auch seine großen Schattenseiten. Als daher im August 1818 ihm der Antrag gemacht wurde, eine philologische Professur an der neu errichteten rheinischen Hochschule zu übernehmen, ging er gern darauf ein, zumal sein Bruder Karl, der Jurist, auch Aussicht hatte, nach Bonn verpflanzt zu werden.

Im Sommersemester des Jahres 1819 trat Welcker voll der schönsten Hoffnungen sein neues Amt in Bonn an; die mitteilsame, lebendige Art der

[1]) Vgl. Kekulé, Biographie Welckers. S. 137 f. Dissens kleine deutsche und lateinische Schriften. Göttingen 1839. S. XII—XXXIV.

[2]) Vgl. Kekulé, Biographie Welckers. S. 150.

Rheinländer sagte ihm mehr zu als der steife, gelehrte Ton in Göttingen. Tüchtige Männer wie E. M. Arndt, A. W. v. Schlegel, Heinrich[1]) und Naeke,[2]) seine nächsten philologischen Amtsgenossen und andere Mitglieder der Universität übten eine besondere Anziehungskraft auf den vielseitigen und strebsamen Gelehrten. Nicht lange sollte das Wohlgefühl andauern, denn schon am 5. Juli verfügte ein Reskript des Ministers Fürsten Wittgenstein die schleunigste Beschlagnahme sämtlicher Papiere der Professoren E. M. Arndt, Welcker senior und junior, da diese nach den wegen geheimer politischer Verbindungen und Umtriebe in Deutschland erhaltenen auswärtigen Mitteilungen und vorhandenen übrigen Akten, der Teilnahme oder der Mitwissenschaft um dieselben dringend verdächtig seien. „Die Art, wie man gegen diese patriotischen Männer verfuhr, erregte in allen Kreisen der Stadt den höchsten Unwillen, Welcker fühlte sich in seinem Rechts- und Ehrgefühl auf das äußerste gekränkt und verletzt. Er wandte sich an seinen Freund und Gönner W. v. Humboldt, dieser schrieb ihm nach seiner ganzen feinen Art: So unangenehm der Vorfall ist, so behandeln Sie ihn mit der besonnensten Ruhe. Gehen Sie mit der völligsten Offenheit zu Werke und legen Sie alles Verlangte vor. Es ist Ihrer Delikatesse angemessen, daß sich Ihr Gefühl dagegen sträubt, daß dadurch bloße Privatverhältnisse unter die Augen kommen. Allein da es hier Ihre völlige Rechtfertigung gilt, so muß jene Betrachtung weichen, und die Behörde ist schuldig, mit der Erfüllung ihrer Pflicht Verschwiegenheit und Diskretion zu verbinden. Was meine und meiner

[1]) Karl Friedrich Heinrich, geboren den 8. Februar 1774 zu Molschleben bei Gotha, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem berühmten Gymnasium in Gotha (Döring, Jacobs), studierte in Göttingen, wurde ein Lieblingsschüler Gottl. Heynes, war von 1795 bis 1804 Gymnasiallehrer in Breslau, wurde 1804 nach Kiel und 1818 nach Bonn berufen, wo er am 20. Februar 1838 gestorben ist. Er gab heraus eine Bearbeitung des Cornelius Nepos (Breslau 1801), eine Ausgabe des Scutum Herculis des Hesiodus (Breslau 1802), lieferte viele Beiträge in Zeitschriften, aus seinem Nachlasse erschien eine Ausgabe der Satiren Juvenalis (Bonn 1839—1840), 2 Bde.

[2]) Aug. Ferd. Naeke, geboren den 15. Mai 1788 zu Frauenstein im Erzgebirge, gebildet in Schulpforta, studierte seit 1806 in Leipzig erst die Rechte, dann Philologie unter Hermann, war 1810 Lehrer am Königl. Pädagogium, 1812 Privatdocent, 1817 außerordentlicher Professor an der Universität Halle, 1820 Professor in Bonn, wo er am 12. September 1838 starb. Er las über Äschylos, Aristophanes, Theokrit, Catull, Horaz und Plautus, über Tacitus' Germania, über die Geschichte der griechischen Poesie, über römische Literaturgeschichte, Metrik und Poetik der Römer und über Kritik. Näke hatte eine gewisse Abneigung gegen Schriftstellerei. Welcker gab heraus: A. F. Naekii opusc. philol. Bd. I Bonn 1842. Bd. II (auch unter dem Titel: Callimachi elegiarum fragmenta, collegit et disposuit A. F. Naeke), Bonn 1844. Choerilli Samii quae supersunt collegit et illustravit, de Choerilli Samii aetate, vita et poesi aliisque Choerillis disseruit A. F. Naeke 1829; seine Bearbeitung der von ihm nach dem Vorgange Joh. Scaligers dem Valerius Cato zugeschriebenen Gedichte „Dirae“ und „Lydia“ ist nach seinem Tode von seinem Schüler Ludw. Schopen (Bonn 1846) herausgegeben worden.

Frau Briefe betrifft, so ist es uns beiden lieb, daß man darin Beweise der Gesinnungen finden wird, welche uns Ihr Charakter, Ihre uns bekannte Handelsweise, Ihre Beschäftigungen und Ihre Gesinnungen gegen uns eingeflößt haben."[1]) Am 10. November des folgenden Jahres wurde auf Antrag der Bundescentralkommission zu Mainz die Untersuchung wegen revolutionärer Umtriebe gegen E. M. Arndt und die beiden Brüder Welcker eröffnet. E. M. Arndt wurde von seinem Lehramt entfernt und erhielt erst 1840 die Erlaubnis, wieder Vorlesungen halten zu dürfen, während die Gebrüder Welcker in ihrer amtlichen Thätigkeit ungestört blieben. Erst am 11. Januar 1822 wurden Welcker die Papiere zum Zweck einer schriftlichen Rechtfertigung zurückgegeben. Die Untersuchung, so wurde ihm mitgeteilt, gehe auf zweierlei hinaus, zunächst ob er in dem ihm anvertrauten Lehramte belassen werden könne oder von demselben zu entlassen sei; erst nach dieser Entscheidung werde zweitens in Betracht kommen, ob eine kriminalrechtliche Strafe zu erkennen sei. Welcker sandte eine von dem Juristen Mackeldey abgefaßte, dreißig eng geschriebene Bogen einnehmende rechtliche Verteidigungsschrift, die auch einen von Welcker selbst verfaßten Nachtrag und Erläuterung enthielt, an das Ministerium. Die Untersuchung zog sich bis zum 3. November 1825 hin, da erhielt er eine vom Minister Schuckmann unterzeichnete, bestimmt und durchgängig lossprechende Erklärung von der Ministerialkommission und von dem Minister Altenstein zwei Zuschriften, in denen er wegen des Ausgangs der Untersuchung beglückwünscht und wegen seiner Amtsführung als Oberbibliothekar belobt wurde.[2]) Welcker ließ es sich während der trüben Tage, die über ihn hinzogen, erst recht angelegen sein, um so eifriger seine Pflicht gegen den preußischen Staat und gegen seine Wissenschaft zu erfüllen. Auch als Bibliothekar hat sich Welcker große Verdienste erworben. Bis zum Jahre 1854 führte er das Amt, in welchem der geniale Friedrich Ritschl sein umsichtiger Nachfolger wurde. Auch für die Herstellung und Vervollständigung des akademischen Kunstmuseums hat Welcker angelegentlich gesorgt. Vor allem aber umspannte Welcker in seinen Vorlesungen einen großen Kreis seiner Wissenschaft: philologische Encyklopädie, griechische und römische Literaturgeschichte, griechische Mythologie und Religionsgeschichte, Geschichte der antiken Kunst kehren am häufigsten in den Lektionenverzeichnissen wieder; ebenso übten die Vorträge über Äschylos, Sophokles, Aristophanes, Pindar, Theognis, Sappho und andere lyrische Bruchstücke, Theokrit, Plato und Aristoteles' Poetik, über Horaz, Tibull, Properz, Juvenal, Lukrez und Tacitus' Germania auf die philologischen Studenten eine Anziehungskraft aus. Die Zuhörer erfüllte, wie Joh. Classen sagt, das lebendige Gefühl,

[1]) Kekulé, Biographie Welckers. S. 159. Man möge die vortreffliche, die Zeit charakterisierende Schilderung nachlesen.

[2]) Kekulé, Biographie Welckers. S. 170 f.

daß sie einem großen Gelehrten und einem ganzen Manne gegenüberstanden.[1])

Es war natürlich, daß bei einem Gelehrten, dem, wie Welcker, die antike Welt durch gründliche Studien so vertraut geworden war, immer wieder der Wunsch hervortrat, das Land der Hellenen zu schauen. Wohlüberdacht wurde die große auf ein Jahr berechnete Reise. Welcker nahm seinen Weg über Italien nach Griechenland, von Griechenland über Sicilien und Italien zurück in die Heimat[2]) (1841—1843). In dem 1865 erschienenen Tagebuch einer griechischen Reise sind die Eindrücke niedergelegt, die Welcker in dem Lande seiner Sehnsucht empfangen hat. Jeder wird mit reicher Belehrung und großem Interesse alles lesen, was der treffliche Gelehrte beobachtet hat. In Bonn lebte Welcker ganz seinem Amte und seiner Wissenschaft. In den Ferien pflegte er nähere und weitere Ausflüge zu machen, Berlin, Leipzig, Paris, Rom, die Schweiz wurden aufgesucht. Unter großer Beteiligung des überall hochgeschätzten und vielgeliebten Mannes feierte man 1859 das fünfzigjährige Professorenjubiläum Welckers, aber der Festjubel brachte die Jugend nicht zurück. Immer schwächer wurde das Augenlicht. Otto Lüders, der auch den V. Teil seiner kleinen Schriften herausgegeben, hatte, wie er selbst bekennt, das unschätzbare Glück, dem teuern Gelehrten das geschwächte Augenlicht, soweit es in seinen Kräften stand, durch Lesen und Schreiben zu ersetzen. Da philologische Studien infolge der zunehmenden Schwäche des Körpers nicht mehr getrieben werden konnten, wendete sich der Blick rückwärts in die Vergangenheit, die für ihn so reich gewesen war. Er ließ sich Goethe, Chamisso, Walter von der Vogelweide und Justis I. Band der Biographie Winckelmanns vorlesen, viel auch Max Müllers, Schenkels, Keims Schriften, die protestantische Kirchenzeitung. Für die freiere Gestaltung des kirchlichen Lebens sowie für das Wohl und die Größe des Vaterlandes hatte er bis ans Ende seiner Tage ein warmschlagendes Herz. Das Jahr 1866 hatte er im Gegensatz zu seinem Bruder Karl freudig durchlebt, hatte sich von den preußischen Siegen gern berichten lassen. Wie würde sein Herz aufgejubelt haben, wenn er das Jahr 1870 erlebt und den Traum seiner Jugend, die Einigung des von ihm so heiß geliebten Vaterlandes erfüllt gesehen hätte. Als Welcker am 4. November 1868 seinen vierundachtzigsten Geburtstag noch erlebt hatte, schwanden seine Kräfte immer mehr, ohne daß er eigentlich krank war. Am 17. Dezember, abends um 9 Uhr, schlossen sich die Augen, die so viel gesehen hatten, stiller Friede lag auf dem Antlitz des teuern Mannes, der ein treuer Freund und gewissenhafter Lehrer gewesen war.

Ein reiches verdienstvolles Gelehrtenleben hatte sein Ende erreicht.

---

[1]) Kekulé, Biographie Welckers. S. 175.

[2]) Vgl. Kekulé, Biographie Welckers. S. 250 f.

Welcker war nicht bloß ein Gelehrter, der viel gelernt, viel erforscht hatte, er war überhaupt ein ganzer Mann, ein edler Charakter, der mit den Besten seiner Zeitgenossen in freundlichen Beziehungen gestanden, von ihnen hochgeschätzt wurde. W. v. Humboldt, Aug. Böckh, Otto Jahn, Ed. Gerhard, Ludw. Preller, Friedr. Ritschl, Karl Göttling, Friedr. Jacobs, Ludolf Dissen, Ottfr. Müller, Friedr. Thiersch und viele andere waren mit ihm befreundet, schätzten seine zahlreichen Schriften. Zu beklagen haben wir nur, daß er die in einem Briefe an W. v. Humboldt (den 30. Dezember 1821) kundgegebene Absicht, über Religion, Poesie und Kunst der Griechen in drei ineinandergreifenden Büchern zu schreiben, nicht durchgeführt hat, ihm war ja das theoretische und praktische Leben der Hellenen in seltener Weise durch langjähriges Studium und durch längeren Aufenthalt in Italien, Griechenland, Paris, London, Kopenhagen genau bekannt und vertraut geworden. Schule und Wissenschaft haben diesem Manne unendlich viel zu danken.[1])

---

[1]) Vor allem vergleiche man: Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Nach eigenen Aufzeichnungen und Briefen von Reinhard Kekulé. Leipzig 1880. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1029 u. a. O. Ludw. Urlichs Grundlegung und Geschichte der Philologie. Nördlingen 1886. S. 117 f., berichtet unter andern: Die drei ersten Vorlesungen Welckers wirkten nachhaltig auf seine Zuhörer, nicht durch Glanz des Vortrags, sondern durch die gediegene Gelehrsamkeit, die verhaltene Begeisterung und den Reichtum der Gedanken, welche ihm so reichlich zuströmten, daß er, wie Sokrates, vor der Stimme des Dämonion stehen blieb, plötzlich stockte, um einen neuen Faden zu fassen. Auch als Schriftsteller litt er unter dem Drucke seines Wissens, welches unzählige Excerpte nährten; er ist deshalb oft weitläufig und schwer zu lesen. Männer wie Niebuhr, die einen knappen und strengen Ausdruck forderten, haben ihre Abneigung nie ganz überwunden, Schlegel dagegen fühlte sich durch den idealen Schwung und feinen Geschmack angezogen. Auch Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1033, macht die Bemerkung, die jeder, der sich mit Welckers Schriften beschäftigt, bestätigen muß, daß seine Darstellung etwas Schwerfälliges und Undurchsichtiges habe und den Leser manchmal nötigt, einen Satz wiederholt zu lesen, um über den Gedanken des Verfassers zur Klarheit zu kommen. Aber es bleibt doch wahr, was O. Jahn gesprochen: Niemand hat vor Welcker und niemand hat wie Welcker Literatur und Kunst des Altertums als ein Ganzes angeschaut und dargestellt. Das ist kein äußerliches Verbinden verschiedener Richtungen oder Beschäftigungen, wie wenn z. B. jemand neben der Philologie auch Musik treibt — es ist das innerliche Verschmelzen dessen, was, aus Einem Grunde hervorgewachsen, seiner Natur nach eins ist, zu dem ursprünglichen Ganzen. Und diese Richtung geht aus der eigensten Natur Welckers hervor, welche ihn stets dem Ganzen zudrängt, weil sie eine tief poetische ist. — Vor seinem sinnenden Blick enthüllte sich die Tiefe des Altertums; im Glauben des Volkes, im Kultus, im Stufengange der sich entwickelnden Poesie, in den schönen Gestalten der bildenden Kunst offenbarte sich ihm derselbe Geist, und was vor ihm in Trümmern lag, erstand vor dem Blicke des Sehers zum Ganzen im Glanze des Hohen und Edlen, dem seine Seele von Jugend auf allein zugewandt gewesen ist. (Kekulé, Biographie Welckers. S. 336 f. Preußische Jahrbücher 1859.)

Otto Jahn.

Neben Friedrich Gottlieb Welcker, Friedrich Ritschl war Otto Jahn der dritte berühmte Philologe der rheinischen Hochschule, der auf die Bildung des Nachwuchses von jungen Philologen und Schulmännern einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Viele Jahre hindurch war es eine schätzenswerte Empfehlung, wenn ein junger Philologe an der rheinischen Hochschule seine Studien gemacht, von Welcker, Ritschl und Jahn in die Altertumswissenschaft eingeführt worden war. Jeder dieser ausgezeichneten Gelehrten hatte besondere Charismata, bot den aufmerksamen Zuhörern neue Seiten der philologischen Wissenschaft zur Betrachtung dar. Durch eine weitgreifende wissenschaftliche Thätigkeit hat sich O. Jahn die größten Verdienste um Schule und Altertumswissenschaft erworben. Zum Gebrauche seiner philologischen Vorlesungen bearbeitete er eine Reihe von Ausgaben mit knappem Apparat und meistens mit Abbildungen antiker Kunstwerke: Apulejus' Psyche und Cupido (1855), Pausanias' Beschreibung der Akropolis (1860), Sophokles' Elektra (1861), Platons Symposion (1864), Pseudolongin de sublimitate (1868). Schon längst vergriffen ist die hochgeschätzte Ausgabe des Persius cum scholiis (Leipzig 1843), Julii Flori epitome etc. (1852), Ciceros Brutus (1849), Ciceros orator (Leipzig 1851). Aus dem Verzeichnis der bei Ad. Michaelis S. 17 f. aufgeführten Schriften Jahns erwähne ich nur noch: Archäologische Beiträge, von Otto Jahn (Berlin 1847). Biographische Aufsätze, von Otto Jahn (Leipzig 1866). Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze, von Otto Jahn (Bonn 1868). Ed. Gerhard. Ein Lebensabriß, von Otto Jahn (Berlin 1868). Auf dem Gebiete der Musik hat sich Otto Jahn ebenfalls hervorgethan. Hochgeschätzt wird die Biographie Mozarts (2 Bände, 1867), auch eigene Kompositionen sind von ihm vorhanden. Für die Goetheliteratur ist er ebenfalls thätig gewesen, er gab heraus: Goethes Briefe an Leipziger Freunde (Leipzig 1849. 1867). Goethes Briefe an Voigt (Leipzig 1868). Briefe der Frau Rat an ihre lieben Enkeleins (1855). Ludwig Uhland (Bonn 1863). Außerdem hat er im rheinischen Museum, im Philologus, im Hermes, in den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft und andern Wochenschriften zahlreiche wertvolle Abhandlungen veröffentlicht. Seine Vorlesungen wurden gern gehört und viel besucht. Über die verschiedensten Zweige der Altertumswissenschaft erstreckte sich seine akademische Thätigkeit. Neben den exegetischen Kollegien las er über Archäologie, Geschichte der Philologie. Sehr belehrend für künftige Schulmänner war Jahns Vorlesung über die Oden des Horatius, in der über die Tradition der Gedichte, über Horatius als Dichter und als Nachahmer der Griechen eingehend gehandelt wurde. Immer war er bereit, strebsamen Zuhörern Rat zu erteilen, sie mit Büchern aus seiner dreißig-

tausend Bände umfassenden Bibliothek zu unterstützen. Eng befreundet war er mit Th. Mommsen, Mor. Haupt, Fr. G. Welcker, Herm. Sauppe, Ludw. Preller und andern Männern der Wissenschaft. Sehr richtig rühmt an ihm Mommsen: das Gleichgewicht in der Beherrschung der sämtlichen Zweige seiner Fachwissenschaft, worin vielleicht keiner der mit ihm Lebenden mit ihm Schritt gehalten hat. Er war nicht genötigt, wo er als Philolog archäologische Dinge brauchte oder als Archäolog philologische von dem Nachbar zu borgen, es machte keinen Unterschied für ihn, ob die Überlieferung durch Erz und Marmor vermittelt war oder durch Pergament und Papier.[1])

O. Jahn kann man als den vorzüglichsten Schüler Welckers bezeichnen, ihn schätzte er als eine wirklich produktive Natur von genialer Anschauung, der wirklich im Altertum lebt und die tiefsten, fruchtbarsten Anregungen gegeben hat. Adolf Michaelis sagt treffend, daß sich O. Jahn durch die Menge seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler ein außerordentliches Verdienst um die Weiterentwicklung einer wissenschaftlichen Archäologie erworben habe. Dazu kam, daß O. Jahn wie A. Böckh, K. Lachmann, Gottfr. Hermann, Mor. Haupt, Herm. Sauppe, Fr. G. Welcker, Theod. Mommsen und andere auch ein Mann war, der durch die Lauterkeit seines nur der Wahrheit zugewandten Charakters und die Liebenswürdigkeit seines Wesens auf jeden, der ihm nahe zu treten das Glück hatte, den gewinnendsten Eindruck machte.[2])

Überschauen wir kurz den Lebensgang dieses ausgezeichneten Gelehrten, der in jeder Beziehung unsere Hochachtung verdient.

O. Jahn wurde am 17. Juni 1813 in Kiel geboren, wo sein Vater als Advokat und Landsyndikus (Rechtsbeistand der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft) lebte, die Mutter war eine Tochter des Professors der Jurisprudenz Ad. Trendelenburg. Früh entwickelte der wohlbeanlagte Knabe einen ungewöhnlichen Leseeifer und lebhaftes Interesse für Musik, das durch den Unterricht G. Chr. Apels weitergebildet wurde. Nachdem Jahn auf dem Gymnasium zu Kiel seine akademische Vorbildung empfangen hatte, schickte ihn der Vater im Mai 1830 nach Schulpforta, wo er in dem Hause des Prof. Ad. Lange als Extraneer Aufnahme fand. Der plötzliche Tod des ausgezeichneten Dr. Lange brach den Aufenthalt in Pforta vorzeitig ab. Für eine Schulfeier hatte er schon damals ein größeres Gesangstück angefertigt. Der Anstalt zeigte er sich dadurch dankbar, daß er alle seine Schriften der Bibliothek der Landesschule zusendete. Im Herbst 1831 bezog Jahn die

---

[1]) Archäologische Zeitung 1869, S. 95 (Ad. Michaelis' Sonderabdruck der Biographie O. Jahns aus der Allgemeinen deutschen Biographie. S. 13).

[2]) Der Verfasser hatte die große Freude, O. Jahn, Karl Halm, Theod. Mommsen und andere Gelehrte als junger Lehrer bei seinem verehrten Direktor H. Sauppe kennen zu lernen, und noch stehen die verehrten Männer lebhaft in seiner Erinnerung.

heimische Universität. Die schwankenden Interessen des Jünglings lenkte G. W. Nitzsch auf das Studium der griechischen Sagenpoesie, und der damalige Privatdocent Joh. Classen[1]) auf die römischen Satiriker. Vor allen Dingen verdankte er den von G. W. Nitzsch geleiteten Seminarübungen sehr viel. Im Herbst 1832 siedelte Jahn nach Leipzig über, fand in dem Hause des Prof. W. Wachsmuth die freundlichste Aufnahme und wurde insbesondere angezogen von der überaus tüchtigen Persönlichkeit Gottfr. Hermanns. Nach einem Jahre setzte Jahn seine Studien in Berlin fort. Hier gewann Aug. Böckh, dieser Fürst der Wissenschaft, entscheidenden Einfluß auf seine ganze Auffassung des Altertums, obwohl er Karl Lachmann persönlich näher trat. Archäologische Studien lagen damals Otto Jahn noch fern, doch besuchte er Vorlesungen, die damals Eduard Gerhard über Antiken des Museums vor einem größeren Publikum beim Beginn seiner Berliner Wirksamkeit eröffnete. Während seines Berliner Aufenthaltes gab er sich auch musikalischen Genüssen hin. Im Frühjahr 1835 kehrte Jahn wieder nach Kiel zurück. Am 18. Oktober 1836 erlangte er die philosophische Doktorwürde und im Sommer 1837 erhielt er das dänische Reisestipendium. In Paris wurde er von Karl Benedikt Hase, dem Konservator der Königl. Bibliothek, wie alle deutsche Landsleute in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sehr unterstützt. Nachdem er die Bibliotheken in Bern, Zürich, St. Gallen,

[1]) Joh. Classen, ein ausgezeichneter Philolog und vortrefflicher Schulmann, geboren zu Hamburg am 21. November 1805, erst durch Privatunterricht vorgebildet, dann von 1820 bis Ostern 1824 Schüler des Johanneums seiner Vaterstadt. Dem Direktor Gurlitt, den Professoren Hipp, Zimmermann, Müller und Ullrich verdankte er wissenschaftliche Anregung, insbesondere führte ihn Ullrich in das Studium des Platon und des Thukydides ein. Im Jahre 1824 ging er als Studiosus der Philosophie und Theologie auf das akademische Gymnasium über. Nachdem er ein Jahr die Vorlesungen Gurlitts, Hartmanns, Grohmanns und Lehmanns gehört hatte, bezog er die Universität Leipzig, wo er vor allem ein fleißiger Zuhörer Gottfr. Hermanns wurde, hörte auch bei Chr. Dan. Beck, Wachsmuth, fand Aufnahme in der griechischen Gesellschaft und in dem philologischen Seminar G. Hermanns, im Herbste 1826 siedelte er nach Bonn über, wo er bei B. G. Niebuhr reiche Förderung für seine wissenschaftlichen Interessen bis zum Tode B. G. Niebuhrs (den 2. Januar 1831) fand und zugleich als Privatdocent thätig war. Er brachte die Kinder Niebuhrs in das Haus der Frau Dr. Hensel, der Schwägerin des großen Geschichtschreibers, nach Kiel, leitete die Erziehung der Kinder Niebuhrs und entwickelte auch als Privatdocent an der Universität eine anerkannte Thätigkeit, bis er Ostern 1832 eine Alumnen-Inspektorstelle an dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, das damals unter der Leitung August Meinekes sich einer besonderen Blüte erfreute, annahm und in Gemeinschaft mit anderen jüngeren Lehrkräften, wie Dr. L. Wiese und Prof. Moritz Seebeck, eine ihm sehr zusagende Wirksamkeit fand. Eine Verbesserung seiner materiellen Lage führte ihn schon im Januar 1833 in die freie Reichsstadt Lübeck an das Katharineum, dessen Direktor der als Philolog und Schulmann gleich ausgezeichnete Friedr. Jacob war. Sein Leben ist von Classen sehr lehrreich beschrieben worden. Im Sommer 1853 folgte Classen einem Rufe als Direktor des Stadtgymnasiums in Frankfurt a. M. und 1863

Einsiedeln für seine Zwecke ausgebeutet hatte, zog er nach Rom und fand auf dem Capitol bei Emil Braun, dem Sekretär des archäologischen Instituts, in der casa prusiana Wohnung. Im Sommer 1839 kehrte er in die Heimat zurück und begann seine akademische Thätigkeit mit einer Vorlesung über Juvenal; später traten auch archäologische Kollegien zu den rein philologischen. Zu seinen Zuhörern gehörte auch Theodor Mommsen, der unter den Auspicien Jahns seine erste Schrift de collegiis et sodaliciis Romanorum (Kiel 1843) herausgab. Im Herbste 1842 folgte der treffliche Gelehrte einem Rufe an die Universität Greifswald als außerordentlicher Professor der klassischen Literatur und der Archäologie. Als akademischer Lehrer und als Gelehrter war Jahn außerordentlich thätig. Schon 1847 nahm er eine Berufung nach Leipzig, wo er mit den Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand, mit Haupt, Mommsen und Danzel innig verkehrte. Von diesen Gelehrten wurde 1850 auch das literarische Centralblatt ins Leben gerufen. M. Haupt, Theodor Mommsen und Otto Jahn lebten in trautester Studiengemeinschaft, als sie ganz unerwartet wegen ihrer früheren Thätigkeit im deutschen Vereine in eine Kriminaluntersuchung verwickelt und von ihren Ämtern suspendiert wurden, weil sie während der Maitage „öffentliches Ärgernis gegeben und für die akademische Jugend ein sehr schlechtes Beispiel aufgestellt hätten" (den 22. April 1851). In demselben Jahre

---

übernahm er die Leitung des Johanneums seiner Vaterstadt Hamburg. In allen seinen Ämtern hat sich der feinsinnige, außerordentlich taktvolle Gelehrte im Kreise der Schüler und seiner Mitbürger viel Liebe und Anerkennung gewonnen. Am 27. März 1874 zog er sich aus seiner amtlichen Thätigkeit zurück. Bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums 1879 hatten eine Reihe von Freunden und Schülern der Schwesterstädte Lübeck, Frankfurt und Hamburg in zarter Weise eine Ehrengabe zusammengebracht, die ihm möglich machen sollte, eine Reise nach Italien und Griechenland zu unternehmen, wohin er sich schon so lange gesehnt hatte. Am 14. September brach er mit Frau und Tochter auf, vier Monate blieb er in Rom. Mitte Februar 1880 reiste man nach Neapel, Pompeji, Capri, Palermo, wo ihn sein früherer Kollege Prof. Holm empfing. Von Catania fuhr Classen in zwei Tagen nach Athen. Hier lernte er Schliemann und Gregorovius kennen. In Olympia war er mit dem ihm befreundeten Ernst Curtius zusammen. Nach seiner Rückkehr lebte er hochgeehrt, bis er am 31. August 1891 im fast vollendeten 86. Jahre sanft entschlief. Er schrieb: de grammaticae graecae primordiis (Bonnae 1829), gab heraus: M. T. Ciceronis oratio pro A. Cluentio habita (Bonnae 1831), Thucydides historiae (Berlin) in mehreren Auflagen. Ein Überblick über seine weitgreifende wissenschaftliche Thätigkeit findet sich in der Gedächtnisschrift der Gelehrtenschule des Johanneums, Hamburg 1892. Mir ist es eine große Freude gewesen, den hochgeschätzten Philologen und Schulmann persönlich kennen gelernt zu haben. Hervorzuheben sind noch die Verdienste, die Classen sich um die in der Frommannschen Buchhandlung erschienenen neuen Auflagen der Elementarbücher von Friedr. Jacobs erworben hat. Vorzüglich sind die Beobachtungen über den Homerischen Sprachgebrauch. Classen war auch, wie aus den betreffenden Vorreden hervorgeht, bei Niebuhrs Ausgaben des Agathias, Leo Diaconus und anderer Byzantiner beteiligt.

starb Lachmann, und auch Jahns Frau wurde von dem geistigen Leiden, das sie umfangen hatte, in der Anstalt, in welcher sie untergebracht worden war, durch den Tod befreit. Während seiner unfreiwilligen Muße war Jahn auf dem Gebiete der Musik und der Philologie außerordentlich thätig. Endlich zu Ostern 1855 wurde er zur Fortsetzung seiner akademischen Thätigkeit nach Bonn berufen. Hier wirkte er in der anregendsten und vielseitigsten Weise. Im Dezember 1864 empfing er eine Anfrage von Wien, ob er als Vertreter der Archäologie in die östreichische Hauptstadt übersiedeln wolle. Als einzige Bedingung seines Bleibens in Bonn stellte er, um seine literarischen Ziele besser zu verfolgen, die Berufung Sauppes nach Bonn hin, damit die philologischen Studien an der rheinischen Universität nicht geschädigt würden. Die Angelegenheiten nahmen keinen günstigen Verlauf, Friedrich Ritschl fühlte sich gekränkt, legte seine Stelle nieder und folgte 1865 einem Rufe nach Leipzig. Dadurch wurde die Arbeitslast Jahns vermehrt, bis Usener in die durch Ritschl entstandene Lücke eintrat. Als am 12. Mai 1867 Ed. Gerhard gestorben war, übernahm Freund Jahn die Ordnung des Nachlasses und die einstweilige Fortführung der archäologischen Zeitung, gab auch einen trefflichen Lebensabriß seines um Mythologie und Archäologie hochverdienten Freundes (Berlin 1868) heraus. Es ward Jahn auch die Nachfolge im Amte Gerhards in Aussicht gestellt und, um seine Gesundheit wieder zu kräftigen, ein Urlaub zu einer Reise nach Italien bewilligt. Als aber eine genaue ärztliche Untersuchung ein ernstliches Lungenleiden feststellte, entschloß er sich, den kurzen Lebensrest in seinen alten Verhältnissen zu bleiben. Immer war der fleißige Gelehrte thätig, hielt seine Vorlesungen, wenn auch mit schwacher Stimme. Gegen Ende des Semesters sah der kranke Mann den Nachlaß seines Freundes Welcker durch, bestellte sein eigenes Haus und ließ sich nach Göttingen in die Pflege einer nahe verwandten Familie bringen. Bald wurde der liebe Mann bettlägerig und am 9. September 1869 schlossen sich die treuen Augen des so hochverdienten Gelehrten, von allen, die das Glück hatten, ihn persönlich zu kennen, aufs tiefste betrauert. Das, was er in den Schlußsätzen seiner Rede über die Universität und die Wissenschaft ausgesprochen: „das ist das Große, was hier gelehrt und gelernt wird, in echt wissenschaftlichem Streben und Arbeiten den Geist zu bilden, daß er geschickt sei, die Wahrheit zu erkennen, und den Charakter, daß er tüchtig sei, an der erkannten Wahrheit zu halten und für Recht und Pflicht männlich einzustehen." Das Pflichtgefühl auszubilden, war ein Hauptgrundsatz seiner Pädagogik, den er jedoch zunächst und zumeist an sich selber ausübte, fügt Ad. Michaelis hinzu.[1])

[1]) Vgl. Otto Jahn. Von Ad. Michaelis (autorisierter Abdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie). Leipzig 1881. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1070 f. u. v. a. St. B. Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der

An diese um Schule und Wissenschaft hochverdienten Männer schließen wir noch einen Göttinger Gelehrten an, der, einer der besten Schüler von Aug. Böckh, als Lehrer und als Schriftsteller nach vielen Richtungen hin, in seinem verhältnismäßig kurzen Leben eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt hat.

Karl Otfried Müller.

Zahlreich sind die Schriften, die von diesem ungemein rührigen, schaffensfreudigen Manne veröffentlicht worden sind. Wir heben ganz besonders folgende hervor: Aegineticorum liber. Scripsit C. Müller, Silesius (Berolini 1817). Geschichten hellenischer Stämme und Städte, von Dr. K. O. Müller, Professor an der Universität Göttingen. 1. Band: Orchomenos und die Minyer (1820). Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit C. O. Müller (Gottingae 1820). Geschichten hellenischer Stämme und Städte, von Dr. K. O. Müller, 2. und 3. Band (Breslau 1824). Über die Makedonier. Eine ethnographische Untersuchung, von K. O. Müller (Berlin 1825). Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, von K. O. Müller (Göttingen 1825). Die Etrusker. Vier Bücher, von K. O. Müller. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift, 2 Bände (Breslau 1828). Handbuch der Archäologie der Kunst, von K. O. Müller (erste Ausgabe Breslau 1830, dritte, von Friedr. Gottl. Welcker besorgte, Breslau 1847). Denkmäler der alten Kunst, nach der Auswahl und Anordnung von K. O. Müller gezeichnet und radiert von Karl Oesterley (Göttingen 1832). Äschylos' Eumeniden. Griechisch und Deutsch, von K. O. Müller (Göttingen 1833), nebst einem Anhange (Göttingen 1834) und einer Erklärung (1835). K. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verf. herausgegeben von Dr. Ed. Müller, 2 Bände (Breslau 1841). 3. Ausgabe mit Anmerkungen und Zusätzen bearbeitet von Emil Heitz, Professor an der Kaiserl. Universität Straßburg (Stuttgart 1875—1876). Kritische Ausgabe der Überreste von Varros Werk de lingua latina (Lipsiae 1833); Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata. C. O. Müller (Lipsiae 1839). Außerdem veröffentlichte Müller in Zeitschriften viele Recensionen und wichtige Abhandlungen in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften von Ersch und Gruber. In K. O. Müllers von dem Bruder Ed. Müller herausgegebenen kleinen deutschen Schriften (Breslau 1847 und 1848) findet man eine große Anzahl der wertvollen Anzeigen Müllers wieder abgedruckt. Die kunstarchäologischen

Kunst. S. 373 u. a. a. O. Moritz Haupt als akademischer Lehrer. Mit Bemerkungen Haupts zu Homer 2c., und einer biographischen Einleitung von Chr. Belger. Berlin 1879. S. 59 u. a. O.

Werke des Gelehrten sind in 4 Bänden 1873 im Verlage von S. Calvary & Co. wieder erschienen. Als akademischer Lehrer war Müller sehr gewissenhaft thätig. Neben der Leitung des philologischen Seminars las er über Mythologie und Religionsgeschichte der Völker des Altertums, über griechische Altertümer, über römische Literaturgeschichte, über vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen, einmal auch über neuere Kunstgeschichte. Außerdem hielt er exegetische Vorlesungen über Pindar, Äschylos, Herodot, Thucydides, Tacitus, Juvenalis und Persius. Als im Königreich Hannover eine wissenschaftliche Prüfungskommission für Kandidaten des höheren Schulwesens eingerichtet worden war, gehörten zu ihr als Mitglieder O. Müller, Dahlmann, Herbart, Jakob Grimm, Thibaut und Konsistorialrat Lücke. Seit jener Zeit bildete sich in den hannöverschen Landen erst ein höherer Lehrstand. Die einheimischen Lehrer der höheren Schulen waren fast ohne Ausnahme von Haus aus Theologen gewesen, die, obgleich sie zunächst nur ihre Kandidatenjahre im öffentlichen Schulwesen zubringen wollten, doch, ein Teil aus innerem Beruf und Neigung, ein anderer aus Gewohnheit und Entfremdung von den theologischen Studien, im Schulstande geblieben waren. Aber ihre Zahl hatte nicht für das immer größer werdende Bedürfnis ausgereicht; ein nicht geringer Teil des hannöverschen Lehrstandes stammte aus andern deutschen Provinzen, in denen sich früher ein höherer Lehrstand gebildet hatte, besonders aus den sächsischen Ländern.[1])

K. O. Müller wurde am 28. August 1797 zu Brieg in Schlesien geboren. Von seinem Vater, der Prediger war, empfing er eine sorgfältige Erziehung, so daß er 1806 in den Elementen der gymnasialen Bildung wohlvorbereitet in das Gymnasium seiner Vaterstadt eintreten konnte. Schon als Schüler zeichnete er sich aus, zog die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Nach vierjährigem Besuche der Anstalt bezog er die Universität Breslau (Ostern 1814), wo J. G. Schneider (Saxo), Heindorf und später Franz Passow die philologischen Disciplinen vertraten. Müller versäumte nicht, auch die Vorträge des geistvollen Steffens und Ludw. Wachlers zu besuchen. Gern hätte er sich an den glorreichen Kämpfen für die Freiheit des Vaterlands beteiligt, wenn seine Jugend es gestattet hätte. Im Frühjahr 1816 siedelte Müller nach Berlin über, wo er 1½ Jahre besonders unter dem Einflusse Aug. Böckhs seine philologischen Studien fortsetzte; von Friedr. Aug. Wolf, der damals auch in Berlin an der Universität thätig war, fühlte er sich auch wegen des Zwistes, in dem der große Philolog mit seinen ausgezeichneten Schülern Böckh und Heindorf lebte, wenig hingezogen. Auch Solger und Buttmann

---

[1]) Vgl. Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im Jahre 1830. Hannover 1855. S. 28 f. Wichtig für die Kenntnis des höheren Schulwesens dieser Provinz ist das treffliche Buch: Erinnerungen aus meinem Leben. Von Fr. Kohlrausch, Kgl. hannoverscher General-Schuldirektor. Hannover 1863.

übten Einfluß auf die Bildung des strebsamen Jünglings, der Ostern 1817 seine Doktorprüfung bestand. Zwei Monate verlebte er nach seinen Studienjahren in dem elterlichen Hause in Ohlau, wohin sein Vater versetzt war, da erhielt er die doppelte Aufforderung, in Frankfurt a. O. oder in Breslau eine Lehrerstelle anzunehmen. So verführerisch es auch war, in Frankfurt bei besserem Gehalte unter dem ausgezeichneten Direktor Poppo seine Lehrthätigkeit zu beginnen, so zog er es doch vor, nach Breslau an das Magdalenäum zu gehen, das damals von dem bekannten Manso[1]) geleitet wurde. Die Lehrthätigkeit Müllers beschränkte sich anfänglich auf Quarta und Tertia, so sehr er sich auch sehnte, in höheren Klassen Unterricht zu erteilen. Erst im Jahre 1819, als Linge das Direktorat des neugegründeten Gymnasiums in Ratibor und W. Schneider eine ordentliche Professur an der Universität übernahmen, fielen dem jungen Lehrer Lehrstunden (Thucydides) in Prima zu. Mit dem Buchhändler Max, mit den Freunden Kunisch, Dronke, Wellauer, mit Friedr. v. Raumer und von der Hagen verkehrte er in der freundlichsten Weise; die Nähe des elterlichen Hauses war O. Müller, der immer ein starkes Heimatsgefühl hatte, lieb und wert, gestattete öfter den Besuch des geliebten Pfarrhauses. Nicht lange sollte der so strebsame junge Gelehrte in seinem Schulamte bleiben. Schon am 1. Juni 1819[2]) empfing er einen Brief von

---

[1]) Joh. Kaspar Friedr. Manso, geboren den 26. Mai 1759 zu Blasienzell in Thüringen, Sohn eines Predigers, wurde, achtzehn Jahre alt, dem berühmten Gymnasium zu Gotha übergeben, das auch damals unter Joh. Gottfr. Geislers Leitung, der ein Schüler von Joh. Aug. Ernesti war, sich eines großen Rufes erfreute. Im neunzehnten Jahre bezog er die Universität Jena, wo er besonders die Vorträge des Philologen Christian Gottfr. Schütz und des Philosophen Ulrich hörte. Nach 4½jährigem Studium nahm er im Hause des Herrn v. Hellfeld in Gotha eine Hauslehrerstelle an, wurde aber noch in demselben Jahre 1783 an dem Gymnasium angestellt. Manso war auch schriftstellerisch thätig, beschäftigte sich mit Virgil, Bion und Moschus, übersetzte Sophokles' König Ödipus u. a. Außerdem veröffentlichte er 1821 vermischte Abhandlungen und Aufsätze, anerkannt war sein Werk über Sparta. Ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates, 3 Bände 1800—1805, und gerühmt wird für die damalige Zeit sein Buch über Konstantins Leben. Breslau 1817. Auch über preußische Geschichte von dem Hubertusburger Frieden an hat er in 3 Bänden ein Werk veröffentlicht. Im Frühjahr 1790 wurde er an das Magdalenen-Gymnasium nach Breslau als Prorektor berufen. Nach dem bald erfolgten Tode des Rektor Leuschner übernahm er die Schule, die er mit Geschick und großer Gewissenhaftigkeit bis zu seinem den 9. Juni 1826 erfolgten Tode geleitet hat. Vgl. Franz Passow: narratio de Joane Casparo Frid. Mansone. Vratislaviae 1826. Konr. Bursian, Geschichte der Philologie. Bd. I, S. 644. Jacobs, Personalien S. 253 f., seine Tüchtigkeit als Schulmann wird hier besonders hervorgehoben.

[2]) Ranke, Karl Otfried Müller. Ein Lebensbild. Progr. Berlin 1870, S. 6, schreibt: 1. Januar 1819; Ed. Müller giebt in den dem 1. Bande der kleinen deutschen Schriften vorausgeschickten Lebenserinnerungen S. XXXI den 1. Juni an. Gleich hier erwähne ich noch: Dr. Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841. Augsburger Allgem. Zeitung 1841, Nr. 79. Th. A. Liebner, Predigt zum Gedächtnis K. O. Müllers.

Heeren, der ihn im Namen der hannöverschen Regierung aufforderte, nach Welckers Abgange nach Bonn als außerordentlicher Professor der Altertumswissenschaft und Kondirektor des philologischen Seminars nach Göttingen zu kommen, zugleich wurde ihm von der Regierung, da er auch archäologische Vorlesungen halten sollte, eine Summe von 400 Thlr. zur Verfügung gestellt, um durch einen Aufenthalt in Dresden durch das Studium in den dortigen Antikensammlungen sich für seine archäologischen Vorlesungen vorzubereiten.

Schon zu Michaelis 1819 begann er an der Georgia Augusta als 22jähriger junger Professor, von seinem verehrten Lehrer Aug. Böckh warm empfohlen, seine akademische Wirksamkeit; das Vertrauen, was man in ihn gesetzt, die Hoffnung, die seine Arbeitskraft erregt hatte, sind vollständig erfüllt worden. Er hat als akademischer Lehrer, wie schon erwähnt, im Vereine mit andern Gelehrten der berühmten Hochschule, wesentlich dazu beigetragen, daß in den hannöverschen Landen sich ein ausgezeichneter Gymnasiallehrerstand bildete, daß die hannöverschen Bildungsanstalten gar bald mit inländischen tüchtig vorgebildeten Lehrkräften besetzt werden konnten. Männer wie Ludolf Ahrens, Karl Aug. Hoffmann, Friedr. W. Schneidewin, Ernst v. Leutsch, Ad. Schöll, L. Preller u. a. waren Schüler O. Müllers. Gar bald gehörte Müller zu den Zierden der Georgia Augusta. Hugo, der berühmte Jurist, Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Mitscherlich, Heeren, Elvers, Ribbentrop, Höck, Hagen, Spitta, Blumenbach, Göschen u. a. verliehen der von der Regierung fürsorglich gepflegten Hochschule besonderen Glanz. Müllers Thätigkeit wurde durch kleinere und größere Reisen während der Ferien unterbrochen. Im Sommer 1822 erhielt er Urlaub zu einer Reise nach Frankreich und England, die ihn mit den vortrefflichsten Männern seines Faches in nähere Beziehungen brachte. In fruchtbarer Thätigkeit, die in Gemeinschaft mit L. Dissen und Mitscherlich den verschiedenen Zweigen der Philologie zugewendet war, gingen die Jahre angenehm dahin, er fühlte sich immer fester mit der Universität verbunden. So kam der September des

---

Göttingen 1840. F. G. Welcker, Tagebuch einer griechischen Reise. S. 34 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1007 f. Eine sehr umfangreiche Würdigung O. Müllers findet sich in der Zeitschrift Beweis des Glaubens: O. Müller, ein Philolog der historischen Schule. Von Dr. Wilckens. Augustheft 1883, S. 291 f. Urlichs Geschichte der Philologie. Nördlingen 1886, S. 119 f. Wegeles ausgezeichnetes Werk: Geschichte der deutschen Historiographie 1885, S. 1076: „Otfried Müller wandte die Methode Niebuhrs auf die Dorier und ihre Überlieferung an und zerriß so den Schleier, hinter welchem eine von der Sage verhüllte, ganz anders gestaltete Geschichte schlummerte. Böckh führte durch seinen dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Altertums zum Zeichen inniger Verehrung gewidmeten Staatshaushalt der Athener eine Seite des staatlichen Lebens in den Kreis der geschichtlichen Betrachtung, die bis dahin ausgeschlossen geblieben war.“

Jahres 1837 heran, in welchem vom 17. bis 19. September das hundertjährige Jubiläum der Georgia Augusta gefeiert werden sollte: O. Müller stellte als Professor der Beredsamkeit die Geschichte der Universität dar.[1]) Die Feier des Jubiläums der Universität war noch in anderer Beziehung von Wichtigkeit. Es versammelten sich am 20. September im Hause des Direktor Ferd. Ranke unter dem Vorsitze Alex. v. Humboldts, besonders auf Anregung des geistvollen vielgewandten Friedr. Thiersch, eine Anzahl von Philologen und Schulmännern, um ein von Thiersch entworfenes Statut zu beraten, nach welchem alljährlich eine Versammlung von Philologen und Schulmännern stattfinden sollte, um sich zu gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Unternehmungen zusammenzuthun, die für die Wissenschaft und Schule ersprießlich sein könnten. Die erste Versammlung wurde unter dem Präsidium des Hofrat Friedr. Thiersch im September des Jahres 1838 in Nürnberg abgehalten. Neben andern Sektionen bildete sich auch eine pädagogische, in welcher über Fragen der Pädagogik verhandelt wurde. Manche für die Gymnasien fruchtbare Anregung ist von diesen Sektionen ausgegangen. Männer wie Ludwig Wiese, W. Bäumlein, Val. Rost, Aug. Eckstein, Gustav Heiland, Th. Wehrmann und andere treffliche Schulmänner beteiligten[2]) sich an diesen pädagogischen Besprechungen.

Bald änderten sich die Verhältnisse in Göttingen. Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. von England, und die Regierung des Landes ging auf den Herzog von Cumberland, Ernst August, über. Bereits am 26. September 1833 war ein neues Staatsgrundgesetz für das Königreich Hannover veröffentlicht worden, ohne daß man sich der Zustimmung des künftigen Thronerben vergewissert hatte. Unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Königs (28. Juni) wurde die Ständeversammlung vertagt und am 5. Juli wurde die Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes in Zweifel gezogen. Am 1. November erfolgte die Aufhebung desselben. Auch die Professoren sollten Dienst- und Huldigungsreverse einsenden. Da erklärten am 18. November sieben derselben: Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilh. Grimm, Gervinus, Ewald und Weber in einem Proteste, den sie an das Kuratorium der Universität richteten, die Aufhebung der Verfassung sei widerrechtlich. Müller hatte sich nicht angeschlossen, weil er glaubte, man müsse den Zeitpunkt abwarten, wo die Universität als Wahlkorporation sich auszusprechen habe. Am 12. Dezember 1837 erfolgte die Entlassung der genannten sieben Pro-

---

[1]) Vgl. Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Literärgeschichte in 8 Vorträgen. Gotha 1872.

[2]) Man vergleiche Fr. Jacobs' Personalien. Gotha 1840. S. 287 f. Vor allen den lehrreichen Artikel Lehrerversammlungen in Schmids Encyklopädie, Bd. IV (1865), S. 260 f., verfaßt von C. G. Firnhaber.

fessoren.[1]) Müller gab später mit fünf andern Professoren die Erklärung ab, daß er mit der Gesinnung und den Ansichten der Sieben völlig übereinstimme, hielt es aber für seine Pflicht, in Göttingen zu bleiben; freilich war die Freudigkeit, mit der er nach dem Weggange der Sieben seines Amtes wartete, nicht mehr dieselbe. Einen an ihn ergangenen Ruf an die Akademie in Petersburg lehnte er ab. Im Jahre 1839 unternahm er seine längst geplante Reise nach Italien und Griechenland. In einem großen Werke gedachte er die Geschichte Griechenlands zu schreiben, in ihm seine Studien und die auf der Reise gewonnenen Anschauungen zu verwerten. Mit einem jungen geistvollen Freunde, Ad. Schöll, und einem ihm von der Regierung mitgegebenen Zeichner reiste er im Anfang des Jahres 1839 ab, drei Monate blieb er in Rom, dann nahm er den Weg durch Unteritalien und Sicilien, von da trug ihn ein Dampfschiff nach dem heißersehnten Athen. Hier schloß sich an die Reisenden auch noch Ernst Curtius an, der in der Folgezeit durch seine zahlreichen, griechische Geschichte, Geographie und Topographie betreffenden Schriften so viel zum Verständnis hellenischen Wesens beigetragen hat. Durch allzuemsiges Arbeiten in der Sonnenhitze und durch die verderblichen Ausdünstungen der Sümpfe der Kopaischen Niederung hatte er sich ein Gallenfieber zugezogen, er wurde nach Athen zurückgebracht und dort schlossen sich am 1. August die freundlichen und forschenden Augen, die sein geliebtes Heim nicht wiedersehen sollten. Die Nachricht von dem unerwarteten Heimgange des so verdienstvollen Gelehrten machte in den gebildeten Kreisen nicht nur Deutschlands einen erschütternden Eindruck. Ed. Gerhard sprach am 12. Dezember 1840 in Rom „dem Archäologen ersten Ranges“ den Dank der Wissenschaft aus; in Paris feierte Michelet die Erinnerung an eine der größten Zierden Deutschlands, Finlay und Leake beklagten in England den großen Verlust, den die Wissenschaft erlitten; in Deutschland wurde in allen bedeutenden Zeitungen und philologischen Zeitschriften mit dem Ausdruck tiefster Betrübnis des großen Philologen gedacht. Die Sektion ergab, daß das Gehirn des Verstorbenen gänzlich zerrüttet war. Feierlich wurde er auf dem Hügel oberhalb der Akademie des Platon bestattet. Dort auf diesem geweihten Boden hat man dem unermüdlichen Forscher auf dem Grabe eine Stele errichtet.

Müllers Leben war reich an Erfolgen, aber auch ihm war es nicht be-

---

[1]) F. Ranke, K. O. Müller. Ein Lebensbild. S. 16 f. Ed. Müller, K. O. Müllers kleine deutsche Schriften. Bd. I, S. 43 f. Briefwechsel zwischen Aug. Böckh und K. O. Müller. Leipzig 1883. Sehr lesenswert ist die Betrachtung, die der treffliche Ernst Curtius bei Gelegenheit des 1883 erschienenen Briefwechsels zwischen Aug. Böckh und K. O. Müller angestellt hat in Altertum und Gegenwart. III. Bd. Berlin 1889. S. 136 f. Ebenso ausgezeichnet ist, was in der Rede zum hundertjährigen Geburtstag Böckhs (den 24. November 1885) über die Bedeutung dieses ganz hervorragenden Gelehrten gesagt wird.

schieden gewesen, kampflos durch das Leben zu gehn. Die Kämpfe, welche zwischen der Böckhschen und Hermannschen Schule in den dreißiger Jahren geführt wurden, hatten auch Müller nach dem Erscheinen der Eumeniden des Äschylos manchen Verdruß gebracht, freilich hatte er durch eine grundlose Bemerkung am Schlusse der Vorrede seiner Ausgabe der Eumeniden den hochverdienten Gottfr. Hermann sehr gereizt.[1]) Aber auch diese Streitigkeiten sind für die weitere Entwicklung Müllers nicht ohne Segen gewesen. Der edle Sinn des großen Leipziger Philologen, dem es immer bloß um die Sache zu thun war, zeigte sich auf der im Jahre 1840 in Gotha abgehaltenen Philologenversammlung, wo er folgendes sprach: „Viel würden wir in diesen Tagen Schönes gehört haben, wenn nicht Otfried Müller in Griechenland durch den Tod wäre erreicht worden. Er war im Leben mein Gegner, auch mit Waffen, die er nicht hätte brauchen sollen, ja er würde es jetzt vielleicht selbst anerkennen, wenn er noch lebte; aber nie habe ich seine Verdienste verkannt und jetzt nach seinem Tode fühle ich mich gedrungen, sie zu nennen, zu rühmen und zu preisen. Erlauben Sie, da ich mit eigenen Worten es nicht so kann, daß ich es mit fremden Worten thue." Er las nun die drei letzten Strophen aus Adolf Bubes Totenfeier O. Müllers vor, in denen das, was O. Müller gewesen und was er geleistet, trefflichen Ausdruck gefunden hatte.

Konrad Bursian hat in der Geschichte der klassischen Philologie[2]) sehr bezeichnend folgendes bemerkt: während bei O. Müller die historisch antiquarische Betrachtungsweise auch bei der Behandlung der griechischen Mythologie und Kunst entschieden überwiegt, hat das Interesse und Verständnis für die religiösen, poetischen und künstlerischen Anschauungen und Empfindungen, welche in der Literatur und Kunst der Griechen zum Ausdruck gelangt sind, also die künstlerische Betrachtungsweise des Hellenentums einen hervorragenden Vertreter gefunden in dem Vorgänger Müllers auf dem Göttinger Lehrstuhle, in Friedr. Gottl. Welcker. In dem schon erwähnten Briefwechsel zwischen

---

[1]) Der Hoffnung, heißt es dort S. IV, zu erneuter Überlegung mancher Gegenstände den berühmten Philologen (G. Hermann) anzuregen, von welchem nun schon so lange eine neue Bearbeitung des Äschylos erwartet wird, darf ich leider keinen Raum geben, da dieser Gelehrte im voraus entschlossen scheint, über das, was die neuere Altertumsforschung in gewissen Richtungen, die der seinigen fern liegen, hervorbringt, den Stab zu brechen, und noch ganz besonders, wenn es den Äschylos betrifft. Ich hege nicht die Einbildung, darin eine Ausnahme machen zu können: aber dagegen, daß Hermann uns vor dem Publikum, wie ein um sein Urteil gebetener Richter, mit diktatorischen Aussprüchen zurechtweist, ehe er uns noch im Geringsten überzeugt hat, daß er wirklich von einer Äschyleischen Tragödie oder überhaupt einem Werke der alten Poesie das Verständnis des Gedankenzusammenhanges und Planes besitze, nach welchem unserer Meinung zufolge die heutige Philologie vor allen Dingen streben soll: dagegen lege ich schon im voraus den entschiedensten Protest ein.

[2]) Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1028. Vgl. Jul. Cäsar: Ein Beitrag zur Charakteristik O. Müllers als Mytholog. Sendschreiben an Herrn Prof. Welcker in Bonn. Marburg 1859.

Böckh und Müller findet sich S. 37 in dem Briefe, in welchem der große Philolog die Anfrage Heerens, ob man es wagen könne, den jugendlichen Müller an die Georgia Augusta zu ziehen, beantwortet, eine zutreffende Schilderung des jungen Gelehrten.

Zu den Schülern August Böckhs und Gottfried Hermanns gehörte auch ein Mann, der, wenn er auch nicht durch weit in das wissenschaftliche Leben eingreifende Werke sich ausgezeichnet hat, doch durch seine praktische Thätigkeit in hohen Schul- und Staatsämtern sich um das Thüringer Land die größten Verdienste erworben hat,

Moritz Seebeck.

In dem rheinischen Museum[1]) ließ Moritz Seebeck eine treffliche Abhandlung über die religiösen Ideen Pindars erscheinen, in der darauf hingewiesen wird, daß der thebanische Dichter weit mehr als man gemeinhin glaubt, eine freie Behandlung der Mythen geübt hat. Pindars Verhältnis gegen die traditionelle Sage ist immer so, daß er sie einerseits gläubig aufnimmt und andrerseits wieder mit Bewußtsein an ihr bildet. Sein Standpunkt liegt zwischen dem der alten Sänger und dem des Euripides in der Mitte und gewährt eben als eine solche Übergangsstufe ein besonderes Interesse. Schon im Jahre 1842 hatte er eine größere Abhandlung über die Bedeutung des klassischen Altertums für die geschichtliche Entwicklung der christlichen Offenbarung[2]) veröffentlicht. Auch einen Aufsatz über die Frömmigkeit bei Isokrates hat er geschrieben, ferner beteiligte er sich in Jena an den im Rosensaal gehaltenen Vorlesungen, die die Professoren der Hochschule, Göttling, Haase, Schwarz u. a., im Wintersemester zu halten pflegten, durch eine Vorlesung über Plutarch und über die religiösen Vorstellungen des Altertums. Kuno Fischer[3]) bemerkt mit Recht in dem Denkmale, das er dem Kurator der Jenaischen Hochschule in der Schrift: Erinnerungen an Moritz

[1]) III. Jahrg. neue Folge 1845, S. 504 f.

[2]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. S. 84 f.

[3]) K. Fischer ließ im Juni und Oktober 1885 in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung in einer Reihe von Aufsätzen Erinnerungen an M. Seebeck erscheinen, die im Jahre 1886 in der Gestalt eines schön ausgestatteten Büchleins nebst einem Anhange: Goethe und Thomas Seebeck, in der Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen. Außerdem hat Direktor Richter eine Gedächtnisrede, am 3. März 1886 in der Rose zu Jena gehalten, mit Anmerkungen und urkundlichen Beilagen ausgestattet, in der Zeitschrift für thüringische Geschichte und Altertumskunde, V. Bd., Heft 1 u. 2, S. 1 f. veröffentlicht. Ein sehr treffendes Lebensbild des verdienstreichen Kurators der Universität Jena befindet sich in der Zeitschrift für Gymnasialwesen, 39. Jahrg., S. 389—404 und S. 509—528, von J. Seebeck in Celle. Daß die Großherzoglich Sächsische Regierung den Kurator der Universität in den Jahren 1852—1855 mit der Beaufsichtigung der höheren Schulen, wie J. Seebeck berichtet (S. 522), ist mir nicht bekannt.

Seebeck, gesetzt: überall in Seebecks Betrachtungsweise erkennt man den philologischen Zug, der in ihm angelegt, von seinem Vater genährt, von dem Geiste der Hegelischen Lehre ergriffen und durchgängig von der Vorstellung einer den Gesetzen der Entwicklung unterworfenen Weltordnung beherrscht war.

Der Lebensgang des trefflichen charaktervollen Mannes kann vielen ein Muster und Vorbild sein, immer sich selbst treu, nur höhere wissenschaftliche und religiöse Interessen im Auge, zog er, von allen, die ihn kannten, hochverehrt, und hochgeschätzt von den fürstlichen Herren, denen das Wohl der weitberühmten thüringischen Hochschule, deren einsichtsvoller Kurator Seebeck von 1851 bis 1877 gewesen, durchs Leben. Betrachten wir seine Entwicklung etwas näher.

Moritz Seebeck, der Sohn des Physikers Thomas Seebeck, der auch mit Goethe[1]) in näherer Beziehung gestanden, erblickte am 8. Januar 1805 in Jena das Licht der Welt. Der Vater hatte die thüringische Universitätsstadt zu seinem Aufenthaltsort gewählt, um dort in sorgenfreier Lage, angezogen von dem frisch aufstrebenden Schelling, der von 1798 bis 1803 in Jena lehrte, sich seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Im Verkehr mit Hegel, Schelling, Griesbach, Oken, Luden, Göttling, Knebel, W. v. Humboldt, Gries, Frommann und in nahen Beziehungen zu Goethe lebte Thomas Seebeck voll und ganz seinen eigenen Interessen, siedelte 1810 nach Nürnberg über, um hier ebenfalls unter anregendem geistigen Verkehr (Hegel war 1808 in Nürnberg Rektor des Gymnasiums geworden) weiter seine physikalischen Studien fortzusetzen. Erst im Jahre 1819, als infolge der Kriegsnot die Familie bedeutende Vermögensverluste erlitten hatte, sah sich Thomas Seebeck genötigt, die ihm dargebotene Stellung an der Akademie der Wissenschaften in Berlin anzunehmen. Hier empfing Moritz Seebeck mit seinem Bruder August auf dem Gymnasium zum grauen Kloster, das damals unter der Leitung des Dr. J. Joachim Bellermann (1803 bis 1828) stand, seine akademische Vorbildung. Es wirkten an dem Gymnasium tüchtige Männer, außer dem Direktor sind noch zu nennen: Walch, Fischer, Köpke, Stein, Heinsius, Giesebrecht.[2]) So war es natürlich, daß die gut beanlagten Söhne Seebecks große Fortschritte machten und einen tüchtigen Grund zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung legten. Moritz Seebeck entschied sich beim Abgang von der Schule für das Studium der Philologie. In Berlin und Leipzig, wo er ernstlich seinen Studien oblag, waren Friedr. Aug. Wolf, Böckh, Bernhardy, Hegel, K. Ritter, H. Leo seine Lehrer, in Leipzig schloß er sich an Gottfr. Hermann an, in dessen griechischer Gesellschaft er Aufnahme fand. Hier wandte er seine Studien besonders den Reden des

[1]) Vgl. Kuno Fischer, Goethe und Thomas Seebeck, in den Erinnerungen, S. 118 f.
[2]) Vgl. Bormann in seiner 1874 bei Gelegenheit der Säkularfeier erschienenen Schrift.

Demosthenes zu.[1]) In seiner ganzen Auffassung des Altertums neigte er sich mehr, so sehr er auch die großartige Bedeutung Gottfr. Hermanns für die Philologie zu schätzen wußte, der Art zu, wie Aug. Böckh in den Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie die Aufgaben der Altertumswissenschaft bezeichnete und wie sie in der von Ernst Bratuscheck herausgegebenen Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaft, die bereits in zweiter Auflage, Teubnersche Verlagsbuchhandlung) vorliegt. Nachdem Seebeck im Herbst 1826 die Staatsprüfung ehrenvoll bestanden hatte, legte er an dem Gymnasium, das ihn gebildet, sein Probejahr ab. Von hier ging er Michaelis 1828 als Alumnatsinspektor an das Joachimsthalsche Gymnasium über, wo er 1832 die Bestallung als ordentlicher Lehrer mit dem Titel Professor erhalten und bis zu seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienste segensreich in Verein mit tüchtigen Amtsgenossen gewirkt hat. Es ist eine edle Art, mit welcher der treffliche Mann seines Amtes wartete. „Den Fähigen zur Selbständigkeit zu entwickeln, den Unfähigen methodisch zu leiten, den Verschlossenen zu entfalten, den Zerstreuten zu sammeln, den Überschweifenden zu regeln, den Besonnenen zu erwärmen, allen aber die Wissenschaft teuer und die Religion unentbehrlich zu machen. Dies," schreibt er, „ist die schöne Aufgabe, zu deren bestmöglichster Lösung ich mich mit jedem erwachenden Tage freudig begeistert wende." An einer andern Stelle sagt er: „immer ist festzuhalten, daß unsere höchste Aufgabe nicht darin besteht, die Gesamtheit zu disciplinieren, sondern den Einzelnen zu erziehen. Die Erziehung fordert freie Entwicklung des Individuums, und eine den Cötus gleichmäßig bindende Disciplin rechtfertigt sich nur, sofern sie nicht als Zweck, sondern als Mittel zu dem erstgenannten Zweck gefaßt ist d. h. wenn sie die Ordnung und Ruhe im äußeren Leben zuwege bringen soll, ohne die kein Individuum zu einer ungestörten Entwicklung seines Innern gelangen könnte. Geht aber die äußerlich regelnde Zucht so weit, daß sie die Berechtigung der Individualität negiert, so wirkt das Mittel gegen den Zweck und ist vom Übel." Seebeck legte Wert darauf, daß eine Anstalt wie das Joachimsthalsche Gymnasium nicht nur eine Unterrichts-, sondern eine Erziehungsanstalt sein sollte. Sehr bezeichnend für die Art seiner Amtsthätigkeit ist die von Direktor Richter in der Beilage IV mitgeteilte Schulandacht, gehalten im Joachimsthalschen Gymnasium.[2]) Es war natürlich, daß ein Direktor wie Meineke den Wert eines solchen Mitarbeiters zu schätzen wußte; wiederholt sprach er es aus, daß

[1]) In Zimmermanns Zeitschrift für die Altertumswissenschaft 1838 wurden Abhandlungen über das Geburtsjahr des Demosthenes und die philippischen Reden von Seebeck veröffentlicht.

[2]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. V. Band, Heft 1 u. 2 (Jena 1886). S. 57. Beilage IV.

Seebeck alle Eigenschaften eines Lehrers und Erziehers in so ausgezeichnetem Maße verbinde, daß es als eine wahre Kalamität für die Anstalt zu betrachten sei, wenn derselbe ihr nicht erhalten würde. Seebeck besaß die Kunst des Unterrichtens in hohem Grade, seine Pädagogik war, was sie sein soll, eine Psychagogie. Daher kam es auch, daß er viele dankbare Schüler gefunden, in denen er geistiges und sittliches Leben geweckt und gepflegt hat. Auch Aug. Böckh, in dessen pädagogisches Seminar er wegen des guten Ausfalls seiner Staatsprüfung aufgenommen worden war, berichtet am 10. Januar 1829: Besonders machen wir noch auf Seebeck aufmerksam, der immer mehr Kenntnisse, Übersicht, Besonnenheit, Takt und Reife des Urteils entwickelt hat, so daß aus ihm nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, sondern ein vortrefflicher Direktor eines Gymnasiums werden kann, wozu ihm wenig mehr fehlt, als das gehörige Alter und die nur damit zu erlangende Erfahrung: ein Urteil, fügt er dem Berichte hinzu, das vielleicht übertrieben scheinen mag, sich jedoch, wenn Ausführlichkeit hier an ihrem Orte wäre, leicht rechtfertigen ließe.[1]) Ein anderer Vorteil für seine schulmännische Ausbildung wurde ihm dadurch zu teil, daß ihm von dem Minister v. Altenstein in der Abteilung des Kultusministeriums, deren Vorsitzender Geheimrat Joh. Schulze war, eine einjährige freiwillige Thätigkeit gestattet wurde, die natürlich für ihn außerordentliche Bedeutung hatte (1833—1834). Sehr schmerzlich war für Seebeck der im Dezember 1831 erfolgte Tod des Vaters. In seiner schulmännischen Thätigkeit, die ihn mit Wiese, Mützell, Passow und andern tüchtigen Männern zusammenführte, befand er sich sehr wohl. Im Jahre 1831 veröffentlichte er eine kleine Schrift: „Gesinnung eines preußischen Landwehrmanns, ausgesprochen in drei Briefen,“ und im III. Bande von Buddäus' deutschem Staatsarchiv 1842 wurde von ihm ein Aufsatz abgedruckt: „Ein offenes Wort an die Adligen Preußens, von einem Preußen.“ Man erkennt, daß dem jungen strebsamen Philologen das Wohl seines Vaterlandes gar sehr am Herzen lag. In dem geistig bewegten Kreise, in welchem der für Vaterland und Wissenschaft begeisterte junge Mann lebte, fühlte er sich außerordentlich wohl, zumal er in der Tochter des Generals v. Krauseneck eine liebenswürdige Lebensgefährtin gefunden hatte. Unter diesen Umständen wurde es Seebeck schwer, „auf das ehrenvolle Anerbieten, die Leitung des Gymnasiums in Meiningen zu übernehmen, einzugehn.“[2]) Ostern 1835 trat er seine neue Stellung in Thüringen an.

[1]) Vgl. Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 39. Jahrgang 1885, S. 394.

[2]) Der aus den Meiningenschen Landen stammende in Potsdam thätige Schulrat v. Türk hatte, als man ihn nach einem preußischen für das Meininger Direktorat geeigneten Schulmanne gefragt hatte, von Joh. Schulze auf Seebeck aufmerksam gemacht, der Herzoglichen Regierung Seebeck vorgeschlagen und damit seinem engeren Vaterlande nach vielen Richtungen hin einen erheblichen Dienst geleistet, dessen seine Thüringer Landsleute, welche für geistige Bestrebungen Sinn und Verständnis haben, nie vergessen werden.

Es hatte einen großen Reiz für einen so arbeitsfreudigen, von seinem Beruf ganz erfüllten jungen Mann, in ein Amt einzutreten, in welchem viel Neues zu gestalten und einzuführen war, in dem es seine Aufgabe sein sollte, mit schonender Hand thüringische Gemütlichkeit mit strammer preußischer Zucht in guten Einklang zu bringen. Seebeck war ganz der Mann, der durch seine mit Charakterfestigkeit verbundene Liebenswürdigkeit und durch sein gründliches vielseitiges Wissen auch widerstrebende Elemente für sich zu gewinnen wußte. Er trat am 18. April 1835 als Gymnasialdirektor und Konsistorialrat in den Meiningschen Staatsdienst. Schon bevor er seine amtliche Stellung übernahm, hatte er dadurch der Regierung seines neuen Vaterlandes einen guten Dienst erwiesen, daß er durch seine persönlichen Vorstellungen bei dem damaligen Direktor im auswärtigen Amte, dem späteren Minister Eichhorn, die Hindernisse beseitigte, die der Loslösung des Gymnasiums in Schleusingen[1]) aus dem Verbande mit dem Herzogtume im Wege standen, um dadurch die Mittel für das Gymnasium in Meiningen vermehren[2]) zu können. Den Vorschlägen, die von dem besonnenen Direktor in Bezug auf die Organisation der beiden Gymnasien des Landes gemacht wurden, schenkte die Landesregierung Gehör. Die Zahl der Klassen wurde entsprechend vermehrt, das Lyceum zu Saalfeld in eine Realschule verwandelt, die Lehrerkollegien durch erneute Berufungen tüchtiger Männer teils erneut, teils ergänzt, das Einkommen der Lehrer zeitgemäß aufgebessert, so daß es ihnen möglich wurde, ihrem Stande entsprechend zu leben und auf Nebenverdienste zu verzichten. Den Lehrern floß jetzt auch ihr Gehalt, wie den andern Staatsdienern aus der Staatskasse zu, sie erhielten durch Seebecks Einfluß Pensionsansprüche. Für die Hinterbliebenen der Lehrer wurde ebenso von Seiten des Staates gesorgt wie für die Hinterlassenen der übrigen Beamten. Ohne Frage waren die Fortschritte, welche durch des einsichtigen Direktor Seebeck Vermittlung in materieller Beziehung die Gymnasiallehrer gemacht

---

[1]) Über die Geschichte des Gymnasiums vergleiche Gustav Weicker, Königl. preußisches Hennebergsches Gymnasium zu Schleusingen. Festschrift zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums am 2. 3. 4. Juli 1877. Meiningen 1877. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Berlin 1864. S. 289.

[2]) Die Schleusinger Primaner durften nach eingeholter Erlaubnis predigen. Geschichte der lateinischen Schule zu Meiningen bis 1705 ꝛc., von Karl Schöppach. Meiningen 1843. S. 17. Die Art des Unterrichts, wie er in der Meininger Schule erteilt wird, unterscheidet sich wenig von der damals in den Schulen überhaupt üblichen. Die Lehrer betrachten die Schulstellen als Durchgangspunkte zu geistlichen Ämtern, der Lektionsplan Sturms bildet Muster und Vorbild für die Anstalten, der Unterricht im Griechischen steht erheblich hinter dem Lateinischen zurück, neben der Lektüre des Neuen Testamentes wurden Schriften des Isokrates, Plutarch und Theognis, im Lateinischen Terentius, Vergilius, Ovidius, Ciceros Briefe, Erasmi civilitas morum, Äsopische Fabeln ꝛc. gelesen.

hatten, sehr erheblich, aber von ebenso hoher ja noch tiefer in das innere Leben der Gymnasien eingreifenden Bedeutung war die Ordnung der beiden Landesgymnasien in Meiningen und Hildburghausen, die, von Seebeck ausgearbeitet, von der Regierung zur Nachachtung veröffentlicht wurde.

In dieser für die beiden Gymnasien des Herzogtums wichtigen Verordnung, die mit dem alten Schlendrian vollständig brach und die Gymnasien nach preußischem Muster umzugestalten suchte, wurde der Zweck und Lehrgang der höheren Schulen, die Bedingungen zur Aufnahme eines Schülers in die unterste Klasse der Anstalt, der Lehrkreis der Gymnasien, das Lehrziel und die Methode jedes einzelnen Lehrfaches in sehr angemessener Weise festgestellt, über die Lehrpensa und die Schulzucht einsichtsvolle Bemerkungen niedergelegt, Dienstinstruktionen für die Direktoren, für die Klassenordinarien, für die Hauptfachlehrer beigefügt, über die Konferenzen der Lehrer, über die Prüfungen (Aufnahme-, Versetzungs- und Abgangsprüfungen), über halbjährliche Censuren und Abgangszeugnisse der Schüler und über die Herstellung des Schulprogramms und schließlich über die Verwaltung der Gymnasialfonds verständige Anweisung gegeben. Man sieht aus dem ganzen 52 Seiten umfassenden Schriftstücke, daß es von einem Manne herrührt, der mit der Theorie und Praxis des Gymnasialwesens sehr vertraut ist, der eine weitgreifende wissenschaftliche Bildung besitzt. Sehr wichtig für die Beurteilung der Reorganisation der Gymnasien des Herzogtums Meiningen sind die von Seebeck im 1. Jahrgang der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, S. 100 f., und II. Heft, S. 1 f. veröffentlichten Abhandlungen über das Gymnasialwesen im Herzogtum Meiningen, die geschrieben wurden, nachdem die Schulordnung zwölf Jahre bestanden und geringfügige Veränderungen erfahren hatte.

Sobald der Herzog Bernhard die liebenswürdige Persönlichkeit des neuen Direktors näher kennen gelernt hatte, entschloß er sich, die Erziehung des am 2. April 1826 geborenen Erbprinzen Georg ganz in die Hände Seebecks zu legen. Dadurch änderte sich die Stellung des neuen Direktors, aber es blieb die Neugestaltung des Schulwesens in seinen Händen. Durch Berufung so ausgezeichneter Männer wie Karl Peter, Gustav Kießling (erst Professor in Meiningen, 1837 Direktor in Hildburghausen), Herm. Kern, Direktor des Seminars in Hildburghausen, kam frisches Leben in die Schulwelt des Landes.

In der neuen Stellung, welche der Fürst dem neu berufenen Schulmanne zugedacht hatte, zeigte Seebeck sich als der rechte Psychagog. Er wußte, daß das Geheimnis der Pädagogik nicht im Vorpredigen heilsamer Lehrsätze bestehe, sondern darin, daß man dem Zöglinge vorlebt, was man ihm vorsagt, daß man durch seine ganze Persönlichkeit auf die Seele seines Schülers einzuwirken, sie zu ergreifen sucht. Zehn Jahre hindurch hat der treffliche Mann seines wichtigen Erzieheramtes gewartet, hat (1844) seinen Zögling auf die

Universität Bonn begleitet und hier in dem anregendsten Verkehr mit Männern wie Ritschl, Welcker, Dahlmann, Bleek, Brandis, Blume, Löbell gestanden, besonders nahe trat er dem ihm geistesverwandten Juristen Clemens Perthes. Seebeck war in Bonn, wie Kuno Fischer bemerkt, nicht eigentlich mehr der Erzieher, sondern der wissenschaftliche Begleiter des Erbprinzen. Seebeck fühlte, daß das Erzieheramt nunmehr sein Ende erreicht habe und trug auf seine Rückberufung an; der Herzog zögerte mit der Entscheidung, aber als sie getroffen war, teilte er dem Prinzen seinen Entschluß mit. Der Prinz, über diese Mitteilung sehr erregt, sah den Erzieher fest an und sagte: „Kein Mensch ist auf der Welt, dem ich so viel danke als Ihnen, das werde ich nie vergessen.“ Bis ans Lebensende sind die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler die denkbar freundlichsten geblieben.

Eine neue Epoche seines Lebens begann, als Seebeck sein Erzieheramt niedergelegt hatte. Der Herzog hatte den Mann, der so treu seines wichtigen Erzieheramtes gewaltet, zum Oberkonsistorialrat und Vicedirektor des Konsistoriums in Hildburghausen ernannt, besonders wurde seiner amtlichen Thätigkeit das Schulwesen des Landes unterstellt. Seinem ganzen Bildungsgange nach war es natürlich, daß seine Hauptsorge den beiden Gymnasien des Herzogtums zugewandt wurde. In dem schon damals entzündeten, jetzt noch mit größerer Heftigkeit geführten Streite zwischen humanistisch und realistisch gerichteter Pädagogik hat Seebeck in der Schrift „über Sinn und Zweck unseres Gymnasialunterrichts“ [1]) sich entschieden für die humanistische Bildung ausgesprochen. „In dem Wettkampf zwischen der gelehrten und bürgerlichen Bildung, sagt er, handle es sich um eine Beschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen, welche schließlich auf die gänzliche Entwertung der humanistischen Pädagogik, auf die Zerstörung derjenigen Grundlagen hinauslaufe, die unsere gesamte moderne Bildung seit der Renaissance und durch dieselbe gewonnen habe. Man wolle der klassischen Philologie die Hegemonie in dem Gebiete des höheren Unterrichts entreißen und auf die Naturwissenschaften übertragen, deren Erfolge und wachsende Geltung niemand bezweifle, während ihre pädagogische Leistungsfähigkeit, das heißt ihr Vermögen zur methodischen Entwicklung des Geistes nicht bloß unerprobt und fraglich, sondern zu bestreiten sei.“ Zu diesen Ausführungen gehören die beiden Abhandlungen über das Gymnasialwesen im Herzogtum Meiningen.[2]) Nicht eben lange blieb der tüchtige Mann in seinem neuen Amte. Die Stellung Seebecks war schon früher bei Gelegenheit der Landtagsverhandlungen zu einer Budgetfrage gemacht und für unnötig erklärt worden, man wollte sie 1848 nur mit Rücksicht auf seine Verdienste und seine ganze liebens-

[1]) Jena 1841, bei Friedr. Frommann.

[2]) Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 1. Jahrg. I. Heft, S. 99 f.; II. Heft, S. 1 f.

würdige Persönlichkeit bestehen lassen. Eine solche Rücksicht anzunehmen, widersprach Seebecks Grundsätzen, er bat am 19. März 1848 um seine Entlassung und verzichtete auf sein Gehalt, denn es gezieme ihm nicht, für eine Arbeit bestellt zu sein, die nur deshalb gethan werden solle, damit er Lohn empfange. Die Zeit fordere Opfer und er könne seinen Söhnen nichts Besseres hinterlassen als die unbefleckte Ehre des väterlichen Namens. Der Herzog nahm die Entlassung am 15. April an, obwohl eine Deputation aus Hildburghausen mit der Bitte erschienen war, dieses Gesuch nicht zu bewilligen. So war Seebeck ohne Amt, aber das Gottvertrauen, von dem er immer durchdrungen war, hielt ihn aufrecht, ließ ihn nicht verzagen. „Wer redlich handelt, wie Gewissen und ruhiges Bedenken es erheischt, der kann allezeit getrost auf Gottes Schutz und Hilfe bauen. An diesem Glauben, so dachte er, will ich halten, solange ich lebe."[1])

Nicht lange sollte der hochverdiente Mann unthätig sein. Schon am 8. März 1848 forderte der Bericht des badischen Bundestagsgesandten eine „Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage." Am 18. Mai wurde das deutsche Parlament in Frankfurt eröffnet und von der Bundesversammlung herzlich bewillkommnet, die jetzt „dem Geiste der Zeit aufrichtig zu huldigen erklärte," und in ihrer letzten Sitzung vom 12. Juli übertrug sie „namens der deutschen Regierungen" die Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen in die Hände des vom Parlament an die Spitze der provisorischen Centralgewalt berufenen Reichsverwesers Erzherzog Johann. Bei diesem ließen sich die deutschen Regierungen durch besondere Abgesandte vertreten. Der Herzog von Meiningen berief zu diesem Vertrauensposten den so ausgezeichnet bewährten Seebeck. So trat der als trefflicher Schulmann nach Meiningen Berufene in eine diplomatische Laufbahn ein, in der er ebenfalls die hohe Zufriedenheit seiner Auftraggeber erlangte. Am 31. Juli wurde er zum Staatsrat und Bevollmächtigten Meiningens beim Erzherzog Johann, bald auch zum Bevollmächtigten der übrigen Ernestinischen Regierungen, der beiden Reuß, Anhalt und Schwarzburg ernannt, so daß er im ganzen elf Regierungen zu vertreten hatte, erst in Frankfurt beim Reichsverweser, dann, als das Parlament aufgelöst war und Preußen die Bundesreform in die Hand nahm, beim Fürstenkollegium der Union in Berlin und beim Unionsparlament in Erfurt, endlich bei den Frankfurter Konferenzen, welche mit der Wiederherstellung des alten Bundestages endigten. Bis zum Jahre 1851 war er diplomatisch thätig. Als die einzig richtige Lösung der verwickelten politischen Verhältnisse galt ihm der Bundesstaat unter preußischer Hegemonie

---

[1]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. Bd. V. Jena 1886. S. 20 f. Gymnasialzeitschrift. 39. Jahrg. Berlin 1885. S. 525.

und das Bündnis desselben mit Östreich. Während seiner diplomatischen Thätigkeit hat er das Verhältnis der deutschen Einheit zu den deutschen Kleinstaaten einerseits und zu dem östreichischen Kaiserstaat andrerseits besprochen. In einem Zeitungsartikel: aus Thüringen, den 24. Januar 1848, und in einem als Manuskript gedruckten Sendschreiben aus Frankfurt vom 24. Oktober 1848 behandelte er die erste jener beiden Fragen in einer umfangreichen lithographierten Denkschrift (Berlin, den 24. Januar 1851). Man möge in K. Fischers Erinnerungen die Betrachtungen über die drei Jahre politischer Wirksamkeit nachlesen, sie liefern einen Beitrag zur Geschichte der Jahre 1848—1851. Wie sehr man die Thätigkeit Seebecks auch in seiner diplomatischen Stellung zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß der Bevollmächtigte für Bückeburg (Karlowa) ihn seinem Fürsten zum Minister vorschlagen wollte, wenige Tage später bietet ihm der Erzherzog an, Ministerpräsident des Reichs zu werden; der weimarische Minister v. Watzdorf möchte ihn zum Schulrat in Weimar, der Bürgermeister Smidt zum Gymnasialdirektor in Bremen haben, und er selbst hofft, daß man ihm in Meiningen das Rechnungswesen anvertrauen werde. Glücklicherweise, sagt K. Fischer, geschah von alledem nichts, sondern sein Genius fand den rechten Weg, der die pädagogische Wirksamkeit mit der praktischen, für die er sich „von Haus aus angelegt“ fühlte, auf das beste vereinigte. Gymnasiallehrer, Gymnasialdirektor, Prinzenerzieher, Schulrat war er gewesen, auch Staatsmann und Diplomat war er geworden, so daß er ein an mannigfachen Erfahrungen reiches Leben hinter sich hatte. Als es sich nun darum handelte, dem nach einem ruhigen wissenschaftlichen Leben sich sehnenden Seebeck eine entsprechende Stellung zu übertragen, da bot sich den Nutritoren der thüringischen Hochschule Gelegenheit, das nach dem Tode des Herrn v. Ziegesar länger unbesetzt gebliebene Amt eines Kurators der Universität Jena Seebeck zu übertragen. Es gab zunächst manche Schwierigkeiten zu überwinden, aber die reichen Lebenserfahrungen, der leichte Verkehr mit Menschen jeder Art, die feine gründliche Bildung, die er sich angeeignet hatte, halfen über Unebenheiten, die sich ihm entgegenstellten, mehr oder weniger leicht hinweg. Gar bald wurden die Beziehungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten der Hochschule, mit Göttling, Hase, Danz, Leist, Droysen, Lipsius, Kuno Fischer, Häckel, Eucken, Rhode, v. Bezold u. a. die besten. Auch in diesem wichtigen Amte hat sich der vortreffliche Mann nach allen Seiten hin die größten Verdienste erworben. Von 1851 bis 1877 hat er als Kurator das Wohl der berühmten Hochschule gefördert, für ihr Aufblühen gesorgt und so sein Andenken mit der Geschichte der Universität Jena aufs innigste verknüpft. Als der treffliche Mann sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum 1876 feierte, da trat in glänzender Weise hervor, wie hoch man von Seiten der Nutritoren der Universität, von Seiten der Professoren und Bürger die

Wirksamkeit des Kurators schätzte, er wurde zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Excellenz ernannt. Bereits 1874 hatte er, da die Schwächen des Alters auch bei ihm sich geltend zu machen anfingen, um Enthebung aus seinem Amte gebeten. Da aber die Wahl eines Nachfolgers mit Schwierigkeiten verbunden war, ließ er sich bestimmen, noch weitere drei Jahre seines Amtes zu walten. Im Jahre 1877 wiederholte er seine Bitte um Entlassung, sie wurde ihm jetzt unter dem Zeichen größter Anerkennung gewährt. Immer in seiner Mußezeit darauf aus, seine Weltanschauung aus- und aufzubauen, gab er sich dem Studium philosophischer und historischer Werke hin, den ganzen Ranke, den ganzen Kant im Zusammenhang durchzulesen, fand er jetzt die Zeit. Kant wirkte ihm, wie ein Bad im reinen Bergquell, aber sein Weltbild fand er ungenügend, der Hegelschen Weltansicht in maßvoller Auffassung ist er treu geblieben bis ans Ende.[1]) Am 7. Juni 1884 fand nach schwerem Todeskampfe ein in jeder Beziehung reiches Leben seinen Abschluß. In einem seiner letzten klaren Augenblicke sah er die Seinigen fest an und sagte die Schlußworte des Goetheschen Faust:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Ein ebenfalls für den Betrieb der klassischen Studien auf Schulen und Universitäten verdienstreicher Schüler Karl Reisigs ist

Moritz Seyffert.[2])

Als Reisig nach Italien gegangen war, schlossen sich die Schüler des verehrten Lehrers enger zusammen, um in der alten Weise die philologischen

---

[1]) Richter, Moritz Seebeck, in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. Heft I u. II 1886, S. 37. Außer den bereits angeführten Schriften, in denen Seebecks Verdienste hervorgehoben werden, vergleiche man noch Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. VII, S. 530. Die beste Würdigung des vorzüglichen Mannes findet man in der oft angeführten Schrift Kuno Fischers, Erinnerungen an Moritz Seebeck; sie beruht auf einer durch längeren persönlichen Verkehr gewonnenen Kenntnis der Eigentümlichkeit des Charakters der Hochschule, an welcher K. Fischer, durch Seebeck berufen, eine glänzende Wirksamkeit entfaltete. Auch im XXXIII. Band der Allgemeinen deutschen Biographie, S. 560 f., findet sich eine lesenswerte Biographie Seebecks.

[2]) Moritz Ludwig Seyffert. Ein Lebensbild. Von F. G. Kießling. Separatabdruck aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Berlin 1873. S. 11.

Studien und Übungen fortzusetzen: Ritschl, Schöne, Hanow, Büchner, Jordan, Seyffert, Röder, Mützell, Eckstein, Kießling. Es wendete sich jetzt die Teilnahme der Reisigianer dem philologischen Seminare zu, das Ed. Meier leitete; die Thätigkeit des so verdienstvollen Chr. G. Schütz, der in seinem hohen Alter fast kindisch geworden war, hatte keinen Wert. Sehr anzuerkennen war, daß Meier, ein Schüler Aug. Böckhs, dem bis dahin Reisigs Anhänger ferner gestanden hatten, sich jetzt ihnen mit herzlichem Wohlwollen näherte. Es gelang Meier, wie Seyffert sagt, „durch die Entfaltung der Schätze seines realistischen Wissens die Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit der bisherigen Studien empfinden und so ein Herz für die Richtung, die er vertrat, gewinnen zu lassen. Die Flamme der früheren Begeisterung vermochte er zwar nicht wieder zu wecken, doch war der Einfluß intensiv genug, um wissenschaftlich und moralisch zu fördern." Neben dem philologischen Seminar boten auch das pädagogische, welchem Aug. Jacobs vorstand, und die historische Gesellschaft unter Voigtels [1]) Leitung eine willkommene Gelegenheit im Disputieren und Unterrichten, an denen die meisten der Schüler Reisigs mit Lust und Eifer sich beteiligten.[2]) M. Seyffert studierte fleißig griechische Altertümer und erwarb sich dadurch, daß er eine hervorragende Gewandtheit und Schlagfertigkeit im Lateinisch sprechen besaß, die Zuneigung Meiers, wandte seine Aufmerksamkeit dem Sophokles und Euripides in der Weise zu, daß er die bedeutendsten Herausgeber dieser Dichter, Valckenaer, Porson, Elmsley, Markland, Lobeck, Erfurdt, G. Hermann, Seidler und Reisig, genau durcharbeitete und bei der Lektüre einen so großen Schatz von Konjekturen gewonnen hatte, daß er einen Band Verisimilia hätte herausgeben können. Noch ehe er die Staatsprüfung bestanden, wurde er an das Gymnasium nach Nordhausen berufen (Michaelis 1830), um das Ordinariat der Sexta provisorisch zu übernehmen, doch schon Ostern 1831 trug ihm der Direktor der Franckeschen Stiftungen, Professor Herm. Agathon Niemeyer, ein Freund seines unvergeßlichen Lehrers K. Reisig, eine Stelle an dem Königl. Pädagogium zu Halle an. Er trug kein Bedenken, in die geistig bewegtere Atmosphäre nach Halle zurückzukehren. Zunächst promovierte Seyffert am 4. Juni 1831 mit einer Abhandlung: de duplici recensione Iphigeniae Aulidensis (Euripideae). Bald darauf bestand er in rühmlichster Weise die Prüfung pro facultate docendi. Zu Michaelis 1831 trat er als Lehrer an

[1]) Traugott Gotthold Voigtel (geb. 1766, gest. 1844), vor seiner akademischen Thätigkeit Lehrer am lutherischen Gymnasium, wurde 1819 zweiter Oberbibliothekar. Neben seinen geschichtlichen Werken (Geschichte des deutschen Reichs unter Otto) hatte er sich auch mit der damals aufblühenden Pädagogik befaßt, wie sein Methodenbuch für angehende Lehrer (1783) und sein Lehrbuch der deutschen prosaischen Schreibart beweisen. W. Schrader, Geschichte der Universität Halle. Bd. II, S. 463 und an vielen Stellen.

[2]) Vgl. Eckstein, brevis de societate historica narratio, mit welcher er im Jahre 1837 dem Geheimrat Voigtel bei dessen fünfzigjährigem Lehrerjubiläum gratulierte.

dem Königl. Pädagogium ein, dessen Inspektor damals Max Schmidt war. Hier verlebte er, eng verbunden mit seinen Amtsgenossen Theodor Echtermeyer, Karl Peter, Ad. Stahr, Moritz Fleischer, Aug. Eckstein, Robert Unger eine sehr angenehme geistig anregende Zeit. Hier hat er auch, mit seinem Freunde Echtermeyer vereinigt, seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, indem er carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita mit einem Anhange von Gedichten neuerer lateinischer Dichter herausgab. Es folgte sodann in den Jahren 1834 und 1835 in drei Bänden die palaestra Musarum, die freilich in der Gegenwart, in der leider auf lateinische Versübungen kein Wert mehr gelegt wird, ganz außer Gebrauch gekommen ist. Schon im September des Jahres 1836 (Halle) erschien die Ausgabe der commentarii C. J. Caesaris de bello Gallico. Grammatisch erläutert durch Hinweisungen auf die Grammatiken von Zumpt und Schulz. Die Ausgabe dient vor allem in ausgezeichneter Weise dem sprachlichen Verständnisse des großen Schriftstellers, nur ein geographisches Register ist ihr beigegeben. Seyfferts schriftstellerische Thätigkeit wurzelt ganz und gar in der Schule, für sie ist er in ausgezeichneter Weise auch durch den Druck wirksam gewesen. Vor allem aber war Seyffert ein trefflicher Lehrer, der seine Schüler für den Unterricht zu begeistern verstand. Die geschmackvolle Art, mit der er die Lieder des Horatius erklärte und übersetzte, gewann dem römischen Dichter unter den Jünglingen viele Freunde und Verehrer. Auch die lateinischen Stilstunden boten strebsamen Schülern vielseitige Anregung und Förderung. Er kam, berichtet einer seiner Schüler, mit dem Lessing oder Goethe in die Lehrstunde, diktierte den deutschen Text und ließ übersetzen. Dann würfelte er Wort und Begriff und Zusammenhang so geistvoll hin und wieder, hielt die Schüler so in Atem, nahm jedes Atomchen, das aus der Klasse zugesteuert wurde, so gewandt auf, wies jedes Ungehörige so ab, als wenn es nicht ihn, sondern seine Mitarbeiter, die Primaner, störte, daß alle mit dem regsten Eifer teilnahmen und zuletzt sich selbst freuten, wenn es nun bis auf das Komma fertig war und sich in klangvollem Numerus lateinisch las. Diese ganze Art stilistischer Unterweisung beruhte auf sehr sorgsamer, sogar schriftlicher Vorbereitung. Er war, wie so viele Philologen und Schulmänner, ein großer Verehrer Goethischer Dichtung, bewunderte die ebenmäßig dahinfließende Darstellungs- und Auffassungsweise des liebenswürdigen Friedr. Jacobs, wie sie sich in seinen Reden und Abhandlungen den Lesern darstellt, und war so durch Beschäftigung auch mit deutscher Literatur imstande, geschmackvoll zu übersetzen und zu erklären. Sehr bald verbreitete sich der Ruf der Tüchtigkeit Seyfferts, so daß er schon 1839 als Konrektor an das Gymnasium in Brandenburg a. H. berufen wurde. Auch hier blieb er nur einige Jahre, denn der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Aug. Meineke, zog ihn, als eine für diese Anstalt besonders geeignete Kraft, an

diese ehrwürdige, klassischen Studien besonders zugewendete Schule. Hier wirkte er bis zum Jahre 1871 in segensreichster Weise. Nach seiner Pensionierung nahm er seinen Wohnsitz in Potsdam, wo er am 8. November 1872 gestorben ist. Ein an wissenschaftlichen und pädagogischen Erfolgen reiches Leben liegt abgeschlossen vor uns, vielen seiner Schüler ist er ein rechter Wegweiser zu geistiger Arbeit geworden und für Schule und Wissenschaft hat er durch zahlreiche Schriften nach allen Seiten hin weitgehende Anregungen gegeben. Auch an dem Entwicklungsgange, den dieser vorzügliche Lehrer genommen, läßt sich erkennen, wie wertvoll es ist, unter geschickten, für ihren Beruf begeisterten Lehrern sich eine gründliche Schul- und Universitätsbildung anzueignen; immer ist Moritz Seyffert denen, die ihm für seine Studien Richtung gebend gewesen sind, wie man aus den Widmungen seiner Schriften erkennen kann, dankbar gewesen, auch den Jugendfreunden, mit denen ihn Studienerinnerungen zusammenknüpften, ist er treu und anhänglich geblieben.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die von großer, viel umfassender Gelehrsamkeit zeugenden literarischen Arbeiten. Nach zwei Seiten hin hat sich der treffliche Gelehrte große Verdienste erworben, einmal förderte er durch seine Arbeiten die philologische Wissenschaft und Schule zugleich, und im andern Falle hat er in erster Linie die Ziele der Schule im Auge gehabt.[1]) Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Behandlung der griechischen und lateinischen Schriftsteller, die auf den Gymnasien gelesen werden, zu.[2]) In der Gegenwart freilich hat sich die Art klassischer Schriftsteller auf höheren Bildungsanstalten völlig verändert, die realen Seiten der alten Welt werden jetzt mehr in den Vordergrund der Behandlung geschoben. Das, was M. Seyffert im Vorworte der zweiten Auflage seiner vorzugsweise die sprachlichen Momente berücksichtigenden Ausgabe der commentarii C. Julii Caesaris de bello Gallico (Halle 1851) sagt (S. IX): Der Ausgabe ist das Eigentüm-

[1]) Sophocles Antigone rec. instr. Berolini 1865; Sophocles Ajax rec. et adnot. instr. M. Seyffertus. Berolini 1866; Sophocles Philoctetes rec. et instr. M. Seyffertus. Berolini 1867. — Schon 1845 erschien die an vielen feinen sprachlichen Bemerkungen reiche Ausgabe M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia. Mit einem Kommentar zum Privatgebrauch für reifere Schüler und angehende Philologen. Brandenburg 1844 (2. Aufl. von C. F. W. Müller. Leipzig 1876).

[2]) Xenophons Memorabilia. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 2. Aufl. Lucians auserlesene Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen: Traum, Anacharsis, Demonax, Timon und Jupiter tragoedus. 1871. Scholae latinae. Beiträge zu einer methodischen Praxis der lateinischen Stil- und Kompositionsübungen. Von Dr. Moritz Seyffert. 4. Aufl. Leipzig 1878. Palaestra Ciceroniana. Deutsche Originalstücke zum Übersetzen in das Lateinische in Ciceros Schreibart. Von Dr. Moritz Seyffert. 4. Aufl. Leipzig 1859. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Sekunda. Herausgegeben von Dr. Moritz Seyffert. 12. Aufl. 1878. Die weiteste Verbreitung hat die Ellendt-Seyffertsche Grammatik gefunden, die mir in der 38. Aufl. vorliegt (Berlin 1894).

liche ihrer Form, in der sie nun einmal der Schulwelt bekannt und hier und da vor andern ihresgleichen begehrt worden ist, um so geflissentlicher bewahrt worden, je mehr sich in dem Verfasser die Überzeugung festgesetzt hat, daß die grammatisch logische Bildung in dem gesamten Unterrichte der Jugend die erste und wichtigste Stellung einnimmt, deren ernsten und mühsamen Studiums niemand, auch nicht der genialste Kopf, sich ungestraft entschlagen kann (die Alten drückten das in ihrer naiven Weise mit den Worten aus: Grammatica est animal ferocissimum, gravissime ulciscens injuriam sui); daß ferner diese Bildung nach wie vor an einer alten Sprache und zwar am zweckmäßigsten an der lateinischen gewonnen wird; daß endlich dem halben, unsichern und oberflächlichen grammatischen Wissen, das leider der Mehrzahl unserer heutigen Gymnasien mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, nicht leicht besser abzuhelfen sein möchte, als wenn der Privatfleiß des Schülers auf eine Weise wie in dieser Ausgabe, ich will nicht sagen gezwungen, sondern ermuntert, eingeladen und getrieben wird, der eifrigen, oft erfolglosen Thätigkeit des Lehrers zur Seite zu gehen; denn nicht sowohl das lebendige Wort des Lehrers an sich, so wirksam es zu seiner Zeit werden kann, auch nicht die Auffassung und Repetition des in der Stunde vom Lehrer unmittelbar Überlieferten, als vielmehr jene mühsamere Art der Präparation, oder, wenn man will, Repetition lehrt das, was unserer und aller Jugend so schwer fällt und einzig not thut, studieren. In der 1852 (Brandenburg) erschienenen lehrreichen Schrift: Das Privatstudium in seiner pädagogischen Bedeutung. Eine Skizze als Beitrag zu einer Kritik unserer heutigen Gymnasien wird ernstliche Klage darüber geführt, daß die strenge Durchführung der für die einzelnen Klassen aufgestellten Pensen das früher in weitem Umfange geübte Privatstudium der Schüler wesentlich beeinträchtigt habe. Zum erzwungenen Viellesen der alten Schriftsteller in Schule und Haus fügte man dann noch deutsche Literatur und Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft und Mathematik. Der Reichtum des Geistes ist es, an dem wir zu Grunde gegangen sind. Wir haben die Seele des Knaben zum receptaculum der verschiedenartigsten Kenntnisse gemacht, die er entweder unverdaut wieder von sich geben oder nur mit übermäßiger Anstrengung seiner Kräfte verarbeiten konnte, die ihm aber das freudige Gefühl des geistigen Wachstums nicht verliehen.[1]) Seyffert verlangt Wiederherstellung des organischen Zusammenhangs der Lehrobjekte und sodann die naturgemäße Anwendung derselben zu dem allgemeinen Zweck der Pädagogik, die Kraft des Geistes durch die Kunst des Lernens zu üben.[2]) Die in dieser Schrift über die Art des gymnasialen Unterrichts gegebenen Andeutungen dürften heute wenig Anklang finden, weil die Zeit dem ernstlichen Betriebe klassischer Studien

[1]) Das Privatstudium. S. 35.

[2]) Das Privatstudium. S. 36.

weniger günstig ist als noch vor einem Menschenalter.[1]) Sehr zu beachten ist die auf S. 49 f. gegebene Anleitung zum Privatstudium; die Winke, die hier gegeben, sind aus reicher Erfahrung herausgewachsen.[2]) Ein ebenso als Pädagog und Philolog angesehener und hochgeschätzter Schulmann war

Friedrich Gustav Kießling.

Aus den von Dr. Albert von Bamberg herausgegebenen Joachimsthalschen Schulreden erkennt man leicht, daß Kießling ein ganz ausgezeichneter Pädagog gewesen sein muß; sie atmen, wie Dr. Heller es ausgesprochen hat, den Geist gründlichster Denkarbeit, umfassender Gelehrsamkeit und vielseitigster Erfahrung, und sie redeten die Sprache volltönender, inhaltschwerer, formvollendeter Schriftwerke.[3]) An verschiedenen Anstalten hatte er, nachdem er auf dem Gymnasium und der Universität eine gründliche Bildung erworben, reiche Erfahrungen gesammelt, auch in maßgebende Stellungen in dem Herzogtum Meiningen und dem Königreich Preußen thätig, hatte er einen Einblick in den Organismus der verschiedensten höheren und niederen Bildungsanstalten gewonnen, der für die Ausübung des Lehrerberufes von großer Wichtigkeit war. Auf dem Gebiete der Philologie hat Kießling seine Studien besonders den attischen Rednern zugewandt.[4])

Kießling, geboren den 13. Juni 1809 in Zeitz, war der Sohn des als tüchtiger Schulmann bekannten Rektors der ehrwürdigen Stiftschule zu Zeitz, Joh. Gottlieb Kießling,[5]) geboren den 16. März 1777 zu Reichenau in der Oberlausitz, besuchte die Kreuzschule zu Dresden, studierte (1796) in Leipzig, wurde 1802 Konrektor am Gymnasium in Plauen, 1803 an dem Stiftsgymnasium in Zeitz, dessen Direktor er von 1819 bis zu seinem am 5. Januar 1849 erfolgten Tode war.[5]) Nach Abschluß der akademischen Studien 1827 bis 1830) übernahm G. Kießling eine Lehrerstelle in Zeitz, 1835 wurde er als Professor an das Gymnasium nach Meiningen berufen, doch schon am

[1]) Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts ꝛc. S. 622. 716 f. Das Programm des verdienstreichen D. W. Schrader, Anleitung zum Privatstudium für die beiden oberen Klassen des Gymnasiums (Sorau 1853), ferner das Programm des ausgezeichneten Philologen und Pädagogen Dr. Rehdanz, Themata zu schriftlichen Privatarbeiten für die oberen Klassen des Gymnasiums (Halberstadt 1856), und Vetter in einem Programm von Luckau lassen uns einen Blick thun in die Strömung der gymnasialen Pädagogik in den fünfziger Jahren.

[2]) In den vorstehenden biographischen Erinnerungen ist das von F. G. Kießling in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1873) entworfene Lebensbild Moritz Ludwig Seyfferts benutzt.

[3]) Wochenschrift für klassische Philologie, 1884, Nr. 41.

[4]) Quaest. attic. sp. Cizae 1832, de Hyperide comm. I. II. III. 1837—1846. Virgiliana. Hildburghausen 1838. Lycurgi fragm. coll. disp. ill. Hal. 1847.

[5]) Vgl. Gedächtnisrede auf Dr. G. Kießling, von Prorektor Kahnt. Progr. Zeitz 1849.

24. April 1837 siedelte er als Direktor der höheren Bildungsanstalt nach Hildburghausen über. Seit dem Juni 1838 verwaltete er die Stelle eines Schulrats für das ganze Unterrichtswesen des Herzogtums. Von Michaelis 1843 bis Frühjahr 1850 leitete er das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Posen, war sodann von 1850—1857 als Königl. Schulrat der Provinz Brandenburg thätig und trat nach dem Abgange Aug. Meinekes an die Spitze des Joachimsthalschen Gymnasiums, wo er bis zum Jahre 1872 eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Vor allem war es die Liebe zu seinem Berufe und zu allen, mit denen er ihn verband, die ihn als Erzieher auszeichnete und ihn „zur Übung der schönsten pädagogischen Kunst befähigte, das Böse durch Gutes zu überwinden," zunächst in seinem Urteil über seine Schüler und Zöglinge, an denen er eben mit dem Scharfblick der Liebe die für andere Augen in tiefe Schatten gerückten guten Seiten herauszufinden wußte, dann aber auch in seinem Verhalten gegen sie, welches ganz wesentlich von dem Grundsatze geleitet wurde, daß es überall gelte, das vorhandene Gute zu stärken und zu einer das Böse überwindenden Macht anwachsen zu lassen; nicht als ob er das Böse nicht auch direkt mit der ganzen Wucht seines sittlichen Ernstes bekämpft oder nicht den Entschluß gefunden hätte, auszuscheiden, was verderblicher Einwirkung auf die Umgebung überführt war oder selbst innerlich die Scheidung vollzogen hatte; aber das war es nicht, was die Eigenart seines pädagogischen Wirkens kennzeichnete, sondern eben jene geduldige, hoffende Liebe, jenes Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten. Diese Grundrichtung seines Wesens stand aber bei ihm in bewußter Verbindung mit seinen religiösen Anschauungen. Sein innerstes Seelenleben war durchweht und sein Wollen und Handeln im tiefsten Grunde geleitet von dem Geist des Christentums, davon zeugen seine Joachimsthalschen Schulreden, von denen jeder Leser den Eindruck gewinnen muß, daß sie aus der Tiefe seines eigensten Geistes hervorgeströmt sind.[1]) Noch eine Reihe von Jahren durfte der treffliche Mann sich seiner wohlverdienten Muße erfreuen, bis er im Jahre 1883 im festen Glauben an seinen Herrn und Heiland zur ewigen Ruhe einging. Hervorheben möchte ich noch Kießlings Gedächtnisrede auf den ausgezeichneten Schulmann und Philologen Ferd. Ranke (geboren am 26. Mai 1802 zu Wiehe, gestorben im Mai 1876 in Berlin als Nachfolger Spillekes (1842) in der Leitung des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der damit verbundenen Anstalten). Vgl. Berl. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1876, S. 638 f. Als im Jahre 1843 Kießling die Leitung des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Posen übernahm, wurde sein Freund und Studiengenosse sein Nachfolger.

---

[1]) Vgl. Dr. Albert v. Bamberg in dem Vorwort zu der Ausgabe von Kießlings Schulreden. S. VII f.

Karl Peter.

Dieser hochverdiente Gelehrte und Schulmann hat in den verschiedenen Ämtern, zu deren Verwaltung er infolge seiner anerkannten Tüchtigkeit berufen wurde, eine weitgreifende Wirksamkeit gefunden. Nachdem er sich aus dem Schulleben zurückgezogen hatte, siedelte er nach Jena über, um hier noch als akademischer Lehrer einige Jahre thätig zu sein. Seine zuerst auf dem Gymnasium in Naumburg, dann in Schulpforta gewonnene gymnasiale Vorbildung zu akademischen Studien wurde erweitert und vertieft durch den Einfluß, den die philologischen Lehrer der Hochschule in Halle und die strebsamen Genossen, die er hier vorfand, auf den gutbeanlagten Jüngling ausübten.

Die gründliche philologische Bildung zeigte sich in der vortrefflichen kritischen Schulausgabe des orator des Cicero, die er mit seinem Amtsgenossen Dr. Gottlob Weller (Leipzig 1838) veröffentlichte. Hier sind die sprachlichen und sachlichen Bemerkungen, die in der Einleitung und den indices niedergelegt sind, außerordentlich lehrreich, und deshalb das Studium der Schrift sehr zu empfehlen. Bald darauf im Jahre 1839 erschien eine Bearbeitung von Ciceros Brutus mit lateinischen Anmerkungen.[1]) Diese beiden Ausgaben dieser wichtigen Schriften des römischen Redners sind früher von Schülern vielfach zu Privatstudien benutzt worden. Aber K. Peter war nicht nur ein tüchtiger Kenner der Ciceronischen Schriften, die römische Literatur, wie dies seine Geschichtswerke bezeugen, war ihm genau bekannt. Zu seinen Lieblingen gehörte auch Tacitus. Die langjährige Beschäftigung mit diesem einzigen Geschichtschreiber veranlaßte ihn, als er schon von seiner amtlichen Thätigkeit zurückgetreten war, im Jahre 1876 eine erklärende und kritische Schulausgabe des Agricola und des Dialogs de oratoribus 1877 herauszugeben; auch durch diese Arbeiten hat er der Schule gute Dienste geleistet, das Studium des römischen Historikers in umsichtiger Weise gefördert. Sehr weite Verbreitung haben die in verschiedenen Auflagen erschienenen Zeittafeln der griechischen und römischen Geschichte gefunden, die an vielen Schulen eingeführt wurden und namentlich auch den Privatstudien in ausgezeichneter Weise dienten; die Belege und Auszüge aus den Quellen sind auch heute noch von großem Werte und ernsthaft strebenden Jünglingen dringend zu empfehlen. Neben den Zeittafeln muß noch der ebenfalls von Peter verfaßten

---

[1]) M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum orator. Eine kritische und erklärende Schulausgabe von Dr. Karl Peter, Direktor des Herzoglichen Gymnasiums zu Meiningen, und Dr. Gottlob Weller, Lehrer an derselben Anstalt. Nebst einer Einleitung, zwei indices und einer vollständigen Kollation zweier Wolfenbüttler Handschriften. Leipzig 1838. M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber qui dicitur Brutus. Maxime ex codd. Reg. Parisiensi duobus Gudd. Dresdensi recensuit cum adnotatione critica et commentario edidit Dr. C. Peter, Director Gymnasii Meiningensis. Lipsiae 1839.

Bearbeitungen der römischen Geschichte (3 Bände, 3. Aufl. 1870—1871), römische Geschichte in kürzerer Fassung (2. Aufl. 1878) gedacht werden. Für die Art der Auffassung der römischen Geschichte ist von Wichtigkeit die im Jahre 1879 (Halle) erschienene Schrift: Zur Kritik der Quellen der älteren römischen Geschichte, und die in 2. Auflage vorliegenden Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsens römischer Geschichte (Halle 1863). Bei aller Anerkennung der großartigen Leistung dieses genialen Gelehrten werden die schwachen Seiten des epochemachenden Werkes ins rechte Licht gestellt.

Schon im Jahre 1849 hatte K. Peter noch als Herzoglich Sachsen-Meiningscher Schulrat einen Beitrag für die Neugestaltung des deutschen Gymnasialwesens in der Schrift: Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien (Halle 1849) geliefert, der Geschichte den obersten Rang zugesprochen. Die Gymnasien, sagt er, sind zu einer Zeit entstanden, wo das klassische, insbesondere das römische Altertum, nicht nur das unübertreffliche Muster des Ausdrucks und der Form, sondern auch in materieller Hinsicht der Inbegriff aller Bildung war, wo man nicht nur in ähnlicher Vollkommenheit wie die Alten, und zwar in demselben Idiom, zu schreiben suchte, sondern auch die Wissenschaft selbst aus ihnen lernen zu können glaubte und wirklich nur lernen konnte, wie z. B. die Geographie aus Ptolemäus, Naturkunde aus Aristoteles, Mathematik aus Euklid, Arzneikunde aus Hippokrates rc. Wir besitzen jetzt eine Nationalliteratur, die Wissenschaften haben sich samt und sonders zu einer Höhe erhoben, daß niemand mehr aus Ptolemäus oder Strabo Geographie, aus Aristoteles Naturkunde rc. wird lernen wollen. Die Klassiker konnten naturgemäß ihre alte Bedeutung nicht mehr behaupten. Faktisch wurde dies dadurch anerkannt, daß eine große Anzahl neuer Unterrichtsgegenstände allmählich in die Gymnasien aufgenommen wurde. Hierdurch trat der Übelstand ein, daß durch diese neuen Disciplinen den klassischen viel Kraft entzogen wurde, ohne daß man sich jedoch hätte entschließen können, die alte Betreibung derselben ganz aufzugeben, und daß den neuen Objekten eine Stelle eingeräumt war, ohne daß sie jedoch zu einer wahrhaften Wirksamkeit gelangen konnten. Die Lebens- und Wirkungskraft des Alten war vernichtet und kein Neues mit voller Wirksamkeit an dessen Stelle getreten. Man setze die Geschichte in diese Stelle ein. Sie allein ist fähig und würdig, den neuen Mittelpunkt unserer Gymnasien zu bilden. Damit sie dazu ganz geeignet werde, legt der Verfasser sofort selbst Hand an eine Umgestaltung dieser Disciplin, welche nicht mehr, wie bisher, auf den Unterricht des Lehrers, sondern auf eine umfassende und wohlorganisierte Lektüre originaler Geschichtswerke gegründet werden soll. Auf S. 8 des trefflichen Buches faßt er die Aufgabe desselben so zusammen: 1. der Anschauung ihr Recht zu verschaffen d. h. dafür zu sorgen, daß zunächst Phantasie und Gemüt

des Schülers durch das Thatsächliche möglichst stark ergriffen werden, was — ohne dem Talent des mündlichen Vortrags, wenn es vorhanden, Schranken zu setzen — doch hauptsächlich durch passend gewählte Lektüre zu bewirken sein wird; 2. eine fest geordnete Gliederung des gesamten geschichtlichen Unterrichts herzustellen, und 3. das Elementarische des Geschichtsunterrichts, welches bisher ganz dem Zufall überlassen gewesen, methodisch einzurichten. Es kommt darauf an, bei dem Schüler eine geschichtliche Bildung zu begründen, ebenso lebendig, ebenso mit dem ganzen Menschen, mit seinen Trieben, seinen Grundsätzen, seinen Interessen verwachsen, wie sie z. B. bei den Griechen zur Zeit der höchsten Entwicklung der hellenischen Nationalität war. In dem allgemeinen Teile wird über die verschiedenen Arten der Geschichtschreibung, über die Auswahl von Geschichtswerken und über den geschichtlichen Elementarunterricht in sehr gründlicher Weise gehandelt.[1]) Außer diesem für die Behandlung des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien wichtigen Buche hat der hochverdiente Philolog und Schulmann noch, als er bereits in Pension getreten war, einen Vorschlag zur Reform unserer Gymnasien (Jena 1874) veröffentlicht, der ebenfalls von dem Interesse Zeugnis ablegt, welches K. Peter bis zum Schlusse seines Lebens den höheren Bildungsanstalten zuzuwenden pflegte. Es werden auch in dieser Schrift höchst beachtenswerte Winke für den Betrieb des Unterrichts gegeben. Der Kernpunkt der Vorschläge Peters läuft darauf hinaus, daß in Bezug auf Unterrichtsweise und Unterrichtsgegenstände zwischen den unteren und oberen Gymnasialklassen (der Vorschule und dem eigentlichen Gymnasium) streng geschieden wird, daß in der Vorschule das eigentliche Lernen mit mehr Nachdruck und Konsequenz, in dem Gymnasium der Freiheit und Individualität mehr Rechnung getragen werde, als bisher geschehen ist. Gerade über die Art, wie die Geschichte auf höheren Bildungsanstalten behandelt werden müsse, sind in den letzten Jahren viele Verhandlungen gepflogen.[2])

Karl Peter gehört zu den ausgezeichnetsten Philologen und Schulmännern, die aus Thüringen hervorgegangen sind. Durch ein gründliches philologisches und geschichtliches Wissen, durch seinen allem Scheinwesen abgeneigten ehrenhaften Charakter, durch eine zweckmäßige Handhabung des Unterrichts wußte er das Interesse der Schüler zu wecken und festzuhalten. An den verschiedenen Anstalten, an denen er gewirkt, hat er durch seine würdige Haltung Liebe und hohe Anerkennung gefunden.

Peter ist am 6. April 1808 in Freiburg an der Unstrut geboren, seine

---

[1]) Man vergleiche über diese Schrift Campes Ausführungen in dem geistvollen Buche Geschichte und Unterricht in der Geschichte. Leipzig 1859 an verschiedenen Stellen S. 3. 128 u. s. w.

[2]) Man vergleiche den trefflichen Artikel von Rud. Dietsch in der Schmidschen Encyklopädie. Bd. II, S. 775 f.

akademische Vorbildung empfing er zunächst auf dem Domgymnasium in Naumburg, dann in Schulpforta. An der Universität Halle widmete er sich im Vereine mit strebsamen Genossen, von Karl Reisigs Art der Erklärung der Alten begeistert, philologischen Studien. Im Jahre 1831 übernahm er eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule, 1832 ging er an das Königliche Pädagogium über, aber schon 1835 wurde er als Direktor des Herzoglichen Gymnasiums nach Meiningen berufen, wo er bis zum Jahre 1852 eine sehr segensreiche Thätigkeit entfaltete. Im Jahre 1853 trat er wieder in den preußischen Schuldienst, leitete zunächst das Gymnasium in Anklam, wurde 1854 Direktor des Marienstifts-Gymnasiums in Stettin und 1856 Rektor der berühmten Landesschule Pforta, die er bis zum Jahre 1876 in ruhmvoller Weise leitete. Nachdem er sich in den Ruhestand nach Jena zurückgezogen hatte, war er auch noch einige Jahre als Honorarprofessor an der thüringischen Hochschule thätig, beschäftigte sich viel mit Tacitus, bis er hochbetagt im August des Jahres 1893, von vielen Menschen, die mit ihm in Berührung gekommen waren, tiefbetrauert, aus einem gesegneten, an Erfahrungen reichen Leben abberufen wurde.

Adolf Stahr.

Ein anderer später der klassischen Philologie und dem Schulamte untreu gewordener Schüler des hallischen Philologen war Adolf Stahr, der in seiner Schrift Aristotelia[1]) ebenfalls bekennt, daß er den Vorträgen seines um ihn so vielverdienten und von ihm wie von allen Schülern des Dahingeschiedenen tiefbetrauerten Lehrers Reisig viel verdanke. Stahr hat sich durch seine in zwei Bänden erschienenen Aristotelia (Halle 1830 und 1832), durch seine Ausgabe der Politik des Aristoteles (Leipzig 1839), durch seine Schrift über Aristoteles und die Wirkung der Tragödie (1859), sowie durch Übersetzung einzelner Schriften des Stagiriten und anderer griechischer und lateinischer Schriftsteller (des Suetonius 1857, des Herodian 1858 und anderer) verdient gemacht. Später unternahm er es, Persönlichkeiten wie Tiberius, Agrippina, Kleopatra in einem andern Lichte darzustellen als andere Geschichtschreiber. Anerkennung haben seine Schriften gefunden, die Italien behandelten.

Adolf Stahr, der Sohn eines tüchtigen Predigers, geboren den 22. Oktober 1805 in Prenzlau — der Vater wurde später nach Wollnow in eine gute Pfarrstelle versetzt —, besuchte das Gymnasium zu Prenzlau, nachdem er durch den Unterricht seines Vaters einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte. Zu akademischen Studien wohlvorbereitet, begann er seine Studien in Berlin, bezog 1825 die Universität Halle, um Theologie zu studieren, gar bald aber wandte er sich unter der Leitung Karl Reisigs der

[1]) Aristotelia. Von Dr. Adolf Stahr. I. Teil, S. XVI.

klassischen Philologie zu. Im Jahre 1826 übernahm er ein Lehramt an dem Königlichen Pädagogium zu Halle, schon nach zwei Jahren folgte er einem Rufe nach Oldenburg. Hier übte er eine von der Behörde anerkannte Schulthätigkeit und wurde 1836 in das Konrektorat des Gymnasiums befördert. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, 1845 Italien zu besuchen; in Rom lernte er Fanny Lewald kennen, mit der er sich später, nachdem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, vermählte (1853). Fortgesetzte Kränklichkeit bestimmte ihn 1852, seine Pensionierung nachzusuchen und von Oldenburg nach Berlin überzusiedeln. Die Gesundheit Stahrs war immer schwankend, so daß er verschiedene Kurorte aufsuchen mußte. Schließlich schlug er seinen Wohnsitz in dem lieblichen Wiesbaden auf, wo er eine rege wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete. Am 3. Oktober 1876 starb Stahr, von seinen Freunden tief betrauert, nach einer reichen literarischen Thätigkeit. Wir heben unter seinen zahlreichen Schriften besonders hervor: Lessing, sein Leben und seine Werke (2 Bände. Berlin 1859. 9. Aufl. 1887). Auch das in acht Auflagen (1891) über Goethes Frauengestalten vorliegende Buch und „Weimar und Jena“ (2 Bände. 3. Aufl. 1892) haben für die Verbreitung des Verständnisses der sogenannten Weimarischen Literaturperiode viel beigetragen. Die Schriften: Ein Jahr in Italien (3 Bände 1847—1850. 4. Aufl. 1874), Herbstmonate in Italien (1860), Herbstmonate in Oberitalien (1866. 3. Aufl. 1884), Ein Winter in Rom (1869) werden von Lehrern und Schülern gern gelesen. Man darf wohl sagen, daß Adolf Stahr ein gern gelesener Schriftsteller gewesen ist, der auch, wenn er der Philologie treu geblieben wäre, Tüchtiges geleistet haben würde. Die Rettungen von Tiberius (2. Aufl. 1885), Die römischen Kaiserfrauen (2. Aufl. 1880), Agrippina, die Mutter Neros (2. Aufl. 1880) haben in der gelehrten Welt wenig Beifall gefunden, sein religiöser und politischer Standpunkt sagte vielen, die seine sonstigen Leistungen zu würdigen verstanden, wenig zu. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXV, S. 403 f. (von Ludwig Fränkel).

Julius Mützell.

Ein anderer Schüler Karl Reisigs ist noch zu erwähnen, Julius Mützell, der sich durch Arbeiten auf dem Gebiete der Philologie und der Pädagogik mannigfach verdient gemacht hat und auch als Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin sich eines sehr guten Rufes erfreute. Die emendationes Theogeniae Hesiodeae (Lipsiae 1832) fanden Beachtung, auch die Abhandlung über das Wesen der Philologie (Berlin 1835), vor allem aber ist die in dem Jahre 1841 erschienene Ausgabe des Curtius Rufus zu nennen, die eine Fülle von sprachlichen und sachlichen Bemerkungen bietet, aus denen man die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Mannes erkennt. Im Jahre 1850

erschienen die pädagogischen Skizzen, die Reform der deutschen höheren Schulen betreffend. Diese Schrift wurde in der elften Versammlung der deutschen Schulmänner und Orientalisten im Auftrage des Berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins überreicht. Es wird hier eine aktenmäßige Darstellung des ganzen weitschichtigen Materials der Reformpläne des Gymnasiums und der höheren Schulen gegeben, wie sie in jenem Jahre geradeso wie heute in großer Anzahl zur Sprache gebracht wurden. Mützell sagt mit Recht: wir bedürfen der alten Sprachen als des Mittelpunktes unserer Gymnasien nicht bloß zum Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart unserer Kultur, sondern auch zur konsequenten Fortbildung derselben mit der Richtung auf das Ideal der Humanität, dessen Bild ohne Rücksicht auf das klassische Altertum nicht gezeichnet werden kann. In allen diesen Beziehungen hat das Gymnasium nicht bloß auf eine sichere Grundlegung des Wissens, sondern auch auf ein fertiges Können hinzuarbeiten und zwar nach dem Maße, welches die Kraft des jugendlichen Geistes an die Hand giebt. Nicht minder wichtig ist die Anregung eines tiefen, lebendigen und nachhaltigen Interesses, ohne welches das Angelegte, Angepflanzte nicht gedeihen noch die rechte Frucht bringen kann. Nach den genommenen Gesichtspunkten gehört es zur Hauptaufgabe der Gymnasien:

1. eine sichere Kenntnis des grammatischen Baues der beiden alten Sprachen im allgemeinen und damit überhaupt grammatisch logische Bildung zu begründen,
2. im Bereich der für die Schule geeigneten Schriftsteller durchschnittlich ein festes, durch Einsicht in den eigentümlichen Entwicklungsgang der Begriffe und durch Beziehung auf das deutsche Idiom getragenes lexikalisches Wissen zu bewirken,
3. die Hauptgesetze der antiksprachlichen Darstellungskunst für sich und im Gegensatz zum Deutschen zum Bewußtsein zu bringen,
4. ein möglichst reines und glattes Verständnis derjenigen römischen und griechischen Schriftsteller anzubahnen, in denen sich die geistige Bedeutung des Altertums für die Jugend am erkennbarsten darstellt und die zugleich auf die Entwicklung der Kultur am tiefsten eingewirkt haben,
5. Gewandtheit im freien Gebrauche der lateinischen Sprache mindestens zur Darlegung des aus dem Altertume gewonnenen Gedankenstoffes zu sichern.

Wohl nicht mit Unrecht ist hinzugefügt, daß in neuster Zeit nicht alle diese Momente mehr nach ihrer ganzen Wichtigkeit anerkannt werden, daß namentlich die Fertigkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache in Rede und Schrift immer weniger als erstrebenswert angesehen zu werden pflegt, dagegen an die Lektüre der Klassiker in idealisierender Überschwenglich-

keit Anforderungen gemacht und Hoffnungen an sie geknüpft werden, die von dem jugendlichen Alter gar nicht erfüllt werden können, ist für die gesamte Wirksamkeit der Gymnasien bereits von sehr nachteiligen Folgen gewesen.[1]) Mützell hat auch mit vollem Rechte die Wiederaufnahme und nach den gegenwärtigen Bedürfnissen gestaltete Ausführung der Gedikeschen Idee von Gymnasialseminaren für eine zwar schwierige, aber notwendige Sache gehalten.[2]) Auch der Gedanke, den Mützell ausgesprochen hat, daß die geschichtliche Erkenntnis der deutschen Sprache und Literatur als ein notwendiger Bestandteil höherer Bildung werde Anerkennung finden, verdient die größte Beachtung.[3])

Julius Mützell, der insbesondere auch durch die Gründung der Zeitschrift für Gymnasialwesen sich verdient gemacht hat, ist zuletzt als Schulrat in der Provinz Brandenburg thätig gewesen. Er wurde am 18. November 1807 zu Conitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Elbing, das damals der Direktor Mund leitete, seinen Lehrern hat er die erwähnte Ausgabe des Curtius in Liebe und Dankbarkeit zugeeignet. Wohlvorbereitet bezog er die Universität Halle, studierte hier unter Reisigs maßgebendem Einfluß Philologie, wurde nach bestandener Staatsprüfung 1833 Adjunktus am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1836 Professor an derselben Anstalt, wo er in Verein mit dem ausgezeichneten Prof. Dr. L. Wiese, dem später die Leitung des preußischen Gymnasialwesens anvertraut wurde, mit R. Jacobs, dem Herausgeber des Sallustius, mit W. Giesebrecht, der als Professor der Geschichte in München gestorben ist, mit dem ausgezeichneten Philologen Theodor Bergk unter der Leitung des Direktors des Gymnasiums, des überaus trefflichen Meineke, eine anerkannte pädagogische Thätigkeit und reiche wissenschaftliche Anregung fand.[4]) Im Jahre 1857 wurde ihm die Stelle eines Schulrats der Provinz Brandenburg übertragen, doch schon Anfang des Jahres 1862 wurde er durch den Tod seinem Wirkungskreise entrissen, für den er seiner Lebensführung nach sehr geeignet schien.[5])

Ein ebenfalls ausgezeichneter Schüler Karl Reisigs war

Friedrich Gotthold Schöne,

geboren den 9. November 1806 zu Gadegast bei Wittenberg, besuchte das Gymnasium in Wittenberg (1817—1825) und setzte dann seine akademischen

[1]) Vgl. Pädagogische Skizzen. S. 59.

[2]) Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 589.

[3]) Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 767.

[4]) Vgl. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Berlin 1886. S. 73 f.

[5]) Noch erwähne ich die umfangreiche Abhandlung Mützells über Lateinschreiben auf der obersten Stufe des Gymnasiums, die viel Beherzigenswertes enthält. Zeitschrift für Gymnasialwesen II. 2. (Berlin 1847) S. 97 f. Über das Leben Mützells vergleiche man Kühnast im pädagogischen Archiv 1862. S. 641—661.

Studien in Halle fort (1825—1829). Nach wohlbestandener Staatsprüfung wurde er an dem Gymnasium in Stendal angestellt, 1831 siedelte er nach Halberstadt über, von hier wurde er 1839 zur Leitung des Gymnasiums in Herford berufen und 1857 übernahm er, als Direktor Heiland einem Rufe als Nachfolger Herm. Sauppes nach Weimar gegangen war, die Direktion des Gymnasiums in Stendal, wo er wenige Monate nachher, am 7. September 1857, aus einer segensreichen Thätigkeit durch den Tod abberufen wurde. Schönes wissenschaftliche und pädagogische Wirksamkeit wurde überall anerkannt. Die in der Weidmannschen Buchhandlung erschienenen Ausgaben der Bacchen und der taurischen Iphigenie, der Medea des Euripides [1]) sind noch heute in den neuen Auflagen geschätzt. Die von Schöne veröffentlichten Schulreden lassen erkennen, wie er sein Amt auffaßte.

Schließlich erwähne ich noch eines tüchtigen Schülers von Karl Reisig,

Rudolf Hanow,

des Direktors des Züllichauer Pädagogiums, der durch seine Bearbeitung von Xenophons Gastmahl, Hiero und Agesilaus (Halle 1835) sich vorteilhaft bekannt gemacht hat, geboren in Lobsens am 4. Dezember 1806, gestorben am 31. Dezember 1872, und verweise auf die Biographie Hanows von Erler in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, I. Bd. 1873, S. 581 f.

Hermann Köchly.

Es mag hier, wo Herm. Köchly, ein besonders befähigter Schüler Gottfr. Hermanns in Leipzig, erwähnt wird, von der philologischen und pädagogischen Bedeutung dieses Gelehrten, der sich in vielfacher Beziehung um die Altertumswissenschaft und um die pädagogische Behandlung der auf den Gymnasien gelesenen Schulschriftsteller Verdienste erworben hat, erwähnt werden. Er verstand es auch, in mündlicher Rede seine Ideen mit großer Beredsamkeit und Lebendigkeit darzustellen. Seine reichen an verschiedenen Anstalten erlangten pädagogischen Erfahrungen hatten ihn für den akademischen philologischen Unterricht, wie er zur Bildung von künftigen Gymnasiallehrern besonders ersprießlich ist, in hervorragender Weise geeignet gemacht. Köchly ist einer der geistreichsten Schüler G. Hermanns. Seine Untersuchungen über die Ilias sind niedergelegt in den sieben de Iliadis carminibus dissertationes (Programme der Universität Zürich. Zürich 1859) und der Gratulationsschrift für F. G. Welcker, Hektors Lösung (Zürich 1859), die über die Odyssee in den drei de Odysseae carminibus dissertationes (Programme der Uni-

[1]) Die neuern Auflagen wurden von Herm. Köchly besorgt.

versität Zürich. 1862—1863); die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Ilias veranschaulicht seine Ausgabe einer aus sechzehn Einzelliedern bestehenden Ἰλιὰς μικρά (Iliadis carmina XVI scholarum in usum restituta ed. A. Koechly. Leipzig 1861). Besonders wandte er in erfolgreicher Weise seine Thätigkeit den nachhomerischen Epikern zu, von denen er den Hesiodus (in Verbindung mit G. Kinkel. Leipzig 1870, Textausgabe von Köchly allein), Aratus (mit Manetho und Maximus in den poetae bucolici et didactici. Paris, Didot. Vol. II 1851, den Manetho allein nochmals Leipzig 1858), Quintus Smyrnaeus (Lipsiae 1850), Euripides Iphigenia taurica (Berlin 1872). Mit dem Militärschriftsteller W. Rüstow in Gemeinschaft gab er heraus eine Geschichte des griechischen Kriegswesens von den ältesten Zeiten bis auf Pyrrhos (Aarau 1852), und eine Einleitung in des Cajus Julius Cäsars Kommentarien über den gallischen Krieg (Gotha 1857). Griechische Kriegsschriftsteller. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, von H. Köchly und W. Rüstow (Leipzig 1853. II. Teil Leipzig 1855). Cäsar und die Gallier. Vortrag von Köchly (Berlin 1871). Meisterhaft sind die Übersetzungen, die Köchly von Cäsar, einzelnen Reden des Cicero, Demosthenes, Äschylus und andern Schriftstellern geliefert hat. Sehr lehrreich sind die Akademischen Vorträge und Reden (Zürich 1859). Die opuscula Arminii Koechly (Lipsiae 1859). Akademische Vorträge und Reden von Herm. Köchly. Neue Folge, herausgegeben von Karl Bartsch (Heidelberg 1882). Herm. Köchlys gesammelte kleine philologische Schriften. Unter Leitung von Georg Martin Thomas, herausgegeben von Gottfr. Kinkel jun. und Ernst Böckel (Leipzig 1882). Opuscula academica ed. Arminius Koechly (Lipsiae 1852).[1]) Für die Erklärung der Kommentarien Cäsars sind die beiden Schriften Cäsar und die Gallier (Berlin 1871) und die Einleitung zu C. J. Cäsars Kommentarien über den gallischen Krieg sehr wichtig und lehrreich.

In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, in denen auf wichtigen Gebieten des deutschen Lebens eine mächtige Bewegung sich geltend machte, fing man auch an, an der Art, wie der Gymnasialunterricht bisher betrieben worden war, erhebliche Ausstellungen zu machen, man war unzufrieden, daß auf den höheren Schulen den nationalen Momenten unserer Bildung zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet würde. Köchly, der seit 1840 an der Kreuzschule in Dresden eine Anstellung gefunden hatte, trat, da er durch seine außerordentliche Begabung und durch seine pädagogische Geschicklichkeit in der sächsischen Königsstadt ein ungewöhnliches Ansehen erlangt hatte, gar bald mit an die Spitze der pädagogischen Bewegung. Sowohl in Saalfeld, wo er zuerst als Lehrer thätig war, als auch in Dresden hatte er bei seinen

[1]) Vgl. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 798.

Schülern wahre Begeisterung für seine Unterrichtsstunden zu erwecken verstanden. Mir selbst ist von manchem seiner Schüler in begeisterter Weise die anregende Art seiner Unterrichtsmethode geschildert worden, und wer ihn je einmal hat öffentlich reden hören, wird sich leicht eine Vorstellung machen können von der hinreißenden Art seines glänzenden Vortrags. Professor v. Treitschke, der in Saalfeld sein Schüler war, hat der Unterrichtsstunden Köchlys immer mit Dankbarkeit gedacht.[1])

Besonders aber ist die von Köchly ausgegangene Gründung des Gymnasialvereins (im Oktober 1846) in Dresden für Besprechung gymnasialer Fragen von großer Wichtigkeit gewesen. In den von Köchly herausgegebenen vermischten Blättern zur Gymnasialreform 1847—1848[2]) werden alle Unterrichtszweige gründlich erörtert und beachtenswerte Winke für die Behandlung der Lehrgegenstände gegeben. Bereits im Jahre 1845 hatte Köchly in einer Schrift: Über das Princip des Gymnasialunterrichts und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller, die Aufgabe des Gymnasiums besprochen. Er verlangte im wesentlichen Beschränkung des Unterrichts im Latein durch Weglassung des lateinischen Aufsatzes, der lateinischen Versifikation und des Lateinsprechens am Gymnasium, und dafür größere Berücksichtigung oder vielmehr Gleichberechtigung des Griechischen mit dem Lateinischen; in beiden Sprachen eine rationelle grammatische Methode unter Weglassung alles unnützen Ballastes; nicht sollte fortan die Lektüre bloß als Mittel zur Einübung der Grammatik verwendet werden; bei der Erklärung der Schriftsteller müsse man auf die reale Seite des Altertums eingehn. Für die Lektüre der oberen Klassen forderte er einen planmäßigen Gang durch die Literatur der beiden Völker und bestimmte als Ziel des Gymnasiums die Herstellung einer wirklich altklassischen Vorbildung, welche nach fester Einprägung der grammatischen Elemente durch umfangreiche kursorische Lektüre ein Bild der griechischen und römischen Kultur in ihren verschiedenen Richtungen geben solle. Diese Lektüre sei nach historischen Gesichtspunkten richtig auszuwählen und anzuordnen. Unter den modernen Sprachen sollte die deutsche mit ihrer Literatur den ihr gebührenden Rang einnehmen, aber auch das Französische und Englische successiven Platz finden und zwar vorzugsweise in den unteren Klassen. Naturwissenschaften und Mathematik sollten gleichberechtigte, wenn auch nicht in gleichem Umfange zu lehrende, Disciplinen sein. Es gab in Sachsen, dem Lande, wo die klassische Bildung besonders betont wurde, auch Männer wie der hochverdiente Stallbaum, Wunder u. a., die den von Köchly gewünschten Reformen durchaus nicht zustimmten, andere tüchtige Gymnasial-

[1]) Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 361 vom 26. Dezember S. 5518.

[2]) Im ganzen sind nur drei Hefte dieser Gymnasialblätter erschienen, die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 machte diesem Unternehmen ein Ende.

lehrer, wie Friedr. Kraner und Friedr. Palm, verwarfen die in gewissen Schranken sich haltenden Reformbestrebungen nicht, waren aber mit der Demagogie, die auf diesem Gebiete damals sich breit machte, nicht einverstanden. Etwas frischerer Geist und mehr Leben wird ersetzen, was den alten Sprachen hie und da entzogen wird. Die Lehrer müssen um so rühriger werden, je mehr sie zu kämpfen haben. Wir haben, fügt Kraner hinzu, die Wirren in vieler Beziehung genützt; ich bin mir klarer geworden und habe mir eine festere Norm gemacht. Gerade die, welche für die alten Sprachen fechten, schaden ihnen nicht selten am meisten und verkümmern der Jugend den Genuß daran. Man hat bei der Lektüre andere Dinge zu thun, als grammatische Regeln abzuhaspeln.[1])

Übrigens dachte später Köchly auch über Lateinschreiben und Sprechen anders. Als er nach dem Tode Orellis Professor der Philologie in Zürich geworden war, schrieb er zunächst die Universitätsprogramme lateinisch; auch lateinische Stilübungen wurden im philologischen Seminar getrieben, noch später soll er auch gelegentlich lateinische Vorträge, wenigstens als Einleitung, gehalten haben, und zuletzt hat er, wie Hug berichtet,[2]) in Heidelberg die

---

[1]) Friedrich Kraner, geboren den 15. Oktober 1812 zu Eibenstock in Sachsen, besuchte das Gymnasium in Annaberg, das sich unter dem Rektor Voigtländer eines guten Rufes erfreute (1825 bis 1830), studierte in Leipzig unter dem Einflusse Gottfried Hermanns, wurde 1835 Lehrer in Annaberg, 1838 Oberlehrer und 1843 Professor in Meißen, 1857 Direktor des Gymnasiums in Zwickau und 1862 Rektor der Thomasschule in Leipzig, wo er leider schon am 17. Januar 1863 aus einer verdienstvollen und anerkannten Thätigkeit durch den Tod herausgerissen wurde. Schon auf der Universität hatte sich Kraner viel mit Plutarch beschäftigt, in Hermanns griechischer Gesellschaft oft gerade über Plutarch disputiert. Im Jahre 1840 erschien eine anerkannte Ausgabe der Biographie des Phocion (Plutarchi vita Phocionis. Recensuit et commentariis suis illustravit Fridericus Kraner. Lipsiae 1840). Weite Verbreitung und Anerkennung haben seine Bearbeitungen der Kommentarien Cäsars gefunden, zuerst erschienen in der Haupt-Sauppeschen Sammlung die commentarii de bello gallico, deren neuere Ausgaben nach dem Tode Kraners von W. Dittenberger besorgt wurden; die commentarii de bello civili traten zuerst 1856 (Berlin) ans Licht, die späteren Bearbeitungen übernahm Fr. Hofmann. Eine Auswahl aus seinen Schulreden, nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken, hat Friedrich Palm (Leipzig 1864) herausgegeben. — Friedrich Palm, auch ein tüchtiger Schulmann Sachsens, war in Prettin den 2. Oktober 1813 geboren, besuchte die Nikolaischule in Leipzig, studierte daselbst 1832—1835, 1835 wurde er Lehrer an der Nikolaischule, 1843 Professor in Grimma, 1850 Rektor des Gymnasiums in Plauen und 1861 in Bautzen, wo er am 14. Februar 1871 aus einer gesegneten Wirksamkeit abgerufen wurde. Er war Mitherausgeber des griechischen Handwörterbuchs von Passow.

[2]) Vgl. Hug, Hermann Köchly. Vortrag, gehalten am 6. Oktober 1877 in der Jahresversammlung der schweizerischen Gymnasiallehrer. Basel 1878. S. 7 f. In der trefflichen Rektoratsrede Jakob Wackernagels, Das Studium des klassischen Altertums in der Schweiz (Basel 1891), wird S. 33 der außerordentliche anregende Einfluß hervorgehoben, den die akademische Thätigkeit Köchlys in Zürich auf die Bildung der Schweizer Gymnasiallehrer geübt hat. Prof. Böckel, 36. Philologenversammlung. Karlsruhe 1882.

Übungen im Seminar ganz lateinisch gehalten, er war der lateinischen und griechischen Sprache in ungewöhnlicher Weise mächtig. Köchly war es auch, der in die Kreise der akademischen Vorlesungen die Gymnasialpädagogik aufnahm. Schon im Jahre 1860 hatte er in Gemeinschaft mit dem damals in Bern als Professor der Philologie wirkenden Otto Ribbeck das Neue schweizerische Museum gegründet, in welchem vorzügliche Arbeiten geboten wurden. Es kam ihm darauf an, das Gymnasium aus einer einseitigen Unterrichtungsanstalt in eine vollständige Erziehungs- und Bildungsanstalt, in eine allseitige Übungsschule umzuwandeln.[1]) Auch er betonte schon die Einrichtung pädagogischer Seminare, geradeso wie auch der Direktor des Eislebener Gymnasiums, Friedrich Ellendt, die Gründung solcher Übungsschulen verlangte.[2]) Mit weiteren gebildeten Kreisen Zürichs trat er durch Vorträge, die er über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete des Altertums hielt, in nähere Verbindung. Es war natürlich, daß so geistvolle Ausführungen über Sappho mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Frauen bei den Griechen, über Cato von Utica, über Sokrates und sein Volk, über Demosthenes, über Homer und das homerische Epos u. s. w. ungeteilte Anerkennung fanden, es sind Ausführungen, die auch heute noch von allen, welchen die Kenntnis des Altertums am Herzen liegt, gelesen zu werden verdienen.

Vergegenwärtigen wir uns den wechselvollen Lebens- und Bildungsgang des so genialen und so fleißigen Mannes:

Hermann Aug. Theod. Köchly, geboren den 5. August 1815 zu Leipzig als Sohn des Buchhändlers Köchly, brachte einige seiner ersten Lebensjahre in Berlin zu, und wurde den 22. Mai 1827 als Extraneer in die berühmte Fürstenschule Grimma aufgenommen, dort hat er, wie viele tüchtige, später um Staat und Kirche verdiente Männer, unter günstigen Umständen die Grundlagen seiner Bildung empfangen. Die Fürstenschulen hatten außer der festen Tradition ihres auch auf die nicht zahlreichen Extraneer wirksamen „Alumnats“ noch dadurch einen besonderen Vorteil vor den übrigen Gymnasien voraus, daß sie nur vier Klassen mit je drei Semestralkursen hatten und bei dem großen Zudrange zu ihnen verhältnismäßig hohe Forderungen stellen und durchführen konnten. Wer nicht, schriftlich und mündlich, im

---

[1]) Vermischte Blätter zur Gymnasialreform. S. 236 f.

[2]) „Über das religiös-sittliche Bewußtsein der Philologen und Schulmänner, besonders Preußens“ S. 4: jede Provinz bedürfte mehrerer pädagogischer Seminare. Gegenwärtig ist ein vielverheißender Anfang mit der Einrichtung solcher pädagogischer Übungsschulen gemacht. D. O. Frick, der allzufrüh verstorbene Direktor der Franckeschen Stiftungen, hat in dem letzten Jahrzehnt immer wieder auf die Gründung von Seminarien hingewiesen und durch die von ihm ins Leben gerufenen Lehrproben auf eine fruchtbarere Behandlung der einzelnen Unterrichtszweige hingewiesen und so wesentlich zur Hebung der Methodik des Unterrichts beigetragen. In unserer Zeit erst ist dieser vielfach ausgesprochene Wunsch erfüllt.

Lateinischen seine schlagfertige Sicherheit in der ganzen Schulgrammatik, im Griechischen seine Festigkeit, wenigstens in der Formenlehre der attischen Prosa nachzuweisen vermochte, wurde einfach zurückgewiesen. Der Betrieb des Unterrichts war auf den drei berühmten Fürstenschulen derselbe: Mittelpunkt waren die alten Sprachen. Sehr zweckmäßig war es, daß diejenigen Schüler, welche nach einem Jahre aus der Unterlektion in die Oberlektion (nach Sekunda) nicht versetzt werden konnten, veranlaßt wurden, die Schule zu verlassen. So kam es, daß den Lehrern der Landesschulen ein ganz anderes Material zur Bearbeitung zu Gebote stand, als den freien Gymnasien, die gar oft sich mit einer großen Anzahl von Köpfen zu befassen haben, die für höhere wissenschaftliche Studien nicht eben sehr geeignet sind. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller konnten nun, da ein guter Grund gelegt war, lateinisch erklärt werden. Schon von Untersekunda an wurden neben den sogenannten Specimina, die hier in der stilistischen Umgestaltung echt deutsch stilisierter Diktate bestanden, freie lateinische Arbeiten, vorzugsweise räsonnierenden Inhalts, teils Abhandlungen, teils Reden abgefaßt; die prosodisch metrischen Übungen der Unterlektion erhoben sich hier zur freien Bearbeitung einer sogenannten Versmaterie, oder gar zu eigener Produktion lateinischer carmina in verschiedenen Versmaßen; auch lateinische Disputationen über allgemeine Themata historischen oder philosophischen Inhalts fanden statt. In der Prima führten die schriftliche und mündliche Handhabung des Lateinischen zu einer Sicherheit und Gewandtheit, von welcher man heutzutage keinen Begriff mehr hat. Es waren freilich an dieser Anstalt gründlich gebildete Lehrkräfte wirksam. Köchly[1]) hebt besonders Weichert,[2]) Wunder,[3])

---

[1]) Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Heidelberg 1874. S. 109.

[2]) Joh. Aug. Weichert, geboren den 18. Januar 1788 zu Ziegra bei Waldheim, gebildet auf der Landesschule Meißen, studierte seit 1806 in Wittenberg, wurde 1809 Konrektor am Gymnasium in Wittenberg und 1810 Rektor, 1814 Professor in Meißen, 1819 Rector adjunctus und 1823 Rektor in Grimma bis 1842, er starb am 23. Juli 1844. Im Jahre 1818 gab er Val. Flacci Argonautica c. not. Misniae heraus, bekannt ist auch seine historisch kritische Abhandlung über das Leben und Gedicht des Apollonius von Rhodus. Meißen 1821.

[3]) Ed. Wunder stammt aus Wittenberg, geboren den 4. Mai 1800, besuchte zuerst das Lyceum seiner Vaterstadt, dann die Schule in Meißen, studierte seit 1818 in Leipzig, wurde 1823 Adjunktus, 1826 Professor, 1843 Rektor der Landesschule Grimma bis 1866, starb 1869. Wunder war ein ausgezeichneter Gelehrter und Schulmann. Die von ihm bearbeitete, in verschiedenen Auflagen erschienene Ausgabe des Sophokles hat ungeteilte Anerkennung gefunden, ebenso die im Jahre 1830 erschienene Ausgabe der Rede des Cicero für Plancius. Auch Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische und in das Griechische und Lateinische, nebst Stoffen zu freien Arbeiten in ungebundener und gebundener Rede (Grimma 1855) hat er veröffentlicht. Aus der Zusammenstellung dieser Übungsbeispiele und der Wahl der Themata zu lateinischen Aufsätzen ersieht man,

Hartmann und Käuffer hervor. Man brauchte in Grimma, wie auch auf den andern Landesschulen, keine deutschlateinischen Wörterbücher. Hand in Hand mit dieser altlateinischen Formalbildung ging, vorzugsweise durch Wunder, Gottfr. Hermanns eifrigen Schüler, vertreten, die gründliche Erlernung der griechischen Sprache, welche bekanntlich in der alten schola latina ziemlich in den Hintergrund trat und im Laufe der Zeit immer tiefer gesunken war. Auch der Religionsunterricht, der unter Zugrundelegung des bekannten Lehrbuchs für höhere Religionsklassen von Niemeyer, ganz in dem Geiste jener Zeit d. h. rationalistisch erteilt wurde, wird von Köchly als in seiner Art angemessen bezeichnet. Die Ausführung, die Köchly an dieser Stelle seiner Erinnerungen an die Landesschule Grimma über die Dogmen unserer evangelischen Kirche folgen läßt, beweisen, daß auf diesem Gebiete ihm die Erfahrungen und das Verständnis fehlen (Gottfr. Hermann, S. 111 f.). Auch der Unterricht in der Geschichte und der deutschen Sprache war bestens bestellt, ebenso hatten Schüler, die Anlagen und Neigung hatten, sich musikalisch auszubilden, Gelegenheit, auch dieses Talent zu entwickeln. Die schwachen Seiten des Unterrichts waren Mathematik und Französisch, zum Teil wegen der Schwäche ihrer Vertreter, vielleicht aber noch mehr, weil sie in diesen Organismus nicht paßten und daher von den Schülern diese Unterrichtszweige wenig geliebt wurden. Es galt auch auf den thüringischen Gymnasien für ein sehr zweifelhaftes Lob ein guter Mathematiker zu sein, ebenso war der Unterricht im Französischen wenig beliebt. Nach diesen Richtungen hin ist schon seit Jahrzehnten ein Wandel eingetreten.

Als Köchly siebzehn Jahre alt war, bezog er, ausgezeichnet vorbereitet, die Universität seiner Vaterstadt Leipzig (Michaelis 1832). Hier schloß er sich besonders an Gottfr. Hermann an, den Köchly mit vollem Recht einen akademischen Pädagogen nennt. In prächtiger Weise wird in seiner Schrift über Gottfr. Hermann der pädagogische Einfluß Hermanns geschildert und auf die schöne Abhandlung des großen Philologen de officio interpretis hingewiesen. Vorzugsweise unter der Leitung Gottfr. Hermanns und unter dem Einflusse strebsamer Jugendgenossen trieb er aufs angelegentlichste seine philologischen Studien.[1]) Immer wieder muß darauf aufmerksam gemacht werden, wie viele um Wissenschaft und Schule hochverdiente Männer aus der Schule Hermanns hervorgegangen sind: Lobeck, Seidler, Passow, Gräfe (Petersburg), Hand, C. F. Hermann, Trendelnburg, Ferd. und Leop. Ranke, Poppo, Spengel, Classen, Ritschl, Sauppe, Bergk, Bonitz, Stephani, Schäfer und viele andere. Sehr treffend schildert Köchly die Vorlesungen des großen

---

ein wie tüchtiger Lehrer Köchlys dieser treffliche Gelehrte gewesen sein muß. Vgl. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 728 f.

[1]) Gottfr. Hermann. S. 82 f.

Philologen.[1]) Neben den philologischen Studien trieb der wissensdurstige Jüngling auch neuere Literatur und verstand es, von einem guten Gedächtnis unterstützt, in angemessenster Weise längere Stellen aus deutschen Dichtungen vorzutragen, das gute Theater seiner Vaterstadt wurde fleißig besucht.

Durch die Empfehlung seines Lehrers Gottfr. Hermann fand Köchly, nachdem er fünf Jahre studiert hatte, seine erste Anstellung an dem Progymnasium zu Saalfeld (1837), er mußte eine Probelektion halten, auch im Fache der Religion über die Eigenschaften Gottes; er fügte, wenn er von dieser Lektion erzählte, lächelnd hinzu, daß er gerade durch diesen Teil der Lektion einen besonderen Eindruck gemacht habe. Es war natürlich, daß eine Persönlichkeit wie die Köchlys auf seine Amtsgenossen und auf seine Schüler einen angenehmen Eindruck machen mußte. In allen Kreisen der Stadt war er beliebt, gern gesehen. In die Zeit des Saalfelder Aufenthalts fällt die Beschäftigung mit den griechischen Epikern.[2]) Nur drei Jahre war er in Saalfeld[3]) thätig. Im Jahre 1840 wurde er an die Kreuzschule in Dresden berufen. Hier ist er 8½ Jahre thätig gewesen. Gar bald hatte er sich auch hier die Liebe seiner Schüler und die Achtung seiner Mitbürger erworben. Die hervortretende Begabung für den Lehrerberuf und die tüchtige philologische und allgemeine Bildung veranlaßte auch den damaligen Prinzen Johann, seine beiden Söhne, die Prinzen Albert, den gegenwärtig regierenden trefflichen König und den Prinzen Georg von Köchly in den alten Sprachen unterrichten zu lassen. Auch andere Männer von Bedeutung, Richard Wagner, Semper, die Devrients u. a. lebten in dem deutschen Florenz, mit denen der geistvolle Philolog in Verkehr trat. In der Mitte der vierziger Jahre waren durch Schützen- und Sängerfeste Freiheitsideen in weite Kreise getragen und auf allen Gebieten des politischen und kirchlichen Lebens der Ruf nach Reformen und Neuerungen gehört worden. Köchly, seiner ganzen Beanlagung nach neuen Ideen leicht zugänglich, dem Fortschritte geneigt, wurde von der Bewegung der Zeit ergriffen und ließ den Ruf nach einer gründlichen Reform des Schulwesens ertönen. Zunächst setzte es Köchly auf der in Darmstadt 1845 abgehaltenen Philologenversammlung durch, daß eine Sektion für Pädagogik gebildet wurde. In dieser Zeit begannen seine Bestrebungen für eine Umwandlung des Gymnasialunterrichts, wie sie bereits erwähnt sind. Man sieht daraus, daß er vor allen Dingen darauf

---

[1]) Gottfr. Hermann. S. 89. 195.

[2]) Observationes in Appollonium et Oppianum und Emendationes et annotationes in Quintum Smyrnaeum. Beide Abhandlungen sind im II. Bande der Acta societatis graecae erschienen (1838. 1840).

[3]) Das Schulwesen des Herzogtums Meiningen erfreute sich einer großen Blüte, Männer wie Seebeck, Kießling und Peter hatten auf die Gestaltung des Unterrichts einen großen Einfluß gehabt.

aus ist, daß auf den Gymnasien die alten Sprachen getrieben werden sollen, um in das theoretische und praktische Leben der Griechen und Römer einzuführen. In der 1845 in Dresden erschienenen Schrift: Über das Princip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller (die Schrift hatte die Worte Ciceros: nos nos, dico aperte desumus), der 1846 die andere folgte: Zur Gymnasialreform, Theoretisches und Praktisches, setzte er seine Ansichten über die Aufgaben des Gymnasiums auseinander. Noch im Herbste 1846 stiftete der rührige Mann mit gleichgesinnten Genossen den Dresdener Gymnasialverein,[1]) dem sich Lehrer, Juristen, Ärzte, Naturforscher und andere für den Fortschritt begeisterte Männer anschlossen; die Seele des Vereins war und blieb Köchly. Damals wie heute wurden die verschiedensten Forderungen an das Gymnasium der Zukunft gestellt: Professor Richter wollte die alten Sprachen ganz abgeschafft und an deren Stelle Naturwissenschaften gesetzt wissen, das altklassische Gymnasium sollte nur für Theologen, Juristen und Philologen als Vorbereitungsanstalt dienen, künftige Mediziner und Naturforscher sollten ihre Vorbildung auf dem Realgymnasium finden. Diese Forderungen aber wurden zurückgewiesen, so daß Köchly sich genötigt sah, ein einheitliches Gymnasium, das auch den künftigen Medizinern und Naturforschern die Grundlagen ihrer Bildung vermitteln sollte, zu empfehlen.[2]) Er erklärte dies mehr als ein vorläufiges Zugeständnis, da sich die verschiedenen Ansichten nicht hätten vereinigen lassen, die Lösung der Frage müsse man der Zukunft überlassen. Einstweilen, fügt Köchly hinzu, sei es besser, man errichte einerseits reformierte Gymnasien, in denen die Naturwissenschaften und Mathematik ihren gewissen Platz fänden und der klassische Unterricht in der von ihm gewünschten Weise modifiziert sei, andrerseits Realgymnasien, zwischen diesen beiden werde die Zukunft entscheiden. Die hierauf bezüglichen Verhandlungen sind zusammengestellt in den vermischten Blättern zur Gymnasialreform: Eigenes und Fremdes (1847 und 1848). Eine Zeitschrift zur Betreibung der Reformangelegenheiten zu gründen, hatte das sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts untersagt. Die Reformvorschläge Köchlys fanden im allgemeinen keine günstige Aufnahme in Sachsen, wo das alte Gymnasium mit der Art des Betriebes der alten Sprachen festern Grund

[1]) Der Verein hielt vom 20. September 1846 bis zum 17. April 1848: 25 Sektionsberatungen, 45 Ausschußsitzungen, 35 Hauptversammlungen, 26 Vortragsabende vor einem großen Publikum.

[2]) Vgl. Ecce, gehalten in der Königl. Landesschule Grimma in den Jahren 1876. 1877. 1878 von Professor Dr. H. Wunder. Grimma 1879. Die in dieser Schrift niedergelegte Biographie Köchlys, die auf sorgfältiger Untersuchung beruht, ist mehrfach wörtlich benutzt worden, auch der Vortrag des Professor Dr. Hug in Zürich über Hermann Köchly (Basel 1878) ist mir wertvoll gewesen.

und Boden gewonnen hatte als in andern Ländern. Männer wie G. Stallbaum waren mit den Reformideen nicht einverstanden, wieder andere wie Kraner, Palm, Peter, Foß, Ameis, Rauchenstein empfanden das Bedürfnis der Reform, stimmten aber nicht in allen Punkten Köchly zu. Schon im Jahre 1842 hatte Kraner es ausgesprochen: wenn zu irgend einer Zeit, so ist es jetzt nötig, das Interesse an der alten Literatur als Bildungselement, welchem die moderne Richtung so angelegentlich entgegenarbeitet, nicht bloß durch den Zauber der Sprache, für welche noch dazu nicht alle ein offenes Ohr haben, sondern auch dadurch zu beleben und rege zu erhalten, daß man die Schüler frühzeitig genauer mit dem eigentlichen Sein und Leben der alten Welt, mit ihren großen Persönlichkeiten als dem lebendigen Principe volkstümlicher Entwicklung und dem Verlauf der stufenweisen Gestaltung und der Schicksale des Volkes, wie die alten Schriftsteller selbst sie aufgefaßt haben, bekannt macht.[1])

In den Jahren 1847 und 1848 war Köchly für die Reform der Gymnasien in Versammlungen und schriftlichen Kundgebungen außerordentlich thätig, aber auch für den Gang der allgemeinen politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes hatte er ein lebendiges Interesse. Er wurde im Herbste des Jahres in die zweite Kammer gewählt und erhielt auf Antrag des Kultusministers von der Pfordten auf ein halbes Jahr Urlaub von seinem Amte, um als Mitglied einer außerordentlichen Kommission an der Ausarbeitung eines Schulgesetzentwurfs für das Königreich Sachsen einen hervorragenden Anteil zu nehmen. Bereits im Jahre 1847 war ein Regulativ für die gelehrten Schulen in Sachsen veröffentlicht, das beweist, wie ernst die Königl. Regierung die Angelegenheiten der Gymnasien behandelte.[2]) Der Entwurf war bereits fertig, da kamen die blutigen Maitage des Jahres 1849. Die Teilnahme Köchlys an den politischen Ereignissen bestand darin, daß er in Gemeinschaft mit andern Mitgliedern der aufgelösten zweiten Kammer eine provisorische Regierung wählte und mit seiner weithin schallenden Stimme vom Balkon des Rathauses die Namen der Gewählten verkündigte und zu dieser Verkündigung noch eine revolutionäre Ansprache hinzufügte. Die provisorische Regierung wurde gar bald durch den Einmarsch der preußischen Truppen beseitigt. Köchly wurde der Rat gegeben, eilig Dresden zu verlassen.[3]) Die politischen Verhältnisse drängten die Änderung der

[1]) Palm, Friedr. Kraner. S. 58 f.

[2]) Vgl. Palm, Friedr. Kraner. S. 59. Was meinst du zu dem Regulativ? schreibt er an Palm. Manche Leute meinen, daß durch dasselbe, so altklassisch es auch thue, die alten Sprachen doch den Todesstoß erhalten haben; ich glaube es nicht. Etwas frischerer Geist und mehr Leben in der Behandlung wird ersetzen, was ihnen hie und da entzogen wird. Die Lehrer müssen um so rühriger werden, je mehr sie zu kämpfen haben.

[3]) Einige behaupten, daß der Rat zur Flucht von hoher Seite ihm zu teil geworden sei, andere, was wohl wahrscheinlicher ist, nennen seinen Freund Zschetzsche als Ratgeber.

Gymnasialeinrichtungen in den Hintergrund. Der Minister v. Beust erklärte: ein Entwurf, an dem Köchly gearbeitet, kann niemals Gesetzeskraft erlangen.[1]) Mit einer Bauernkappe versehen, die mühsame Rolle eines Augenkranken spielend, gelangte er auf gefahrvoller Flucht durch Sachsen über Frankfurt a. O., Berlin, Hamburg, Bremen, Amsterdam nach Brüssel. Übrigens sind die von Köchly ausgegangenen Bewegungen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens nicht wirkungslos gewesen.[2]) In Brüssel, wo er im Sommer 1849 bis Ostern 1850 mit seiner jungen Gattin lebte, nahm er seine wissenschaftlichen auf Quintus Smyrnaeus sich beziehenden Studien wieder auf:[3]) fundamenta operis (Q. Sm. posth.) jeci Lipsiae, specimina proposui Saalfeldiae, initium feci Dresdae, ad finem perduxi Bruxellis, praefatus sum Turici. In Brüssel bewarb er sich um die durch den Tod Joh. Kasp. Orellis[4]) in Zürich frei gewordene Professur der klassischen Philologie und wurde wohl gerade, weil die Reformpläne im Gymnasialwesen auf die schweizerischen Erziehungsbehörden Eindruck gemacht hatten, als außerordentlicher Professor für griechische und römische Literatur und Sprache beberufen. Für seine Person wurde Köchly Rang, Titel und Befugnis eines ordentlichen Professors erteilt. Mit ausgezeichnetem Erfolge war der geistreiche Mann von 1850 bis 1864 in Zürich thätig, hat dort viele dankbare Schüler gefunden. Köchlys Vorlesungen über Homer, Hesiod, Cicero, über griechische Literaturgeschichte, Metrik, Mythologie wurden verhältnismäßig gut besucht, auch Nichtphilologen hörten gern den äußerst gewandten Vortrag des begeisterten Philologen. Auch die persönlichen Beziehungen zu seinen Amtsgenossen J. Frey, H. Schweizer-Sidler, S. Vögelin und anderen waren aufrichtig und herzlich.[5]) Durch öffentliche mit seinen Studien in Zusammenhang stehende Vorträge hatte Köchly sich auch die Liebe und Wertschätzung seiner Züricher Mitbürger gewonnen. Besonders anziehend werden die Vorlesungen geschildert, welche er über Aristophanes, Demosthenes, Homer und über griechische Literatur hielt. Derjenigen Studierenden, welche sich der Philologie widmeten, nahm er sich in der Weise an, daß er sie zu einer philologischen Gesellschaft berief, in der die einzelnen Mitglieder Vorträge hielten oder einen Schriftsteller erklärten. Aus dieser Gesellschaft ging das philologische Seminar hervor und dies wurde in gewisser Beziehung wieder

---

[1]) Prof. Dr. H. Wunder, Ecce. Grimma 1879. S. 56.

[2]) Vgl. Hug, Herm. Köchly. S. 28.

[3]) Quinti Smyrnaei Posthomericorum libri XIV, rec. Prolegomenis et adnotatione critica instruxit Arminius Koechly. Lipsiae 1850. p. VI.

[4]) Vgl. über Orellis Leben (geboren den 13. Februar 1787 in Zürich, gestorben den 6. Januar 1849) Neujahrsblätter der Stadtbibliothek in Zürich, von H. Schweizer-Sidler (1874). Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 850 f.

[5]) Vgl. Prof. Dr. H. Wunder, Ecce. S. 58 f. Hug, Herm. Köchly. S. 33.

die Veranlassung, daß er für die zukünftigen Gymnasiallehrer Vorlesungen über Gymnasialpädagogik hielt. In Zürich, wo er vierzehn Jahre lang eine vielfach gesegnete, ihm genügende Wirksamkeit gehabt, hatte er eine zweite Heimat gefunden, in der er sich wohl fühlte, da von seinen Schülern und von seinen Mitbürgern ihm Liebe und Hochschätzung entgegengebracht wurde, aber als ihm 1864 eine Professur in Heidelberg angeboten wurde, zog er es doch vor, dem Rufe an eine deutsche Universität, wo ihn eine weitgreifendere Thätigkeit erwartete, zu folgen. Sehr verstimmt hatte ihn der Beschluß der Großratssitzung vom 23. Dezember 1859, welche das Griechische fakultativ machte, was er als einen schweren Schlag gegen seine Bestrebungen und gegen die wahre Gymnasialbildung empfand.[1])

In Heidelberg fand er einen größeren Wirkungskreis, bei seinen Zuhörern reiche Anerkennung, aber in vielen andern Beziehungen gefielen ihm die Verhältnisse, die ihm in dem vielbelobten Heidelberg, das, wie er sagt, nur für Touristen und Fremde ein Paradies ist, nicht, so daß er sich nach Zürich zurückwünschte. Am liebsten freilich wäre er in Leipzig Professor geworden, denn er sehnte sich nach Sachsen zurück — *ὡς οὐδὲν γλύκιον πατρίδος* — und sprach sich in einem Briefe[2]) sehr bitter über die Heidelberger Zustände aus. Er gedachte, wenn er der Grenze des Alters sich genähert, aus der amtlichen Thätigkeit zurückzutreten und ganz seinen Studien zu leben. Im Jahre 1876 nahm er das Anerbieten, das ihm von dem ihm befreundeten Erbprinzen von Meiningen gemacht wurde, ihn auf einer Reise nach Griechenland zu begleiten, freudigen Herzens an. Es war natürlich, daß eine Reise in das Land seiner Sehnsucht ihn aufs äußerste erfreute, sollte er doch die Stätten, die für die Kultur der Menschheit von so großer Bedeutung gewesen sind, mit Augen schauen. Glückliche Winde führten ihn an der Seite seines erlauchten und hochgebildeten Gönners über das adriatische Meer, er erblickte die Insel der Phäaken, Zakynthos und landet am Elischen Gestade. Auf der Ebene von Olympia öffnen sich ihm die neu erstandenen Trümmermassen und plastischen Schätze des größten Nationalheiligtums von Hellas, er durchwandert Arkadien, die Ebene von Mantinea, und gelangt wohlbehalten nach Athen. Da ergriff ihn ein früher schon im Keime vorhandenes Leiden. Dazu gesellt sich ein Sturz vom Pferde auf der Ebene von Marathon. Krank und unter großen Schmerzen kommt er nach langer Seefahrt von Athen in Triest an, wird dort in ein Krankenhaus gebracht und erlag am 3. Dezember 1876 seinen Leiden. Bereits in Athen hatte er sich selbst die Grabschrift gemacht:

Ἀρμίνιος Κοιχλύς; ὅ τ' ἀεί τ' ἐπόθησεν, Ἀθήνας
Ὄψε τυχὼν ἰδέειν, μοῖραν ἴδεν θανάτου.

---

[1]) Vgl. Hug, Herm. Köchly. S. 41.
[2]) Vgl. Prof. Dr. H. Wunder. S. 65.

Von dem hochsinnigen feingebildeten Erbprinzen von Meiningen, dessen Liberalität er die für ihn so verhängnisvolle Reise zu danken hatte, nahm er in folgenden Versen Abschied:

Alpes transibis sine me, dulcissime princeps,
Et fatum reditus me comitem esse negat.
Sermonem miscet qua Tergestina bilinguis
Me retinent foedi vincla dolorque mali.
Heu pudet effari, quantos tolerare labores
Quamque pati dederit Parca maligna luem.

So schloß ein Gelehrter die Augen, der nun, nachdem er Italien und Griechenland geschaut, die alten Schriftsteller noch in ganz anderer Weise hätte erklären und den Lesern seiner geplanten Werke hätte nahe bringen können, in derselben Stadt, wo Joachim Winckelmann, auch ein begeisterter Verehrer und Kenner griechischen Geisteslebens, durch den Dolch des Mordbuben Francesko Arcangeli am 8. Juni 1768 zu früh für die Wissenschaft sein Leben endigte.[1])

In Neuenheim, wo sich Köchly ein gemächliches, mit Sprüchen hellenischer Weisen geschmücktes Heim gegründet hatte, wurde er in Gegenwart des Erbgroßherzogs von Baden, seines Gönners des Erbprinzen von Meiningen, und unter der Teilnahme eines zahlreichen Trauergefolges bestattet. Hofrat Bernhard Stark hielt nach akademischem Brauche die Trauerrede, die mit den Worten schloß: Als ein echter Jünger der Griechen, als ein Zögling zugleich unserer großen Dichter und Denker, als ein unermüdlich strebender Jüngling voller Ideale steht er vor uns da. So lassen Sie uns auch heute den Kranz der Lorbeeren, der den Hellenen im musischen Kampfe winkte, auf seinem Sarge niederlegen und ernst ihm über das Grab hinaus danken für die unermüdliche, redliche Geistesarbeit, die er gewirkt.[2])

---

[1]) Vgl. Justi, Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Zweite Abteilung. S. 431 f. Stark, Vorträge und Aufsätze. Leipzig 1880. S. 427—436.

[2]) Sehr charakteristisch für Herm. Köchly ist der Brief des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen in dem Ecce der Königl. Landesschule Grimma 1879, S. 72 f. Der hochgebildete Erbprinz hat später zu der von K. Bartsch 1880 herausgegebenen ganz vortrefflichen Übersetzung der Perser des Äschylus die Chöre in Musik gesetzt. So ist das herrliche Stück des großen Dichters an vielen Gymnasien und auf vielen Bühnen zur Aufführung gekommen. Über das Leben Köchlys vergleiche man: Herm. Köchly. Vortrag, gehalten in Aarau am 6. Oktober 1877 in der Jahresversammlung des Vereins für schweizerische Gymnasiallehrer von Arnold Hug, ord. Professor der Philologie an der Universität Zürich. Basel 1878. Prof. Dr. H. Wunder in dem Ecce der Königl. Landesschule Grimma 1879, S. 37—77. Diese beiden Schriften sind von mir besonders dankbar benutzt. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 798 u. a. O. Robert Thuli, Die klassische Philologie in der schweizerischen Gymnasialpädagogik. Beigabe zum Programm der St. Gallischen Kantonsschule 1886—1887. St. Gallen 1886. S. 33. Sehr lesenswert

Nachträglich erwähne ich noch, daß der große Gelehrte Alfred v. Gutschmid, der in Dresden Köchlys Schüler war, dessen Unterricht insbesondere ihn anzog, Köchly als das Muster eines Lehrers betrachtete (A. v. Gutschmids kleine Schriften. Bd. V, S. IX. Jakob Wackernagel, Studium des klassischen Altertums in der Schweiz. Basel 1891. S. 33).

Hermann Sauppe.

Ein Gelehrter, der durch seine lange schulmännische und akademische Thätigkeit namentlich auf die Heranbildung von Philologen und Schulmännern von großer Bedeutung gewesen ist, war H. Sauppe, ebenfalls ein Schüler und langjähriges Mitglied der vielgenannten griechischen Gesellschaft des großen Leipziger Philologen Hermann. Die erste Schrift, durch welche er die Aufmerksamkeit der philologischen Welt auf sich zog, war Hermanni Sauppii epistola critica ad Godofr. Hermannum philologorum principem ante hos quinquaginta annos magisterii honores rite adeptum A. D. XIV Kal. Jan. A. 1841. In gutem Latein werden hier glänzende Vermutungen über Stellen verschiedener Schriftsteller vorgetragen, die beweisen, welche umfangreiche Belesenheit der Epistolograph besaß, aber auch welche Liebe und dankbare Verehrung er seinem trefflichen Lehrer entgegenbrachte. Gar oft wurde eine neue Auflage dieser in den letzten Jahren immer teurer werdenden Schrift verlangt, aber die Berufsgeschäfte und andere Arbeiten hielten Sauppe ab, den Wünschen zu entsprechen. Schon vor dem Erscheinen dieser Schrift hatte er mit seinem Freunde G. Baiter Lycurgi or. 1834 herausgegeben, 1838 bis 1850 folgte die mit G. Baiter übernommene Ausgabe der oratores attici. 1844 erschien Leakes Topographie von Athen, übersetzt von G. Baiter und H. Sauppe, 1845 veröffentlichte er in der bibliotheca graeca Demosthenis orationes selectae. Leider sind die in Aussicht gestellten Fortsetzungen dieser trefflichen Ausgabe nicht erschienen. In der Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller, die er mit seinem Freunde Moritz Haupt in der Weidmannschen Buchhandlung veranstaltet hatte, gab Sauppe den Platonischen Protagoras heraus, eine weitere Bearbeitung Platonischer Dialoge ist nicht erfolgt. Wertvoll für die Geschichte der Philologie ist das Programm über Joh. Matthias Gesner (Weimar 1856) und in den Göttinger Professoren (Gotha 1872), S. 58 f. Joh. Matthias Gesner und Christian Gottlob Heyne. Zur Erinnerung an Meineke und Bekker (Göttingen 1872). Weimarer Schulreden 1856, Skizzen aus der Geschichte der Krim (Weimar 1855). Sehr zahlreich sind die in Göttingen erschienenen akademischen Pro-

sind die von Köchly in dem schweizerischen Museum aufgestellten Thesen und Bemerkungen zu einer einheitlichen Umgestaltung unserer Gymnasien. Schweizerisches Museum 1861. S. 85. 193. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 692 f.

gramme. Herm. Sauppes ausgewählte Schriften, herausgegeben von Konrad Trieber (Berlin 1896) mit dem dort S. 829 mitgeteilten Verzeichnisse der gesamten Schriften Hermann Sauppes beweisen, eine wie ausgebreitete und tiefe Gelehrsamkeit der liebenswürdige Professor besessen hat. Ihm war übrigens die Lehrthätigkeit viel mehr ans Herz gewachsen als die Schriftstellerei. Der persönliche Einfluß, den er in den Lehrstunden, in den akademischen Vorlesungen und in dem philologischen Seminar auf seine Schüler ausübte, war außerordentlich groß. Die stilistischen Übungen im Lateinischen, die er im Seminar anstellte, in denen aus Lessings, Schillers, Goethes und anderer Schriften Übersetzungen angefertigt wurden, galten als besonders lehrreich, für künftige Gymnasiallehrer sehr wichtig. Neben seiner gründlichen philologischen Bildung besaß Herm. Sauppe auch eine bedeutende Kenntnis der deutschen Literatur, besonders der Weimarischen Epoche. Es war eben die ganze, idealen Interessen zugewandte liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes, welche alle, die ihm nahetraten, gewaltig zu ihm hinzog. In der klassischen Philologie war er einer der ersten Meister. Man ging nach Göttingen, wie Karl Häberlin in seiner schönen Biographie[1]) des trefflichen Hiller sagt, Sauppe kennen zu lernen, der längst in dem Rufe stand, der beste Lehrer des Griechischen zu sein. Durch die wissenschaftliche Zucht und Schule des großen Leipziger Philologen hindurchgegangen, ihm eng befreundet, verband er mit einer gründlichen grammatischen Kenntnis der beiden alten Sprachen auch eine genaue Kenntnis der realen Seiten des klassischen, namentlich des griechischen Altertums. Über griechische Literaturgeschichte, griechische und lateinische Grammatik, lateinische Stilistik, über Hermeneutik und Kritik (eine besonders beliebte Vorlesung)[2]) hielt er Vorträge, erklärte Demosthenes, Platon, Plautus, Terentius, Cicero u. s. w. Sauppe war es auch, der zuerst die griechischen Inschriften zum Gegenstand akademischer Vorträge machte, er selbst hat in zahlreichen Programmen und Abhandlungen seine genaue Kenntnis des inschriftlichen Materials dargelegt und dabei außerordentlichen Scharfsinn bewiesen. Der Lebensgang des trefflichen Gelehrten ist folgender:

Herm. Sauppe,[3]) Sohn eines Geistlichen in Wesenstein bei Dresden,

---

[1]) Ed. Hiller. Von K. Häberlin 1892. S. 7.

[2]) Mir liegt ein aus dem Wintersemester 1867/8 stammendes Heft eines Zuhörers vor, in dem ich immer wieder mit neuem Genuß und neuer Belehrung lese.

[3]) Ein Verwandter Herm. Sauppes war Gustav Albert Sauppe, der am 3. März 1802 zu Kaina bei Zeitz geboren war, er besuchte das Stiftsgymnasium in Zeitz, studierte in Leipzig Philologie, wurde 1824 in Torgau angestellt, übernahm 1853 das Direktorat der Ritterakademie in Liegnitz, wo er am 6. Februar 1870 aus einer gesegneten und anerkannten pädagogischen Thätigkeit durch den Tod abberufen wurde, von allen, welche den vornehmen feinen Pädagogen kannten, tief betrauert. Um die Schriften des Xenophon hat er sich Verdienste erworben. Er veröffentlichte außerdem: Themen zu lateinischen Aufsätzen (Breslau

wurde am 9. Dezember 1809 geboren. Früh verlor er den Vater. In dem Hause des Direktors des Domgymnasiums in Naumburg, Gregor Gottlieb Wernsdorf,[1]) eines Schülers Friedrich August Wolfs und eines vorzüglichen Kenners Platons und Ciceros, fand er freundliche, immer dankbar anerkannte Aufnahme und wissenschaftliche Anregung. Nachdem der lernbegierige, hochbeanlagte Jüngling eine tüchtige Vorbildung zu akademischen Studien erworben hatte, siedelte er nach Leipzig über, um hier unter dem maßgebenden Einflusse Gottfr. Hermanns Philologie zu studieren (1827 bis 1830). Bei seiner dürftigen Lage sah er sich frühzeitig gezwungen, auf Erwerb von Geldmitteln zu denken. Durch Empfehlungen an Verlagsbuchhandlungen erhielt er Korrekturen philologischer Bücher, außerdem wurde er Mitglied des philologischen Seminars und empfing als solches auch eine Geldunterstützung. Natürlich war er auch in die oft gerühmte griechische Gesellschaft seines verehrten Lehrers eingetreten und hatte sich durch seine nie rastende Thätigkeit sehr bald das Wohlwollen des Leiters der Gesellschaft erworben. Gerade in jener Zeit war unter den Genossen der Gesellschaft ein reges wissenschaftliches Leben: Moritz Haupt, Karl Scheibe, Ed. Putsche, Herm. Funkhänel, Rud. Stürenburg, Herm. Köchly und viele andere, die sich später als tüchtige Philologen und Schulmänner bewährt haben, waren in jenen Jahren um den Meister versammelt und wetteiferten, ihm durch ihr Streben und durch ihre Arbeiten Freude zu bereiten. Hermann genoß ein so großes Ansehen, besonders auch in den sächsischen Herzogtümern, daß viele Behörden, im Falle sie an einem Gymnasium einen Direktor oder Lehrer brauchten, sich an den Leipziger Philologen wandten und um Empfehlung eines tüchtigen Mannes baten. So geschah es, daß Hermann Ostern 1833 den jungen Gelehrten zu einer Oberlehrerstelle an der Kantonsschule in Zürich vorschlagen konnte. Es waren tüchtige Leute, mit denen er hier in die nächsten kollegialischen Beziehungen trat. Joh. Kaspar v. Orelli, Professor Faesi, auch ein Schüler Hermanns, Georg Baiter, Winckelmann und andere entwickelten in Zürich eine ehrenvolle philologische Thätigkeit. Wichtig war es für Sauppe, daß er auch an der am 29. April 1833 eröffneten Universität als Privatdocent eine

---

2. Aufl. 1868), Bilder des Altertums (Halle 1868), Wanderungen auf dem Gebiete der Sprache und Literatur (Halle 1868). Xenophontis opera (ed. Lipsiae ap. Tauchnitzium 1867—1871). Lexilogus Xenophonteus (Lipsiae 1869).

[1]) Wernsdorf, geboren den 9. November 1776 in Wittenberg, studierte seit 1793 daselbst und in Halle, 1800 Substitut des Rektors an der Domschule in Naumburg, 1801 Rektor derselben bis zu seinem Tode am 1. Mai 1834. Er gab heraus: Kritischer Versuch über einige im Platon aus dem Eusebius zu ergänzende Lücken (Wittenberg 1796), Notae in Platonis Critonem et Alcibiadem (1815), Ciceronis orat. Philipp. in M. Antonium ed. Greg. Gottl. Wernsdorf (Lipsiae 1821—1822), Ciceronis orat. pro Plaucio, pro Milone, pro Ligario et pro Dejotaro rec. nott. crit. instr. (Jenae 1828). Zur Erinnerung an Gregor Gottlieb Wernsdorf (Naumburg 1835).

Wirksamkeit fand. Im Jahre 1837 übernahm er noch die Stelle eines Oberbibliothekars der Kantonschule, und 1838 wurde er außerordentlicher Professor der Philologie an der Universität. Nach dem Programm der Zürcherschen Kantonsschule des Jahres 1836, zu welchem H. Sauppe die schöne Abhandlung „de causis magnitudinis iisdem et labis Athenarum commentationis pars prior“ lieferte, unterrichtete er in der ersten und zweiten Klasse lateinische Formenlehre nach Grotefends Elementarbuche der lateinischen Sprache (Hannover 1834); außerdem war eine Chrestomathie (Stuttgart 1831) im Gebrauch, aus Justinus und Cornelius wurden Abschnitte gelesen. Zwei Stunden wurden auf die Verbesserung des Exercitiums verwendet, das der Lehrer mit Rücksicht auf das in der Woche Gelesene zusammengestellt hatte. Es waren glückliche Tage, die er, nachdem er einen Hausstand gegründet hatte, im Verein mit guten Genossen in Zürich verlebte.

Am 4. März des Jahres 1845 starb der Direktor des Weimarischen Gymnasiums, August Gotthilf Gernhard, einer der ältesten Schüler Hermanns, der von 1820 bis zu seinem Tode das Gymnasium in ehrenvoller Weise geleitet hatte.[1]) Als nun wieder durch Empfehlung Gottfr. Hermanns der Ruf an Sauppe erging, die Leitung des Weimarischen Gymnasiums zu übernehmen, da wurde es ihm zwar sehr schwer, aus den ihm lieb gewordenen Verhältnissen und aus seiner akademischen Stellung auszuscheiden, aber der Ruhm Weimars, die angenehmen Beziehungen zu dem für Kunst und Wissenschaft empfänglichen Fürstenhause, in denen die Direktoren des Gymnasiums immer gestanden hatten, die Nähe von Jena, der herrlichen Thüringer Universitätsstadt, in der ältere Schüler des Leipziger Philologen, Ferd. Hand und Karl Göttling, an der Hochschule wirkten, die Nähe von Naumburg, wo er den Grund zu seiner Bildung gelegt hatte, das Heimatsgefühl, das in ihm lebendig war, alles bestimmte ihn, den Ruf nach Weimar anzunehmen. In Weimar war man immer darauf aus gewesen, tüchtige Männer an die Spitze der höheren Schulen zu stellen. Von 1791 bis 1804 hatte Karl August Böttiger[2]) in trefflicher Weise durch die Art seines, auch die ästhetische Seite der Erklärung der Alten betonenden Unterrichts nachhaltig auf die Schüler einzuwirken gewußt. Als Böttiger, der Dr. Ubique, der sich bekanntlich durch eigene Schuld nicht der Gunst unserer großen Dichter zu erfreuen hatte, einer Berufung folgend nach Dresden ging, fragte der Herzog Karl August bei Goethe an, ob nicht Friedr. Aug. Wolf als Nachfolger Böttigers für Weimar zu haben sei.[3]) Auch Joh. Heinr. Voß suchte man für die Leitung des

[1]) Vgl. D. Joh. Friedr. Röhrs Rede zum Gedächtnis des am 4. März 1845 verstorbenen Konsistorialrats und Direktors M. Aug. Gernhard. Weimar 1845.

[2]) Vgl. Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Dr. K. W. Böttiger. Leipzig 1837. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. III, S. 205 f.

[3]) Vgl. Goethes Briefe an Fr. A. Wolf, herausgegeben von Michael Bernays. S. 36.

Gymnasiums zu gewinnen, ja man hatte dem trefflichen Übersetzer des Homer, um ihn ganz an Weimar zu fesseln, vorgeschlagen, die Leitung des höheren Schulwesens im Herzogtum Sachsen zu übernehmen. Nach dem Tode des Direktor Lenz (1806 bis 1820) wandte man sich an David Ilgen in Pforta, dem es schwer wurde, sich in die neuen preußischen Verhältnisse einzuleben, aber vergebens. Gernhard, Direktor des Gymnasiums in Freiburg, wurde berufen. Der Nachfolger Gernhards, Herm. Sauppe, traf am 5. Oktober 1845 in Weimar ein und wurde am 20. Oktober von dem Ephorus des Gymnasiums, dem Generalsuperintendenten D. Röhr, in der Aula des Gymnasiums feierlich in sein Amt eingeführt. In seiner lateinischen Antrittsrede erörterte er in sehr klarer und gelungener Weise die Frage: cur studium litterarum antiquarum nostris potissimum temporibus necessarium esse videretur.[1])

Gar bald hatte sich der treffliche Gelehrte in den neuen, ihm sehr zusagenden Verhältnissen zurecht gefunden; seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine persönliche Liebenswürdigkeit hatten ihm in kurzer Zeit innerhalb und außerhalb des Gymnasiums warme Freunde gewonnen. Vor allem fesselte der Lehrer durch die geistvolle Art seines Unterrichts. Gernhard ließ nach der alten Lehrmethode den Platon ins Lateinische übersetzen, erklärte auch lateinisch und beförderte dadurch wahrlich nicht den Enthusiasmus für diesen Dichterphilosophen, Sauppe dagegen, ein sehr feiner Kenner des griechischen Philosophen, hielt auf eine gute, sachgemäße deutsche Erklärung. Auch die Lektüre des Horatius empfing durch die mehr moderne geistvolle Behandlung des Direktors einen neuen Aufschwung; Direktor Gernhard war ein gründlicher Kenner des römischen Dichters wie überhaupt der römischen Literatur,[2]) vermochte aber, selbst wenn er in Begeisterung die Voßische Übersetzung eines Liedes des Horatius vorlas, nicht nachhaltiges Interesse für den Dichter zu erwecken. Auch die Themata der lateinischen Arbeiten hatten unter dem neuen Direktor einen andern Charakter angenommen. Die Wirkung des Unterrichts Sauppes bestand darin, daß viele begabte Schüler, die bis dahin ohne Interesse den lateinischen und griechischen Unterrichtsstunden gefolgt waren, sich für das, was ihnen von ihrem neuen Lehrer geboten wurde, durch Fleiß und Aufmerksamkeit dankbar erwiesen. Nur selten kamen Verletzungen der Ordnung der Schule vor. In dem Lehrerkollegium herrschte die beste Eintracht, selbst ältere Männer, die sich sonst schwer in neue Kurse zu finden pflegen, wurden durch die liebenswürdige Art des geistvollen Mannes bald

[1]) Herm. Sauppes Weimarische Schulreden. Weimar 1856. S. 6 f.

[2]) Gernhard gab heraus: Ciceronis lib. de officiis rec. et animadv. instr. 1811, Ciceronis lib. de sen. 1819, Ciceronis lib. rec. et ad animadv. instr. 1825, Quintiliani instr. or. nott. adj. 1830, Aug. Gotth. Gernhardi, Direct. Gymn. Vimar. opuscula etc. Lipsiae 1836. Gernhard stammte aus Naumburg, geboren den 4. März 1777.

für seine Persönlichkeit eingenommen. In jener Zeit, in der Sauppe in Weimar eintrat, fand sich dort ein Kreis von Männern zusammen, welche die Traditionen der Glanzzeit der Stadt lebendig erhielten. Ludwig Preller,[1]) der gründliche Kenner griechischer und römischer Mythologie, war nach dem Tode des Oberbibliothekar Riemer[2]) zur Verwaltung der Großherzoglichen Bibliothek von Jena nach Weimar berufen worden. Adolf Schöll,[3]) ein

---

[1]) Ludwig Preller, geboren am 15. September 1809 in Hamburg, empfing seine Bildung auf dem Johanneum in Hamburg und dem Katharineum in Lübeck, wo besonders der Unterricht Joh. Classens ihn anzog, 1828 studierte er in Leipzig Philologie unter Hermann, ging 1829 nach Berlin; er verband mit den philologischen Studien auch theologische. Im Jahre 1830 siedelte er nach Göttingen über, um hier besonders unter Otfr. Müllers Einfluß seine Studien zu beendigen. Er erlangte 1832 durch eine Abhandlung de Aeschyli Persis die Doktorwürde, kehrte nach Hamburg zurück, machte eine Reise nach London und wurde 1833 Privatdocent in Kiel, folgte 1838 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Dorpat, legte 1843 seine Stelle nieder, bereiste Italien, ließ sich 1844 in Jena nieder, wurde 1846 außerordentlicher Professor und ging 1847 als Oberbibliothekar nach Weimar, wo er am 21. Juni 1861 starb. Nach dem Weggange Sauppes von Weimar übernahm er bis zum Eintreffen des neuen Direktors Dr. G. Heiland einige Vertretungsstunden in I[a], die den Schülern außerordentlich wertvoll waren. Ludw. Preller war ein trefflicher Mann und ausgezeichneter Gelehrter. Seine griechische und römische Mythologien, die in mehreren Auflagen vorliegen, haben große Anerkennung gefunden, auch die von R. Köhler herausgegebenen Aufsätze aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft (Berlin 1864) sind vortrefflich.

[2]) Friedr. Wilh. Riemer, geboren am 19. April 1774 zu Glatz, besuchte das unter dem Rektor Manso stehende Magdalenäum in Breslau, studierte 1794 in Halle, wo Friedr. Aug. Wolf einen großen Einfluß auf ihn gewann, er ließ sich an der Universität als Privatdocent nieder, wurde 1801 Hauslehrer im Hause W. v. Humboldts, ging mit der Familie Humboldts 1802 nach Italien, kehrte 1803 mit Freund Fernow nach Deutschland zurück, übernahm den Unterricht des Sohnes Goethes, August v. Goethe. Um in nahen Beziehungen zu dem großen Dichter zu bleiben, lehnte er an ihn ergangene Anträge zur Übernahme von Lehrerstellen an Gymnasien ab, aber 1812 trat er in das Lehrerkollegium des Weimarischen Gymnasiums ein, wurde zugleich auch zweiter Bibliothekar an der Großherzoglichen Bibliothek. Im Jahre 1820 legte er seine Professur am Gymnasium nieder, unterstützte Goethe bei der Herausgabe seiner Werke und wurde nach dem Tode des Bibliothekars Dr. Vulpius 1838 Oberbibliothekar. Für die Goetheliteratur hat er große Bedeutung, er starb am 19. Dezember 1845. Als Lehrer am Gymnasium war, wie Schüler berichteten, seine Thätigkeit nicht hervorragend, er pflegte, so hieß es, sich immer nur mit einzelnen wohlbegabten Jünglingen zu beschäftigen, die andern waren ihm völlig gleichgültig.

[3]) Gustav Adolf Schöll, geboren am 2. September 1805 in Brünn, gebildet auf dem Gymnasium in Stuttgart, studierte in Tübingen, Göttingen und Berlin Philologie, wurde 1842 Professor der Archäologie in Halle, 1843 Direktor der Kunstsammlungen in Weimar, 1861 Oberbibliothekar, einige Zeit war er auch Regierungskommissar bei den Abiturientenprüfungen an den Gymnasien in Weimar und Eisenach, er starb den 26. Mai 1882 in Jena. Vgl. Ad. Schöll, von Fritz Schöll, Professor an der Universität in Heidelberg (Berlin 1883). Schöll war ein ausgezeichneter Kenner der griechischen und deutschen Literatur. Seine in verschiedenen Auflagen erschienenen Übersetzungen des Herodot und

feiner, vielseitig philologisch und philosophisch gebildeter Mann, stand den Kunstsammlungen Weimars vor. Geh. Medizinalrat Dr. Froriep, früher Professor in Berlin, hatte die Verwaltung des Landesindustriekomptoirs übernommen, Dr. John Marshall, der Schotte, war mit der Frau Erbherzogin Sophie aus dem Haag als Beamter nach der Residenz des Großherzogtums übergesiedelt und hatte sich durch seine Bildung und durch sein liebenswürdiges Wesen bald die Hochschätzung der besten Kreise der Stadt gewonnen, der spätere Staatsminister Dr. Stichling, der Medizinalrat Dr. Ulmann, Dr. Haase, Dr. Brüger, der Kirchenrat D. Dittenberger, der Nachfolger D. Röhrs, und Geh. Justizrat Blume und die Lehrer des Gymnasiums bildeten einen Kreis, der sich Sonnabends zum Kaffee in Belvedere zusammenzufinden pflegte und im Winter zu einem wissenschaftlichen Vereine zu Vorträgen sich vereinigte, die viel Anregung brachten. Von den fürstlichen Herrschaften wurde Sauppe gern zur Gesellschaft herangezogen.

In dem regelmäßigen Verlauf des Schullebens bildete die Entlassung der Abiturienten zu Ostern und zu Michaelis einen Markstein. Gönner und Freunde des Gymnasiums, sowie Eltern und Angehörige der Abiturienten pflegten sich an solchen Tagen, wo der Direktor in herzlicher, geistvoller Weise Abschiedsworte an seine lieben Schüler richtete, zahlreich in der Aula des Gymnasiums einzufinden und der sinnigen Ansprache mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Eine auch besonders durch Sauppes Bemühungen eingerichtete, im Sommerhalbjahr zweimal stattfindende Vereinigung von Philologen und Schulmännern der an die thüringische Eisenbahn angrenzenden Gymnasien von Gotha, Erfurt, Weimar, Pforta, Naumburg, Merseburg, Halle — öfter auch beteiligten sich an diesen Zusammenkünften Professoren der Hochschulen von Jena, Halle, wohl auch Leipzig — bot manche pädagogische und philologische Anregung. Gelehrte wie Bernhardy, Eckstein, Peter, Osterwald, Förtsch, Schöler, Rost, Wüstemann, Corssen, Fr. Kern, Preller, Weber, Lieberkühn, Weißenborn u. a. beteiligten sich an diesen immer genußreichen Zusammenkünften, die in Kösen oder in Sulza abgehalten wurden. Wissenschaftliche und pädagogische Fragen wurden hier in der zwanglosesten Weise zur Erörterung gestellt. Die Nachbarschaft von Jena bot ebenfalls manche Anregung. Öfter waren Göttling, Hand, der Kirchenhistoriker Haase in Weimar anwesend, um den großherzoglichen Herrschaften Vorträge zu halten, zu denen auch der Direktor Sauppe, der sehr bald

---

Sophokles, seine Beiträge zur Kenntnis der tragischen Poesie der Griechen (Berlin 1830). Sein gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Kompositionsweise des Sophokles ꝛc., von Ad. Schöll (Leipzig 1859). Das Leben des Sophokles (Frankfurt 1841). Goethe, in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens (Berlin 1882) und Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuer Zeit (Berlin 1884) werden hochgeschätzt.

Hofrat geworden war, hinzugezogen wurde. So verliefen die Tage unter Arbeit und Genuß ganz angenehm, man hoffte den so allgemein geliebten Direktor der höheren Bildungsanstalt für immer in Weimar zu erhalten. Aber es kam doch anders, als man erwartet hatte. Als im Jahre 1856 die philologische Hauptprofessur in Göttingen durch den Tod Karl Friedrich Hermanns erledigt wurde, war es natürlich, daß man an die Berufung Sauppes, der bereits in Zürich akademische Vorlesungen gehalten hatte, dachte. Durch die schon erwähnten Schriften, die er veröffentlicht hatte, war sein Ansehen in der Wissenschaft festgestellt, so daß eine Berufung auf einen philologischen Lehrstuhl ganz begründet war.

Es wurde dem so bewährten Direktor und seiner Familie nicht leicht, sich von den bisherigen angenehmen gesellschaftlichen und amtlichen Verhältnissen loszulösen. Einen gewählten Kreis von geistig so bewegten Männern, wie er sich ihm mehr als ein Decennium zu steter geistiger Auffrischung in Weimar geboten hatte, zu verlassen, kostete einen Entschluß. In der ganzen Stadt empfand man es bitter, am meisten die ihrem Direktor herzlich zugethanen Amtsgenossen und Schüler, daß der geliebte und hochgeachtete Mann aus Weimar wegging. Freilich konnte man es dem ganz in seiner Wissenschaft lebenden Gelehrten nicht verdenken, daß er einer Berufung an eine Hochschule, die sich eines weitverbreiteten Rufes erfreute, die ihm eine ausgedehntere Wirksamkeit in Aussicht stellte, schließlich Folge leistete. Als Andenken an seine ehrenvolle schulmännische Thätigkeit ließ er zum Abschiede die im Laufe der Jahre gehaltenen, mit so viel Spannung angehörten Weimarischen Schulreden[1]) zurück, „in denen ein Hauch aufrichtiger, warmer Liebe und Hingebung für das Gymnasium und seine Schüler weht, vielleicht, fügt er in der Vorrede hinzu, entzünden oder kräftigen sie in manchen dasselbe Gefühl und nützen so der teuern Anstalt, die Gott segnen möge." Mit Recht konnte Bonitz in einer Anzeige[2]) dieser Reden sagen, daß er in Sauppe den gründlichen Philologen geschätzt habe, ohne den Schulmann zu kennen, seine Vorstellung von demselben beruhe auf der Kenntnis seiner Schriften, nicht seiner Person, aber das vorliegende Büchlein vermöge in Wahrheit ein der persönlichen Bekanntschaft nahe kommendes Bild von des Herrn Verfassers Wirksamkeit als Schulmann zu geben. „Der Hauch warmer Liebe und Hingebung für das Gymnasium und seine Schüler wird nicht nur der Anstalt nützen, von der er schied, sondern ist geeignet, bei jedem Leser, namentlich bei jedem Schulmann ernste und erhebende Gedanken über die Aufgaben des Gymnasiums zu wecken, denn das ist der gemeinsame Charakter aller in ihrem einzelnen Inhalte mannigfaltigen Entlassungsreden, daß die

[1]) Weimar 1856, Hermann Böhlau.

[2]) Zeitschrift für östreichische Gymnasien 1857. S. 339 f.

Beschäftigung mit der Wissenschaft, welche Aufgabe des Gymnasiums als Lehranstalt ist, in ihrer sittlichen Bedeutung und Wirksamkeit zur Darstellung kommt, daß die Tiefe und der Reichtum der Gedanken der im edelsten Sinne des Wortes populären Darstellung keinen Eintrag thut und daß diese Abschiedsworte an Schüler bei ihrem Eintritt in eine neue Lebensbahn von einer Wärme männlich fester Überzeugung durchdrungen sind, die gleiche Überzeugung bei dem Hörer und Leser hervorruft. Referent, schließt Bonitz, glaubt, den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu thun, indem er auf diese Schrift hinweist, überzeugt, daß viele an derselben sich erfreuen werden." Es war eben der Geist Herders,[1]) der als Ephorus des Weimarischen Gymnasiums die Erziehung zu schöner Menschlichkeit als Aufgabe des Gymnasiums hingestellt hatte, in welchem der Direktor Sauppe zu wirken suchte. Das bezeugt er in schöner Weise in der nach der Enthüllung des Herderdenkmals am 26. August 1850 in der Aula des Großherzoglichen Gymnasiums gehaltenen Rede über Herders Bedeutung für die Schule.[2])

Aus der Weimarischen Schule jener Zeit sind tüchtige Männer hervorgegangen, Männer, die in Staat, Kirche und Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung einnehmen, wir führen hier nur an: Professor Dittenberger in Halle, Professor v. Fritsch in Halle, den in Göttingen verstorbenen Professor v. Seebach in Göttingen, den in München (am 10. Juni 1893)[3]) seiner gesegneten akademischen Thätigkeit zu früh entrissenen Rudolf Schöll, Ulrich Köhler in Berlin. In dem Großherzogtum Sachsen wirken in hohen Ämtern noch viele dankbare Schüler des ausgezeichneten Mannes.

[1]) Vgl. Herders Schulreden und Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert. Geschichtlicher Überblick im Auftrage des Königl. preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Von Prof. Dr. Konrad Rethwisch. Berlin 1893. S. 17 f.

[2]) Sauppes Schulreden, S. 45 f. Es ist eine treffliche Bemerkung von Konr. Rethwisch, Deutschlands höheres Schulwesen, S. 21: Schulpforta und Weimar, sie beide sind es unter allen Schulen vornehmlich gewesen, welche auf den weiteren Entwicklungsgang der Gymnasien im 19. Jahrhundert einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben. Die Rollen verteilten sich dabei so: Während des ersten Menschenalters überwog Weimar in Norddeutschland und in Baden, Schulpforta in Süddeutschland und in Sachsen. Im Norden war durch die Friedericianischen Reformen der Boden für Weimar bereitet, im Süden boten sich in der Hinterlassenschaft der Jesuiten und in den altwürttembergischen Einrichtungen die geeigneten Berührungspunkte mit Schulpforta. Während des zweiten Menschenalters rückt der Norden dem Typus von Schulpforta, der Süden dem von Weimar näher. Im Verlaufe unseres gegenwärtigen, des dritten Menschenalters, haben Nord und Süd auch in der Schulverfassung sich in einer höheren Einheit näher verbunden: das beste Erbteil von jenen beiden Schultypen: Altpfortas straffe Geisteszucht und Altweimars freie Geisteshöhe sind in einen Verschmelzungsprozeß eingetreten, dessen Elemente ihr Bindemittel in der Schaffenslust am Ausbau des deutschen Reiches gefunden haben.

[3]) Vgl. Rudolf Schöll (Nachruf), von Ernst Fabricius (Sonderabdruck aus der Beilage der Allg. Ztg. Nr. 218 vom 20. September 1893).

In Göttingen gelang es dem so trefflich beanlagten Gelehrten gar bald, an der Hochschule eine maßgebende Stellung zu gewinnen, seine Vorlesungen und seine Seminarübungen hatten großen Erfolg. Man ging, wie schon erwähnt, nach Göttingen, um bei Sauppe Griechisch zu lernen. So geschah es, daß aus seiner Schule vorzügliche Schulmänner und akademische Lehrer hervorgingen, er kannte die Bedürfnisse beider hohen Bildungsanstalten ganz genau. Für die Schule war er auch noch dadurch thätig, daß er mit seinem Freunde Moritz Haupt in der Weidmannschen Buchhandlung die so vorzügliche Sammlung griechischer und lateinischer Schulausgaben leitete. Mancher Herausgeber hat der Beihilfe Sauppes wesentliche Förderung zu danken, da er sorgsam die Manuskripte der Herausgeber prüfte und bei der Korrektur nach allen Richtungen hin förderlich und dienstbar war. Er selbst hat leider für die Sammlung nur eine allerdings ausgezeichnete Ausgabe des Platonischen Protagoras besorgt. Die Vorlesungen über Kritik und Hermeneutik, über griechische Grammatik wurden besonders gern gehört, und ich kenne Gymnasialdirektoren, die sich die von Zuhörern nachgeschriebenen Hefte der Sauppeschen Vorlesungen zu verschaffen suchten, um sie sich selbst abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Aber nicht bloß innerhalb des akademischen Kreises genoß der ausgezeichnete Mann großes Ansehen, sondern er war, gerade wie in Weimar, allgemein beliebt, in allen Kreisen der Stadt gern gesehen.

Als der ausgezeichnete Gelehrte seinen siebzigsten Geburtstag im Jahre 1879 feierte, erschien von Freunden und Schülern zu Ehren des Tages eine satura philologica, in welcher ausgezeichnete Abhandlungen von Ernst Curtius, Kurt Wachsmuth, Wilh. Dittenberger, Rud. Hirzel, Ulrich Köhler, Friedr. Blaß, Friedr. Schöll, Wilh. Gurlitt und Rud. Schöll geboten wurden.[1]) Wilamowitz-Möllendorf schließt die Anzeige[2]) dieser satura philologica mit den Worten: „Sauppe wird mehr verdankt als bloße Belehrung in tausend Einzelnheiten, eine methodische Schulung." Das Sauppesche Ehepaar feierte im Jahre 1888 die goldene Hochzeit; auch bei dieser Feier wurde eine so reiche Fülle von Zeichen freundlicher Teilnahme aus der Nähe und Ferne gespendet, daß „ihr goldener Schimmer in treuer Erinnerung den Abend unseres Lebens", wie es in dem Dankschreiben heißt, „mit seinem Glanze verklären wird." Ein an Ehren und Liebe reiches Leben war dem Verewigten beschieden; auch das Glück wurde ihm zu teil, daß er in Gesellschaft eines lieben geistreichen Schülers 1875 die Stätten sehen durfte, auf denen römisches und griechisches Leben greifbare Spuren zurückgelassen hatte. Mit dem liebenswürdigen Rud. Schöll reiste er über Italien nach Griechenland.

---

[1]) Satura philologica Hermanno Sauppio obtulit amicorum conlegarum decas. Berolini apud Weidmannos. 1879.

[2]) Deutsche Literaturzeitung. Nr. II 1880.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß er die Schätze seiner ausgesuchten, insbesondere für griechische und deutsche Literatur wichtigen Bibliothek, die leider nach Amerika verkauft ist, in der freigebigsten Weise den Studenten und Freunden der Wissenschaft offen hielt. Schmerzlich für den treuen Gatten war es, daß er drei Wochen vor seinem eigenen Heimgange seine ihn so ganz verstehende Gattin von sich scheiden sehen mußte. Die Kunde von dem Tode des teuern Mannes, der gewiß im Leben keinen Feind gehabt, hat auf alle, die den liebenswürdigen Gelehrten gekannt haben, den tiefsten Eindruck gemacht. In der Geschichte der Philologie, die er vor Jahren im Auftrage der historischen Kommission zu München zu schreiben übernommen, aber nicht ausgeführt hatte, werden seine Verdienste um die Ausgestaltung der Altertumswissenschaft ein ruhmvolles Blatt füllen.

Gar oft wurde dem Verewigten von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen, die in Programmen und Zeitschriften zerstreuten Aufsätze in einem Bande vereinigt ans Licht zu stellen, aber die Berufspflichten waren zu umfangreich, als daß er hätte Zeit finden können, den oft ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Erst in diesem Jahre sind die oben erwähnten ausgewählten Schriften Herm. Sauppes (Berlin 1896) erschienen.

Wir schließen unsere Ausführungen mit dem Urteile Konr. Bursians:[1]) Werfen wir einen Blick auf Sauppes literarische Thätigkeit, so begegnen uns vor allen eine Reihe wertvoller Arbeiten zur griechischen Epigraphik und den griechischen Altertümern, welche in Programmen, Schriften gelehrter Gesellschaften und wissenschaftlichen Zeitschriften (dem Philologus und dem rheinischen Museum) zerstreut sind, eine scharfsinnige und methodische Untersuchung über die Quellen Plutarchs für das Leben des Perikles, eine Bearbeitung des Protagoras des Platon, Herstellungsversuche des von Ludw. Roß auf einem Marmorblock auf der Insel Andros entdeckten Hymnus auf die Göttin Isis, welcher gleichzeitig auch von F. G. Welcker, Th. Bergk und Gottfr. Hermann behandelt wurde, und einiger der in den herkulanensischen Papyrusrollen erhaltenen Partien des Werks des Epikureers Philodemos über die Tugenden und Laster, ferner die Bearbeitung von des Eugippius Vita S. Severini für die Monumenta Germaniae historica (Auctorum antiquissimorum t. I, p. II. Berolini 1877), Programmabhandlungen zu Lukretius, Cicero, Florus, Festreden über allgemeine Fragen der Altertumswissenschaft und Gedächtnisreden auf verstorbene Philologen, endlich zahlreiche und inhaltreiche Kritiken in „den Göttinger gelehrten Anzeigen", deren Redaktion Sauppe einige Jahre hindurch geführt hat.

Zu den bedeutendsten Gelehrten, die aus der Schule Gottfr. Hermanns hervorgegangen sind, gehört ohne Frage

---

[1]) Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 859 f.

Christian August Lobeck.

Auch dieser hochangesehene außerordentliche Mann stammt aus Thüringen, das die Wiege so großer Gelehrten gewesen ist. Lobeck wurde am 7. Juni 1781 in Naumburg an der Saale geboren, sein Vater war Rektor der Domschule. Es ist für die Geschichte der Pädagogik von hohem Interesse, was uns Lobeck von seinem Jugendunterrichte erzählt in einem Schriftstück, das sich in seinem Nachlasse „Biologisches ad amicos“ [1]) (geschrieben 1859 und 1860) befindet:

Von der ersten Periode meines Lebens weiß ich nicht mehr zu sagen, als was jeder Doctorandus in dem seiner Probeschrift angehängten curriculum vitae zu berichten pflegt. Ego N. N. natus sum etc., außer daß ein günstiges Geschick mir frühzeitig die Freundschaft August Seidlers [2]) zuwendete, mit dem ich bis zu seinem Tode in der engsten Verbindung geblieben bin. Wir lasen zusammen Virgil, Matthisson, Salis, Bürger und hofften dereinst selbst als Dichter zu figurieren. Im elterlichen Hause war ich der einzige Sohn zweiter Ehe, höchst liebevoll und sorgsam erzogen, doch ohne Verkehr mit der Außenwelt, daher mein Benehmen gegen Andere schüchtern und verlegen wurde und so noch lange blieb. Die Domschule zu Naumburg war damals sehr kärglich ausgestattet, nicht mehr als fünf Lehrer und diese sämtlich ehemalige Theologen, wie auch mein Vater selbst, der in der Zeit, da ich heranwuchs, bereits im Greisenalter stand. Von den Naturwissenschaften war nirgends die Rede, von der Mathematik erfuhren wir

---

[1]) Vgl. Neues schweizerisches Museum. Erster Jahrgang. S. 66—69. Vor dem ersten Entwurf steht das Motto: multum ille puer sudavit et alsit; und Mitteilungen aus Lobecks Briefwechsel, nebst einem literarischen Anhange ꝛc. Herausgegeben von Ludwig Friedländer. Leipzig 1861.

[2]) August Seidler, geboren den 16. April 1779 zu Osterfeld bei Zeitz, besuchte die Domschule zu Naumburg, studierte seit 1798 in Wittenberg und Leipzig. 1809 übernahm er eine Lehrerstelle an der Nikolaischule in Leipzig und wurde 1816 Professor der griechischen Literatur in Halle. Nach dem Vorbilde seines Lehrers Gottfr. Hermann ist er auf dem Gebiete der griechischen Metrik, Kritik und Erklärung des Euripides thätig gewesen (de versibus dochmiacis tragicorum graecorum, pars prior, Lipsiae 1811, pars posterior 1812, beigefügt ist ein Excursus de dactylo et tribracho in quinta senarii jambici sede. Von den Tragödien des Euripides hat er die Troades Leipzig 1812, Electra 1813, Iphigenia in Tauris 1813 herausgegeben. Im Jahre 1824 zog er sich von seinem Lehramte zurück und lebte in anregendem Verkehr auf seinem Landgute in Crossen bei Zeitz. Er starb am 14. Dezember 1851 zu Leipzig. Vgl. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 725. C. W. Krüger, der sich durch seine griechischen Grammatiken und durch seine Ausgaben der Anabasis des Arrian, des Xenophon, des Herodot und des Thucydides um Wissenschaft und Schule die größten Verdienste erworben hat, war ein Schüler Aug. Seidlers. Seinem Lehrer Aug. Seidler hat er sein Werk Dionysii Halicarnassensis Historiographica etc. nebst Chr. Gottfr. Schütz und Fr. Koch gewidmet. Halis 1823.

nur einiges fragmentarisch aus Ernestis Initia doctrinae solidioris, nicht viel mehr von Geschichte und Geographie. Hauptsache war die Erlernung des Griechischen und Lateinischen, doch auch diese innerhalb enger Grenzen: Homer, Xenophons Memorabilien, die Horazischen Oden, Äneis, Cicero, nichts von den griechischen Dramatikern. Die Anfangsgründe des Hebräischen wurden künftigen Theologen beigebracht. Mehr wurde von den Abiturienten nicht verlangt. In meinem sechzehnten Jahre bezog ich die Universität Jena, um Jura zu studieren. Im Vorbeigehen hörte ich Griesbach, Paulus, Ilgen, Fichte. Im zweiten Semester ging ich nach Leipzig und zur Theologie über. Die Nachklänge der französischen Revolution waren fast gänzlich verstummt. Aber tiefer wurzelte der aus dem vorigen Jahrhundert fortgeerbte Rationalismus mit seinen vielartigen Gestaltungen, und auch diesen suchten die Gewalthaber als eine revolutionäre Regung zu unterdrücken, doch ohne wirksamen Erfolg, wenigstens innerhalb der wissenschaftlichen Kreise. Ich meinerseits wünschte künftig einmal an einem Gymnasium als Lehrer im philologischen Fache angestellt zu werden, suchte demnach meine von der Schule mitgebrachten sehr dürftigen Kenntnisse des Griechischen durch den angestrengtesten Privatfleiß, oft auf verkehrtem Wege, zu ergänzen. Am bildendsten wirkten auf mich Hermanns anregende Vorträge, der in der Folgezeit mich mit seiner dauernden herzlichen Freundschaft beehrte. Mein äußeres Leben war sehr einfach und sparsam; nie besuchte ich eine Konditorei, ein paarmal im Jahre etwa das Theater, zweimal in der Woche den Speisewirt zum Mittagsessen — alles nicht aus Armut — denn meine nicht unbemittelten Eltern hätten mir gern größeren Aufwand gestattet, sondern aus natürlichem Hange zur Sparsamkeit.[1]) Konzerte, Bälle, Komitate u. dgl. fanden unter Studierenden überhaupt nicht statt. Mein Umgang beschränkte sich auf meine Studiengenossen, Rosenhain, Karl Förster (der Bearbeiter Petrarcas), August Seidler, Erfurdt, dann Schulze, alle nachher durch Lehre und Schrift bekannt geworden. Nach Ablauf des Trienniums bestand ich das gewöhnliche Examen vor dem Konsistorium in Zeitz und erhielt das Zeugnis als Predigtamtskandidat. Indessen waren an der Schule zu Naumburg die zwei obersten Lehrstellen durch Pensionierung erledigt und zu diesen hatten sich bereits zwei Kompetenten eingefunden, Wernsdorf und Gernhard, und ich meldete mich

[1]) Lehrs macht hierzu folgende Bemerkung: Da eine derartige Sparsamkeit niemand in Königsberg in länger als vierzig Jahren wahrgenommen, da Lobeck schon in Wittenberg von seinem dürftigen Erwerb gleich dürftige Freunde unterstützte, so hat er sich hier, wie es bei Selbstbiographien nie ausbleibt, in den Motiven über sich selbst geirrt. Ohne Zweifel wollte er seine Eltern, „die nicht unbemittelt waren“, d. h. einige tausend Thaler besaßen, nicht durch Opfer für ihn zu irgend einer Selbstentbehrung veranlassen. Dies war ein Motiv, welches bei ihm immer und bis ins ängstliche wirkte, andere um seinethalb nicht zu belästigen, nicht seine Freunde, nicht einen Studenten, und wenn es z. B. die Korrektur eines einzigen Bogens betraf.

jetzt als dritter. Jene erhielten den Vorzug als die älteren, mir wurde für künftige Fälle eine Probelektion gestattet, und diese stimmte die anwesenden Domkapitularen so günstig für mich, daß einer derselben, Herr v. Wuthenau, der als Scholarch dem Kollegium präsidierte, mich dem Oberhofprediger Reinhard,[1]) welcher damals die Schul- und Kirchenangelegenheiten dirigierte, zur Berücksichtigung empfahl. Dieser riet mir, mich zu Wittenberg als Magister legens zu habilitieren. Ich folgte seinem Rate und trat meine neue Laufbahn daselbst mit der disputatio de dis adspectu corporum exanimium non prohibitis im Jahre 1802: Kurze Zeit darauf wurde ich Adjunktus der philosophischen Fakultät und als solcher bekleidete ich auch, so oft die Reihe an mich kam, das Dekanat mit dem althergebrachten Rechte, Doktoren und poetae laureati Caesarei zu ernennen. Meine Vorlesungen beschränkten sich auf die griechischen und lateinischen Klassiker, verbunden mit einem Disputatorium, in welchem zuweilen auch griechisch gesprochen wurde. Zu meinen Zuhörern zählte ich unter andern Spohn, Nitzsch, Friedemann, Lindemann, Müller. Fixe Einnahme gewährte die mir im Jahre 1802 übertragene Kustosstelle an der Universitätsbibliothek, welche mit freier Wohnung und einem Gehalt von ungefähr 50 Thlr. aus alter Stiftung verbunden war. Das zum Unterhalt Fehlende verschafften notdürftig Privatstunden, namentlich mit jungen Medizinern, Übersetzung ihrer beim Fakultätsexamen einzureichenden Abhandlungen. Im Jahre 1804 feierte die Universität ihre Saecularia tertia ohne Ahnung, daß es die letzten seien. Doch bald traf sie Schlag auf Schlag. Fremde Krieger hausten in unsern Mauern, unsern Hörsälen. In meinen eigenen Verhältnissen änderte sich manches. Aus Mangel an genügenden Subsistenzmitteln ließ ich mich als Konrektor am Lyceum (damals Bürger- und Gelehrtenschule) anstellen, rückte aber gleich darauf als Rektor ein[2]) (der Rektor Beyer war abgegangen), in welchem

[1]) Lehrs oder Lobeck schreibt Reichard, es muß aber Reinhard heißen, der bekannte Oberhofprediger in Dresden (geboren den 12. März 1753), studierte, nachdem er in Regensburg seine akademische Vorbildung erhalten und in Wittenberg studiert hatte, 1778 Adjunkt, 1780 Professor der Philosophie, 1782 Professor der Theologie geworden und 1792 nach Dresden berufen war, hatte großen Einfluß auf die Entwicklung des sächsischen Schul- und Universitätswesens, er starb als Schriftsteller und Kanzelredner hochgeachtet den 6. September 1812 in Dresden.

[2]) Spitzner in der Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg (Leipzig 1830), S. 164 berichtet, daß Lobeck 1806 meist Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren vorfand, da mit dem Abgang Beyers die wenigen älteren Schüler die Anstalt verlassen hatten. Lobeck suchte neben dem von ihm als stehende Lektion eingeführten französischen Unterrichte seine Schüler durch eine sichere Grundlage in den alten Sprachen sich allmählich vorzubilden. Er ließ sie zu dem Ende auch nach Verfluß der öffentlichen Stunden, um sie von zerstreuendem Umherlaufen und von beständigem Spielen abzuhalten, unter seinen Augen arbeiten. So brachte er es bald dahin, daß er wieder Julius Cäsar, Terentius und Ovidius mit Vorteil lesen konnte und es mit Ciceros Laelius selbst im

Amte mir unmittelbar Weichert, dann Spitzner folgten. Dazwischen fiel die Ausgabe des Ajax und die Ernennung zum professor extraordinarius, endlich zum professor ordinarius supernumerarius, wodurch die kleine Schrift de morte Bacchi veranlaßt wurde. Jetzt nahte der letzte Wendepunkt meines Lebens. Während der Belagerung Wittenbergs durch die Preußen war ich mit andern meiner Kollegen nach dem benachbarten Schmiedeberg ausgewandert und hier erhielt ich kurz vor der Schlacht bei Leipzig die Vokation nach Königsberg als Professor der Beredsamkeit und der Altertumswissenschaften an Erfurdts Stelle. Im Mai 1814 trat ich mit dem Programm de thriis delphicis (θριαί Ammen des Apollo, die eine be-

---

Beisein der zweiten Klasse versuchte, und verhältnismäßig waren die Übungen im Griechischen. Sein Amtsgenosse August Weichert, der am 14. März 1809 zum Konrektor berufen ward, zeigte sich ebenso fleißig, und so wuchsen durch ihre vereinten Bemühungen die beiden ersten Klassen wenigstens einigermaßen. Allein Lobeck fühlte das Unbehagliche dieser Lage zu sehr, als daß er in ihr hätte verharren sollen, zudem konnte sein damals schwächlicher Körper die vereinten Anstrengungen, welche die Schule und das akademische Amt von ihm forderten, nicht ertragen. Um also für seine Gesundheit zu sorgen und sich der Universität ganz zu widmen, legte er, was er schon einmal gethan hatte, damals aber zurückzunehmen vermocht worden war, den 17. Dezember 1810 seine Stelle freiwillig nieder. Es mag hier noch ein Zug der größten Liebenswürdigkeit Lobecks mitgeteilt werden, den Spitzner S. 166 erzählt: Als Lobeck sein Schulamt niedergelegt hatte, kam er zu Spitzner, der noch Studierender war, meldete ihm seine Resignation und forderte ihn auf, um die Stelle sich zu bewerben. Als es schien, er würde die Stelle nicht erhalten, that Lobeck zu seiner Empfehlung auch nicht das Geringste. Aber er erinnert sich noch des frohen Abends, an dem er seinem Lehrer die unerwartete Nachricht brachte, er sei zum Konrektor gewählt und der Freude, mit der er jene Kunde aufnahm, die, wie er sagte, ihn selbst auch für einige Jahre um einen Freund reicher mache. Das ist einer von den vielen Zügen des großen Gelehrten, den die studia humaniora auch wirklich zu einem humanen Manne gebildet hatten. Übrigens heißt es kurz vorher: wenn der Verfasser dieser Zeilen Lobeck nennt, so erwähnt er damit den Mann, der auf seine eigene wissenschaftliche Bildung einen ebenso entscheidenden als wohlthätigen Einfluß gehabt hat und an den er immer mit einem von Dank und Liebe erfüllten Herzen denken wird. Auch lebt er der Überzeugung, daß alle, die das Glück hatten, Lobecks Schüler zu sein, in dieser lebhaften Verehrung für ihn einstimmig denken. Um ihn sammelte sich, da er öffentlicher Lehrer und seit dem Jahre 1809 ordentlicher Professor an der hiesigen Universität war, ein kleiner aber gewählter Kreis studierender Jünglinge, die durch ihn mit Liebe für den hohen Geist des Altertums erfüllt, in der Folge in ihrer öffentlichen Thätigkeit als Lehrer auf Schulen und Universitäten mit Nutzen auftraten und zum großen Teile noch wirken. Lobeck war auch ganz geeignet, für diesen Zweck die jugendlichen Gemüter zu gewinnen. Nicht bloß seine gründlichen und anregenden Vorlesungen waren es, die diese Begeisterung für ihn und die Wissenschaften, die er vortrug, weckten, sondern noch mehr sein belehrender Umgang und die lateinischen Sprachübungen, die unter seinem Vorsitze veranstaltet wurden. Jenem hatte der Verfasser besonders viel zu danken, da er in der Folge sich der näheren Freundschaft des trefflichen Mannes bis zu seiner Berufung nach Königsberg (1814) erfreute. Die Ausgabe des Ajax des Sophokles (1835) ist Spitzner gewidmet: viro clarissimo Francisco Spitznero veteris amicitiae et observantiae causa hunc librum inscripsit.

sondere Art des Weissagens aus Steinchen erfanden) meinen neuen, jetzt sehr erweiterten Wirkungskreis an. Außer der Redaktion des Lektionskatalogs gehörten dazu alle actus publici, sowohl die alljährlich wiederkehrenden als auch die außerordentlichen Gedächtnisreden u. dgl. in lateinischer und deutscher Sprache. Noch mehr Zeitaufwand erforderten die wöchentlichen Vorlesungen über klassische Autoren und philologische Disciplinen, Altertümer und Literatur der Griechen und Römer, Mythologie, Einleitung in die griechische Grammatik. Mit der Zahl meiner Schüler hatte ich alle Ursache, zufrieden zu sein; in der Reihe derselben treten mehrere durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnete, einige glänzende Namen hervor. Ich hatte überhaupt allen Grund, zufrieden zu sein. — Meine obwohl schwächliche Gesundheit hinderte mich doch nur selten auf lange Zeit an meinen Arbeiten, bei welchen ich nicht nach glänzenden Resultaten, sondern allein nach einer gewissenhaften, möglichst vollständigen Darlegung des weit zerstreuten Stoffes strebte. In äußeren Verhältnissen erfreute ich mich des dauernden Wohlwollens meiner Kollegen und ehemaligen Zuhörer, welches ich der mir von Natur eigenen Eukolie verdankte. Deshalb fühlte ich auch nie den Wunsch nach Versetzung, wozu sich mehr als eine Gelegenheit darbot. Das hiesige Stillleben entsprach meinem Motto, dem alten Sinnspruche vive latenter und der ganzen Richtung meiner Studien mehr, als der lebendige oft störende Verkehr der deutschen Universitäten. So schwand unvermerkt ein Jahr nach dem andern dahin, bald erreichte ich die Zeit meines fünfzigjährigen Amtsjubiläums (1852), bei deren Eintritt ich mich einige Tage auf das Land zurückzog, mit froher Erinnerung an die Vergangenheit, die ich, dank der Vorsehung, glücklich durchlebt hatte. Noch hoffte ich den zweiten Teil meiner elementa pathologiae und mehrere andere Sammlungen vollenden zu können; aber meine Arbeitslust ward durch die Beschwerden des Alters bald gänzlich unterdrückt. Die geistige Thätigkeit ist durch meine Augenschwäche erloschen: Gedrucktes und Geschriebenes kann ich nur mühsam buchstabierend lesen, oft gestört durch Gedächtnisschwäche und Gedankenverwirrung: die Bewegung im Freien durch allgemeine Entkräftung auf wenige Schritte beschränkt. Und so bleibt für mich kein anderer Wunsch übrig als der in jenem Todesruf des Ajax ausgesprochene *ὦ Θάνατε Παιάν, νῦν μ᾽ἐπίσκεψαι μολών* (so hat er den Vers geschrieben; dagegen ruft Philoktet bei Äschylos Fr. 250 N.): *ὦ Θάνατε Παιάν, μή μ᾽ἀτιμάσῃς μολεῖν μόνος (γὰρ) εἶ σὺ τῶν ἀνηκέστων κακῶν ἰατρός, ἄλγος οὐδὲν ἅπτεται νεκρῶν*, bei Sophokles (Philoktet 797): *ὦ θάνατε θάνατε, πῶς ἀεὶ καλούμενος — οὕτω κατ᾽ ἦμαρ, οὐ δύνᾳ μολεῖν ποτε.*

Ich habe diese im letzten Jahre seines Lebens verfaßten biographischen Mitteilungen des großen Philologen und ausgezeichneten Menschen hier aufgenommen, weil sie in trefflicher Weise das Wesen der Persönlichkeit des

verdienstvollen Mannes charakterisieren und so herzgewinnend geschrieben sind, daß man sie gewiß gern liest.

Lobeck war also auch Gymnasiallehrer gewesen, hatte freilich, wie wir gesehen, unter ungünstigen Verhältnissen in Wittenberg eine pädagogische Thätigkeit ausgeübt, weit fruchtbarer war seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer in Wittenberg und Königsberg. In diesen akademischen Ämtern hat er durch seine einzige, jetzt wohl selten vorhandene umfassende Gelehrsamkeit und durch die Liebenswürdigkeit seiner ganzen Persönlichkeit einen maßgebenden Einfluß gehabt. Um die philologische Wissenschaft hat er sich durch großartige Werke die höchsten Verdienste erworben.

Die Ausgabe des Sophokleischen Ajax erschien zuerst Leipzig 1809, die zweite Ausgabe Leipzig 1835. Phrynichus 1820, Aglaophamus 1829.[1]) „Von diesem bewundernswürdigen und bewunderten Buch über die griechischen Mysterien sagte W. v. Humboldt, es sei unmöglich, in einem höheren Grade Tiefe der Forschung und der Vollendung der Darstellung zu verbinden.“ Dies Urteil gilt freilich von allen Lobeckschen Schriften; indessen hatte immerhin im Aglaophamus die Darstellung ein um vieles freieres Feld. Das Werk ist seinem Lehrer Gottfr. Hermann gewidmet. Paralipomena 1837. Zusätze zum II. Bande von Buttmanns griechischer Grammatik 1839. Prolegomena Pathologiae sermonis graeci (viro clarissimo Carolo Goettling phileleuthero ded.) Lipsiae 1843. II. Teil von C. F. W. Müller Königsberg 1862 herausgegeben. Rhematicon 1846 (Augusto Seidlero ded.). Außerdem gab Ludwig Friedländer heraus: Mitteilungen aus Lobecks Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhange und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede. Leipzig 1861. Auswahl aus Lobecks akademischen Reden, herausgegeben von Albert Lehnert. Berlin 1865. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 711 f. und S. 572 f.

Zu den ältesten Schülern dieses ausgezeichneten Mannes gehörte außer dem schon genannten Franz Ernst Heinrich Spitzner, August Wilhelm Spohn und Gregor Wilhelm Nitzsch.

Franz Ernst Heinrich Spitzner.

Schon oben S. 370 f. ist bei Gelegenheit der Darstellung des Lebens und der Bedeutung Friedrich Ritschls Spitzners Erwähnung gethan. Durch seine Geschichte des Gymnasiums in Wittenberg (Leipzig 1830) hat er sich

[1]) Der Mysterienlehrer Aglaophamus zu Leibethron in Makedonien, von dem Pythagoras seine orphische Weisheit gelernt haben soll, wurde für die verwegene Enthüllung derselben zum Paten gebeten. O. Ribbeck im schweizerischen Museum. Erster Jahrgang 1861, S. 49 f.

Verdienste erworben. Vor allem aber ist seiner Ausgabe der Ilias[1]) zu gedenken, die, wie Konr. Bursian mit vollem Rechte sagt, sorgfältige Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die Prosodie und Metrik der Homerischen Gedichte enthält. Seine Studien hatte er auch dem Quintus Smyrnaeus zugewendet, wie die observationes criticae et grammaticae in Quinti Smyrnaei Posthomerica (Leipzig 1839) beweisen; aber die in Aussicht genommene Ausgabe des Dichters wurde nicht ausgeführt. Arminius Köchly widmete seine treffliche Bearbeitung des Quintus Smyrnaeus piis manibus Godofredi Hermanni et Francisci Spitzneri (Lipsiae 1850).[2]) Otto Ribbeck erzählt in der trefflichen schon öfter erwähnten Biographie Friedr. Ritschls:[3]) Als das Gymnasium in Erfurt im Jahre 1820 einer gründlichen Reorganisation unterzogen wurde, übernahm an der Stelle des Direktor Müller Friedrich Straß, bisher Direktor des Gymnasiums zu Nordhausen, die Leitung der Erfurter Schule, und Franz Spitzner wurde als erster Professor berufen, ein angesehener Schüler Gottfr. Hermanns, als Philolog gelehrt und scharfsinnig, gründlicher Kenner Homers und des späteren griechischen Epos, von Charakter rechtschaffen und gewissenhaft. Selbst ein Zögling der Schulpforta, verpflanzte er die Methode dieser altbewährten Stätte strenger klassischer Bildung in die Erfurter Anstalt. Seinem trefflichen Unterrichte verdankte Ritschl die Solidität seiner grammatischen Kenntnisse, die feste Grundlage in Prosodie und Metrik[4]) und die erste Anregung, die klassische Philologie zum Lebensberufe zu erwählen. Als Spitzner im Frühjahr 1824 den Ruf als Direktor des erweiterten Gymnasiums in Wittenberg annahm, folgte Ritschl seinem verehrten Lehrer nach der Lutherstadt. Spitzner war Ordinarius der Prima und erteilte den griechischen Unterricht,

---

[1]) Homeri Ilias, recensuit et brevi annotatione instruxit Francisc. Spitzner Saxo (in der bibliotheca graeca curantibus Friderico Jacobs et Valent. Chr. Rost. Gothae et Erfordiae 1832—1836). An einer Vollendung der Ausgabe der Posthomerica des Quintus Smyrnaeus, denen er eine lange Reihe von Jahren hindurch eingehende Studien zugewandt hatte, wurde er durch den Tod verhindert. Seine observationes criticae et grammaticae in Quinti Smyrnaei Posthomerica erschienen Leipzig 1839.

[2]) Köchly, mit dem Spitzner gemeinsam den Quintus bearbeiten wollte, aber durch den Tod verhindert wurde, sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe: quidam peculiare Quinto Smyrnaeo studium dicaverunt, in quibus non dubito quin primum locum teneat Franciscus Spitznerus, incredibili lectionis assiduitate atque subtili ingenii acumine pariter instructus. Das, was Spitzner fertig gestellt hatte, wurde Köchly zur Benutzung ausgehändigt.

[3]) Friedr. Wilh. Ritschl. S. 6 f.

[4]) Vgl. in Passows Lexikon Spitzner, griechische Prosodie. Außerdem hat er noch eine Reihe von Programmen geschrieben, die grammatische oder pädagogische Dinge behandeln. Auch lateinische und deutsche Gedichte hat er veröffentlicht. Vgl. Wittenberger Programm 1843, S. 16 f.

Gregor Nitzsch lehrte Geschichte und Latein. Zu der grammatischen Akribie Spitzners trat ergänzend die Tiefe und der milde Idealismus von Nitzsch, dessen Wissen doch auch auf der festen Basis der Portenser Schule beruhte. Von beiden wurde die Fertigkeit im Latein-Schreiben und -Sprechen gepflegt. Mehr aber als durch allen positiven Unterricht wurde der wissenschaftliche Sinn der Schüler geweckt durch die begeisterte Liebe der Lehrer zum Altertum und die nicht allein auf den sächsischen Fürstenschulen hergebrachte Pflege des Privatstudiums, wozu auch durch die noch engen Grenzen des Lehrplans reichliche Muße vergönnt war. Nach altbewährter Übung jener Anstalten trat eine durch wohlabgestufte Aufsicht geregelte Privatlektüre der klassischen Autoren schon in der Quarta ein. Während in gemeinsamen Arbeitsstunden die Jüngeren unter Anleitung der Primaner zunächst arbeiten lernten, hatten die Älteren in monatlich oder vierteljährlich einzureichenden Heften sich über die Früchte ihres Privatfleißes auszuweisen. Gerade dieser Freiheit selbständiger Versenkung in die Literatur des Altertums verdankten so viele ihre dauernde Vertrautheit mit demselben und die Sicherheit des Verständnisses, welche auch im späteren Leben nicht in dem Maße verloren ging wie leider heutzutage.

Sehr fein wurden die Verdienste und die Bedeutung Spitzners von dem ausgezeichneten damaligen Subrektor des Gymnasiums in Wittenberg, Johann Heinrich Deinhardt,[1]) in dem Programm des Gymnasiums der Lutherstadt von 1843 gewürdigt. Spitzner war eben ein ausgezeichneter Schulmann und trefflicher Gelehrter. In demselben Programme werden die Schüler angeführt, die, unter Spitzner tüchtig vorgebildet, das Gymnasium verließen; ich hebe nur hervor: Glasewald (später Direktor in Greifswald), Professor

[1]) Johann Heinrich Deinhardt, geboren am 15. Juli 1805 in Niederzimmern bei Erfurt, besuchte das Gymnasium in Erfurt, bezog Ostern 1825 die Universität Berlin, hörte mit großem Fleiße die Vorlesungen Böckhs, Bopps, Idlers, Dirksens, Ohms, Raumers, Hegels, Hennings, Enckes, auch die naturwissenschaftlichen Vorträge Links und Ermanns wurden besucht. Im Jahre 1828 wurde Deinhardt durch die Vermittlung seines früheren Lehrers, des Direktor Spitzner, in Wittenberg als Lehrer der Mathematik angestellt, und 1844 übernahm er die Leitung des Bromberger Gymnasiums, die er bis zu seinem am 26. August 1867 erfolgten Tode in den Händen gehabt hat. Deinhardt war einer der ausgezeichnetsten Menschen, die der Verfasser dieser Schrift auf seinem Lebenswege kennen gelernt hat. Von seinen Schriften hebe ich nur hervor: Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart. Gotha 1837. Beiträge zur religiösen Erkenntnis. Gotha 1844. Leben und Charakter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius. Gotha 1844. Man vergleiche, um die Bedeutung des trefflichen Mannes zu würdigen, die von seinem über alles geliebten Schwager, dem Direktor Schmidt, Leipzig 1869 herausgegebenen kleinen Schriften, die in dem Besitze jedes Lehrers sein sollten. Außerdem ist zu beachten: Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Gymnasialwesens. Leipzig 1874. Von Th. Bach (Separatabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, II. Abt. 1873).

Vogt (Greifswald), Schöne (Gymnasialdirektor), Friedr. Ritschl (Professor der Philologie), Moritz Seyffert (Professor), Schmalfuß (Schulrat), Büchner (Gymnasialdirektor) u. a.

Friedrich August Wilhelm Spohn.

Friedrich August Wilhelm Spohn (geboren den 16. Mai 1792 in Dortmund, gestorben in Leipzig den 17. Januar 1823) war ebenfalls ein talentvoller Schüler Aug. Chr. Lobecks aus der Zeit seiner Wittenberger Thätigkeit. Seine Vorbildung zu akademischen Studien hatte Spohn ebenfalls in Schulpforta (1804 bis 1810) erworben, dann hatte er die Universität Wittenberg bezogen und unter Lobeck sich tüchtig weitergebildet. In dem siechen Körper wohnte ein kräftiger, nie rastender Geist. Er hatte wichtige Werke über alte Geographie, über Literaturgeschichte des Augusteischen Zeitalters, über die Mythologie der Völker des Ostens und Nordens, für die Schrift und Sprache der alten Ägypter geplant. Aus einem Briefe an seinen hochverehrten Lehrer, dessen Andenken ihm immer lebendig vor der Seele steht, ersieht man, wie groß das Gebiet war, das seine Gelehrsamkeit umspannt hat.[1]) Für die homerischen Gedichte hat er, wie Konr. Bursian[2]) bemerkt, die Arbeiten Friedr. Aug. Wolfs weitergeführt. Bekannt ist Spohns commentatio de extrema Odysseae parte a rhapsodia Ψ v. 297 aevo recentiori orta quam Homerico (Leipzig 1816), worin er die schon von Aristophanes von Byzanz und Aristarch ausgesprochene Ansicht, daß der Schluß der Odyssee jüngeren Ursprungs sei als die übrigen Partien dieses Gedichtes, in sorgfältiger und scharfsinniger Weise begründet. Schon 1814 hatte er eine Abhandlung geschrieben: de agro Trojano in carminibus Homericis descripto (Leipzig 1814), worin er eine Anzahl Widersprüche hinsichtlich der troischen Ebene in der Ilias nachwies. Ferner gab er heraus zwei geographische Schriften des byzantischen Mönchs Nikephoros Blemmides (Leipzig 1818). Hesiodi opera ac dies in usum scholarum (Leipzig 1818). De Tibulli vita et carminibus (1819). Auch eine Neubearbeitung der Ausgabe des Isokratischen Panegyrikus von Morus erschien 1817 (Leipzig), Lectiones Theocriteae 1822—1823 (Leipzig). Insbesondere aber gebührt ihm, wie Konr. Bursian am Schlusse der Besprechung der Verdienste Spohns sagt, der Ruhm, daß er zuerst in Deutschland, gleichzeitig mit dem Franzosen Jean François Champollion, wenn auch mit weniger glücklichem Erfolg, sich an die Entzifferung der Schriftzeichen der alten Ägypter, der hieratischen wie

---

[1]) Mitteilungen aus Lobecks Briefwechsel ꝛc. Herausgegeben von Ludwig Friedländer. Leipzig 1861. S. 74.

[2]) Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 717.

der demotischen, versucht hat.[1]) Es ist in der That bewundernswürdig, was dieser kränkliche Gelehrte geleistet hat.[2]) Spohn war unverheiratet, seine Mutter, die im 66. Jahre noch rüstig ihm die Wirtschaft führte, stand dem trefflichen Sohne hülfreich zur Seite. Von Lebensgenüssen hatte er es sich, wie er an Lobeck berichtet, abgespart, um sich gute Bücher zu kaufen.

Im Jahre 1815 war Spohn in Leipzig Privatdocent an der Universität, 1817 wurde er außerordentlicher und 1819 ordentlicher Professor der alten Literatur, doch schon am 17. Januar 1824 erlag der sieche Körper seinen Leiden. Man vergleiche Gust. Seyffarth, memoria Spohnii (Lipsiae 1825). Gregor Nitzsch (Biogr. von Lübker) S. 98 f.[3])

Spohn hatte, wie Seyffarth erwähnt (S. 14), Gelegenheit, in Weimar und Danzig am Gymnasium angestellt zu werden und die Leitung des Gymnasiums in Rinteln zu übernehmen; später wurde ihm eine Professur in Rinteln angeboten, er zog es aber vor, in Leipzig zu bleiben.

Gregor Wilhelm Nitzsch.

Gregor Wilhelm Nitzsch (geboren den 22. November 1790 in Wittenberg, gestorben den 22. Juli 1861 in Leipzig) ist der dritte Schüler Lobecks aus der Wittenberger Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes, es ist vielleicht derjenige, der von allen Schülern Lobecks auf die Gestaltung des Gymnasialwesens einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, denn in den Jahren seiner Kieler akademischen Wirksamkeit bildete er alle diejenigen aus, die später als Lehrer an Gymnasien in Schleswig-Holstein thätig sein wollten, ja eine Reihe von Jahren (1834 bis 1852) gehörte es zu seinen Berufspflichten als Mitglied der schleswig-holsteinschen Regierung, die in Gottorf errichtet war, die Gymnasien des Landes zu beaufsichtigen und für die Hebung derselben nach allen Richtungen hin zu sorgen. Der Zustand, in welchem er die höheren Schulen seines neuen Heimatslandes vorfand, war nicht eben erfreulich. Während im Königreich Dänemark längst die gelehrten Schulen sämtlich mit acht bis neun Lehrern und einer entsprechenden Anzahl von Klassen ausgestattet waren, mußten hier die vier schleswigschen

---

[1]) Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 718. Mitteilungen aus Lobecks Briefwechsel. S. 76.

[2]) An Lobeck schreibt er: Vom Memnon habe ich eine ganze Genealogie gefunden, Osymandias ist sein Vater und dieser hat den Osiris zum Urgroßvater.

[3]) An Nitzsch schreibt Spohn (S. 99): Ich selbst habe non sine lacrimis den schönen Glauben an einen Dichter, wie du weißt, aufgegeben, deshalb finde ich es sehr lobenswert, wer hart an diesem Glauben hängt. — Du bist noch der Meinung, daß die Odyssee in allem kongruiere, das wirst du wenigstens dann aufgeben, wenn meine Geogr. fab. an das Licht getreten ist.

und sechs holsteinschen Gymnasien mit Ausnahme des um ein wenig besser gestellten Altonaer Christianeums, sich bei je vier Lehrern und vier Klassen wahrhaft kümmerlich behelfen. Man kann sich denken, welche Arbeitslast unter solchen Verhältnissen auf dem einzelnen Lehrer lag und wie wenig doch bei alledem gewirkt werden konnte. Von einer Beaufsichtigung des Privatfleißes, wie sie in den sächsischen Gymnasien allgemein üblich war, konnte hier keine Rede sein. Es trat bei den Lehrern eine gewisse Einseitigkeit hervor, fehlte es doch an jeder immer so wichtigen Anregung von seiten der Behörde, andrerseits war es für den einzelnen Lehrer unmöglich, alle die Fächer, in denen zu unterrichten ihm oblag, einigermaßen gründlich zu verstehen. So fand Gregor Nitzsch in Kiel ein reiches Feld einer ihm zusagenden wissenschaftlichen und pädagogischen Thätigkeit. Es galt, materiell und geistig die höheren Unterrichtsanstalten zu heben. Aus dem von Nitzsch von Mitte November 1834 bis zum September 1842 geführten Tagebuche, in dem über jeden Brief und jeden Besuch gewissenhaft und sorgfältig berichtet wurde, geht hervor, wie sehr ihm die gründliche Hebung der seiner Aufsicht unterstellten Gymnasien am Herzen lag. Es war für ihn eine wahre Freude, in dem Regierungskollegium ein verständnisvolles Eingehn auf seine Vorschläge zu finden. Alt und schwach gewordene Lehrer wurden in den Ruhestand versetzt, und neue Klassen und neue Lehrerstellen an verschiedenen Gymnasien eingerichtet. Instruktionen für Rektoren und Lehrer wurden entworfen, und alle in den wissenschaftlichen Betrieb des Unterrichts eingreifende Fragen sachgemäß beraten. Durch die ihm obliegende halbjährige Revision der Lektionstabellen trat er mit den Rektoren und Lehrern in stetigen Verkehr, lernte — was in einem solchen Amte von großer Wichtigkeit ist — die einzelnen Lehrerpersönlichkeiten kennen. In seinen mündlichen Besprechungen mit den Lehrern wurde über die Methode der Lehrer und über disciplinarische Dinge verhandelt. Hier kam Nitzsch zu statten, daß er aus seiner pädagogischen Thätigkeit in Zerbst und Wittenberg aus Erfahrung die Bedürfnisse des Gymnasiums gut kannte, wußte, was wissenschaftlich, was pädagogisch für die höheren Bildungsanstalten ersprießlich sei. Diktatorische Vorschriften zu geben lag ihm fern, aber er betonte einen festen Gang im Unterricht und Ordnung und Zucht in der ganzen Lebenshaltung der Schüler. Seinem ganzen echt humanen Standpunkte entsprechend, stellte er sich nicht über seine Lehrer, sah sie nicht vom hohen Olymp herab an, wie das gar leicht geschieht; man vergißt, daß Lehrer gar oft gelehrter, einsichtiger, pädagogisch verständiger sind als die Herren, welche den Kommandostab führen, sondern mit Wohlwollen wird alles behandelt, die Lässigen werden zu eifriger Pflichterfüllung angereizt, die Strebsamen, mit ihrem Beruf es ernst nehmenden sind seiner Anerkennung und Förderung gewiß. Bei den Besuchen der Anstalten ging er auf das Einzelne wie auf den Charakter des Ganzen ein. Es ist eine

wahre Freude, in der Biographie, die Friedr. Lübker[1]) dem vortrefflichen Manne gewidmet hat, nachzulesen, wie sehr es Nitzsch am Herzen lag, Wissenschaft und Schule zu fördern. Einen noch allseitigeren Einblick in die pädagogische Wirksamkeit des Professor Nitzsch geben die pädagogischen Briefe[2]) von Friedr. Rieck, in denen die Thätigkeit und die Einwirkung des Kieler Gelehrten anziehend und höchst lehrreich geschildert wird. In einer besonderen Schrift: Über Reform der Gymnasien als allgemeine Bildungsanstalten. Ein pädagogisches Gutachten mit Bezug auf die Gymnasialanstalten Schleswig-Holsteins und die Projekte der Rendsburger Lehrerversammlung (Kiel 1849), hat Gregor Nitzsch seine Anschauungen über Gymnasialbildung besonders deutlich ausgesprochen. In jeder Beziehung freute sich Nitzsch seiner akademischen Thätigkeit, seine persönlichen Beziehungen zu seinen Amtsgenossen, insbesondere zu dem Philosophen Heinrich Ritter, waren die erfreulichsten. Seine Vorlesungen umfaßten fast alle Zweige der Altertumswissenschaft und auch die Erklärung der vorzüglichsten Klassiker; Altertümer und Metrik hat er, wie Lübker angiebt, wohl nie gelesen, besonders beliebt war die Vorlesung über Homer als Nationaldichter, meisterhaft soll seine Einleitung in die Lektüre des Platonischen Phaedrus gewesen sein. Vor allem aber kam es ihm darauf an, in seinem Seminar, das er wöchentlich zweimal zu halten pflegte, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden, da nur auf diese Weise eine Hebung der Leistungen auf Gymnasien und auf der Universität zu erzielen war. Das Höchste und Beste bei allem Unterrichte ist, daß man die Schüler arbeiten lehrt, nicht selbst zu viel thut, immer die Incidenzfragen bringt, bei Forderung an Vorbereitung, Repetition und Beurteilung der Arbeiten streng verfährt. Beständig tadelt er das insgemein Fragen; er will den lebendigen Verkehr des Lehrers mit der einzelnen Seele, in allem Unterrichte muß rechte Lebendigkeit, Munterkeit, Anschaulichkeit herrschen, das ist ein Hauptziel in seinen Augen. Wo er dies vermißt, urteilt er: Der Unterricht schreite in ruhiger Haltung zweckmäßig und tadellos vor sich, habe aber doch zu wenig Spitzen und Stachel. Eine Reihe seiner leitenden Grundsätze ist in der im Jahre 1844 erlassenen Gymnasialordnung nebst Lehrinstruktion niedergelegt. Leicht ließe sich aus dem, was Lübker und Rieck in den angeführten Schriften über die pädagogischen Anschauungen des Philologen Nitzsch mitteilen, eine Gymnasialpädagogik zusammenstellen, sie würde im wesentlichsten wohl mit den Grundsätzen übereinstimmen, welche wir in der Gymnasialpädagogik Nägelsbachs

---

[1]) Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 718. Gregor Wilhelm Nitzsch, in seinem Leben und Wirken dargestellt von D. Fr. Lübker. Jena 1864.

[2]) Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an Gregor Wilhelm Nitzsch. Von Dr. Friedr. Rieck. Bielefeld und Leipzig 1867. Beide Schriften über Gregor Wilh. Nitzsch sollten in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

und Karl Ludwig Roths wiederfinden. Nicht lange sollte sich der edle Mann einer so reichgesegneten Wirksamkeit erfreuen, denn in den vierziger Jahren begann die schleswig-holsteinsche Frage eine brennende zu werden. Es war natürlich, daß ein Patriot, wie Gregor Nitzsch, der bereits im Jahre 1814 als Soldat[1]) in einem der Wittenberger Landwehrbataillone in den Freiheitskriegen mitgefochten hatte, bei diesen politischen Verhandlungen nicht gleichgültig bleiben konnte. Der König von Dänemark Christian VIII. hatte an die den schleswig-holsteinschen Schulen zugedachte Geldbewilligung (jährlich 24000 Thlr.) die Bedingung geknüpft, daß in der Hadernsleber Gelehrtenschule, die einst von Herzog Hans im Interesse und zum Schutze der deutschen Bildung und Intelligenz gegen die „dort im Schwange gehende" dänische Sprache gestiftet worden war, fortan das Dänische als Unterrichtssprache eingeführt werden sollte. Die schleswig-holsteinsche Regierung entschied in ihrer Majorität zu Gunsten der deutschen Unterrichtssprache. Diese Angelegenheit betrübt den sonst so amtsfreudigen Gelehrten tief, und er mußte in der Rede, die er zum Geburtstage des Königs zu halten hatte, seiner Verstimmung Ausdruck geben.[2]) Als am 20. Januar 1848 dem Könige Christian VIII. Friedrich VII. auf dem Throne gefolgt war, da spitzten sich die Dinge in Schleswig-Holstein so zu, daß am 12. Juni 1852 die Absetzung von Gregor Nitzsch erfolgte.[3]) Dieser Gewaltstreich war ihm um so schmerzlicher, da er sich mit Land und Leuten innig verwachsen fühlte. Nicht lange sollte er seine akademische Thätigkeit entbehren, bereits am 18. Oktober begann er seine Vorlesungen in Leipzig über die Religion der Griechen und Römer vor 36, über Platons Staat vor 8 Zuhörern, die Leitung des Seminars (Disputierübungen) teilte er mit Westermann (griechische Interpretation) und R. Klotz (lateinische Schriftsteller). Auch in der großartigen Universitätsstadt Leipzig fand er eine ihm zusagende Thätigkeit, wenn auch Alter und Lebenserfahrungen, dazu die neuen amtlichen Beziehungen, den jugendlichen Enthusiasmus, mit dem er in Kiel gewirkt, nicht wiederzubringen vermochten. Mit alten Schulfreunden wie Nobbe, Schilling, Möbius und den Amtsgenossen Roscher, Albrecht, Fleischer und andern wurde herzlich verkehrt, die geliebte Bildungsstätte seiner Jugend, die Pforta, wurde öfter besucht, namentlich mit dem trefflichen Platoniker Steinhart Unterhaltung gepflogen. So vergingen die Tage unter

---

[1]) In den ersten Monaten des Jahres 1814 war er in die sächsische Landwehr eingetreten, hatte an mehreren Treffen gegen die Ausfälle des Marschalls Maison, der ein preußisches Corps aus Courtray und Menin vertrieben hatte und nun zum Rückzuge nach Lille gebracht werden sollte, teilgenommen und war erst nach dem Abschluß des Pariser Friedens seinem Berufe wiedergegeben worden. Lübker, Biogr. Gregor Wilh. Nitzsch. S. 12 f.

[2]) Lübker, Gregor Wilh. Nitzsch. S. 63.

[3]) Die näheren Umstände lese man bei Lübker, S. 74 f.

Arbeit und persönlicher Anregung, von Ferienreisen unterbrochen. Am 22. Juli 1861, voll schöner Hoffnung für den Herbst und Winter, war er, bei 26 Grad Hitze, am Mittag auf dem Wege zur Universität, um über die Odyssee seine Vorlesung zu halten, als er bemerkt, daß er ein Buch vergessen. Durch den Sonnenbrand eilt er zurück in seine Wohnung und wieder auf dem Augustusplatze angelangt wird er, vom Schlage getroffen, in das Haus zurückgebracht, erholt sich wieder, sinkt aber plötzlich seiner geliebten Gattin in die Arme. So schlossen sich die Augen eines in jeder Beziehung trefflichen Menschen und Gelehrten.[1])

Außer den vielen Universitätsprogrammen, die er als Programmatarius der Hochschule in Kiel abzufassen hatte, sind vor allen andern Werken die erklärenden Anmerkungen zur Odyssee 1826 bis 1840 zu nennen. Sehr zu bedauern bleibt, daß dieses für die Kenntnis der homerischen Dichtung so wichtige Werk nicht zu Ende geführt worden ist. Ebenso ist das treffliche Werk: Die Sagenpoesie der Griechen. Kritisch dargestellt. Drei Bücher von Gregor Wilhelm Nitzsch (Braunschweig 1852), zu erwähnen.

Schon im Jahre 1841 hatte Nitzsch in den Kieler philologischen Studien eine Abhandlung: Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung S. 377—467 veröffentlicht. Bald nach dem Tode des ausgezeichneten Philologen erschienen Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie (Leipzig 1862). Der berühmte Greifswalder Philolog Schömann nannte die Sagenpoesie in einer Anzeige eine der schätzbarsten Bereicherungen unserer Literatur,[2]) und das opus postumum bezeichnete K. Lehrs als eine stattliche Hinterlassenschaft an Umfang wie an Gehalt.[3]) Jeder Lehrer, dem die herrliche Aufgabe obliegt, das Verständnis der Dichtungen des Homer den Schülern nahe zu bringen, wird in dem Studium der Schriften von Gregor Wilhelm Nitzsch tiefgehende Belehrung und Anregung finden.

Nun gehen wir zur Darlegung der Bedeutung des vielleicht hervorragendsten Schülers Lobecks aus der Königsberger Zeit über, des Professor Dr. Karl Lehrs.

Karl Lehrs.

Weiteren Kreisen ist der geistvolle Gelehrte (geboren den 14. Januar 1802 in Königsberg, gestorben den 9. Juni 1878) durch seine zuerst im Jahre 1856 und in zweiter Auflage 1875 erschienenen populären Aufsätze aus dem Altertum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen, bekannt geworden.

[1]) Professor Overbeck hat das Wesen des ausgezeichneten Mannes in der von Lübker S. 88 mitgeteilten Rede am Sarge des Entschlafenen sehr gut charakterisiert.

[2]) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. XXIX (7. Januar 1854).

[3]) Lit. Centralblatt 1863, Nr. 4, und Kammer, Die Einheit der Odyssee. Anhang: Homerische Blätter von Professor Dr. K. Lehrs. Leipzig 1873.

Diese Abhandlungen geben uns ein getreues Bild von den Gedankenkreisen, in denen der seinen Lehrer Lobeck über alles liebende, den höchsten Aufgaben des Menschenlebens zugewandte Gelehrte lebte und webte. Den geliebten Alten, vor allem den Griechen, hatte Lehrs sein ganzes Interesse gewidmet, aber auch Goethe, Schiller, Shakespeare, Byron und andere große Dichter zogen ihn mächtig an, dienten ihm zur Bildung seiner Weltanschauung. Er war unvermählt und daher in der Lage, wie sein Freund Lachmann, ganz seinen Lieblingsstudien zu leben, ohne durch Familiensorgen abgezogen und in Anspruch genommen zu werden. Seine Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie sind von allen anerkannt, seine Vorlesungen haben befruchtend und anregend auf seine Zuhörer gewirkt, haben einen Gymnasiallehrerstand in der Provinz Ostpreußen bilden helfen, der immer Anerkennung gefunden hat. Die quaestiones epicae. Scripsit K. Lehrs. Regimontii Prussorum 1837. Das treffliche Buch: de Aristarchi studiis Homericis. Scripsit K. Lehrs. Editio tertia Lipsiae 1882. Die Pindarscholien. Eine kritische Untersuchung zur Quellenkunde. Nebst einem Anhange über den falschen Hesychius Milesius und den falschen Philemon, von K. Lehrs (Leipzig 1873). Platos Phädrus und Gastmahl, übersetzt mit einleitendem Vorwort von K. Lehrs (Leipzig 1869) haben Anerkennung gefunden. Q. Horatius Flaccus. Mit vorzugsweiser Rücksicht auf die unechten Stellen und Gedichte (Leipzig 1869). Auch aus dieser Behandlung der Dichtungen des Horatius, die sich an die kritische Methode Peter Hofmann-Peerlkamps [1]) anschließt, kann man, wenn man auch nicht den Resultaten der Untersuchungen im ganzen Umfange beizustimmen vermag, viel lernen. Nur einige von seinen zahlreichen Schülern mögen hier genannt werden. Besondere Verdienste um die Altertumswissenschaft hat sich Ludw. Friedländer durch seine öfters aufgelegten trefflichen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms und durch seine Ausgabe der Epigramme des Martialis erworben; Otto Carnuth, gegenwärtig Schulrat in Ostpreußen, Aug. Lentz, Arthur Ludwich haben sich durch grammatische und metrische Untersuchungen um die griechische Literatur verdient gemacht; der Gymnasialdirektor Eduard Kammer trug durch seine Bücher: Die Einheit der Odyssee ꝛc. mit einem Anhang: Homerische Blätter, von Professor Dr. Lehrs (Leipzig 1873) und durch seinen ästhetischen Kommentar zu Homers Ilias (Paderborn 1889) viel zum tiefern und allseitigern Verständnis der homerischen Dichtung

[1]) Peter Hofmann-Peerlkamp, geboren 1786 in Gröningen, gestorben den 29. März 1865 in Hilversum bei Utrecht. Vgl. Lucian Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869. S. 110 f. Er gab zuerst heraus: Tacitus Agricola 1827, neuaufgelegt 1863; Q. Horatii Flacci carmina recensuit P. Hofmann-Peerlkamp (Haarlem 1834) edit. II Amstelodami 1862. P. Virgilii Maronis Aeneidos libr. edidit et adnotatione illustravit P. Hofmann-Peerlkamp, Leidae 1843.

bei; Arthur Jung, der durch seine Ausgabe[1]) der Briefe Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen sich vorteilhaft bekannt gemacht hat.[2])

Hören wir Lehrs selbst über seinen Lebensgang berichten: Ich bin geboren zu Königsberg in Preußen, den 14. Januar 1802; der Sohn eines Kaufmanns daselbst. Nachdem ich den ersten Unterricht durch einen Privatlehrer erhalten, wurde ich in meinem zehnten Jahre in Tertia des Friedrichskollegiums (das damals unter der Leitung des vortrefflichen Pädagogen Gotthold[3]) (1810—1852) sich eines guten Rufes erfreute) aufgenommen, so gut vorbereitet, daß ich schon nach einem halben Jahre in die Untersekunda versetzt wurde. Ich hatte damals, wie während der ganzen Zeit meiner Ausbildung auf der Schule und der Universität, das Glück, durch die Fürsorge meiner Eltern jeder äußeren Störung der Studien enthoben zu sein: und unter dem Einflusse der Lehrer des Friedrichskollegiums gewann ich bald die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen lieb genug, um manchen sich darbietenden Zerstreuungen, nicht immer ohne Aufopferung, zu entsagen. So stand mir früh, freilich damals dunkel genug, als künftige Aussicht ein wissenschaftliches Leben vor Augen; die Neigung dazu wurde größer und deutlicher, je weiter ich vorschritt, und durch den wissenschaftlichen Einfluß der höheren Klassen: auch schwankte ich hierüber niemals als in der Zeit der Zweifel, welche bei keinem Selbständigen auszubleiben pflegt. Allein diese Anfechtungen, ein rein praktisches Fach zu wählen, gingen zu meiner großen Zufriedenheit bald vorüber. — Dem Direktor und allen damaligen Lehrern des Friedrichskollegiums, gegenwärtigen und abwesenden, meinen wärmsten Dank zu sagen für die geistige und sittliche Richtung, die ich ihnen verdanke und für die Belehrung, die sie mir boten, ist mir angenehme Pflicht. Michaelis 1818 wurde ich auf die Universität entlassen. Die nähere Bekanntschaft mit Herrn Professor Lobeck eröffnete mir bald in dem Studium der klassischen Sprachen die Aussicht auf ein Feld, auf dessen Größe nur anmaßendes Selbstvertrauen ohne Bedenklichkeit hätte hinsehen mögen. Daß hier selbst ein Mäßiges zu erreichen und über die Mittelmäßigkeit hinauszu-

[1]) Diese Ausgabe ist zum Gebrauch für die obersten Klassen höherer Lehranstalten bestimmt und ist dem Professor Karl Lehrs, dem ἀνὴρ ψυχαγωγῶν, gewidmet (Leipzig 1875).

[2]) Programm des Königl. Gymnasiums zu Meseritz 1880. Außerdem hat Jung noch eine Abhandlung über das Tragische. Programm des Gymnasiums zu Inowrazlaw 1866, veröffentlicht, und einen Vortrag: Die pädagogische Bedeutung der Schopenhauerschen Willenslehre (Berlin 1890). Leider ist der talentvolle Mann am 2. Oktober 1890 verstorben.

[3]) Gotthold, geboren den 2. Januar 1778 in Berlin, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Pädagogium zu Züllichau und dem grauen Kloster zu Berlin, studierte von 1798 bis 1801 unter Friedr. Aug. Wolf Philologie in Halle (er war einer der besten Schüler des großen Philologen), erhielt eine Lehrerstelle in Berlin, wurde dann Prorektor in Küstrin, übernahm später das Direktorat des Friedrichskollegiums in Königsberg, wo er am 25. Juni 1858 verstorben ist. Eine Selbstbiographie findet sich in dem I. Bande seiner Schriften. Vergleiche auch Langbeins pädagogisches Archiv. Bd. VII, S. 176—194.

gehen, gewissenhafte Benutzung der Zeit notwendig sei, konnte bei dem Anblick solcher Fülle nicht entgehen. Diese Überzeugung bewahrte mich (obgleich mir das Leben als Schulmann immer zunächst vor der Seele geschwebt hat) vor dem Abwege, zu welchem die Verführung damals nicht fehlte, meine Zeit mit dem Studium der Pädagogik,[1]) wie sie es nennen, zu zersplittern oder zu verschwenden. Außerdem: sich Grenzen setzen in seiner Wissenschaft, sie erlernen zu wollen für den nächsten und notwendigsten Bedarf, schien die Berechnung eines Krämers und die Absicht, den Umgang mit Menschen aus einem psychologischen Lehrbuche zu erlernen, die eines Unmündigen. Nicht unerwähnt lassen darf ich über meine Universitätsjahre die wohlwollende Teilnahme, welche mir meine früheren Lehrer, Herr Professor Lachmann und Herr Oberlehrer Jacob fortwährend bewiesen, in deren Umgang ich ebenso angenehme als lehrreiche Stunden zugebracht. Wie aber Herr Professor Lobeck sich meiner angenommen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden; auch dürfte es in Königsberg am wenigsten nötig sein.

Nachdem ich examiniert und promoviert worden, fährt Lehrs fort, erhielt ich die Aufforderung, während der Reise des Herrn Professor Schöler[2]) nach Italien den Sommer 1823 hindurch am Danziger Gymnasium seine Stelle zu versehen. Ich rechne dies zu meinen glücklichsten Erfahrungen. Hier lernte man das Schulwesen in wahrhaft edler Gestalt kennen. Die vorherrschende Ansicht, den Lehrer als Künstler zu betrachten, dem man die Freude an seinen Werken nicht zu verkümmern habe, an den man aber berechtigt sei, Anspruch zu machen auf stets zunehmende Vervollkommnung, verbreitete über die Lehrer eine freie Thätigkeit, deren wohlthätiger Einfluß auf die Schüler überging; und mit Vergnügen bemerkte man schon auf den niedrigen Klassen einen wissenschaftlichen Geist und Fortschritte von Bedeutung. Man hat der Anstalt den Vorwurf gemacht, daß (vielleicht bloß verhältnismäßig) die mathematischen Wissenschaften in den Hintergrund traten. Dieses beweist allerdings, daß die Anstalt nicht vollkommen war; was man freilich auch ohne Beweis wissen konnte. Für die eigene wissenschaftliche Fortbildung hätte es an Hilfsmitteln gefehlt, wenn nicht Herr Direktor Meineke[3]) aus seiner Büchersammlung mit einer Gefälligkeit, die im eigent-

[1]) Bei dieser Anschauung läßt es sich leicht erklären, wie ich gelesen, daß der Pädagog Herbart den Philologen Lehrs bei einer Bewerbung um eine Gymnasiallehrerstelle nicht empfehlen mochte. Vgl. Programm Karl Lehrs, von A. Jung.

[2]) Schöler, geboren am 18. März 1793 in Döschnitz bei Rudolstadt, besuchte das Gymnasium in Rudolstadt, studierte in Leipzig, übernahm 1815 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium in Gotha, ging als Professor 1818 an das Gymnasium nach Danzig, wurde 1833 Direktor des Gymnasiums in Lissa und übernahm dann von 1843—1864 die Leitung des Gymnasiums in Erfurt, wo er 1865 gestorben ist.

[3]) Vgl. oben das über den trefflichen Direktor Meineke Gesagte (S. 208 f.). Die besonders in der griechischen Literatur reiche Büchersammlung Meinekes hat der Fürst

lichen Sinne des Wortes zuvorkommend heißen mußte, das Nötige dargeboten hätte. Aber dieser treffliche Mann bot mehr: freundschaftlichen Umgang, Anregung, Belehrung. Möge ihm niemals die Zufriedenheit fehlen, die er über alle, die mit ihm in Berührung traten, zu verbreiten suchte. Nach der Rückkehr Schölers übernahm Lehrs auf kurze Zeit eine Hauslehrerstelle in Danzig, ging 1824 als Gymnasiallehrer nach Marienwerder und wurde am 8. August 1825 an das Friedrichskollegium seiner Vaterstadt berufen. Erst im Jahre 1831 habilitierte er sich an der Universität mit einer Schrift: de Aristarchea vocabulorum quorundam Homericorum interpretatione, sie war die Vorläuferin seines Hauptwerkes: de Aristarchi studiis Homericis, Königsberg 1833 (III. Ausgabe, von Arthur Ludwich besorgt, erschien 1882 Lipsiae). Im Jahre 1835 wurde er außerordentlicher und 1845 ordentlicher Professor der Philologie. Obgleich er öfter Gelegenheit hatte, ehrenvolle an ihn ergangene Rufe an andere Hochschulen anzunehmen, obwohl er nach dem Tode Gottfr. Hermanns Nachfolger des großen Philologen werden konnte, so blieb er doch seiner Vaterstadt treu und wirkte neben Lobeck, Rosenkranz, Schade, Rühl, Friedländer, Nitzsch, v. Gutschmid und anderen trefflichen Gelehrten der Hochschule segensreich für Schule und Universität bis zu seinem am 9. Juni 1878 erfolgten Tode. Lehrs war von Geburt Jude, trat am 29. Oktober 1822 zum Christentum über: O. Schade sagt wohl mit vollem Recht: diejenigen würden sich sehr irren, die glauben wollten, daß der Übertritt zum Christentum aus Rücksicht auf sein Fortkommen und seine Anstellung im Staate geschehen wäre: das würde mit seiner eigenen strengen Wahrheitsliebe unvereinbar sein. Man denke dabei, daß es sich, nach der Richtung der damaligen Zeit, nicht um orthodoxes Christentum handelte. Aber auch dem Pietismus, der damals den Kampf mit dem Rationalismus aufzunehmen begonnen hatte, scheint Lehrs im Laufe der nächsten Jahre nicht ganz fremd geblieben zu sein, wie denn auch sein Lehrer und Freund Karl Lachmann, wenigstens in der Königsberger Zeit, erwiesenermaßen dieser Richtung nicht ganz abhold gewesen ist. In den dreißiger Jahren, wie es scheint, noch in der ersten Hälfte derselben, muß aber der Umschwung in Lehrs' religiöser Überzeugung geschehen sein, der für die Wissenschaft so folgenreich war: der Christ gewordene Jude ward Hellene in des Wortes reinster und idealster Bedeutung, und vor ihm lag das Verständnis des Hellenentums, wie es wohl vor keinem Sterblichen gelegen, seit es aufgehört hat, Hellenen zu geben, in allen ihren höheren Lebensäußerungen, ihrem Glauben, Denken, Dichten, dem gesamten künstlerischen Schaffen, das ideale Menschentum. Von seinem Stamme hatte er, die äußere Erscheinung abgerechnet, keine Eigentümlichkeit

---

Otto von Stolberg-Wernigerode erworben, sie hat in dem fürstlichen Gymnasium ihre Aufstellung gefunden.

beibehalten als die hohe edle Leidenschaftlichkeit, die Glut in Liebe und Haß, die mit den Jahren eher zu- als abnahm; sonst war seine Handlungsweise stets die eines redlichen Christen; sein Denken und Fühlen aber war hellenisch. Specifisch Germanisches hatte er nicht, der große Lehrer der Germanen. Die ganze so ideal gerichtete Persönlichkeit des großen Philologen machte einen gewaltigen Eindruck auf alle, die sich seines Verkehrs erfreuten. So heißt es in dem V. Bande der v. Gutschmidschen kleinen Schriften S. XXIII. Der enge Verkehr, in welchen Gutschmid (der nach dem Weggange des trefflichen K. W. Nitzsch nach Königsberg berufen worden war) mit Lehrs trat, dessen gewaltige und wahrhaft einzige Persönlichkeit ihn immer aufs neue mit Staunen und Bewunderung erfüllte, von der ein wirkliches Bild zu haben freilich nur denjenigen vergönnt ist, die mit ihm gelebt haben. Aus den ausgewählten Briefen von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs, nebst Tagebuchnotizen, herausgegeben von Arthur Ludwich (1802—1849), 2 Teile Leipzig 1894, empfängt man von der Bedeutung dieser ausgezeichneten Männer und ihrer Freunde einen mächtigen Eindruck. Man kann dem Herausgeber gar nicht genug für die Veröffentlichung dieser Episteln danken. Auf dem Grabe des seltenen Mannes ist ein vom Bildhauer Professor A. Wolff gearbeitetes Denkmal (eine griechische Stele aus carrarischem Marmor mit dem Reliefporträt des Verstorbenen, welches die Worte umziehen: *λόγος μουσικῇ κεκραμένος*) errichtet. Zahlreiche Freunde und Verehrer des geistvollen Philologen hatten zu diesem Erinnerungszeichen die Summe von 3478,80 M. zusammengelegt.

„Lehrs hatte," wie uns Arthur Jung berichtet, „eine sehr hohe Meinung auch von dem Wohlklang der deutschen Sprache und wünschte, daß sich die Gymnasialstudien auch des Altertums mehr in Verbindung setzen möchten mit unserer klassischen Literatur." Ja, er sehe darin allein eine Gewähr, daß die alten Sprachen und Autoren in unseren höheren Schulen ihren Standpunkt behaupten.[1])

Wir haben gesehen, welche Fülle von Anregungen für Wissenschaft und Schule von Männern wie G. Heyne, Friedr. Aug. Wolf, Aug. Böckh, Gottfr. Hermann, Lobeck, Spohn, Nitzsch, Lehrs und anderen ausgegangen, wie befruchtend sie für die Betreibung des Unterrichts auf den Gymnasien

---

[1]) Über das Leben des großen Philologen vergleiche Wissenschaftliche Monatsblätter, herausgegeben von Dr. O. Schade. VI. Jahrg. 1878, Nr. 6, S. 86 f., und 1873, Nr. 1, S. 14. Biographisches Jahrbuch, herausgegeben von Konrad Bursian. I. Jahrg. 1878, S. 14 f. Sehr lehrreich ist das Programm des Gymnasiums in Meseritz 1880: Zur Erinnerung an K. Lehrs, vom Oberlehrer Dr. Arthur Jung. Konrad Bursian hat die Bedeutung dieses scharfsinnigen, geistvollen Mannes in seiner Geschichte der klassischen Philologie, Bd. II, S. 718 f. und andern Stellen sehr schön gewürdigt.

gewesen sind. Noch eines Mannes weitgreifende Wirksamkeit haben wir zu erwähnen, der aus der Schule Gottfr. Hermanns zunächst für Bayern, aber nicht minder für unser ganzes Vaterland von großer Bedeutung gewesen ist. Es ist

Friedrich Wilhelm Thiersch.

Zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört es, daß ich mit meinem verehrten Lehrer und Freunde, dem Hofrat Professor Dr. Weber, im Anfang der fünfziger Jahre einige Tage in München verlebt und dem Geheimrat Friedr. Thiersch und seiner Familie näher getreten bin. Hier empfing man den Eindruck eines hochgebildeten, völlig harmonischen Lebens, in dem sich jeder Gast wohl befinden mußte; hier hatte humanes, für die höchsten Interessen des Menschen gestimmtes Leben sorgsame Pflege gefunden; überall in der Wohnung empfing man durch herrliche Kunstwerke Anregung, in dem sinnig eingerichteten Phrontisterion die köstlichsten Bücherschätze, und dazu die trefflichen Insassen des Hauses, da mußten sich die Thüringer Landsleute wohl und behaglich fühlen.

Nach allen Richtungen hin hat sich Friedrich Thiersch ein unvergeßliches Andenken gegründet. Die in verschiedenen Auflagen erschienenen griechischen, grammatischen Lehrbücher[1]) haben nicht bloß in Bayern zur Hebung des griechischen Unterrichts beigetragen. Die im Jahre 1820 veröffentlichte, Friedrich Jahn, dem damals viel verkannten, gewidmete Ausgabe des Pindar (Urschrift, Übersetzung in den pindarischen Versmaßen und Erläuterungen) hat das Studium des thebanischen Sängers gewiß vielfach gefördert und war in jenen Tagen, als sie mit der Zueignung an den Turnvater Jahn ans Licht trat, zugleich ein Zeichen von Mannes- und Freimut. Auf dem Gebiete der Archäologie machten die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen Aufsehen (1816—1819). Im Jahre 1826 erschienen Reisen in Italien. Die allgemeine Ästhetik in akademischen Lehrvorträgen (Berlin 1846) hat leider nicht den erwarteten Beifall gefunden. Die Acta philol. Monacensium (Nov. 1812—1828) enthalten wichtige Beiträge zur Altertumswissenschaft. Vortrefflich sind auch die von Thiersch als Vorstand der bayerischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen sehr zeitgemäßen, zahlreichen Reden, in denen er Themata behandelte, die ein allgemeines Interesse boten, wie über das Verhältnis der Wissenschaften des Geistes und der Natur (1854), über den Begriff und die Stellung des Gelehrten (1856), über das Verhältnis der Wissenschaft zur Wahrheit (1857), über das konservative und

---

[1]) Schon 1812 erschien Thiersch' griechische Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialekts (3. Auflage 1829), 1815 folgte die Grammatik der griechischen Grammatik für Schulen (4. Auflage 1855).

reaktionäre Princip auf dem Gebiete der Wissenschaft (1857), über das Verhältnis der Akademie zur Schule (1858), über Königliche Maßnahmen für das Gedeihen der Wissenschaften (1858). Außerdem wurden noch eine Anzahl akademischer Schriftstücke veröffentlicht, die archäologische und grammatische Stoffe zum Gegenstande der Darstellung hatten, die Abhandlungen über das Erechtheum, über die Sprache der Zakonen nehmen besondere Bedeutung in Anspruch. Insbesondere wichtig für die Geschichte der Pädagogik sind die Hauptwerke, die großes Aufsehen hervorriefen: Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern (Stuttgart und Tübingen 1826—1827). 4 Bände.[1]) Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien. Von Friedrich Thiersch (Stuttgart und Tübingen 1838).[1]) Im Jahre 1833 veröffentlichte er ein auf genauer Kenntnis des Landes und der Verhältnisse beruhendes und zwei Bände umfassendes Werk: de l'état actuel de la Grèce. In Schrift und Wort hat Friedr. Thiersch als Philhellene an der Neubegründung des griechischen Staatswesens energisch mitgewirkt und durch persönliche Anwesenheit in Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 die Ordnung der politischen Verhältnisse des Landes mit feststellen helfen.[2]) Als akademischer Lehrer hat er auf seine Zuhörer einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt und Schulmänner und akademische Lehrer gebildet, die nach allen Seiten hin auf die Hebung der lange in Bayern vernachlässigten Studien der klassischen Sprachen hinwirkten, sie förderten. Unter diesen heben wir bloß einige hervorragende heraus: Ludwig Döderlein, Johann Christoph Held, Franz Göller, Leonhard Spengel, Karl Halm, Karl Prantl, Martin Thomas, Christoph Elsperger, Ed. Wurm und viele andere. Überall ist er für Freiheit und Recht eingetreten, wenn an ihn die Entscheidung herantrat. Sein Haus war ein Sammelpunkt erlesener Kreise der bayrischen Hauptstadt, wurde gern

---

[1]) Man vergleiche die Anzeige des Werks von Joh. Schulz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1827, S. 86 f.; es werden zur Vergleichung die preußischen Schulverhältnisse herangezogen.

[2]) Vgl. das vortreffliche Buch: Friedr. Thiersch' Leben. Herausgegeben von H. W. J. Thiersch. 2 Bände. Leipzig 1866. Bd. II, S. 48 f. Griechenlands Schicksale vom Anfange des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis, in kurzer Übersicht dargestellt durch Dr. H. W. J. Thiersch. Frankfurt a. M. 1863. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 733 f. Programm des Gymnasiums in Ansbach, von Elsperger 1858. Martin Thomas, Gedächtnisrede auf Friedr. v. Thiersch. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1860. München 1860. Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. IX, S. 435 f. (Elsperger). Professor Dr. L. Urlichs, Grundlegung und Geschichte der Philologie (Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft). S. 126 f. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXVIII. Friedr. Jacobs, Personalien. S. 369.

aufgesucht von durchreisenden Fremden, die den liebenswürdigen berühmten Gelehrten persönlich kennen zu lernen wünschten. In seiner Nähe empfand man die Wirkung des mit christlicher Gesinnung verbundenen Studiums des klassischen Altertums; die Fähigkeit, teilzunehmen an dem Empfinden, Wissen und Wollen eines andern Geistes war ihm vor vielen andern Gelehrten eigen, lag tief in seinem ganzen Wesen begründet. Es ist ganz richtig, was der treffliche Elsperger bemerkt: Es hat zu allen Zeiten nur wenige Gelehrte gegeben, deren Leben so reich, deren Thätigkeit so vielseitig gewesen ist, deren Wirksamkeit sich auf so entgegengesetzte Gebiete bezog, wie dies bei Friedr. Thiersch der Fall war. Erst wendet er sich den gründlichsten grammatischen Studien zu und entwirft eine griechische Grammatik, in der er sich von Buttmann und Matthiä und selbst von seinem verehrten Lehrer Gottfr. Hermann emancipiert; aber fast gleichzeitig sehen wir ihn eine ganz abweichende Bahn betreten; angeborner Sinn für das Schöne und Kenntnis der Kunstschätze in der Weltstadt Paris [1]) ziehen ihn auf die Seite der Altertumswissenschaft, die man die archäologische nennt, und seitdem bleiben seine philologischen Studien hauptsächlich zwischen Sprachforschung und Kunstgeschichte geteilt. Gar bald nimmt er tiefes Interesse an den politischen Angelegenheiten Griechenlands, wie schon erwähnt, und mit dem Regierungsantritt des Königs Ludwig I. beteiligt er sich aufs lebhafteste an der Neugestaltung der Universität München und an der so notwendigen Reform der Gymnasien.

Überschauen wir den Lebensgang dieses überaus trefflichen Gelehrten, der mit vollem Rechte praeceptor Bavariae von der bayrischen Jugend genannt und von der hellenischen als ὁ διδάσκαλος begrüßt wurde. Auch Friedr. Thiersch war ein Kind des Thüringer Landes, aus dem so viele tüchtige Lehrer der Jugend hervorgegangen sind. Er rühmte sich, daß er eines Bauern Sohn sei, der fähig wäre, auszuhalten, was ihm zu tragen auferlegt wäre. Am 17. Juni 1784 erblickte er in Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut das Licht der Welt. Er und sein um zehn Jahre jüngerer Bruder Bernhard [2]) wurden wegen der guten Anlagen, die sich gar

---

[1]) Die Königl. Regierung sandte Thiersch zweimal (1814 und 1815) nach Paris, um die Kunstschätze, die die Franzosen geraubt hatten, zurückzufordern. Später hielt sich der treffliche Gelehrte noch einmal in Paris und London auf; auch in Italien (1822 und 1823) wurden die Kunstschätze sorgfältig betrachtet, zum Gegenstande angelegentlicher Studien gemacht.

[2]) Bernhard Thiersch, geboren den 26. April 1794, gebildet in Göttingen und Schulpforta, machte seine philologischen Studien in Leipzig und Halle, 1817 wurde er Lehrer in Gumbinnen, 1818 in Lyck, 1823 in Halberstadt, 1832 Direktor in Dortmund. Nach seiner Pensionierung lebte er in Düsseldorf und Bonn. Er starb am 1. September 1855. Von seinen Schriften hebe ich hervor: Urgestalt der Odyssee (1821). Aristophanis Plutus. Praem. prolegg. et F. Rankii vita Aristophanis (Lipsiae 1830). Aristophanis Ranae

bald in beiden zeigten, für wissenschaftliche Studien bestimmt. Die altehrwürdige Schulpforta öffnete ihre Hallen den strebsamen Jünglingen. Hier fand Friedrich, nachdem er in der Naumburger Lateinschule vorgebildet worden war, ausgezeichnete Lehrer, die nach allen Seiten hin die Ausbildung des hochbeanlagten Jünglings beförderten. Als im Jahre 1798 Friedr. Thiersch in die Schulpforta eintrat, war K. W. Heimbach Rektor der Schule (1795 bis 1801). Schon der Rektor M. J. Gottfr. Geisler (1779—1787), dann Gottl. Barth (1787—1794) und auch Heimbach hatten wichtige Veränderungen in den Wohnungsräumen der Zöglinge der Fürstenschule vorgenommen, aber die Art des Unterrichts war dieselbe geblieben. Das Lateinische wurde mit ganzer Kraft getrieben, die Kunst, lateinische Verse zu schmieden, wurde besonders geübt (Thiersch schrieb an einem Studiertage einmal 200 Verse). Dem Griechischen waren wenige Schulstunden gewidmet, aber privatim las man Dichter und Prosaiker. Im Lateinischen waren die Grammatik des ehrwürdigen Cellarius und die ciceronianische Chrestomathie von Joh. Matthias Gesner im Gebrauch. Mathematik, Hebräisch und Französisch wurden gelehrt, aber alles andere wie Deutsch, Geographie, Literaturgeschichte, Physik, Naturgeschichte und dergleichen blieb dem Privatstudium oder der Universitätszeit überlassen, Geschichte wurde gelegentlich vorgetragen. Logik und Rhetorik wurden in Prima behandelt. Die Methode des Unterrichts ließ manches zu wünschen übrig, aber der wissenschaftliche Trieb der Schüler war stark genug, diesen Mangel zu überwinden. Auf religiösem Gebiete trat damals eine Neuerung ein. Während früher, wie in den englischen Anstalten, der Gottesdienst täglich besucht werden mußte, beschränkte man jetzt den Besuch auf Sonntag und Freitag, aber die Religionsstunden wurden auf vier vermehrt. Im Jahre 1802 übernahm David Ilgen die Leitung der Schule, den Unterricht dieses ausgezeichneten Mannes genoß Thiersch zwei Jahre in Prima. Außer Ilgen scheint der Mathematiker Joh. Gottlieb Schmidt (geboren zu Dresden 1742) Einfluß auf Thiersch gehabt zu haben. Im Januar des Jahres 1804 trat Ad. Gottlob Lange als Lehrer ein; mit ihm schloß der um sechs Jahre jüngere Thiersch ein Freundschaftsbündnis, das, wie die Korrespondenz zeigt, immer inniger wurde. Am 26. März 1804 verabschiedete sich der dankbare Schüler von der Anstalt, die ihn so treu gepflegt, durch Überreichung einer Abhandlung de origine Hexametri. Dieser Abhandlung (die abgehenden Schüler pflegten, wie schon erwähnt, dergleichen Schriftstücke der Schule zu hinterlassen) war eine alcäische Ode an den Kurfürsten, ein Gedicht in Hexametern an die Lehrer und ein deutsches Gedicht in fünffüßigen Jamben an die Freunde beigefügt. Am 7. Mai 1804 wurde Thiersch in Leipzig als Student der Theologie in-

(1830). Aristophanis Thesmophoriazusae (Halberstadt 1832). Über Zeitalter und Vaterland des Homer (1824). Geschichte der epischen Poesie bei den Griechen (1840). Bernhard Thiersch ist auch der Dichter des Preußenliedes.

skribiert. Hatte er doch als Primaner in seinem Heimatsdorfe gepredigt. Aber Morus, Rosenmüller vermochten einen so feurigen, strebsamen Jüngling wie Thiersch nicht zu befriedigen, dagegen stand schon damals Gottfr. Hermann auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Hermanns großartiger Forschungstrieb, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, sein Unwille gegen den Schein des Wissens, gegen Phrase und Oberflächlichkeit, das waren Eigenschaften, die Thiersch anzogen. Hören wir, was er uns berichtet:[1]) „In Leipzig hatte ich das Glück, für die philologischen Studien Hermann als Lehrer zu finden. Seine Vorlesungen über griechische Schriftsteller gehörten zu den am meisten bewunderungswürdigen in Allem, was bei Aufhellung dunkler, bei Berichtigung verdorbener Stellen zu erörtern kam: jede konnte für sich als ein Kunstwerk betrachtet werden, in dem die Entdeckung des Schwierigen, die Beleuchtung des Dunkeln, die Heilung des Schadhaften auf das Innigste vereinigt und in das schönste Ebenmaß und Verhältnis gebracht wurde, wobei sein großer Scharfblick und die aller Hülfsmittel mächtige Kenntnis der Sprache noch durch die ganz ausnehmende Gabe einer ebenso raschen als klaren und gleichmäßigen Darstellung unterstützt wurde. Was ich an Notizen von ihm über Einzelnes der Sprache und Kritik gelernt habe, ist längst mit dem Stoffe verschmolzen, den auch in diesen Studien jeder Tag zuführt; aber rein geschieden und selbständig ist der Gewinn an Einsicht in die Strenge und Sicherheit, in die Methode und die Art, wie philologische Probleme der Kritik und Exegese zu fassen, zu handhaben und zu lösen sind.“ Noch erwähnt Thiersch die Vorlesungen des Dr. Keil über Dogmatik, in denen die Behandlung wissenschaftlicher Probleme von großer Ausdehnung, die oft durch eine Reihe von Jahrhunderten sich hinziehen, ihm gegenwärtig geblieben ist.

Während seiner Leipziger Studienzeit reiste Thiersch öfter nach Halle, mit der Absicht, Friedr. Aug. Wolf und Friedr. Schleiermacher zu hören. Um seine theologischen Studien zum Abschluß zu bringen, wurde in Dresden die theologische Prüfung mit der Censur „löblich“ bestanden. Jetzt war der strebsame Jüngling an einem Wendepunkt seines Lebensganges angelangt. Durch Gottfr. Hermann wurde ihm eine wenig zusagende Hauslehrerstelle in Leipzig angeboten, in Dresden suchte Böttiger ihn zu bestimmen, Sekretär bei dem berühmten Archäologen Millin zu werden, aber trotz der Beschränktheit seiner Mittel faßte er den Entschluß, nach Göttingen zu gehen, um in Gemeinschaft mit seinem alten Schulfreunde Dissen sich für eine akademische Wirksamkeit vorzubereiten. In Göttingen gewann er die Freundschaft zweier livländischen Jünglinge, van Baranoff aus Reval und von Rennenkampf, denen sich noch Graf Baudissin anschloß, ihnen wurde er Lehrer in den

[1]) Über gelehrte Schulen. Bd. II, S. 115 f.

klassischen Studien. Charakteristisch für jene Zeit ist, daß Thiersch, als er am 29. Mai 1807 sich immatrikulieren ließ, dem sogenannten Nationalismus absagen mußte (se Nationalismum omnisque generis conventicula clandestina, res ubique vetitas et explosas aversaturum).[1]) Schon im Herbst des Jahres 1807 wurde er durch Heynes Vermittlung als Kollaborator an dem Gymnasium angestellt, er las mit den Schülern Cornelius Nepos, übte nach der Bröderschen, damals allgemein gebrauchten Grammatik, die lateinische Formenlehre ein, und bemühte sich, die Schüler in den Elementen der griechischen Sprache festzumachen. Heyne, der Inspektor des Gymnasiums war, besuchte den Unterricht und war erstaunt, daß die Schüler eine Form im Sophokles, die ihm selbst Mühe gemacht hatte, richtig beurteilten.[2]) Heyne, der bedrängten Studierenden gern zu helfen bereit war, hatte dem Landsmann die Stelle am Gymnasium zugewendet, um ihm die Möglichkeit zu gewähren, sich an der Universität als Docent niederzulassen. An Joh. v. Müller hatte am 20. Juli 1808 der damals so einflußreiche Heyne geschrieben: „an der Schule haben wir hier einen Thiersch aus Sachsen seit einem Jahre, einen jungen Mann von seltenen Talenten, Feuer und Kraft. Er hat kürzlich gepredigt; man ist erstaunt gewesen über des jungen Mannes Kanzelgabe. Diesen könnte man zuziehen, er würde ein herrlicher Lehrer und künftig ein großer Exeget und Kanzelredner werden, es würde dann das fumum ex fulgore nicht zu befürchten sein; man setze ihn künftig einmal zuerst zum Extraordinarius an. Dieser Tage disputierte er pro gradu, sein Kollege Wunderlich opponierte, das war eine seit langer Zeit nicht erlebte Fête." Die Predigt in der Johanniskirche, am Trinitatisfeste gehalten, behandelte Röm. 11, 33—36 (O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes u. s. w.). Das Thema war: Was lehrt uns das Christentum, wenn wir es als Ursache einer Weltrevolution betrachten? eine Art Philosophie der Geschichte. Die Abhandlung, die er am 18. Juni verteidigte, handelte über Platons Symposion mit Episoden über Hippokrates, Tyrtäus und Alcäus; die Schrift war in griechischen Hexametern Heyne gewidmet. Die ersten Vorlesungen hatten zum Gegenstande das Platonische Symposium und das akademische Studium. Mit Freund Dissen wurde ein Cyklus von Vorlesungen verabredet, so daß Dissen im ersten Semester Odyssee, Thiersch griechische Literaturgeschichte, dann Thiersch einen Autor und Dissen ein Sachkollegium

---

[1]) Thiersch' Leben. Bd. I, S. 43 f. Man empfängt hier einen Eindruck von der Art des Regiments des Königs Hieronymus von Westfalen, der aus Furcht vor dem auf den Universitäten herrschenden nationalen Geiste auch die Universität Göttingen aufheben wollte, nur durch den Einfluß Joh. v. Müllers wurde das Schicksal, das Helmstädt und Rinteln betroffen hatte, von Göttingen und Marburg abgewendet.

[2]) Thiersch hatte „Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren," herausgegeben 1808, 2. Aufl. 1809 und 3. Aufl. 1813.

lesen sollte. Gottfr. Hermann erinnerte mit vollem Rechte, daß solche Ideen nur aus tiefem und mühsamem Studium herauswachsen. Die Mahnung war nicht umsonst. Thiersch, gesund an Leib und Seele, arbeitete unausgesetzt, er war imstande, zeitweise nur eine Nacht um die andere zu schlafen, die dazwischen liegenden Nächte aufzubleiben und zu arbeiten. In jenen Tagen des westfälischen Königtums wurde für die Georgia Augusta wenig gethan, so daß bei den kümmerlichen Aussichten des jungen Docenten die Freunde rieten, einen auswärtigen Ruf anzunehmen. Trotz der Verwendung Heynes war es nicht möglich, für Thiersch 50 Thlr. zu erhalten. Am 7. März 1809 schrieb der Göttinger Philolog an Joh. v. Müller: „Der Abgang des Herrn Thiersch ist mir ein empfindlicher Streich gewesen." Der hoffnungsvolle junge Gelehrte hatte den an ihn ergangenen Ruf nach München angenommen. Am Karfreitag des Jahres 1809 traf er in München, das damals freilich einen ganz andern Charakter hatte als heute, ein. Der Minister Max Josephs, Montgelas,[1]) der als Illuminat 1785 Bayern hatte verlassen müssen, kehrte 1799 zurück und wendete dem wissenschaftlichen Unterrichtswesen großen Eifer zu, die Seminarien und die lateinischen Schulen in den Klöstern wurden geschlossen, einige wenige, aber gute Gymnasien sollten bestehen, Lyceen nur in München und Amberg. Die Universität Ingolstadt hob man auf, um den nachwirkenden Einfluß der Jesuiten völlig zu brechen, und gründete Landshut. Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde am 27. Juli 1807 in erneuter Gestalt feierlich von Friedr. Heinr. Jacobi eröffnet, eine Anstalt des Friedens, nannte sie Schelling, und die Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft. Die geistig schaffenden und bildenden Männer, welche das Bayern der letzten Jahrhunderte nicht hatte groß ziehen können, suchte Montgelas aus dem übrigen Deutschland zu gewinnen. Friedr. Heinr. Jacobi, Schelling, Jacobs, Schlichtegroll, Thiersch wurden als Mitglieder der Akademie, Niethammer als Central-Schul- und Studienrat berufen. Die Versuche, auch Friedr. Aug. Wolf, Joh. H. Voß und Friedr. Schleiermacher nach München zu ziehen, scheiterten zwar, aber in Landshut traten Savigny, Gönner und Feuerbach neben dem eingebornen Sailer als Lehrer auf. Für Thiersch war es keine leichte Aufgabe, sich in den damaligen Verhältnissen in München zurecht zu finden; es gehörte Charakter und Mut dazu, den Anfeindungen gegenüber, welche den Norddeutschen entgegengebracht wurden, stand zu halten, zielbewußt vorwärts zu gehen, Friedr. Jacobs, eine weichere Natur, zog es bei diesen verwickelten Zuständen, trotzdem der König Max und der Kronprinz Ludwig es an Beweisen von Wohlwollen nicht fehlen ließen, nach dreijährigem Kampfe vor (November 1807 bis Dezember 1810), dem

[1]) Vgl. Clemens Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. Bd. I, S. 467. Thiersch' Leben. Bd. I, S. 61 f.

Rufe seines Herzogs August folgend, als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts in seine Vaterstadt Gotha zurückzukehren.[1])

Es mag genügen, einen Zug herauszuheben, der das Wesen des Präceptors Bayerns hinlänglich charakterisiert:

Als Thiersch im Jahre 1809 von Göttingen als Professor an das Gymnasium zu München berufen wurde, fand er die Klasse, die er übernommen hatte, nicht so vorbereitet, wie er wünschte. Er wählte einige der strebsamsten Knaben aus und erteilte ihnen unentgeltlich Privatunterricht, um seiner Klasse einen guten Grundstock zu schaffen. So sehr diese Knaben sich selbst solcher Nachhülfe freuten, so sehr besorgten die angesehenen Eltern, ihre Söhnlein möchten durch die vermehrten Lehrstunden und Arbeiten über die Maßen angestrengt werden. Sie richteten die Bitte, ihre Söhne frei zu geben, erst an Thiersch selbst, und, nachdem dieser ihnen umsonst begreiflich zu machen gesucht, wie sehr dies in seiner Pflicht und im Interesse der Knaben und Eltern selbst liege, wandten sie sich an die höchste Behörde. Der humane Chef des Studienwesens beschied nun in höherem Auftrage den Verbrecher zu sich und verwies ihm seinen gegen Wunsch und Willen der Eltern bewiesenen Eifer. „Diesen Verweis nehme ich nicht an, Excellenz," entgegnete der 25jährige Gymnasiallehrer. — „Wie so?" — „Weil ich keinen Verweis verdient habe." — „Man verkennt Ihre gute Meinung nicht, aber wenn Sie einen Verweis von Ihren Vorgesetzten anzunehmen sich weigern, so wird man einen andern Weg einschlagen müssen." — „Diese Mühe," sagte Thiersch, „kann ich Ew. Excellenz ersparen; ich lege hiermit mein Berufs- und Anstellungsdekret zu Ihren Füßen. Man hat mich in Göttingen ungern ziehen lassen, man wird mich in Göttingen mit offenen Armen wieder aufnehmen." — „Nun, nun, so weit wird's ja um dieser Sache willen nicht kommen. Wir sprechen uns weiter." Mit diesen Worten aber beruhte die Sache gänzlich und endete auch alle Behelligung von anderen Seiten.[2]) Die Anfeindungen der Norddeutschen erreichten ihren Höhepunkt am 28. Februar 1811, als in dunkler Nacht ein Attentat auf Thiersch' Leben gemacht wurde. Er war im Begriff, in seine Wohnung einzutreten, als ihm in den Nacken ein Dolchstoß versetzt wurde. Die Wunde, die ihm beigebracht worden, war glücklicherweise nicht gefährlich, aber das Ereignis machte in ganz Deutschland ungeheures Aufsehen. Eine Reise an den Chiemsee und in die bayrischen Voralpen brachte Erholung und Stärkung.[3])

Bald nach dieser Leidenszeit wurde ihm dadurch eine Anerkennung zu

---

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XIII, S. 604 f. Friedr. Jacobs, Personalien. S. 381 f.

[2]) Vgl. Thiersch' Biographie. Bd. I, S. 70 f. L. Döderlein, Öffentliche Reden. Frankfurt a. M. 1860. S. 445.

[3]) Vgl. Thiersch' Biographie. Bd. I, S. 75.

teil, daß er zum Adjunktus bei der Akademie erwählt und die Gründung eines philologischen Seminars möglich gemacht wurde. Diese Anstalt, zunächst mit der Akademie, später mit der von Landshut nach München verlegten Universität verbunden (1826), ward die Hauptstätte seiner Wirksamkeit für die Schulen des Königreichs Bayern. Aus diesem Seminar sind die tüchtigsten Schulmänner Bayerns hervorgegangen; dieser Thätigkeit vor allem verdankte der treffliche Mann die Bezeichnung praeceptor Bavariae, die ihm bei der Feier seines Jubiläums 1859 gegeben wurde. Aber nicht bloß die Schüler erkannten immer mehr den Wert und die Bedeutung des trefflichen Gelehrten, auch der König Max und seine Gemahlin Karoline ehrten ihn dadurch, daß sie ihn als Lehrer ihrer Kinder heranzogen. Von 1811—1825 war Friedr. Thiersch als Erzieher auf dem Königlichen Schlosse thätig. Mit einer rührenden Anhänglichkeit hingen die Prinzessinnen Elisabeth, Königin von Preußen, Amalie, Königin von Sachsen, Sophie, Erzherzogin von Östreich, Prinzessin Marie an dem ihnen so lieb und wert gewordenen Lehrer, erfreuten sich an seinen Briefen und an seinen ab und zu eintretenden Besuchen. Die Briefe, welche die hohen Frauen an ihren ehemaligen Lehrer geschrieben, legen ein schönes Zeugnis ab von der großen Wertschätzung, die sie Friedr. Thiersch zollten; auch der Kronprinz Max hat später als König Max II. seinem Lehrer, den er immer hochhielt, dadurch seine Dankbarkeit bewiesen, daß er in hochherziger Weise Kunst und Wissenschaft in seinem Staate pflegte. In den Jahren 1813, 1814 und 1815 wurden zum Teil im Auftrage der Königlichen Regierung Reisen nach Paris, Wien und London unternommen. Im Jahre 1816, auf einer Reise in die thüringische Heimat, lernte Thiersch in Weimar bei dem Konsistorialrat Günther die Tochter des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha kennen, mit der er am 25. Dezember 1816 in der Sebalduskirche in Nürnberg den Bund der Ehe schloß. Ein überaus glückliches, 44 Jahre hindurch bewährtes Familienleben hatte seinen Anfang genommen. Bereits 1815 hatte Thiersch, weil er an dem Volke der Hellenen das lebhafteste Interesse nahm, ein griechisches Institut, Athenaeum, gegründet, welches zu einer sittlichen Neugestaltung des Volkes beitragen sollte. Durch seine ἀνακήρυξις εἰς τοὺς Ἕλληνας hatte der Münchner Gelehrte die Aufmerksamkeit der Hellenen, die unter dem türkischen Joche seufzten, auf sich gezogen. Es gehört nicht hierher, die Beteiligung zu schildern, welche Friedr. Thiersch der Ordnung der griechischen Angelegenheiten in den Jahren 1822 bis 1832 schenkte, nur sei erwähnt, daß der 13½ Monate lange Aufenthalt in dem klassischen Lande auch wissenschaftliche Früchte eingetragen hatte (die Entdeckung des Psephisma Parium, Untersuchungen über das Erechtheum in Athen, die genauere Bestimmung der Lage von Delphi, die Kenntnis der Zakonensprache u. s. w.).

Nachdem Thiersch von 1832 bis 1848 seinen wissenschaftlichen Aufgaben

in aller Ruhe gelebt hatte, riefen ihn die durch Lola Montez herbeigeführten Vorgänge in der bayrischen Hauptstadt gerade in dem Jahre, wo er Rektor der Universität war, zu einer öffentlichen Thätigkeit, die von seinen Gegnern so gedeutet wurde, daß er der Bewegung den Charakter der Gesetzlichkeit habe geben wollen, daß er einen Mangel an Loyalität und Hinneigung zur Revolution gezeigt habe. Am 20. März 1848 hatte König Ludwig die Regierung seinem Sohne Max II. übergeben. Dieser schien anfänglich, da Thiersch von seinen Feinden bei ihm verdächtigt worden war, ihm weniger geneigt, aber gar bald wandte er dem ehrlichen Streiter seine Gunst wieder zu, zog ihn zu seinen Abendunterhaltungen und ernannte ihn zum Präsidenten der Akademie.

Neben der wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit, die der vielgewandte Gelehrte ausübte, hat er doch immer ein warmes Interesse für das Gedeihen des Jugendunterrichts an den Tag gelegt. Das schon oben genannte Werk über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, ist, wie Elsperger treffend bemerkt, als Prodromus der Mitwirkung des Verfassers bei Konstituierung der bayrischen Universitäten und Gymnasien zu betrachten, und behandelt im ersten und dritten Teile die höheren Schulen und in dem mittleren die Universitäten. Thiersch war ein Gegner des Studienzwanges, verfocht sein ganzes Leben hindurch die Studienfreiheit, in deren Genuß die deutsche Wissenschaft so herrlich gediehen war. Der Minister Wallerstein hatte dem bewährten Manne den Auftrag erteilt, bei der Inspicierung der Gymnasien und lateinischen Schulen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 seine Thätigkeit in der Rheinpfalz auch auf die benachbarten Staaten auszudehnen. Deshalb besuchte Thiersch die Schulen in Württemberg, Baden, Frankfurt a. M., Darmstadt, Nassau, die preußische Rheinprovinz, Holland, Frankreich und Belgien. Die Beobachtungen, die er bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, legte er nieder in dem berühmten Werke: Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten u. s. w. Stuttgart und Tübingen 1838 (3 Bände).[1]) Er unterschied auf dem Gebiete des Unterrichts zwei Richtungen,[2]) deren eine, welche das Überlieferte schirmt, die ideale, die andere, welche sich davon abwendet und das Handgreifliche sucht, dadurch aber der Gegenwart und Zukunft Meister zu werden glaubt, die materielle genannt wird, nicht als ob jene sich von der Wirklichkeit der Dinge zurückzöge, oder diese der Idee nicht huldigte, sondern wegen ihres vorherrschenden Charakters. Die ideale betrachtet die gegenwärtige Bildung als einen von der vergangenen Zeit und ihren edelsten Geistern in That und Wort überlieferten Schatz, dessen

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. 3 f.
[2]) Vgl. Bd. I, S. 6.

Gebrauch an die Kunde der Sprachen, der Schicksale, der Zustände jener Zeiten, aus welchen sie kommt, geknüpft ist: nicht nur die beiden alten klassischen Sprachen und ihre Literatur, auch die orientalischen mit den Urkunden der heiligen Schrift und die frühere Sprache und Literatur unserer Vorfahren liegen in diesem Kreise, und Alles, wodurch wir geworden sind, was wir sind, das Christentum in seinen verschiedensten Formen, die Poesie, die tiefere Kunde der Geschichte, die Philosophie, dazu unser eigenes Altertum und die Vorstellungen, Überzeugungen und Gewohnheiten, auf welchen die socialen und politischen Ordnungen der Gegenwart beruhen, also Alles, was Religion, höhere Bildung, Staat begreift, steht auf jenem Grunde, zieht mit seinen Wurzeln, welche durch die Jahrhunderte sich hinaberstrecken, aus ihm Nahrung und Gedeihen, und verdirbt, sowie jene durchgehauen werden und die Gegenwart von der Vergangenheit gelöset wird. Thiersch fand in dem herrlichen Bayern ein reiches Feld gesegneter Wirksamkeit. K. L. Roth hat in seiner 1845 (Stuttgart) erschienenen Schrift das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824—1843 dargestellt, es läßt uns einen Blick in die materiellen Verhältnisse der Lehrer thun, nachdem schon Thiersch fast zwei Jahrzehnte in München gewirkt hatte. Der Jesuitenorden, der auf dem Gebiete der Pädagogik manches Verdienst sich erworben, hatte doch von der Entwicklung der Philologie in Norddeutschland und von dem Aufschwunge des Gymnasialwesens in den protestantischen Ländern zu wenig Notiz genommen. Bei der Aufhebung des Ordens (1773) hatte Kurfürst Max III. den größten Teil der Güter desselben zu einem Fonds für Schulen bestimmt, Karl Theodor aber (geboren den 11. Dezember 1724, gestorben den 16. Februar 1799) verwendete ihn zur Stiftung einer bayrischen Zunge des Malteserordens; die Gymnasien wurden mit Lehrern aus den Klöstern besetzt, 1803 bei der Aufhebung der Klöster mit Weltgeistlichen und Laien.[1]) Man lernt die damaligen Zustände, die nicht nur auf dem Gebiete des Unterrichts in Bayern herrschten, am besten aus dem trefflichen Werke von Clemens Perthes[2])

---

[1]) Vgl. Gelehrtenschulen in Bayern in Schmids Encyklopädie. Bd. I, S. 445 (von Ludwig Schiller). Hier werden citiert zwei Programme, von Wagner (Regensburg 1839) und Krieger (Straubing 1852), in denen sich Übersichten über die bayrischen Schulen überhaupt finden. Leider sind mir die Programme nicht zugänglich gewesen. Die Jesuiten, die damals eine wichtige Stellung in Bayern einnahmen, haben große Verdienste um die Pädagogik, das darf man nicht verkennen. Vgl. v. Raumer. Bd. I, S. 262 f. Die Reform unserer Gymnasien, von G. M. Pachtler S. J. (Paderborn 1883). Dr. G. Weicker, Das Schulwesen der Jesuiten nach den Ordensgesetzen (Halle 1863), vor allem das Urkundenwerk über die deutschen Jesuitenschulen: Monumenta paedagogica, herausgegeben von Karl Kehrbach. Bd. XVI. Ratio studiorum, von Pachtler und Bernhard Duhr (Berlin 1894) angezeigt historisch politische Blätter. Bd. CXIV, 10. Heft 1894.

[2]) Politische Zustände und Personen in Deutschland, von Clemens Theodor Perthes. Gotha 1862. Bd. I, S. 464 f.

kennen. Die Fortschritte, die seit jener Zeit das herrliche Land gemacht, sind ganz außerordentlich.

Bevor Friedr. Thiersch in der Hauptstadt Bayerns festen Wohnsitz nahm, hatte bereits Friedr. Niethammer, der zuerst in Würzburg, dann in Bamberg und zuletzt in München thätig war, die Wege zu einer Reform des Schulwesens geebnet. Bereits im Jahre 1808 hatte er einen Schulplan ausgearbeitet. Zur Rechtfertigung seiner Maßnahmen — er war als Central-Schulrat und Oberkirchenrat mit der Ausarbeitung des Lehrplanes von der Regierung beauftragt worden — hatte er eine auch heute noch lesenswerte Schrift veröffentlicht: Der Streit des Philanthropismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit. Von Friedr. Imm. Niethammer (Jena 1803). In diesem Buche erörtert er auf Grund der Unterscheidung der geistigen und der animalischen Seite des Menschen einerseits die Vernunftbildung zum Ideale der Humanität, andrerseits die Heranbildung zu technischen Fertigkeiten mit grundsätzlicher Betonung des Übergewichts der ersteren Richtung. Da diese Grundsätze durch das sogenannte „Allgemeine Normativ" 1808 ihre praktische Durchführung fanden, ergab sich, wie Prantl sagt, „ein segensvollster Einfluß Niethammers auf die gesamten bayrischen Mittelschulen, welche vielfach noch aus der Regierungsperiode Karl Theodors sich in einem verrotteten Zustande befanden und auch durch den Wismayerschen Studienplan von 1804 auf schlimme Abwege geraten waren." [1]) Niethammer war es auch, der zuerst seinen Freund Hegel nach Bamberg und von da nach Nürnberg als Rektor des Gymnasiums berief.

Es war natürlich, daß Jacobs und Thiersch trotz großer Anfeindungen die von Niethammer [2]) vorgezeichnete Bahn nicht verließen. Nachdem Friedr.

---

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXIII, S. 689. Friedr. Thiersch' Leben, Bd. I, S. 67.

[2]) Niethammer, geboren den 6. März 1766 zu Beilstein bei Heilbronn, Sohn eines Pfarrers, erhielt den Gymnasialunterricht in Heilbronn, trat in das Tübinger Stift ein, ging dann, nachdem er in Gotha kurze Zeit Hauslehrer gewesen war, nach Jena, um weitere philosophische und theologische Studien zu machen. Auf Empfehlung seines Freundes Reinhold nahm er eine Hauslehrerstelle in Klagenfurt an, kehrte aber bald nach Jena zurück und habilitierte sich 1792 an der Universität mit einer Schrift de vero revelationis fundamento. Mit Schiller trat er in nahe Verbindung, für welchen er merkwürdige Rechtsfälle übersetzte als Beitrag zur Geschichte der Menschheit nach dem französischen Werke des Pitaval, herausgegeben von Schiller (2 Bände 1792); 1793 veröffentlichte er: Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft. In demselben Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, 1795 trat er in die theologische Fakultät über, las über Dogmatik und Kirchengeschichte und leitete das homiletische Institut. Mit den bedeutenden Männern der Universität: Schütz, Paulus, Hufeland, Fichte, Schiller, Schelling, Hegel stand er in Beziehung. Als Goethe 1795 längere Zeit sich in Jena aufhielt, nahm der Dichter einen Kursus in der Philosophie bei ihm. Im Jahre 1803 siedelte er als Professor nach Würzburg über, 1808 wurde er als

Jacobs wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, wurde Thiersch von dem Gymnasium an das Lyceum versetzt, wo ihm die Vorlesungen, die er über einzelne griechische und lateinische Schriftsteller, über Kultur- und Literaturgeschichte und Archäologie hielt, einen seinen Neigungen und Studien entsprechenden Wirkungskreis brachten. Im Jahre 1811 verband er mit seiner Stellung ein philologisches Seminar, in dessen Matrikel sich zuerst Ludwig Döderlein und Franz Xaver Werfer einschrieben; der letztere hochbeanlagte Jüngling, der in der Act. Mon. einiges veröffentlicht hat, starb frühzeitig infolge großer Anstrengungen. Man versammelte sich mehrmals in der Woche in den Abendstunden und interpretierte griechische und lateinische Schriftsteller; mit Schwächeren, deren es wohl manche gab, wurden Abschnitte aus der griechischen Grammatik durchgenommen. An der Universität dehnte er seine Vorlesungen noch weiter aus. So hörte Karl Halm bei Thiersch: Encyklopädie der philologischen Wissenschaften, griechische Literaturgeschichte in zwei Semestern, römische Literaturgeschichte, Demosthenes' Staatsreden, Pindar, Archäologie. Außerdem leitete Thiersch regelmäßig das philologische Seminar. Sehr schön schildert mein Freund Thomas in seiner warm empfundenen Gedächtnisrede eine archäologische Vorlesung: „Die frühe Morgenstunde des Sommers führte uns ins Kolleg, in den Saal seiner Bibliothek, einem wahren Museum. Noch stund damals das Haus gleichsam vor der Stadt, fast ringsum frei und geschieden vom hastigen Geschäft des sorglichen Alltagslebens, umfriedet von Gärten und Wiesen. In feierlicher Stille harrten die Jünger, noch gespannt und erfüllt vom vorigen Tage, bis er eintrat, ein Priester Apollons, auf der hohen gebieterischen Stirn die Würde, auf den starken Brauen den Ernst, im lichtvollen Auge die Milde und Heiterkeit. Bald floß die Rede in stetem und vollem Strom, mochte sie sichtend und prüfend die Zeiten der Entwicklung scheiden und ihre Merkmale bestimmen, oder eine Tafel oder ein Kunstwerk erklären, oder in die Hallen eines Tempels, in die Prachträume einstiger Größe und Herrlichkeit zurückführen. Wie hing da die Schar an dem beredten Munde des Lehrers, an dem strahlenden Auge des Meisters. Zu früh stets war die Stunde vergangen. Der Heimweg der Jünger war, wie nach einem reichen Mahle, Bewunderung und reines Ergötzen füllte die Brust, aber auch der ernste Trieb, noch heute das vorgesetzte Gut gewissenhaften Fleißes sich wirklich eigen zu machen. Und welcher Genuß, wenn der Meister uns einlud, ihm zu folgen in die unvergleichlichen Säle der Glyptothek, und uns dort mit dem alten Künstler und gleichsam aus dessen schaffendem Sinne heraus die Gestalten nachbildete, welche daselbst als Muster der reinsten und erhabensten Kunst durch König Ludwig erlesen, in einziger Weise bewahrt werden."

Central-Schulrat von dem Minister Montgelas nach München berufen, wo er nach einer rühmlichen Thätigkeit am 1. April 1848 gestorben ist.

Thomas macht in seiner trefflichen Gedächtnisrede mit Recht darauf aufmerksam, daß die Geschichte der gelehrten Schulen Bayerns eine Geschichte seiner Schulpläne sei. Dieser krankhaften Freude am Wechsel und den Umtrieben, so fährt Thomas fort, einer „althierarchischen" und „industriellen" Partei erlag auch Thierschens eigener Plan vom Jahre 1829,[1]) ein Plan, der den großen Vorzug hätte, aus dem ewigen Schwanken einzulenken in ein festes, auf reicher Erfahrung, tiefer Kenntnis und wahrer Liebe gebautes System, das in sich Raum genug bot, ohne Störung des Grundplanes nach Zeit und Bedürfnis vom Guten zum Besseren voranzugehen. Der im Februar 1829 sanktionierte Plan wurde 1830 aufgehoben und nach einem Provisorium durch eine Kommission eine sogenannte „Ordnung der Lateinschulen und Gymnasien" aufgerichtet, in der, mit Thiersch zu reden, „der Plan von 1829 umhergeht wie ein Gespenst, ein zweiter Schatten des Deiphobus." An dem Schulplane von 1829 hatten außer Schelling der ausgezeichnete Rektor des alten Münchner Gymnasiums Johann von Gott Fröhlich,[2]) mitgearbeitet. Wenn nun auch die edlen Bestrebungen des großen Gelehrten zeitweise von manchen verkannt wurden, so hielt er doch an seinen Grundsätzen fest, suchte fort und fort der klassischen Bildung junge Kräfte zuzuführen, machte sich dadurch, daß er bei Gelegenheit der Jubelfeier der Georgia Augusta anregte, daß die Philologen und Schulmänner in jährlichen Zusammenkünften wissenschaftliche und pädagogische Interessen pflegten, um Wissenschaft und Schule verdient. Das fünfzigjährige Amtsehrenfest brachte Beweise der Anerkennung der weitgreifenden Thätigkeit des trefflichen Mannes genug; als ein besonderes von ihm dankbar anerkanntes Glück pries es Thiersch, daß er die erste Säkularfeier der Münchner Akademie mit erleben durfte, deren rührigstes Mitglied er so viele Jahre hindurch gewesen war. Mit Befriedigung konnte der hochverdiente Gelehrte auf die durchmessene, vielfach gesegnete Laufbahn zurückblicken; doch auch er war bei der Last der Jahre

---

[1]) Thomas, Gedächtnisrede. S. 24 f.

[2]) Fröhlich, geboren zu Markt Bissingen (zwischen Donauwörth und Nördlingen) in Schwaben den 1. März 1780, gestorben am 31. Januar 1849. Nachdem er auf dem Gymnasium in Ellwangen seine akademische Vorbereitung erlangt hatte, studierte er 1797 bis 1799 in Dillingen zuerst Theologie, dann von 1802 bis 1804 Jurisprudenz in Landshut, 1804 erhielt er eine Lehrerstelle in Kempten, 1817 wurde er an das alte, jetzt Wilhelms-Gymnasium versetzt, und 1823 übernahm er die Leitung der Anstalt. Zahlreich sind seine in Zeitschriften, Programmen, in den gelehrten Anzeigen und später in den Denkschriften der Münchner Akademie niedergelegten Verbesserungsvorschläge zu Catullus, Phädrus, Horatius, zur lateinischen Anthologie, Tacitus, Vellejus, zu den römischen Rhetoren, zu Sophokles, Theokrit, griechischen Epigrammen, Demosthenes u. s. w. Leonh. Spengel hat den begabten Gelehrten in einer in der Königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1849 gehaltenen Rede meisterhaft charakterisiert. Außerdem vergleiche K. Halm in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. VIII, S. 134.

müde geworden, sanft und schmerzlos zog er in das Land, aus dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Thiersch hatte, wie Bunsen[1]) erzählt, zuerst ausgesprochen (1812), daß unsere germanische Bildung und europäische Gesittung einen doppelten treibenden Faktor hat, außer der Ursprünglichkeit und uralten Ausstattung des deutschen Geistes: nämlich das Christentum und das griechisch-römische Altertum mit seinen unvergänglichen ewig jungen Denkmälern. Er durfte mit dem Bewußtsein scheiden, daß das von ihm angefangene Werk durch die hervorragenden Schüler, die er gebildet, fortgesetzt werde. Männer wie Spengel, Halm, Bursian, Schöll, Christian Wölflin und andere Gelehrte haben die Interessen der Hochschule der bayrischen Hauptstadt in dem Sinne von Thiersch weitergepflegt und sie zu einem würdigen Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens ausgestaltet; die höheren Schulen Bayerns erfreuen sich überall in den deutschen Landen der größten Wertschätzung. Betrachten wir in Kürze den Lebensgang eines der vorzüglichsten und ältesten Schüler des unvergeßlichen Friedrich Thiersch,

Leonhard Spengel.

Durch eine Reihe ausgezeichneter Werke, Abhandlungen und Recensionen hat sich dieser verdienstvolle Gelehrte einen in der Wissenschaft hochangesehenen Namen erworben. Vorzüglich waren es Demosthenes, Aristoteles, Varro, mit denen sich der scharfsinnige Mann in erster Linie beschäftigte, aber auch Catullus, Julius Victor, Priscian, Cicero, Tacitus, Horatius, Apulejus, Florus, Sophokles, Euripides, Herodot verdanken dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit Spengels manche Bereicherung. Er entwickelte auch in verschiedenen philologischen Zeitschriften als Recensent in jüngeren Jahren eine sehr ausgedehnte Thätigkeit, besonders schätzenswert sind die zahlreichen akademischen Publikationen. Bereits als 23jähriger Jüngling trat er mit der Friedr. Thiersch gewidmeten Ausgabe des M. Terentius Varro de lingua latina libri, qui supersunt (Berolini 1826) hervor. O. Müller sprach in seiner 1833 in Leipzig erschienenen Ausgabe folgendes Urteil aus (XXXII): Spengelius non modo princeps fuit, qui interpolatam librorum formam, ex qua dici non potest quot errores et vitia in nostros historiarum et antiquitatum grammaticaeque artis libros transfusa sint, a plerisque eorum partibus removerit; sed idem etiam ad veram formam redintegrandam non pauca acute excogitavit, quae ex lege mei instituti a verecundo annotationis recessu in lucem altioris loci tollenda erant. Qui vir cum Emendationum Varroniarum Specimine I., quod scripsit Monaci a. 1830 naviter se in eo stadio decurrere mon-

[1]) Thiersch' Leben. Bd. II, S. 629.

strasset: ipse fortasse in hoc curriculum non descendissem, nisi illum aliis curis districtum esse, ex ipsius ore accepissem. Durch Lösung einer Preisaufgabe über die griechische Rhetorik vor Aristoteles, welche die philosophische Fakultät in Berlin gestellt hatte, wurde Spengel auf das Studium der Rhetorik geführt. Später ist in erweiterter Form die Schrift: *συναγωγὴ τεχνῶν* sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de rhetorica libros (Stuttgart 1828) erschienen.[1]) Aus diesen Studien wuchs auch die im Jahre 1847 in Leipzig erschienene Ausgabe: Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum recensuit et illustravit Leonardus Spengel Monacensis. W. Christ führt in seiner trefflichen in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Gedächtnisrede auf Leonhard v. Spengel (München 1881) am Schlusse die zahlreichen Schriften an, die von dem fleißigen Gelehrten in einer langen Reihe von Jahren veröffentlicht worden sind. Seine Vorlesungen umfaßten beinahe den ganzen Kreis der philologischen Wissenschaft: griechische Literaturgeschichte, lateinische Literaturgeschichte, griechische Altertümer, anfangs im Anschluß an Demosthenes de corona, römische Altertümer, Grammatik, Geschichte und Theorie der Beredsamkeit. Die exegetischen Vorlesungen, die er hielt, bezogen sich auf Tacitus, Horaz, Sophokles, Demosthenes, Thucydides, Platons Phädrus, Aristoteles' Politik, Ethik und Poetik, Ciceros Reden, Aristophanes' Frösche, Plautus Trinummus. In den letzten Jahren las er auch über Äschylus in Verbindung mit einem Stück des Sophokles. In dem Seminar behandelte er außer den genannten Schriftstellern noch Varro de lingua latina, Lukretius, den Auctor ad Herennium, Pausanias und Polybius. In den früheren Jahren wählte er mit Vorliebe im Seminar die Komödien des Plautus. Die Vorlesungen über Grammatik, sowie über Plato und Aristoteles gab er, wie Christ bemerkt, in der letzten Zeit ganz auf, sonst folgte er einem nicht streng eingehaltenen dreijährigen Turnus.

Man kann sich wohl denken, daß ein Mann von so umfassender gründ-

---

[1]) Das Urteil der Fakultät lautete: hic oratione ut plurimum pura et concisa rebusque apta usus materiam ex fontibus etiam remotissimis et reconditissimis diligenter collectam commode disposuit et adornavit: studiorum quidem rationem, hoc est docendi dicendique viam, non separatim tractavit et quid rhetorica ad formandum saeculi et litterarum ingenium contulissent, tantum paucis in fine significavit; sed eam quaestionis partem, in qua doctrina et judicium maxime spectantur, artis ipsius historiam tam pertrectavit eximie, ut non solum expleverit desiderium, sed etiam litterarum graecarum cognitionem accuratiorem amplificarit, quippe singula artium vestigia i n g e n i o s e demonstravit et ex orationibus quae supersunt illustravit, fragmenta studiose congessit et librum distinxit observationibus, quibus nova hinc inde scriptoribus accenditur lux et priorum doctorum emendantur judicia. Quae cum ita sint, philosophorum ordo hanc commentationem non modo quae praemio ornaretur, sed quae typis excuderetur dignam censuit.

licher Gelehrsamkeit neben Friedr. Thiersch, K. Prantl, der sich später immer mehr der Philosophie zuwandte und neben Ernst v. Lasaulx auf die Schulung der Studenten der Philologie einen maßgebenden Einfluß ausübte. Dazu kam noch, daß, da er auch im praktischen Schulleben unter der Leitung des geistvollen Rektors Fröhlich reiche Erfahrungen gesammelt hatte, er auf die Bildung der Gymnasiallehrer segensreich wirkte. Dies gerade wurde von der Regierung in der Weise anerkannt, daß der Minister Ringelmann ihn ins Ministerium zu ziehen und die Oberleitung des Gymnasialwesens des Königreichs zu übertragen gedachte, Spengel aber lehnte den Antrag ab. An der Ausarbeitung der Schulordnung von 1854, durch welche der Lektüre der Klassiker ein größerer Umfang gegeben, die Befugnisse der Lehrerkollegien erweitert und den Rektoren durch Beigabe von Assistenten ein Teil der Arbeitslast abgenommen wurde, war er beteiligt. Zu der Einführung eines gemeinsamen Landesexamens für Gymnasiallehrer hat er ebenfalls mitgewirkt. Man ersieht aus der Gedenkrede Leonhard Spengels auf den Rektor Fröhlich S. 22 f., ein wie richtiges Urteil er hatte, wenn er aussprach, daß nur diejenigen eine richtige Einsicht in die Gebrechen und Vorzüge eines Gymnasiums haben könnten, die selbst Jahre hindurch in den verschiedensten Klassen einer höheren Schule thätig gewesen seien, denn nicht jeder Jurist oder Theolog hat, weil er seine akademische Vorbildung auf einem Gymnasium empfangen, einen Einblick in den Organismus eines Gymnasiums vom Standpunkte der Pädagogik aus gewonnen.

Nach der schon erwähnten vorzüglichen Gedächtnisrede von dem Münchner ausgezeichneten Philologen W. v. Christ war der Lebensgang des scharfsinnigen gelehrten Münchner Forschers folgender:

Leonhard Spengel, geboren den 24. September 1803, war der Sohn wohlhabender Bürgersleute in München. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf dem alten Gymnasium und dem damit verbundenen Lyceum seiner Vaterstadt. Obwohl er von seinen Eltern zum katholischen Geistlichen bestimmt war, führte ihn innere Neigung doch zum Studium der Philologie. Noch als Schüler des Gymnasiums besuchte er die philologischen Vorlesungen am Lyceum. Die geistvollen, von wahrer Begeisterung für das Altertum getragenen Vorträge des jugendlichen Friedr. Thiersch zogen den strebsamen Jüngling mächtig an und bestimmten ihn, sich dem Studium der Philologie zuzuwenden. Unter der sicheren Leitung seines Lehrers wurde er gleich anfangs auf die rechte Methode des Studienbetriebes hingewiesen. Das damalige Lyceum zu München ging durch seine Verbindung mit dem philologischen Institut über das Lehrziel der gewöhnlichen Lyceen Bayerns hinaus, so daß Kandidaten der Philologie an ihm ihre Studien zum vollen Abschluß bringen konnten. Spengel unterzog sich nach dreijährigem Studium der Lehramtsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge (1823). Nachdem er so in

seiner Vaterstadt seine wissenschaftlichen Studien zu einem würdigen Abschlusse gebracht hatte, gedachte er durch Besuch auswärtiger Universitäten seinen Gesichtskreis zu erweitern. Durch ein Staatsstipendium unterstützt, bezog er zunächst die Universität Leipzig, wo Gottfr. Hermann durch seine Vorlesungen, durch die Übungen im philologischen Seminar und in der griechischen Gesellschaft auf die Heranbildung junger Philologen, wie schon oft erwähnt, einen außergewöhnlichen Einfluß ausübte. Von Leipzig siedelte er nach Berlin über, um Imm. Bekker und Aug. Böckh zu hören. So hatte er die damals maßgebenden Richtungen der Philologie in ihren persönlichen Vertretern kennen gelernt und in Berlin, wie bereits gesagt, in ehrenvollster Weise eine Preisaufgabe gewonnen. Er hatte sich den wissenschaftlichen Kreisen Berlins so empfohlen, daß er durch Böckhs Vermittlung Aussicht hatte, einen philologischen Lehrstuhl an der Universität Kiel zu erhalten, aber die Liebe zur bayrischen Heimat zog ihn nach München zurück, zumal gerade damals die Universität von Landshut nach der Hauptstadt Bayerns verlegt worden war. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde ihm neben Thiersch die Leitung des philologischen Seminars und zugleich eine Professur an dem unter Fröhlichs Leitung blühenden alten Gymnasium übertragen. Diese Doppelstellung, in welcher er von 1827 bis 1842 verblieb, sagte ihm sehr zu, da er einerseits mit den wissenschaftlichen Kreisen der Hochschule, andrerseits mit der Jugend des Gymnasiums in naher Berührung blieb. Er betrachtete nicht sein Amt an der Schule als eine lästige, an der wissenschaftlichen Arbeit ihn hindernde Zugabe, sondern mit Freude erfüllte er unter der Leitung seines trefflichen Rektor Fröhlich die Pflichten seines Schulberufes, vertiefte sich in die Schulautoren und griff auch in die naheliegenden Gebiete der Wissenschaft über. Zum großen Vorteil gereichte es ihm, daß er die Bedürfnisse der Schule genau kannte und diese Kenntnis für die Bildung künftiger Gymnasiallehrer verwertete. In das Verständnis der Redner und Historiker suchte er seine Schüler einzuführen. Wenn er im Livius auf jeder Seite zu Hause war und die römische Geschichte Niebuhrs auf das Genaueste durchgearbeitet hatte, so dankte er das, wie er seinem treuen Schüler W. v. Christ oft erzählte, seinem Lehramte am Gymnasium. An sich selbst hatte er die Vorteile der Verbindung der Theorie und Praxis erfahren. Daher legte er, wenn er bei Besetzung von Lehrstühlen an der Universität mitzuwirken hatte, ein besonderes Gewicht darauf, daß der bei der Berufung in Frage kommende Gelehrte dem Gymnasialunterricht nicht fremd gegenüberstehe oder wohl gar geringschätzig auf das Amt eines Lateinlehrers herabsehe.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Spengels hatten bald den verdienten Anklang gefunden, so daß er zu Michaelis 1841 einen ehrenvollen Ruf als Professor der Philologie an die Universität Heidelberg erhielt und annahm. Nur mit schwerem Herzen verließ er sein geliebtes München. An der Ruperto-

Carolina fiel ihm die Aufgabe zu, neben Creuzer, der seine Berufung besonders betrieben hatte, durch strenge grammatisch-kritische Schulung die jungen Philologen zu ernsten Studien zu führen und tüchtige Gymnasiallehrer heranzubilden. Zu dem grundgelehrten und musikalisch hochgebildeten Ludwig Kayser [1]) fühlte er sich am meisten hingezogen, er fand in ihm einen verständnisvollen Studiengenossen. Im Jahre 1843 besuchte Spengel mit einigen seiner Kollegen Florenz, Rom, Neapel, und bedauerte später oft, daß er nicht nach Griechenland und Troja gegangen sei. Wenn auch der nach Heidelberg der Schönen verpflanzte Münchner sich wissenschaftlich freier bewegen konnte, so schrieb er doch an den großen dänischen Philologen Madvig: in academia Heidelbergensi sexennium fere ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ professoris munere fungebar, immer sehnte er sich nach der geliebten Vaterstadt zurück. Daher war ihm die 1847 erfolgte Rückberufung an die Universität München äußerst erwünscht. In der Blüte der Jahre stehend übte er jetzt durch seine Vorlesungen und durch die Leitung des Seminars einen außerordentlich segensreichen Einfluß aus. Durch die tiefeingreifende Wirksamkeit von Thiersch, Spengel und Prantl und deren Schüler ist es geschehen, daß das bayerische Gymnasialwesen sich einer hohen Blüte erfreut und hinter dem Schulwesen keines Landes zurücksteht. Männer wie Döderlein, Nägelsbach, Urlichs, Bursian, R. Schöll haben sich große Verdienste um die Hebung der philologischen Studien erworben, gegenwärtig sorgen W. Christ, Wölfflin, Iw. Müller, Schanz und andere Gelehrte dafür, daß die Blüte nicht wieder verwelkt. Spengel war die Erfüllung seiner Berufspflichten als akademischer Lehrer und die unausgesetzte wissenschaftliche Thätigkeit nur dadurch möglich, daß er sich von geselligen Vergnügungen fernhielt und äußerst einfach lebte. Auch ihm, wie jedem Sterblichen, flossen die Tage nicht immer heiter und fröhlich dahin, häusliches Leid blieb nicht fern und

[1]) L. Kayser, Sohn des Gymnasialdirektors und Professors in Heidelberg, geboren am 3. Februar 1808, gebildet auf den Gymnasien zu Frankfurt a. M. und Heidelberg, begann 1825 seine Studien unter Creuzer, Daub, Bähr u. a. Im Jahre 1826 reiste er mit Creuzer nach Paris, war dann in dem Institute seines Vaters als Lehrer thätig; 1827 gewann er eine Preisfrage: exhibeatur elogium Jani Gruteri ejus res exponantur et in rem literariam cum nostram tum universam merita, 1830 bestand er das theologische und philologische Examen in Karlsruhe, 1832—1833 habilitierte sich Kayser an der Universität. Seit 1835 war er an der Hochschule thätig, nahm auch an der Abhaltung des philologischen Seminars teil, 1841 wurde er außerordentlicher und 1851 ordentlicher Professor, starb am 5. Mai 1872. In den von Hermann Usener (1881) herausgegebenen homerischen Abhandlungen findet man ein Verzeichnis von Kaysers weitgreifender wissenschaftlicher Thätigkeit. Wir heben heraus: Flavii Philostrati vitae Sophistarum etc. Heidelberg 1838. Philostrati libri de gymnastica quae supersunt nunc primum edidit et interpretatus est C. L. Kayser. Accedunt Marci Eugenici imagines et epistolae nondum editae. Heidelberg 1840. Ciceronis opera ed. G. Baiter und C. L. Kayser. 1861—1869. Vgl. Bernh. Stark, Lebensnachrichten und literarische Notizen.

auch Anfechtungen von seiten solcher Glaubensgenossen, die mit der Leitung des philologischen Seminars nicht zufrieden waren, verbitterten ihm sein Leben, aber den Mut ließ er nicht sinken, er nahm den ihm hingeworfenen Handschuh auf und verteidigte sich in der Schrift: Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen. Von L. Spengel (München 1854. 2. Auflage).

Ein an Mühen und Arbeiten, aber auch an Anerkennung reiches Leben schloß sich am 8. November 1880. Siebenundsiebzig Jahre alt war der verdienstvolle Gelehrte geworden, vielen Jünglingen hat er den rechten Weg zu wissenschaftlichen Studien gewiesen und sich dadurch nie versiegende Dankbarkeit gewonnen, wenn er auch nicht der Gründer einer Philologenschule geworden ist. Für die Hebung des Gymnasialwesens seines Vaterlandes ist er von großer Bedeutung. Aus seiner eben erwähnten Schrift: Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen lernt man die Verhältnisse des bayrischen Gymnasialwesens gründlich kennen, man sieht deutlich, welche erhebliche Fortschritte gemacht worden sind. Auch die von Dr. Melber herausgegebenen Blätter für bayrisches Gymnasialwesen liefern den Beweis, daß viele tüchtige Kräfte an den höheren Schulen des schönen Landes wirksam sind und daß ein reges von den Landesuniversitäten gefördertes wissenschaftliches Leben dort herrscht.

Karl Halm.

Neben Friedrich Thiersch und Leonhard Spengel hat sich nach vielen Seiten hin der grundgelehrte, scharfsinnige und liebenswürdige Karl Halm um Wissenschaft und Schule die anerkanntesten Verdienste erworben. Es ist ein langes Verzeichnis von Schriften, welche in der von Eduard Wölfflin am 28. März 1883 in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Gedächtnisrede auf Karl v. Halm aufgeführt werden. Schon als Student veröffentlichte er in den öfter genannten Acta philologorum Monac. (tom. IV, 1829) lectiones Lycurgeae. In den folgenden Jahren 1830 und 1831 erschienen eine Schrift: Über die neuste Ordnung der lateinischen Schulen und Gymnasien (München 1830), und Griechisches Elementarbuch, 4 Teile, in vielen Auflagen seinem hochverehrten Lehrer und Freunde, dem Professor Friedr. Thiersch gewidmet, wichtig für die Hebung des griechischen Unterrichts in Bayern. M. Tullii Ciceronis orationes. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Lipsiae 1845. Die für die Weidmannsche Buchhandlung besorgten ausgewählten Reden Ciceros, welche in sieben Bänden vorliegen und vielfach aufgelegt sind, haben für die Gymnasien große Bedeutung. Ebenso wird die Ausgabe von Taciti opera ex recognitione Caroli Halm (4. Aufl. 1883) in den

Schulen viel gebraucht. In der bibliotheca Teubneriana veröffentlichte er ferner: Fabulae Aesopicae collectae ex recognitione Caroli Halmii. Lipsiae 1852. Julii Flori epitomae libri duo, rec. C. Halm, 1854. Ciceronis scripta, quae ad philosophiam pertinent. Ad codd. mss. emendaverunt J. G. Baiterus et C. Halmius. Turici 1859—1862. Rhetores latini. Emend. C. Halm. Lipsiae 1863. Valerii Maximi factorum et dictorum memorabilium libri IX rec. C. Halm. Lipsiae 1865. Sulpicii Severi libri qui supersunt. Rec. C. Halm. Vindob. 1866. M. Minucii Felicis Octavius. Julii Firmici Materni lib. de errore profanarum religionum. Vindob. 1867. Victoris Vitensis historia. Berolini 1879. M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae libri XII. Rec. C. Halm. Lipsiae 1868. In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit einer neuen Ausgabe des Quintilian für die bibliotheca Teubneriana, die, wie Wölfflin bemerkt, nach den von Halm hinterlassenen Manuskripten Professor Iwan Müller, der vortreffliche Herausgeber des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft, liefern wird. Lebhaft war die Beteiligung Halms an den verschiedenen philologischen Zeitschriften, auch in den Heidelberger Jahrbüchern finden sich viele treffliche Besprechungen neu erschienener Bücher. Über die Voßische Bearbeitung der Gedichte Höltys. Sitzungsberichte der Akademie, 1868. Gedichte von L. H. Ch. Hölty. Nebst Briefen des Dichters, herausgegeben von K. Halm. Leipzig 1869. Höltys Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von K. Halm. Leipzig 1870. Salviani quae supersunt. Berolini 1877. Vellei Paterculi lib. II. Rec. C. Halm. Lipsiae 1870. Catalogus codicum Latinorum bibliothecae R. Monacensis. Composuerunt C. Halm, G. Laubmann, Guil. Meyer, G. Thomas. Mon. 1868.

Es ist lehrreich, den Lebensgang dieses ausgezeichneten Mannes, der durch seine ganze so liebenswürdige Persönlichkeit den angenehmsten Eindruck machte, etwas näher zu betrachten. Als junger Lehrer hatte ich die Ehre, diesen vortrefflichen Gelehrten kennen zu lernen. Er sprach auf seinen Reisen nach Leipzig bei dem Direktor des Weimarischen Gymnasiums, dem unvergleichlichen Hermann Sauppe, in Weimar vor, und dieser hatte immer die große Freundlichkeit, mich mit seinen Freunden bekannt zu machen. Später habe ich dann auch in München einen angenehmen Nachmittag mit ihm verlebt.

Karl Halm, Sohn eines Kunsthändlers in München, wurde am 5. April 1809 geboren, seine Erziehung leitete an Stelle seines früh verstorbenen Vaters der Stiefvater, der ihn veranlaßte, in ein Spezereigeschäft einzutreten, um sich für den Kaufmannsstand auszubilden. Endlich bestimmten die inständigen Bitten des Sohnes, der während seiner Lehrzeit schon die Abendstunden zur Fortsetzung der Lektüre benutzt hatte, den Vater, ihn unter der Be-

bingung studieren zu lassen, daß er nach Abschluß des Besuches des Gymnasiums für sich selber sorgen müsse. Als fünfzehnjähriger Knabe unternahm Halm mit einigen Mitschülern eine Fußreise nach Venedig. Bei der vorzüglichen Begabung und bei dem energischen Fleiße, den er den Gymnasialfächern zuwandte, gelang es ihm, schon im siebzehnten Jahre mit der Note „vorzüglich würdig" das Gymnasium verlassen zu dürfen. Großen Einfluß hatte auf die Bildung des Jünglings der Unterricht des Rektor Fröhlich und des Professor Ehrhardt. Sehr vorteilhaft war es für Halms weiteren Lebensgang, daß, wie schon erwähnt, die Universität von Landshut im Jahre 1826 nach München verlegt worden war und er nun in seiner Vaterstadt seine akademischen Studien beginnen konnte. Der strebsame, mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattete Jüngling hörte bei Friedr. Thiersch: Encyklopädie der philologischen Wissenschaften, griechische Literaturgeschichte, Demosthenes' Staatsreden, Pindar, Archäologie. In den letzten Semestern nahm er wohl bloß an den Übungen im philologischen Seminar teil. Spengel, der damals junger Privatdocent war, scheint einen maßgebenden Einfluß auf ihn nicht ausgeübt zu haben; die Vorlesung Spengels über Sophokles' Antigone besuchte Halm fleißig. Außerdem hörte er Vorlesungen über Philosophie und Geschichte, über reine Mathematik und Trigonometrie und über neuere Kunstgeschichte. Als Mitglied des philologischen Seminars nahm er lebendigen Anteil an den lateinischen Disputationen. Besonders verkehrte er mit seinem Landsmanne Johannes Franz,[1]) dem späteren Berliner Gräcisten, der sich um das corpus griechischer Inschriften verdient gemacht hat. Nachdem Halm vier Jahre hindurch eifrig seinen akademischen Studien obgelegen hatte, erwarb er im Staatskonkurse den ersten Platz. In jenen Tagen war es Sitte, daß ein Kandidat zwei Jahre lang privatim unterrichten, „instruieren" mußte, und erst nach dieser Zeit war es gestattet, sich um eine Gymnasiallehrerstelle zu bewerben. Keine geringe Arbeitslast wurde dem jungen Lehrer zugemutet, oft hatte er in seiner Klasse mehr denn hundert Schüler zu unterrichten. Seine Thätigkeit wurde dadurch anerkannt, daß ihm, der kaum 25 Jahre alt war, die Behörde den Titel eines Professors verlieh. Durch die griechischen Übungsbücher wurde der Gelehrte nicht bloß in dem Königreich Bayern sehr

---

[1]) Johannes Franz, geboren den 3. Juli 1804 in Nürnberg, ließ sich 1830 als Privatdocent in München nieder, wurde 1830 Dolmetscher des Königs Otto von Griechenland, lebte 1834 bis 1838 in Rom, ging 1840 als außerordentlicher Professor der Philologie an die Berliner Universität, trat 1846 in eine ordentliche Professur ein und starb im besten Mannesalter am 2. Dezember 1851. Bekannt sind Franzens elementa epigraphices. Berolini 1840. Aeschylus Orestie, griechisch und deutsch. Leipzig 1846. Deutsch-griechisches Wörterbuch. Leipzig 1838. Lysiae oratt. c. fragm. ed. adnotationibus instr. Mon. 1831. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 698. 700. 735. 1121.

bekannt und hochgeschätzt. Die Lehrbücher legten Zeugnis ab von der pädagogischen Einsicht, die er sich in der Praxis des Schullebens angeeignet hatte. Damals beschäftigte sich Halm auch ernstlich mit deutscher Literatur, das treffliche Werk von G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. Als im Jahre 1839 das neue Gymnasium an die Benediktiner überging, wurde Halm nach Speier versetzt. Hier wurde er einerseits in der ersten d. h. letzten Klasse des Gymnasiums beschäftigt, andrerseits aber wurde ihm Unterricht an dem Lyceum übertragen, der sich sogar auf Archäologie erstreckte.[1]) Außerdem las er über griechische und römische Staatsaltertümer, erklärte Äschylus, Aristophanes, Demosthenes, Cicero, Juvenal, Tacitus. So hatte der junge Professor eine seiner Gelehrsamkeit entsprechende Stellung gefunden, er hatte dem wissenschaftlichen Leben in der Stadt neue Anregung gebracht. Während Halm in München sich vorwiegend mit griechischer Literatur beschäftigt hatte, wandte er sich in Speier den Lateinern zu. Besonders zahlreich sind die Recensionen, die er in den Heidelberger Jahrbüchern veröffentlichte, sie bezogen sich auf Reden und philosophische Schriften Ciceros, Vellejus, Curtius u. s. w. Sehr angenehm war es ihm, als er mit dem 1841 nach Heidelberg berufenen Leonhard Spengel, bei dem er, wie erwähnt, Vorlesungen gehört hatte, in Verkehr treten konnte. Im Jahre 1849 wurde er aufgefordert, in dem neu errichteten Gymnasium in Hadamar eine Stelle mit der Aussicht, bald an die Spitze der Anstalt zu treten, anzunehmen. Es wurde ihm schwer, sein geliebtes Heimatland zu verlassen, und obgleich der Präsident der Regierung der Rheinpfalz die Ansprüche, die Halm für sein Verbleiben gestellt hatte, sehr bescheiden fand und auf Gewährung derselben sicher hoffte, „da der Abgang eines so gründlich gebildeten Philologen und auch in sittlicher wie bürgerlicher Beziehung ausgezeichneten Schulmannes für die Studienanstalt ein sehr harter Verlust wäre,“ so erklärte das Ministerium Abel (1837 bis 1847) dennoch, Halms Entlassung stände nichts entgegen. So siedelte Halm 1846 nach Hadamar über. Hier wurde ihm, dem Ausländer, von manchen Seiten weniger freundlich begegnet. Erfreulich war ihm, wie in Speier die Nähe Spengels in Heidelberg, so in Hadamar die Nähe des ganz vortrefflichen Gelehrten Professor Fleckeisen in Weilburg, mit dem viel verhandelt wurde. Die Landesregierung und der Herzog waren mit der erfolgreichen Wirksamkeit des Ausländers sehr zufrieden. Wichtig für seine Studien war es, daß das Amt ihm Muße gewährte und daß er reiche pädagogische Erfahrungen sammelte. Als der für Wissenschaft und Kunst so geneigte König Max II. am 20. März 1848 den Thron seiner Väter bestieg und eine freiere Bewegung der Geister

---

[1]) In den Heidelberger Jahrbüchern recensierte er das damals viel gebrauchte, in 4. Auflage erschienene Handbuch der Archäologie von Ludwig Schaaff.

auch in politischer Beziehung gepflegt wurde, da ergriff den bayrischen Patrioten eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat, und auf den Vorschlag Spengels erhielt er einen Ruf als Professor an das Max-Gymnasium, das man zu einer Musteranstalt herausbilden wollte. Gar bald wurde er Direktor der Anstalt. Der Minister v. Zwehl schätzte ihn so hoch, daß er bei Besetzung von Lehrerstellen sich oft seines Rates bediente. Im Jahre 1854 wollte man dem Rektor, dessen wissenschaftliche Verdienste überall anerkannt wurden, eine ordentliche Professur der Philologie in Würzburg verleihen, aber schließlich wurde ein anderer bevorzugt. Als später (1856) ein sehr ehrenvoller Ruf nach Wien an Halm erging, da entschloß sich das Ministerium, da für eine ordentliche Professur an der Universität keine Mittel verwendbar waren, ihm eine Professur mit geringem Gehalt und die Leitung der großartigen Staatsbibliothek zuzusichern. Nur eine solche Arbeitskraft und eine solche geistige Befähigung, wie sie Halm zu Gebote standen, konnte den Anforderungen beider Ämter genügen. Er hatte seinen Tag so eingeteilt, daß er auch im Hochsommer bei Licht arbeitete, von acht bis neun Uhr Vorlesungen abhielt, von neun bis ein Uhr auf der Bibliothek arbeitete und den Nachmittag sich für seine literarischen Arbeiten, für die Vorbereitungen auf die Vorlesungen, für die umfangreiche Korrespondenz, die er zu führen und die Korrektur der Druckbogen seiner Schriften, die er zu besorgen hatte, vorbehielt. Besonders geschickt leitete Halm die lateinischen Stilübungen. Er ließ, wie das auch Moritz Seyffert, Herm. Sauppe, H. Keil und viele andere zu thun pflegten, Stücke aus deutschen Klassikern, mit Vorliebe aus Lessing übersetzen, dem er vor andern klares und antikes Denken nachrühmte; den Stil moderner deutscher Salonschriftsteller entkleidete er aller Phraseologie und alles Flitterstaates, bevor er an eine antike Wiedergabe dachte. Wölfflin bemerkt gewiß mit vollem Rechte, daß sowohl die fruchtbare Schriftstellerei Friedr. Ritschls als das Corpus inscriptionum latinarum von Mommsen nicht recht denkbar wären ohne die Münchner Bibliothek und ohne Halms Verwaltung derselben (Wölfflin, S. 10). Schmerzlich für ihn war es, daß der von ihm geplante Thesaurus linguae latinae, obwohl Männer wie Ritschl, Fleckeisen, Büchler ihre Teilnahme zugesagt hatten, nicht zu Stand und Wesen kam. Zu den Erholungen des überaus thätigen Mannes gehörte die Sammlung von Autographen berühmter Männer, Sebastian Brant, Thomas Murner, Martin Opitz u. a., deren literarische Verwertung er sich für spätere Jahre vorbehalten hatte. Im Jahre 1879, als das für die Wissenschaft so segensreich wirkende archäologische Institut in Rom sein Jubelfest feierte, vertrat er als Abgeordneter die Münchner Akademie. Die Leiden und Mühseligkeiten des Alters traten auch an ihn heran, die Abnahme des Gehörs und des Augenlichtes nötigten ihn zur Beschränkung seiner Thätigkeit. Zunächst gab er den Besuch der Sitzungen der Akademie auf,

dann legte er seine Professur nieder. Im Sommer 1882 entwickelte sich ein Herzleiden, dem er am 5. Oktober 1882 nach schwerem Todeskampfe erlag. In der Geschichte der klassischen Philologie wird der Name Halms, der eine so umfassende Thätigkeit für methodische Textkritik der lateinischen Prosaiker entfaltet hat, immer mit Auszeichnung genannt werden, auf dem Gebiete der Pädagogik hat er als Gymnasiallehrer und als Professor der Philologie um die Bildung zahlreicher bayrischer Schulmänner sich verdient gemacht, dankbare Anerkennung gefunden.[1])

Zu den Männern, die als akademische Lehrer und als Schulmänner für die Gestaltung des bayrischen Schulwesens von Wichtigkeit geworden sind, gehörte auch

Ludwig Döderlein.

Durch zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie und der Gymnasialpädagogik hat sich dieser geistvolle und liebenswürdige Gelehrte weithin vorteilhaft bekannt gemacht. Vor allem wandte er seine Aufmerksamkeit den lateinischen Synonymen und Etymologien zu (6 Bände. Leipzig 1826—1838). Im Jahre 1838 erschien die lateinische Wortbildung, 1839 das Handbuch der lateinischen Synonymik (2. Aufl. 1849) und das Handbuch der lateinischen Etymologie (Leipzig 1841). In den Jahren 1850—1858 (Erlangen) gab Döderlein in drei Bänden sein homerisch Glossarium heraus. Von griechischen Dichtern zogen ihn besonders Homer und Sophokles an (Sophocles Oedipus Col. c. not. var. Lipsiae 1825) und Homers Ilias (2 Teile. Lipsiae et Londin. 1863—1864), auf dem Gebiete der lateinischen Literatur beschäftigten ihn Tacitus (Ausg. Halle 1841 und 1847. 2 Bände), die Ausgabe der Germania des Tacitus mit deutscher Übersetzung (Erlangen 1850). Großen Anklang hat die Bearbeitung der Episteln des Horatius mit deutscher Übersetzung (Leipzig 1856) und die der Satiren (Leipzig 1860) gefunden. Ohne Zweifel gehören die Übersetzungen der Episteln und Satiren des Horatius und einige in seinen Reden und Aufsätzen mitgeteilten Übersetzungsproben zu den besten Leistungen dieser schwierigen Kunst. Man wird mit vielen seiner Etymologien nicht einverstanden sein können, manche Kühnheit und Sonderbarkeit darin finden, aber überall verrät sich Geist und Gelehrsamkeit. Sehr hübsch ist das in Reden und Aufsätzen (Erlangen 1843) S. 355 an Jakob Grimm mitgeteilte Sendschreiben, in dem er sich in humorvoller Weise über die vielfache Nichtanerkennung seiner etymologischen Untersuchungen beklagt. Neben seiner akademischen Wirksamkeit wurde seine Wirksamkeit als Rektor des Erlanger

---

[1]) Vergleiche die erwähnte Gedächtnisrede auf Karl v. Halm von Ed. Wölfflin, die oft wörtlich benutzt ist. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 735. 853. 949.

Gymnasiums von allen Seiten hochgeschätzt, die ausgereifte Persönlichkeit, seine rednerische Gewandtheit, seine auch in der deutschen Sprache wohlerprobte Ausdrucksfähigkeit, die Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens gewannen ihm die Herzen seiner Schüler und seiner Amtsgenossen. Das Rektoramt lag ihm eigentlich mehr am Herzen als seine akademische Professur. Besonders in dem philologischen Seminar zeigte sich seine didaktische Meisterschaft. Es kam ihm immer darauf an, das Bleibende und wahrhaft Hohe der antiken Welt in die Seelen der Jugend zu senken, er war kein Freund von Dressur und mechanischer Thätigkeit. Bei den so ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften ist es nicht zu verwundern, daß er gar vielen Fachgenossen, wie Göttling, Eckstein, Rost, Sauppe und vielen anderen näher trat und auf den Versammlungen der Philologen ein sehr gern gesehener Teilnehmer war, zumal er auch bei geselligen Vereinigungen seinem Witz und Humor freien Spielraum ließ.

Ludwig Döderlein, Sohn des Professors der Theologie in Jena, Christoph Döderlein, wurde den 19. Dezember 1791 in Jena geboren. Schon am 2. Dezember 1792 verlor er seinen Vater. Nach einigen Jahren verheiratete sich die Mutter mit Friedrich Emil Niethammer, der ihm ein zweiter Vater wurde. Als Niethammer eine Professur in Würzburg (1804) angenommen hatte, besuchte der begabte Knabe das Gymnasium zu Windsheim, das er im Jahre 1807 mit der Landesschule Pforta vertauschte. Hier legte er den Grund zu seiner gründlichen Kenntnis der alten Sprachen. In den Reden und Aufsätzen (Erlangen 1843) hat Döderlein im Anschluß an eine Anzeige[1]) der schon oben erwähnten Schrift Friedr. Karl Krafts: vita Caroli Davidis Ilgenii (Altenburgi 1837) S. 270 f. eine Erinnerung an Schulpforta mitgeteilt, in der er die Schatten- und Lichtseiten des damaligen Unterrichtsbetriebes in Pforta sehr gut charakterisiert, besonders wird treffend der Gegensatz zwischen den beiden für die Schule maßgebenden Persönlichkeiten, David Ilgen und Gottlob Lange, hervorgehoben, der erste als der Vertreter der alten Didaktik bezeichnet, der zweite, fünfzehn Jahre jünger als sein Rektor, ein Freund moderner Bildung genannt. Im Jahre 1810 wurde die Schullaufbahn abgeschlossen und nach München übergesiedelt, wohin sein Stiefvater als Central-Schul- und Studienrat, wie oben berichtet, berufen worden war. Hier genoß er den vorzüglichen Unterricht des erst kurz vorher in die bayrische Hauptstadt berufenen Friedr. Thiersch, um dann wohlvorbereitet seine philologischen Studien von 1811—1813 unter den beiden allerdings recht verschiedenen Männern Friedr. Creuzer[2]) und Joh. Heinr.

[1]) Münchner gelehrte Anzeigen der Königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften vom 5. Dezember 1839, Nr. 243—244.

[2]) Georg Friedrich Creuzer, geboren den 10. März 1771 zu Marburg, gestorben den 16. Februar 1858 zu Heidelberg, studierte zunächst Theologie in Marburg und Jena. Im

Voß in Heidelberg fortzusetzen. Von 1813—1814 war er in Erlangen immatrikuliert. Hier erwarb er den Doktorgrad durch eine kritische Arbeit über Sophokles (Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum). Er setzte seine Studien fort in Berlin unter Friedr. Aug. Wolf, Phil. Buttmann und Aug. Böckh. Noch während seiner Studien in Berlin erhielt er einen Ruf als Professor der Philologie an die Universität Bern, dem er folgte. Hier gab er mit dem Züricher Professor Heinrich Bremi [1]) „Beiträge zur Philologie aus der Schweiz" heraus (Zürich 1819). Im Jahre 1819 siedelte er als zweiter Professor der Philologie und als Rektor des Gymnasiums nach Erlangen über. Als im Jahre 1826 Ludwig Heller, ein sehr ge-

Jahre 1791 gründete er eine Privatlehranstalt, begleitete Ostern 1798 einen Zögling nach Leipzig, hörte dort Gottfried Hermann und wandte sich, da seine Schrift über Herodot und Thucydides (1798) nicht ungünstig aufgenommen wurde, der Philologie zu. Unter dem anregenden Einflusse des großen Juristen v. Savigny ließ er sich 1799 in Marburg als Privatdocent nieder. Schon 1800 wurde er außerordentlicher und 1802 ordentlicher Professor. Seine Schrift über die historische Kunst der Griechen (1803) und die Verwendung seiner Freunde Daub und Jung Stilling verschafften ihm 1804 einen Ruf nach Heidelberg als Professor der Philologie und der alten Geschichte. Hier im Kreise der Romantiker Arnim, Görres, Brentano u. a. wurde er bald eine beliebte Persönlichkeit. Im Jahre 1808 (Dezember) nahm er einen Ruf nach Leiden an, aber kaum dort angekommen, den 12. Juli, bereute er seinen Entschluß, und durch das Wohlwollen des Ministers v. Reizenstein wurde er schon im August zurückberufen und im Oktober traf er wieder in Heidelberg ein. Spätere Berufungen nach Göttingen, Bonn und Kiel lehnte er ab. Von 1815—1830 stand er auf der Höhe seines Ruhmes. Creuzer war ein fleißiger Schriftsteller, sein Hauptwerk ist die 1810—1812 erschienene Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Voß, Lobeck, Preller und viele andere Forscher gehen von ganz anderen Anschauungen aus. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 562 f. L. Preller, Friedr. Creuzer charakterisiert nach seinen Werken, in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst 1838, Nr. 101—106. B. Stark, Fr. Creuzer, sein Bildungsgang und seine wissenschaftliche wie akademische Bedeutung. Heidelberg 1874. L. Urlichs in der Allgem. deutschen Biographie. Bd. IV, S. 553. Unter Creuzers Schülern sind hervorzuheben der um Demosthenes hochverdiente Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Joh. Theod. Vömel, der in Göttingen am 31. Dezember 1855 verstorbene hochverdiente K. Fr. Hermann. Über Joh. Heinr. Voß' weitreichende Bedeutung (geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, gebildet in Neubrandenburg, studierte in Göttingen seit 1772, 1778 Rektor in Otterndorf und 1782 in Eutin, lebte von 1802—1805 in Jena, seit 1805 in Heidelberg, wo er am 29. März 1826 starb) vergleiche das vortreffliche zweibändige Werk von W. Herbst. Leipzig 1872. 1874.

[1]) Joh. Heinr. Bremi, ein Schüler Friedr. Aug. Wolfs, geboren zu Zürich den 4. Dezember 1772, gestorben zu Baden im Aargau den 10. Mai 1827, war zuletzt Professor am oberen Kollegium in Zürich. In vier Auflagen verbreitet ist seine Ausgabe des Cornelius Nepos. Zürich 1827. Lysiae et Aeschinis orationes selectae commentariis in usum scholarum instructae a Dr. Joh. A. Bremi. Gothae et Erfordiae 1826. Suetonii vitae 1800. Demosthenis orationes selectae ed. 1829—1834. Isocratis or. 1831. Demosthenis or. adv. Leptinem ed. Fr. A. Wolf repeti curavit et auxit J. H. Bremi. Turici 1831. Vgl. Studium des klassischen Altertums in der Schweizer Rektoratsrede Jakob Wackernagels. Basel 1891. S. 30.

lehrter Philolog, gestorben war, rückte Döderlein in die erste Professur der Philologie ein und übernahm die Leitung des Seminars zuerst in Verbindung mit Joseph Kopp, einem Manne von riesenhafter Gelehrsamkeit, dann mit Karl Fr. Nägelsbach und endlich mit dem trefflichen Heinrich Keil,[1]) der seit 1869 bis zu seinem den 27. August 1894 erfolgten Tode in Halle eine segensreiche Thätigkeit entwickelte. Bis zu seinem Heimgang am 9. November 1863 hat Döderlein erfolgreich in Erlangen gewirkt. Durch die Macht seiner originellen liebenswürdigen Persönlichkeit übte er auf seine Amtsgenossen, auf seine Schüler und auf seine Umgebung einen großen Einfluß aus. Konr. Bursian mag wohl recht urteilen, wenn er sagt: „er regte mehr durch Originalität der Auffassung, die nicht selten in Paradoxien und haltlose Einfälle ausartete, und Lebendigkeit des Vortrags an, als daß er durch gleichmäßige Durchdringung und methodisch systematische Behandlung belehrte. Auf den Gebieten der Etymologie und der lateinischen Synonymik geht der Scharfsinn häufig in spitzfindige Klügelei über, und ausgebreitete Gelehrsamkeit wird zum Ausputz willkürlicher und seltsamer Aufstellung verwendet." Döderleins Reden und Aufsätze. Ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik (Erlangen 1843). Zweite Sammlung (Erlangen 1847). Öffentliche Reden. Mit einem Anhange pädagogischer und philologischer Beiträge (Frankfurt a. M. 1860) liefern wertvolle Beiträge zur Gymnasialpädagogik, geben ein Bild von dem ganzen Wesen des Mannes und verdienen immer wieder empfohlen und beherzigt zu werden. Für den Pädagogen Döderlein sind noch besonders charakteristisch die Briefe, die er mit dem Direktor Held in Bayreuth gewechselt hat, in ihnen werden besonders bayrische Schulangelegenheiten behandelt.[2]) Wie hoch der Erlanger Philolog und Schulmann die beiden größten deutschen Dichter schätzte, das geht aus den beiden vortrefflichen Reden, deren eine er über Goethes Bedeutung für den Gymnasialunterricht am 28. August 1849 an Goethes hundertjährigem Geburtstage gehalten hat, die andere feierte am 10. November 1859 das Andenken an Schillers Geburt. Ein Schüler, Freund und späterer Amtsgenosse Döderleins war

Karl Friedrich Nägelsbach.

Nägelsbach gehörte zu den Gelehrten, die jedem, der ihnen nahe trat, das Herz abgewinnen. Vor Jahren war ich in München mit Karl Halm zu-

[1]) Vgl. Chronik der Universität Halle 1894—1895. S. 5 f.

[2]) Dr. Joh. Christoph v. Held. Ein Lebensbild in 3 Abteilungen. Programme des Gymnasiums von Bayreuth 1874. 1875. 1876. Von Karl Fries. Zur Erinnerung an K. F. Hermann, F. W. Schneidewin, K. F. v. Nägelsbach, Ludwig Döderlein. Aufsätze von Max Lechner. Berlin 1864. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 749. Münchner Allgemeine Zeitung 1892, Beilage 269, von W. Preger. Zwei Reden an dem hundertjährigen Geburtstage von Buchrucker und Stählin. Erlangen und Leipzig 1892.

sammen; ich teilte ihm mit, daß ich in den nächsten Tagen abreisen würde. Da empfahl er mir, doch ja nicht an Erlangen vorüberzufahren, sondern einen Zug zu überschlagen und bei Nägelsbach vorzusprechen, es sei schon wert, diese edle Gelehrtennatur persönlich kennen zu lernen, und in der That, meine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Auch Nägelsbach war wie Döderlein und andere Philologen Schulmann gewesen, wußte, was für Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer zweckmäßig und notwendig sei. Seine Vorlesungen zielten nicht darauf ab, vollständige Literaturnachweisungen zu geben, sondern darauf, daß die Zuhörer einen Eindruck von dem Werke, das er erklärte, empfingen. Daher waren unter seinen Zuhörern auch viele Studierende anderer Fakultäten. Die gelehrte philologische Behandlung zeigte er im Seminar, das er mit seinem Lehrer und Freunde Döderlein in sehr wirkungsvoller Weise leitete. Die Korrekturen der Arbeiten der Seminaristen, sowohl die kritisch-exegetischen als die Stilübungen, brachten ihm viele Mühe, raubten viele Zeit, denn ab und zu waren vierzig Arbeiten durchzusehen. Seine Vorlesungen erstreckten sich im Lateinischen auf Cicero oratt. pro Sestio, Roscio Com., Phil. I. II, de domo sua, orator, de Rep. (im Seminar pro Marcello, Somn. Scipionis, Vergil), höhere Kritik der Horazischen Oden (ästhetisch-poetisch gegen Peerlkamp), römische Satiren (Juvenal, Persius), im Griechischen auf die Tragiker, besonders Aeschylos Orestia, Sophocles Ajas, Antigone, Euripides, Bacchen, Alcestis, Aristophanis Aves, Nubes, Ranae, Plato Sophist. Theaet., de Rep. VI—VIII, Demosth. Leptin., de cor. Chers. Phil. III und Aristot. de anima. Dazu kamen noch: lateinische Stilistik, griechische Religionsgeschichte (nachhomerische Theologie), römische Staatsaltertümer, Geschichte der deutschen Philologie seit der Reformation, Gymnasialpädagogik.[1]) Es ist ein weiter, vielumfassender Kreis von Vorlesungen, die der fleißige gewissenhafte Gelehrte zu halten pflegte, die wohl imstande waren, künftigen Gymnasiallehrern eine sichere gründliche Bildung für ihr Amt zu geben. Neben diesen Vorlesungen war Nägelsbach auch wissenschaftlich sehr thätig. Schon als Lehrer des Nürnberger Gymnasiums gab er mit seinem Rektor, K. L. Roth, dem er, wie er in der Vorrede zu seiner Stilistik berichtet, so viel verdankte, lateinische Stilübungen heraus. Von großer Bedeutung für den lateinischen Unterricht auf Gymnasien und in philologischen Seminarien ist die im Jahre 1846 zuerst erschienene, jetzt in sieben Auflagen vorliegende lateinische Stilistik,

[1]) In der Allgemeinen deutschen Biographie (Bd. XXIII, S. 224 f.) hat Rektor Autenrieth, der selbst ein Schüler des vortrefflichen Nägelsbach ist, der die wertvollen Vorlesungen über Gymnasialpädagogik herausgegeben und auch neue Auflagen seiner andern Schriften besorgt hat, seinem Lehrer ein ansprechendes Denkmal gesetzt. Autenrieth ist ein Freund der Familie Nägelsbach, verkehrte oft im Hause des ihm so teuern Lehrers, so daß man sich auf die Angaben desselben verlassen kann.

die K. Fr. Hermann als ein Lehrgebäude pries, das in der Erscheinung das innere Gesetz und das Walten des Sprachgenius verfolgt. Im Jahre 1850 veröffentlichte Nägelsbach in zweiter Auflage die Anmerkungen zur Ilias (Buch I, II, 1—483, III), 1857 die seinem väterlichen Freunde und Kollegen Karl v. Raumer, dem Verfasser der Geschichte der Pädagogik, gewidmete nachhomerische Theologie (Nürnberg); 1861 trat die homerische Theologie in zweiter, nach Auftrag des verewigten Verfassers von Georg Autenrieth besorgte Ausgabe ans Licht. Alle diese mit großer Gründlichkeit abgefaßten Werke haben der Wissenschaft und Schule wesentlich genützt, sind auch für die Methode der Behandlung der homerischen Dichtung von erheblichem Nutzen gewesen. Für die Lehrer an Gymnasien sind die von seinem treuen Schüler und Hausfreunde Georg Autenrieth herausgegebenen Vorlesungen über Gymnasialpädagogik sehr wichtig geworden. Gerade diese nach Aufzeichnungen aus den Jahren 1853, 1855, 1858 gemachten Zusammenstellungen über die Handhabung des Gymnasialunterrichts bilden für jüngere und ältere Lehrer eine Fundgrube pädagogischer Weisheit, selbst wenn man in manchen Beziehungen abweichenden Auffassungen huldigt. Die Vorlesungen sind aus reicher pädagogischer Erfahrung herausgewachsen. Männer wie K. L. Roth, Gabler, Held, Heller, Döderlein, Bomhard waren ihm für seine praktische Thätigkeit Muster und Vorbild geworden. Das Buch fand gleich bei seinem Erscheinen die größte Beachtung, wurde nachdrücklich empfohlen, wie die eingehenden Anzeigen von Rudolf Dietsch, Breitenbach[1]) und anderer Gelehrten beweisen.

Karl Friedrich Nägelsbach, Dr. theol. und phil., wurde am 28. März 1806 zu Wöhrd bei Nürnberg geboren. Er war der Sohn eines preußischen, später bayrischen Justizbeamten, wurde Schüler des Gymnasiums zu Bayreuth, das damals unter dem Rektor G. A. Gabler und dem Professor Joh. Christ. Held eines besonderen Ruhmes sich erfreute. Einige Monate genoß er am Ansbacher Gymnasium den Unterricht J. A. Schäfers und Bomhards. Zu Michaelis 1822 bezog er wohlvorbereitet die Universität Erlangen, wo er besonders von Heller[2]) und Ludwig Döderlein angezogen und in seinen ernsten Studien unterstützt wurde. Außerdem wurden theologische Vorlesungen gehört und die Predigten des Professor Kraft fleißig besucht. Auch Heller war längere Zeit Hauslehrer in Wien, dann Gymnasiallehrer in Ansbach und

---

[1]) Vgl. Jahns Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Abt. 2 (1862). S. 221 bis 246.

[2]) Ludwig Heller, geboren den 19. März 1776 in Ammendorf, „der von Haus aus Theolog, mehr ein Humanist im Geiste des 15. und 16. Jahrhunderts als ein gelehrter Philolog im modernen Sinne war." Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 749. Sehr lesenswert ist die memoria Ludovici Helleri in L. Döderleins Reden und Aufsätzen. Erlangen 1843. S. 312 f.

Nürnberg gewesen und wurde nach dem Tode des Professor Harles [1]) (den 2. November 1815) als Nachfolger desselben an die Universität Erlangen berufen. Wichtig wurde für Nägelsbach und die Ausgestaltung seines Wesens der burschenschaftliche Freundeskreis, in den er eintrat. Hier fand er Rudolf Wagner, den späteren Göttinger Professor, den späteren theologus Jenensis Karl Hase, die Juristen Julius Stahl und Briegleb, den verdienten Philologen Hartung (starb als Direktor des Erfurter Gymnasiums den 20. September 1867), den späteren Schulrat und Direktor des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg Dr. Georg Kaspar Mezger u. a. Nachdem Nägelsbach noch ein Halbjahr in Berlin, besonders um den Philologen Aug. Böckh und den Philosophen Georg Friedr. Wilh. Hegel zu hören, studiert hatte, unterzog er sich der Staatsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge. Auf des Nürnberger Rektors K. Ludw. Roth Veranlassung wurde er als Verweser der Oberklasse an das Nürnberger Gymnasium berufen, und schon 1827 zum Professor ernannt. In der seinen hochverehrten und geliebten Lehrern gewidmeten lateinischen Stilistik für Deutsche spricht er es aus: „Sie, geliebtester Held, haben samt Gablern dem Knaben und Jüngling die Erlernung der Sprachen zur Lust gemacht; Ihr Auftreten als Lehrer an unserm Baireuther Gymnasium, welchem Sie jetzt (1852) mit Meisterschaft vorstehn, war für die Richtung meines Lebens wie für den Flor der Anstalt entscheidend; Ihre Freundschaft und Empfehlung begleitete mich auf die Universität zu Heller und Döderlein. Unter Ihrem kräftigen Regimente, teuerster Roth, habe ich an dem uns beiden unvergeßlichen Nürnberger Gymnasium lehren gelernt. Sie haben mir gezeigt, was ein Lehrer sein muß, der kein Mietling ist, und was ein Rektor sein kann, der sein Amt als einen Gottesdienst betrachtet und mit der Macht seines sittlichen und wissenschaftlichen Einflusses die Lehrer seiner Anstalt heranzubilden versteht, indem er ihnen vor allen Dingen das Gewissen schärft. Unter unendlich vielem anderen verdanke ich Ihnen auch diejenige Richtung meiner lateinischen Studien, aus welcher dieses Buch entstanden ist."

[1]) Gottlieb Christoph Harles (geboren zu Culmbach den 21. Juni 1738, gestorben den 2. November 1815) machte seine Studien in Erlangen, wurde 1759 Lehrer an der lateinischen Schule zu Halle, lebte dann einige Zeit in Jena und Göttingen, wurde später Professor in Erlangen. Harles gab die von Joh. Albert Fabricius (geboren den 11. November 1668 in Leipzig, gestorben den 30. April 1736) bearbeitete bibliotheca graeca seu notitia scriptorum veterum graecorum (14 Bände) heraus; die vierte Ausgabe, von G. Chr. Harles (Hamburg 1705—1728) besorgt, wurde wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht ganz vollendet (12 Bände. Hamburg 1790—1809), ein Registerband erschien erst 1838. Außerdem erschienen von Harles Ausgaben des Cornelius Nepos, Sallust, Quintilian, Aurelius Victor, Eutropius und anderer lateinischer Schriftsteller; um die griechische Literatur machte er sich durch Ausgaben des Aristophanes (Plutus und Nubes), des Theokrit, Demosthenes (de corona), Aristoteles (de arte poetica), Julianus Apostata (Caesares) verdient. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 512 f.

Nach Professor Kopps[1]) Tode, den 7. Juli 1842, wurde Nägelsbach zu einer ihm zusagenden akademischen Wirksamkeit nach Erlangen berufen. Hier hat er in Verein mit seinem Amtsgenossen Döderlein um die Ausbildung tüchtiger Gymnasiallehrer nicht bloß für sein bayrisches Vaterland sich große Verdienste erworben. Die Gelehrsamkeit und die didaktischen Fähigkeiten wurden gar bald anerkannt, der Rektor Roth, ein gründlicher Kenner der Philologie und der Pädagogik, mochte ohne Beihilfe Nägelsbachs nicht mehr in Nürnberg bleiben, sondern kehrte in sein württembergisches Vaterland zurück, als sein treuer Mitarbeiter nach Erlangen übersiedelte. Aus Liebe zu seiner Heimat schlug Nägelsbach 1842 eine Berufung als Direktor des Gymnasiums in Elberfeld, 1845 nach Weimar und Meißen aus. Im Jahre 1847 erging an ihn ein Ruf als Professor der klassischen Philologie nach Halle, 1851 nach Kiel, 1857 nach Tübingen. Man sieht aus diesen vielfachen Bemühungen, Nägelsbach zu gewinnen, eines wie großen Ansehens derselbe sich erfreute, aber alle diese vielfach verlockenden Anerbietungen vermochten nicht, ihn seinem Vaterlande untreu zu machen. Man ehrte den gesuchten Gelehrten durch Verleihung von Orden und durch Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in München. Abgesehen von den vielen namentlich in den Münchner gelehrten Anzeigen veröffentlichten Besprechungen neuer philologischer Erscheinungen möchte ich noch ganz besonders den ausgezeichneten Artikel Nägelsbachs über klassische Schullektüre in Schmids Encyklopädie, Bd. I, S. 797, empfehlend erwähnen.[2]) Wenn der erfahrene K. L. Roth in seiner Gymnasialpädagogik schreibt S. 363: „ich hatte eine meine Pläne (die Hebung des Nürnberger Gymnasiums betreffend) unterstützende, immer zunehmende Hilfe in K. Fr. Nägelsbach gefunden: seine jugendliche Kraft, seine Begeisterung für die Sache der Jugendbildung und der humanistischen Studien, seine ernste Religiosität und seine männliche Wahrhaftigkeit und Selbständigkeit hielt mich selbst und die

---

[1]) Joseph Kopp, ein Freund Friedr. Rückerts, geboren den 16. November 1788 in Sommerau, einem Dorfe in dem altbayrischen Wald auf dem linken Donauufer, erhielt seine akademische Vorbildung in Straubing und auf dem Gymnasium in München, an dem kurze Zeit Friedr. Jacobs thätig war, 1810 bis 1812 besuchte er die Universität Heidelberg, Böckhs Unterricht genoß er zu seinem großen Schmerze nur ein Halbjahr, Creuzers, Wagners, Daubs Vorlesungen hörte er. Im Jahre 1812 wurde Kopp Lehrer am Obergymnasium in München, 1819 Professor der Geschichte am Lyceum. Er stand hier in anregendem Verkehr mit F. H. Jacobi, Niethammer, Roth, Schlichtegroll, Thiersch, Schelling u. a. Nach Erlangen wurde er als Professor der Philologie 1827 berufen, wo er hochgeschätzt, sein früher Tod tief betrauert, schon 1842 starb. Vgl. Döderlein, Reden und Aufsätze. Erlangen 1843. S. 214 f. Hier ist auch ein Verzeichnis seiner schriftstellerischen Hervorbringungen angefügt.

[2]) Auch H. Bonitz hat in der östreichischen Gymnasialzeitschrift, Jahrgang XI, August 1860, S. 607—625, diesen Gegenstand behandelt.

Sache aufrecht, welche ich zu vertreten hatte, während die Gelehrsamkeit, worin er uns insgesamt gar bald überwuchs, ihm ein Ansehen unter den Lehrern verschaffte, das schwächere Gemüter stärkte und Übelwollende beschämte," so hat das Urteil eines solchen Mannes eine große Bedeutung.

Hochgeehrt und vielgeliebt von seinen Amtsgenossen und seinen Schülern, fühlte sich Nägelsbach glücklich in seinem Berufe, aber bald gesellte sich zu seiner vielleicht angeborenen Nervenschwäche, die durch geistige Anstrengung gesteigert war, Schlaflosigkeit, zu der eine Rippenfellentzündung (1856) hinzutrat, und an diese knüpfte sich eine Lungenentzündung, von der er in Reichenhall vergeblich Heilung suchte (1858). Nur mit Mühe vermochte er seine Vorlesungen zu halten. Am 10. Dezember stellte er sie auf Bitten seiner Zuhörer ein. Auf seinem Krankenlager beschäftigte er sich noch viel mit der akademischen Jugend. Am Gründonnerstag 1859 (den 21. April) wurde der kenntnisreiche Gelehrte und herrliche Mensch aus seiner reichgesegneten Wirksamkeit durch den Tod abberufen. Der Schmerz über den herben Verlust, den die Hochschule und die Stadt erlitten, war tief und allgemein. In sehr treffender Weise hat in einer schönen Gedächtnisrede für K. Fr. v. Nägelsbach der Lehrer, Freund und Amtsgenosse Ludwig Döderlein Nägelsbach als den berühmten Gelehrten, den vortrefflichen Lehrer und als einen der edelsten Menschen in charakteristischer Weise geschildert.[1]) Wir gedenken gleich hier, wo sich die Veranlassung bietet, des Bayern und Württemberg angehörenden ausgezeichneten Schulmannes

Karl Ludwig Roth,

der durch seine Gymnasial-Pädagogik, die in zweiter Auflage vorliegt, durch die in zwei Bänden erschienenen kleinen pädagogischen Schriften (Stuttgart 1857) auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur sich Anerkennung erworben hat. Eine vorzügliche Jugendlektüre lieferte er in zwei Schriften, die ebenfalls in mehreren Auflagen Verbreitung gefunden haben: Lesebuch, zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet (1839), 3. Auflage

[1]) Man vergleiche über Nägelsbach: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXIII, S. 224 (von seinem Schüler und Freunde G. Autenrieth ist diese Biographie verfaßt). Max Lechner, Zur Erinnerung an K. F. Hermann, F. W. Schneidewin, K. F. v. Nägelsbach, Ludwig v. Döderlein. Berlin 1864. Lübker, Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert. Hamburg 1862. Schuberts Selbstbiographie. Iwan Müller, de seminarii philol. Erlangensis ortu et fatis. Erlangen 1878. Eine ausgezeichnete Schrift, in der nicht bloß Döderlein und Nägelsbach trefflich charakterisiert werden, sondern auch die andern Erlanger Philologen Harles, Heller, Kopp, Keil. Weidner, Nägelsbachi vita ac disciplina. Lipsiae 1868. G. Autenrieth sagt in der Allgemeinen deutschen Biographie, diese Schrift sei nicht als Quelle zu betrachten. Karl Ludwig Roth, Gymnasialpädagogik. S. 363.

neu aufgelegt von A. Westermayer (1882) unter dem Titel griechische Geschichte; und römische Geschichte in ausführlicher Erzählung (4 Bde. 1844—1847), 2. Aufl., neu bearbeitet von A. Westermayer (2 Bde. 1884). Schon als Student hatte er die Werke des Tacitus fünfmal durchgearbeitet. Die philologischen Hervorbringungen des kenntnisreichen Mannes bezogen sich in erster Linie auf Tacitus. Im Jahre 1833 erschien die Ausgabe des C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Exkursen von K. L. Roth (Nürnberg). Auch heute noch ist das Buch für alle, welche die Sprache des großen römischen Geschichtschreibers genauer kennen lernen wollen, von Wichtigkeit. Im Jahre 1854 erschien eine ausgezeichnete Übersetzung des Tacitus, die 1861—1868 in zweiter Auflage bearbeitet wurde. Ferner gab er heraus: de satirae natura (1843), de satirae Romanae indole ejusdem ortu et occasu (1844) (jetzt auch in dem II. Bande der Kleinen Schriften, pädagogischen und biographischen Inhalts. S. 384 f. 1. Aufl.); auch eine Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles erschien 1833.

Die Tüchtigkeit des gediegenen Mannes wurde überall, wo er thätig war, auch von denen bereitwillig anerkannt, die einer ganz andern Weltanschauung huldigten. Überschauen wir den Lebensgang des gelehrten Schulmannes.

Karl Ludwig Roth, geboren am 7. Mai 1790 in Stuttgart, war der Sohn eines wegen seiner Pflichttreue und wegen seiner gründlichen Kenntnisse in der lateinischen Sprache hochgeachteten Gymnasiallehrers seiner Vaterstadt, des Mag. Christoph Friedrich Roth,[1]) dem K. L. Roth in der Erinnerung an drei verdiente Gymnasiallehrer (Andreas Werner, Chr. Friedr. Roth und Friedr. Ferd. Drück) ein schönes Denkmal in seinen Kleinen Schriften[2]) gesetzt hat. Man sieht aus dieser Erinnerung, wie am Anfang des Jahrhunderts der Unterricht am Gymnasium in Stuttgart gehandhabt wurde. Im Jahre 1807 bezog er Michaelis die Universität Tübingen und trat in das berühmte theologische Stift ein. Fünf Jahre war er Mitglied des Stifts, in dem er tiefere philosophische Anregungen nicht empfangen zu haben scheint, nur mit Kant beschäftigte er sich eifriger, gern hörte er die Vorlesungen der Gebrüder Flatt. Die philologischen Studien betrieb er mit der ihm eigenen Energie fort. Als er im Jahre 1812 (in philologia egregie versatus) die Universität verließ, trat er seinem alternden Vater zur Seite, und nach dessen Tode wurde ihm eine Lehrerstelle an einer Mittelklasse übertragen.

---

[1]) Die in zwei Auflagen (Stuttgart) erschienenen lateinischen Stilübungen zum öffentlichen und Privatgebrauch legen von seinem philologischen Wissen Zeugnis ab. In dem II. Teile des Buches, das die lateinische Übersetzung enthält, findet sich eine laudatio Christophori Friderici Rothii, von Dr. jur. Friedr. Roth, dem späteren Staatsrat und Präsidenten des Oberkonsistoriums in München, geschrieben.

[2]) Bd. II, S. 329 f.

Trotz seiner Vorliebe für Philologie wandte er sich zunächst doch nur mit Widerstreben dem Lehrerberufe zu. Aber immer mehr empfand er mit der Zeit Freude an der Pädagogik, die ihn auch dringend mahnte, Einkehr in sich zu halten und, um nachdrücklich auf andere zu wirken, erst selbst gründlich an sich zu arbeiten, sein ganzes Thun und Denken seinem Berufe unterzuordnen. Die erste Schrift Roths erschien 1818 über Zweck und Wert des Lateinlernens. Man erkannte bald die Tüchtigkeit des jungen Schulmanns. So kam es, daß der, wie wir gesehen haben, um das bayrische Schulwesen hochverdiente Oberschulrat Niethammer den jungen Württemberger nach Nürnberg berief, um das in Verfall geratene Gymnasium wieder seiner wahren Bestimmung zuzuführen. Am 7. Oktober 1821 wurde er zum Rektor und Professor des Gymnasiums ernannt. Hier entwickelte er gar oft im Widerspruche und unter Anfeindung seiner Mitbürger in bewundernswerter Energie seine pädagogischen Grundsätze, gewann nach wenigen Jahren volles Vertrauen der Schüler und der Eltern derselben, so daß er bei seinem Scheiden aus dem bayrischen Staatsdienste das Ehrenbürgerrecht der alten Reichsstadt erhielt und von der Universität Erlangen durch Verleihung der theologischen Doktorwürde ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1843 kehrte er als Ephorus des niederen theologischen Seminars in Schönthal, wo er gerade der Bildung und Erziehung seine Thätigkeit zuzuwenden hatte, in sein Vaterland zurück. Die ganze gediegene Persönlichkeit des wissenschaftlich so durchgebildeten Schulmannes übte eine gewaltige Wirkung auf die Zöglinge. Indes, da die Zahl seiner Schüler nur eine geringe war, so entsprach dieses Amt eigentlich nicht seiner Leistungsfähigkeit. Daher war es natürlich, daß, als sein Freund Gustav Schwab ihn aufforderte, sich um das Rektorat in Stuttgart zu bewerben, er unter der Bedingung, Mitglied des Oberstudienrats zu werden, die Leitung des Gymnasiums der Hauptstadt Württembergs übernahm. Die Verhältnisse der Anstalt waren sehr günstig, der neue Rektor brauchte nicht, wie vormals in Nürnberg, mit fester Hand einzugreifen, um Ordnung zu schaffen. Das erste, worauf wir in unseren Tagen als Lehrer der Jugend unser Augenmerk zu richten haben, scheint mir, sagt er in seiner am 23. Mai 1850 gehaltenen Antrittsrede, das zu sein, daß der Wahrheitssinn geweckt und gepflegt werde, insbesondere, setzt er weiter auseinander, gilt dies von der religiösen Wahrheit. In den Briefen des älteren an den jüngeren Schulmann, in welchen Roth seine Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt hat, finden sich für viele, nicht bloß württembergische Lehrer Wegweiser zu einer sachgemäßen, fruchtbringenden Methode des Unterrichts.[1]) Die größte Schuld an den Schäden unserer Gymnasien trägt nach seiner

[1]) Diese vortrefflichen Briefe erschienen zuerst in dem Korrespondenzblatt für die gelehrten und Realschulen Württembergs (1855 bis 1857) und sind wieder abgedruckt in dem II. Teile seiner kleinen pädagogischen Schriften. S. 49 f.

gewiß richtigen Meinung die Zersplitterung des Unterrichts in eine Vielheit gleichwertiger Lehrfächer, und es giebt deshalb nur ein Mittel der Abhülfe durch Verstärkung des sprachlichen Elementes der klassischen Studien, der Schule wieder einen festen Mittelpunkt zu geben. Von der möglichsten Konzentration des Unterrichts ausgehend, führte er das System der Klassenlehrer ein und ordnete an, daß in den oberen Klassen nur ein Lateiner und ein Grieche gelesen werden sollte. Vor allen Dingen suchte er seinem Unterrichte die vollkommene, auf sittliche Erziehung und geistige Erweckung gerichtete Form zu geben. Auch in Stuttgart war Roths Wirksamkeit eine nachhaltige, leider dauerte sie nur acht Jahre. Der Studienrat griff nach seiner Ansicht in einer Weise in die Schulverhältnisse ein, die seinen Anschauungen nicht entsprachen. Im Juli 1856 sah sich Roth genötigt, aus dem Studienrat auszuscheiden. Nach und nach erfaßte ihn ein solcher Unmut über den Gang der Verhältnisse, daß er um Enthebung von dem Rektorat bat, und unter Anerkennung seiner Verdienste trat er mit dem Titel eines Prälaten am 28. September 1858 in den Ruhestand. Es wurde dem Schulmanne sehr schwer, sein Amt niederzulegen, aber da er an praktische Thätigkeit gewöhnt war, entschloß er sich, seinen Wohnsitz (1859) nach Tübingen zu verlegen und, obwohl 69 Jahre alt, sich an der Universität als Privatdocent eine neue Wirksamkeit zu suchen. Hier las er über die römischen Satiriker, über Tacitus, Quintilianus, über griechische und römische Rhetorik, über Ciceros partitiones oratoriae und über die Rhetorik des Aristoteles. Mit allen diesen Schriftstellern hatte er sich seit vielen Jahren beschäftigt, war in ihnen ganz besonders heimisch, aber den Hauptnachdruck legte er doch, wie es natürlich war, auf die Vorlesungen über Gymnasialpädagogik. In diesen Vorträgen, die fünfmal wiederkehrten, entwickelte er seine aus langer Erfahrung herausgewachsenen Gedanken über Schule und Unterricht. Die akademische Thätigkeit, so sehr er sich seines Erfolges freuen durfte, ersetzte ihm doch nicht sein Schulamt. Es traten auch die Beschwerden des Alters ein, so daß er im November des Jahres 1867 seine Vorlesungen aufgeben mußte. Er zog sich auf seinen Landsitz in Untertürkheim zurück und starb dort im Juli 1868. Die Schriften K. L. Roths verdienen die Aufmerksamkeit aller Pädagogen, wenn man auch mit seinen Anschauungen, namentlich mit der Art, wie er über den durch Fr. A. Wolf begründeten Gang des Gymnasialunterrichts dachte, nicht völlig übereinstimmen kann. Roth betrachtete eben als die Hauptaufgabe des erziehenden Unterrichts, den Willen zu bilden, und dazu arbeitete er fort und fort an seiner eigenen sittlichen Vervollkommnung. Wer wollte leugnen, daß der Lehrer am meisten wirkt, der mit treuer Pflichterfüllung und ernster sittlicher Haltung seines Amtes waltet? Er erzieht durch sein Beispiel! Viele Schüler verdanken dem ernsten, geschickten Schulmanne nach vielen Seiten hin Anregung

und Förderung, sie sind voll des Dankes, erkennen, was für ein Wegweiser auf der Lebensbahn er ihnen gewesen ist.[1])

Karl Johann Friedrich Roth.

Der Bruder K. L. Roths war Karl Joh. Friedr. Roth, Dr. jur., später Staatsrat in München, ebenfalls ein ausgezeichneter fest gegründeter Mann (in Vaihingen an der Enz in Württemberg den 23. Januar 1780 geboren, am 21. Januar 1852 gestorben). Für Geschichte und Altertum hatte der charaktervolle Mann ein besonders warmes Interesse. Homer, Thucydides, Horaz, Tacitus blieben ihm immer lieb und wert. Von seinem 58. Jahre an ließ er sich Odyssee, Ilias und Virgils Georgica vorlesen, auch mit Pindarus, Plato, Aristophanes, Catullus, Lukretius beschäftigte er sich. Den Umfang seiner Gelehrsamkeit mag man daraus erkennen, daß er sich, wie sein Bruder berichtet, durch die Acta Sanctorum und durch sämtliche Hauptschriftsteller des Mittelalters durchgearbeitet hat, obwohl er meinte, es komme nicht leicht ein Leser von diesen unversehrt hinweg, wie Joh. v. Müller. Die im Jahre 1821 von Friedrich Roth begonnene Ausgabe der Schriften Hamanns, die erst im Jahre 1843 von Dr. G. A. Wiener vollendet wurde, hat seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die gesammelten Vorträge (Erlangen 1851) enthalten wertvolle, in der bayrischen Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorträge. Lesenswert, für Pädagogen wichtig, ist ein Vortrag, den K. L. Roth zur Eröffnung der sechzehnten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Saale des Ständehauses zu Stuttgart am 23. September 1856 zur Erinnerung an K. Joh. Friedr. Roth gehalten hat. Die Bedeutung, welche Friedrich Roth in seiner amtlichen Wirksamkeit in Nürnberg und München erlangte, hat A. v. Stählin in der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. XXIX, S. 317—333, sehr gründlich erörtert. Auch in dem Buche von Thomasius „Das Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche. Ein Stück süddeutscher Kirchengeschichte" wird vieles geboten, was uns den Charakter des tüchtigen Beamten näher bringt. Auch Friedr. Thiersch hat in seiner zur 93jährigen Stiftungsfeier der Königl.

[1]) Dr. L. Wiese hat in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben, von Hollenberg, Nr. 4 (1858), den Kleinen Schriften ꝛc. eine treffliche Anzeige gewidmet. Im Juniheft der von Langbein herausgegebenen Pädagogischen Revue (1858) findet sich eine Abhandlung: K. L. Roth nach seinen Schriften, von P. M. Der ebenfalls ausgezeichnete württembergische Schulmann Wilh. Bäumlein (geboren den 23. April 1797 zu Langenburg, gestorben den 24. November 1865 als Ephorus in Maulbronn) hat in Jahns Jahrbüchern 1858, S. 268 auch die Kleinen Schriften Roths besprochen. Der berühmte süddeutsche Theolog Harleß bekennt in der Roth gewidmeten theologischen Encyklopädie, wieviel er dem vortrefflichen Lehrer zu danken habe. Auch der Leipziger Theolog Luthardt ist in seiner Selbstbiographie ein Lobredner der Pädagogik Roths. Ebenso preisen Löhe und Fr. Bauer, der Verfasser der Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik, die bereits 1865 in sieben Auflagen (Nördlingen) vorlag, den berühmten Pädagogen.

bayrischen Akademie der Wissenschaften (1852) verfaßten Gedenkschrift Roths in sehr ehrender Weise gedacht. Mit dieser Persönlichkeit sich bekannt zu machen, ist sehr zu empfehlen.

Zu den ausgezeichneten Schulrektoren des bayrischen Landes gehören noch folgende Männer, die wegen ihres Einflusses, den sie auf ihre Schulen und ihre ganze Umgebung ausgeübt haben, eine Erwähnung im hohen Grade verdienen.

Dr. Christian Bomhard,

Königl. bayrischer Schulrat und Professor.

Durch zahlreiche in das Gebiet der Pädagogik eingreifende Schriften hat sich der zuletzt als Gymnasialdirektor in Ansbach thätige Christian Bomhard große Verdienste erworben. Er war ein vielseitig gründlich gebildeter Schulmann, der seines Amtes mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit wartete. Nicht bloß kannte er hellenisches und römisches Altertum genau, er hatte auch in Philosophie und Geschichte tiefe Studien gemacht, war vertraut mit den Meisterwerken deutscher Literatur, war insbesondere ein feiner Kenner unseres größten deutschen Dichters, wenn wir auch seinem Urteile über einzelne Werke Goethes und über Wilh. v. Humboldt nicht zustimmen können. Noch als junger Mann gab er mit seinem Bruder August, dem nachmals hochgeschätzten Pfarrherrn zu Augsburg, ein nach dem Vorbilde des Xenophon und Platon abgefaßtes Symposion heraus, das 1841 in dritter Auflage erschien. Man ersieht aus dem anziehenden Schriftchen, von welchen idealen Gesinnungen die beiden Brüder bewegt waren. Im Jahre 1844 lieferte Bomhard Materialien zu Stilübungen für die höheren Klassen des Gymnasiums. Diese Materialien in der Hand eines geschickten Lehrers werden nach allen Seiten hin den Schülern Anregung geben; leicht würden sie sich auch da, wo noch freie lateinische Arbeiten in den Gymnasien üblich sind, zu diesen verwenden lassen. Schon im folgenden Jahre (1845) erschien die Vorschule des akademischen Lebens und Studiums. Glücklich der Jüngling, der die in diesem herrlichen Büchlein gegebenen Winke zu der Ausgestaltung seines inwendigen Menschen verwertet! Auch für mittlere Klassen bearbeitete er 1846 Materialien zu deutschen Stilübungen. Bomhard wählte die Form kleiner Aufsätze und nicht die bloßer Dispositionen, weil er den angegebenen Satz mit den Schülern als Denk- und Sprechübungen zu behandeln pflegte, so daß das Schriftliche, das nach und nach aufgesetzt wurde, eine Art von Wiederholung und Zusammenfassung jener Besprechungen war. Nur selten, der Probe wegen, ließ er einen leichten Satz ganz frei und selbständig bearbeiten. Dann aber, wenn die Arbeiten korrigiert waren, las er den Schülern einen von ihm gefertigten Aufsatz über das aufgegebene Thema vor, nicht etwa als Musterstück, sondern um zu zeigen, daß er den Gegenstand für erheblich genug hielt, um selbst auch darüber etwas zu schreiben. Offenbar

ist dies ein feines pädagogisches Verfahren! Für die mittleren Gymnasialklassen erschienen 1856 in zweiter Auflage Aufgaben zu lateinischen Stilübungen, in denen, da es auf sprachvergleichendes Denken abgesehen war, die Stoffe, die erst lateinisch geschrieben und dann ins Deutsche übersetzt wurden (wobei er übrigens es darauf absah, daß das Deutsche nicht undeutsch lautete und doch seine Färbung nicht verleugnete), aus dem Kreise der jugendlichen Anschauungen und Kenntnisse geschöpft wurden. Mit bewundernswürdigem Takte sind die Materialien zusammengestellt (Achilles in der Unterwelt, Alexander und die Römer [Liv. IX, 17], Cäsars Monolog am Rubico, das Ideal, die fremden Sprachen, Sokrates, Biographien u. s. w.), so daß das Schulbuch unter diejenigen Übungsbücher aufgenommen wurde, die von dem Ministerium des Königreichs Bayern den gelehrten Schulen zum Gebrauche freigestellt waren. Im Jahre 1856 veröffentlichte er valedictiones scholasticae, die einen Beweis liefern, wie Bomhard die lateinische Sprache zu handhaben verstand. Nach Bomhards Heimgange (25. Januar 1862) im Jahre 1869 gab Stadelmann, ein Schüler des trefflichen Schulmannes, aus dem literarischen Nachlasse Bomhards Ähren vom Felde der Betrachtung heraus, Meditationen, die ihm, der so viel gedacht, so viel studiert hatte, wie reife Früchte vom Baume der Erkenntnis fielen, und diese Früchte, diese in einem langen Leben gemachten Erfahrungen sollten zunächst den Gliedern seiner Familie zu gute kommen, aber es war lobenswert, daß diese Schätze der Humanität und Weisheit auch anderen Sterblichen zugänglich gemacht wurden. Der Archivsekretär Aug. Sperl hat 1894 aus den Papieren eines Denkers Christian Bomhards „Lebensfragen“ herausgegeben, die ebenso sinnig wie die Ähren vom Felde der Betrachtung zur Bildung einer tieferen Welt- und Lebensauffassung Material liefern können.

Es war ein reich gesegnetes Pfarrhaus, in welchem Christian Bomhard am 6. Januar 1785 das Licht der Welt erblickte. In Schmalfelden im Württembergischen verlebte er die ersten Kinderjahre. Als er zehn Jahre alt geworden war, wurde Jakob Bomhard in eine einträglichere Stelle nach Gundelsheim bei Gundershausen versetzt. Hier haben Eltern und Kinder glückliche Tage gesehen. Der Vater Jakob Bomhard, ein wissenschaftlich strebsamer Mann, unterrichtete seine Kinder gründlich in den alten Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, auch in Musik. Die theologische Richtung des Pfarrherrn war eine streng lutherische, dem damals fast alle Kreise beherrschenden Rationalismus durchaus feindlich gesinnt. Unter vierzehn Kindern war Christian der älteste; er beschreibt uns die Art des Unterrichts des Vaters wie folgt: Der Vater war kein trockner Pedant, sondern Freund des Schönen, das er mit richtigem Takt überall herauszufühlen fähig war, und in seiner Lehrweise nichts weniger als schulmeisterlich. Da war denn sein Wohnzimmer eine Schulstube, wo erst die beiden ältesten im Lateinischen und

Griechischen und dann die jüngeren Kinder in den Anfängen unterrichtet wurden. Das währte von sieben bis zwölf Uhr. Nachmittags kamen die Realien an die Reihe. Aber wie dürftig waren doch die Hilfsmittel, die dem Lehrer besonders bei seinem Unterricht in den alten Sprachen zu Gebote standen! Schlechte Ausgaben der Autoren, voll Druckfehler mit unbrauchbaren Anmerkungen, alte Wörterbücher und nichts weiter! Doch wußte er sich zu helfen. Sein scharfer Verstand leitete ihn immer auf Emendationen, die jedenfalls einen guten Sinn gaben. Livius oder Cicero, pflegte er zu sagen, wird wohl so geschrieben haben. Nur einen Mißgriff beging er; er trieb zu wenig Grammatik, wähnend, diese müsse sich durch viele Lektüre von selbst geben. Aber das war eben nicht der Fall. Sonst war es sein Grundsatz, die Jugend nicht mit Aufgaben zu überbürden, sondern ihr ziemlich viele Zeit zur Bewegung im Freien zu lassen. Und das hat die Glieder der Knaben gestärkt und die Sinne frisch erhalten. Man versteht es, wenn Christian und August Bomhard dem von ihnen gemeinsam bearbeiteten Symposion die Worte des Xenophontischen Symposiums vorsetzten: „Auf was bist du stolz, Autolykos?“ fragte einer von der Gesellschaft. — „Auf meinen Vater!“ versetzte er. — „Und auf unsere Mutter!“ setzten die Verfasser hinzu. Christian besuchte, wohlvorbereitet von dem Vater, das Gymnasium zu Ansbach, dem einst der verdienstvolle Joh. Matthias Gesner kurze Zeit vorgestanden hatte. Die Leitung der Schule lag in den Händen des würdigen Rektor Faber, der schon den Vater unterrichtet hatte, er glich in seinem Berufe mehr einem akademischen Docenten als einem Schulmanne, dessen Pflicht es ist, den Schülern die Schwierigkeiten des Studiums selbst lösen zu helfen. Es waren noch andere Lehrer an der Schule thätig, die nicht ungeschickt waren, aber es fehlte die einem jeden Organismus so außerordentlich nötige einheitliche Wirksamkeit. Charakteristisch für die Zeit ist die Langsamkeit, mit der man die Alten erklärte. Im ganzen Halbjahr wurde kaum eine Rede des Cicero, kaum ein Gesang des Vergilius zu Ende gelesen. Die lateinischen Exercitien, die wöchentlich angefertigt und korrigiert wurden, waren, wie Bomhard bemerkt, sehr leicht. Die lateinischen Disputierübungen wurden als eine sehr nützliche, lateinische Ausdrucksfähigkeit herbeiführende Einrichtung bezeichnet. Im Griechischen las man innerhalb eines Jahres zwei Bücher Ilias. Ein Prosaiker wurde während des zweijährigen Aufenthaltes in der letzten Klasse nicht behandelt. Geschichte der Philosophie diktierte der Professor, aber repetiert wurde nicht. Der Unterricht in der Muttersprache bestand darin, daß man von Zeit zu Zeit dem Professor Übersetzungen aus Cicero, die man kurz vorher in der Klasse nach der Übersetzung des Lehrers niedergeschrieben hatte, vorlegte. Daneben war es gestattet, Aufsätze über selbstgewählte Themata zur Korrektur zu bringen. Die Art, wie Mathematik und Philosophie betrieben wurde,

war ebenso unzulänglich als der Unterricht im Französischen, an die Erlernung der englischen Sprache dachte niemand. Keinem der Lehrer fiel es ein, den Bildungstrieb fähiger Köpfe zu unterstützen, es fehlte auch an den nötigsten Büchern. Examina wurden jährlich zweimal abgehalten, aber alles war vorbereitet und eingeübt, so daß ein sicheres Urteil über die Leistungen der Schüler nicht möglich war. Maturitätsexamina vor dem Übergang zur Universität gab es nicht. Einige Tage vor dem Abgang von der Schule wurde eine kleine leichte Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische geliefert. Man sieht, die Schulverhältnisse in Franken waren nicht rosig, und das Ansbacher Gymnasium gehörte zu den besten Anstalten. Daher war es ein Glück für Christian Bomhard, daß er durch den Unterricht seines Vaters so gefördert worden war, daß er gar bald ebenso wie sein jüngerer Bruder August an der Spitze der Klasse stand. Die beiden Pfarrersöhne verbanden sich mit einem guten Mathematiker und einem guten Hebräer zu einer gelehrten Gesellschaft, die den scherzhaften Titel eines „Hohen Rates" führte, zu einem wissenschaftlichen Auskunftsbureau, in welchem Christian für Lateinisches, der Bruder August für Griechisches Rat zu erteilen bereit war.[1]) Auf der Universität Erlangen war durch die Bemühungen des Professor Gottlieb Christoph Harleß im November des Jahres 1777 das philologische Seminar eröffnet worden,[2]) aus dem unter der Leitung ausgezeichneter Vorsteher des Instituts so viele tüchtige Schulmänner hervorgegangen sind. Zu diesen gehörte auch Christian Bomhard. Bei dem ernsten wissenschaftlichen Streben, das Bomhard inne wohnte, und bei der guten Beanlagung, die ihn auszeichnete, konnte es nicht fehlen, daß er wissenschaftlich immer tüchtiger wurde. Im Jahre 1808 übernahm er ein Lehramt an der lateinischen Schule in Weißenburg, 1811 folgte er einem Rufe an das Gymnasium in Ansbach, dann leitete er 1813—1817 die lateinische Schule in Rothenburg o. d. Tbr. und kehrte 1817 als Gymnasialprofessor nach Ansbach zurück. Nach allen Seiten hin verstand er bei seiner reichen Bildung, bei seinem Leben in Ideen, bei seinem tiefen Interesse für die Jugenderziehung anzuregen und guten Samen auszustreuen. Es stand damals an der Spitze des Gymnasiums Adam Schäfer, der ebenfalls Mitglied des philologischen Seminars in Erlangen gewesen war und sich besonders durch Kenntnis des Lateinischen auszeichnete[3]) (1809—1824). Nach dem Tode Schäfers übernahm Bomhard das Rektorat, aber schon 1839 sah er sich durch körperliche Leiden genötigt,

---

[1]) Vgl. D. Georg Christian August Bomhard. Ein Lebensbild aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in Bayern. München 1890. S. 11 f. Bomhards und Stadelmanns Briefwechsel u. s. w. Ansbach 1895.

[2]) Iwan Müller, de seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis. Erlangen 1878. p. 6. 19. A. 15.

[3]) Iwan Müller, de seminarii philologici etc. p. 11. 19.

das Rektorat abzugeben, doch behielt er, nachdem er sich wieder erholt hatte, die Professur der Oberklasse bei, bis er sich 1855 in seinem siebzigsten Jahre auch von diesem Amte entheben ließ und nur den deutschen und den historischen Unterricht in der obersten Klasse erteilte. Besonders trat die Liebe und Verehrung, deren er sich erfreute, bei der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums hervor (1858). Mein lieber Freund Dr. Georg Martin Thomas hat in einer schönen Abhandlung zur Erinnerung an Dr. Christian v. Bomhard [1]) die Art des pädagogischen Wirkens Bomhards geschildert. Bomhards Erklärung eines Platonischen Dialogs, schreibt er, gab eine ganz andere Übung als jene scholastische Logik, wie sie lange hindurch, und mit seltenen Ausnahmen, an unseren Universitäten unter den „Kandidaten der Philosophie" im Zwangskurs in Umlauf gesetzt war. Was immer bei Bomhard gelesen wurde, las man nicht, wie es oft der Fall, bruchstückweise, am Einzelnen haftend, worteklaubend; der innere Zusammenhang eines Dramas, der fortschreitende Gedanke eines philosophischen Werkes wurde aufgesucht, um dann wohlgeordnet und lichtvoll als eigene Arbeit wiedergegeben zu werden; dabei fand die Kunst der Darstellung, die Schönheit der Durchführung so gut wie die Sprache und das Sächliche die gediegenste lehrreichste Erörterung. Bomhard war selbst durchaus ein philosophischer Kopf. Ein tiefgehendes Studium der gesamten Philosophie von den Griechen bis auf Hegel und Herbart hatte dem natürlichen Scharfsinn eine seltene Klarheit der Auffassung und Korrektheit des Urteils hinzugefügt. Diese Eigenschaften des Geistes begleitete ein lebhaftes und sinnliches Gefühl für das Schöne, wie immer es sich darstellt, in der Sprache, im Tone, in Farb- und Bildwerk. Er war ein feiner Kenner der Musik, ein Liebhaber der Kunst, ein Meister der Rede. Sein lateinischer Stil ward mit Recht wegen seiner Eleganz bewundert; er ist bei aller Reinheit nicht kokette Nachahmung und klingender Ciceronianismus, sondern geniale Bewältigung des alten Sprachstoffes für moderne Gedanken, es ist ursprüngliche Kraft. Der Unterricht im Deutschen — sonder Zweifel der schwierigste für den Lehrer, weil er hier selbst mit bloß Gelerntem nicht ausreicht und eben deshalb häufig gar kläglich bestellt — war bei Bomhard der allerfruchtbarste und nützlichste. Einzig stund Bomhard als Lehrer der Geschichte da. Seinen Vorträgen, wie er sie in der sogenannten Oberklasse in freiem Erguß der Rede zu halten pflegte, konnte ich später weder als Student irgend ein verwandtes Kolleg vergleichen, noch wüßte ich an geistigem Gehalt, durchsichtiger Anordnung und Lebendigkeit der Schilderung selbst heute noch als Mann etwas höher zu stellen, was mir in diesem Fache zu hören gegönnt war.

---

[1]) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. II. Abt. 8. Jahrgang 1862. S. 173 f.

So schreibt ein Schüler aus dankbarer Erinnerung an den treuen, geschickten, musterhaften Lehrer. Der Leser der Schriften Bomhards wird von der Lektüre seiner Bücher mit gleichem Gefühle der Dankbarkeit für den edlen Genuß, der geboten wurde, hinweggehen; insbesondere empfängt man diesen Eindruck durch das Lesen der Lebensfragen und der Ähren vom Felde der Betrachtung. Auch in den oben bereits angeführten andern Schriften Bomhards findet man überall die sinnige feine Natur des trefflichen Schulmannes wieder.[1]) Wir schließen hier noch zwei andere hervorragende Schulmänner des bayrischen Landes an:

Johann Christian Held.

Held ist am 21. Dezember 1791 in der freien Reichsstadt Nürnberg, wo sein Vater Sekretär beim Handwerksgericht war, geboren. Sorgfältig wurde er in der Elementarschule und durch einen Hauslehrer unterrichtet, daß er schon 1799 in die vierte Klasse des Gymnasiums seiner Vaterstadt aufgenommen werden konnte. Manche Übelstände hatten sich in der Anstalt geltend gemacht, vielfache Mängel waren hervorgetreten, so daß man auf eine Beseitigung der ungesunden Zustände bedacht war, aber immer war es bei dem guten Willen geblieben. Im Jahre 1806 war Nürnberg von Bayern in Besitz genommen und schon 1808 wurde eine vollständige Reorganisation durchgeführt. Wichtig war, daß der an der Spitze des höheren Schulwesens stehende Centralschulrat Niethammer, der von Jena zuerst nach Bamberg (1808) und gleich darauf nach München berufen worden war, seinen Freund Hegel von Jena als Rektor des Ägidien-Gymnasiums nach Nürnberg zog: hier, wo der große Philosoph bis 1816 eine außerordentlich rege Thätigkeit

[1]) Ich nenne hier noch einige kleinere Schriften und Programme Bomhards:

1. Über die Verbesserung der höheren Gymnasiallehrerstellen — an die hohe Ständeversammlung in München. Ansbach 1819.

2. Commentatio de disserendi ratione Hegeliana. Onoldi 1827.

3. Oratio, quam in D. J. Ad. Schaeferi semisaecul. muneris scholastici sacris publicis habuit. Onoldi 1828.

4. Lusus aliquot dialectici. Onoldi 1830.

5. Commentatio de Platonis Parmenide. Particula prima. Onoldi 1836.

6. Oratio saecularis (bei der Säkularfeier des Gymnasiums). Onoldi 1837.

7. Commentatio de Platone reipublicae Atheniensis censore iniquo. Onoldi 1841.

8. Demosthenes' Rede gegen das Gesetz des Leptines. Übersetzt und mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. (Anonym) 1822. In der Mützellschen Zeitschrift für das Gymnasialwesen rc., 12. Jahrg., I. Bd., S. 943, hat Ludwig Schiller über das Amtsjubiläum des Schulrats Dr. v. Bomhard einen Bericht erstattet, in dem auch zwei Stellen aus der lateinischen Festrede des Studienrektors Dr. Elsperger mitgeteilt werden, die in treffender Weise das Wesen des hochgebildeten Bomhard charakterisieren. Über die Ansbacher gelehrten Schulen vergleiche das sehr lesenswerte Programm von Dr. Ludw. Schiller. Ansbach 1876.

entwickelte. Von Hegel, der in den drei Klassen des Gymnasiums vorbereitende Philosophie lehrte, wurde Held zu philosophischen Studien angeregt, während Ludwig Heller — seit 1815 Professor der Philologie in Erlangen[1]) — in den oberen Klassen die alten Sprachen lehrte. Göz wurde nach Hegels Abgange nach Heidelberg Leiter des Gymnasiums. Besonders dankbar erwähnt Held seinen Lehrer Rehberger, der die Gabe des Unterrichtens in hohem Grade besaß, der in den Schülern Lust zum Lernen erweckte, aber ebenso in den Lehrstunden auf Charakterbildung der Zöglinge seine Aufmerksamkeit lenkte, als auf die Bildung des Geistes. Rehberger, dem das wissenschaftliche Streben des jugendlichen Held wohlgefiel, erteilte ihm auch, als er seine Klasse verlassen hatte, „summa cum liberalitate“ Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen, und bewirkte, daß Held nicht, wie er früher beabsichtigte, Jurisprudenz, sondern Philologie studierte. Ebenso wie sich Held Rehberger dankbar verpflichtet fühlte, weiß er auch die guten Eigenschaften des Lehrers der neuern Sprachen, Penzenkuffer, zu würdigen, den der süddeutsche Theolog in seinem Bruchstücke (S. 45) als ein sonderbares Lehreroriginal in jener Zeit kennzeichnet.

Wohl vorbereitet bezog der wissensdurstige Jüngling, mit der silbernen Preismedaille geschmückt, mit der ersten Note und dem Prädikate „vorzüglich vorbereitet“ 1809 die Universität Heidelberg. Hier wirkten mit außerordentlichem Erfolge die Philologen Friedr. Creuzer und Aug. Böckh, die auch die Leiter des philologischen Seminars waren. Bei Behandlung der philologischen Disciplinen ging Creuzer nach dem Urteil Helds mehr wie ein Philosoph, ja selbst wie ein Theolog zu Werke, während Böckh mehr Grammatiker und Kritiker war. An den Übungen im Seminar beteiligte sich Held sehr lebhaft, er interpretierte unter Creuzer: Thucydides, Cicero de natura deorum, Herodot; unter Böckh: Plato (Minos „Zur Übung in der höheren Kritik“; damals war gerade von Böckh erschienen: Simonis Socratici ut videtur dialogi IV de lege, de lucri cupidine, de justo ac de virtute), Pindar. Mit dem philologischen Seminar war zugleich auch ein pädagogisches verbunden, dessen Vorsteher Schwarz[2]) war, vir artis paedagogicae peritissimus. Auch an eine Preis-

[1]) Vgl. S. 492.

[2]) Friedrich Heinrich Christian Schwarz, evangelischer Theolog und Pädagog, geboren zu Gießen am 30. Mai 1766, starb zu Heidelberg am 3. April 1837, auf dem Gymnasium zu Hersfeld erhielt er seine akademische Vorbildung, in Gießen studierte er Theologie. Bei der Neugestaltung der Universität Heidelberg (1809), die der damalige Kurfürst von Baden vornahm, erhielt Schwarz, der als Pfarrer in Münster bei Butzbach seine theologischen, philosophischen und pädagogischen Studien fortgesetzt hatte, eine Berufung als Professor der Theologie an die Ruperta Carolina, der er, obwohl er vorteilhafte Anerbietungen in Greifswald (1809), nach Schleiermachers Tode (1834) nach Berlin empfangen hatte, bis an sein Lebensende treu blieb. Am bekanntesten ist wohl seine Erziehungslehre (3 Bde.

aufgabe de coloniis Ionum hatte er sich herangemacht, aber ohne Erfolg. Während seines Aufenthalts in Heidelberg unternahm er eine Reise in die Schweiz. Zwei Jahre verlebte er in der herrlichen Universitätsstadt, in der ihn doch vor allen Fr. Creuzer angezogen und auch seines näheren Umgangs gewürdigt hatte. Die philologischen Studien wurden in Erlangen 1811 fortgesetzt, philologische Vorlesungen besuchte er eigentlich nicht, bei Ammon hörte er die Briefe Pauli, bei Vogel Kirchengeschichte, bei Stutzmann Philosophie, bei Hildebrandt Experimentalphysik und bei Mehmel Ästhetik. Man sieht: Held hatte ein weitgehendes wissenschaftliches Interesse, aber er verschmähte auch nicht, das fröhliche Studentenleben als Mitglied des Corps der Franken zu genießen. Um seine Studien zum Abschluß zu bringen, hatte er sich vorgenommen, nach Leipzig zu gehen. Hier stand der bereits oft erwähnte Gottfr. Hermann als Lehrer und Bildner junger Philologen und Gymnasiallehrer in dem größten Ansehen. Bei ihm hörte Held Metrik und die Eumeniden des Äschylos. In einem Briefe an Creuzer hebt der junge Philolog noch besonders die vollendete Form des Vortrags, das Feuer und die Lebendigkeit der Rede hervor, mit der Hermann es verstehe, die Zuhörer zu fesseln und hinzureißen. Auch bei Christian Daniel Beck[1]) hörte er eine Vorlesung über Ciceros Verrinische Reden und über ausgewählte Stücke aus Demosthenes' de corona. Mit dem Philologen Gottfr. Heinr. Schäfer, dem Privatgelehrten, verkehrte er viel. In Leipzig studierte er besonders den Panegyrikus des Plinius, auch mit der französischen Literatur beschäftigte er sich angelegentlich. Die Gelegenheit, gute Musik zu hören, wurde, da er selbst von Jugend an mit besonderem Interesse sich dem Klavierspiel gewidmet hatte, reichlich und gern benutzt. Held erlebte im Winter des Jahres 1812/13 in Leipzig die Durchzüge der französischen Armee und schildert den Seinigen die traurigen Verhältnisse in lebhaften Farben. Im Mai des Jahres 1813 reiste er auf den Rat der Professoren bei den unsicheren politischen Zuständen nach Erlangen, wo er sich für die Staatsprüfung vorbereitete, nur eine Vorlesung hörte er. Durch Reskript vom 30. Januar 1814 wurde er, nachdem er in Nürnberg von Hegel, Heller, Schubart, Kanne und Pfaff geprüft worden war, unter die Zahl der Lehramts-

1829) und sein Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre in verschiedenen Auflagen. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXIII, S. 235.

[1]) Christian Daniel Beck, geboren in Leipzig den 22. Januar 1757, gestorben den 13. Dezember 1832. In seinen zahlreichen Vorlesungen — seit 1779 war er an der Universität seiner Vaterstadt thätig — (er las vier bis fünf Stunden täglich) behandelte er eine große Zahl griechischer und lateinischer Schriftsteller, die Bücher des Neuen Testamentes, las über Dogmatik, Dogmen- und Kirchengeschichte. Er hat mehr als zweihundert Schriften drucken lassen. Vgl. G. Hermann, oratio post obitum Beckii in op. V, p. 312. Eckstein in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. II, S. 210 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 422 f.

kandidaten mit der Note der ersten Klasse und dem Prädikate „vorzüglich“ aufgenommen. Nun ging er nach München, nahm eine Hauslehrerstelle im Hause des Generals Grafen v. Seydewitz an, besonders aber, um die großartige Staatsbibliothek für seine Studien zu benutzen. Sehr wichtig war für Held, der in seinen Briefen gar bald von dem „Hofmeisterjoch“ sprach, daß er, außer mit Thiersch, mit Niethammer und mit dem Präsidenten Roth verkehren durfte. Vor allen rühmte Held den ausgezeichneten Präsidenten Roth, der ihn an eine schärfere Betrachtung von Allem, was ihm vorkam, im wissenschaftlichen wie im täglichen Leben gewöhnte. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit Ludwig Döderlein. In den von Thiersch herausgegebenen acta philologorum Monacensium veröffentlichte Held seine annotationes in Plutarchi vit. Alexandri M., auf Grund welcher er zum Doktor der Philosophie von der Erlanger philosophischen Fakultät ernannt wurde. Die Anregungen, welche das Münchner Leben in musikalischer und künstlerischer Hinsicht darbot, wurden, da Held für Musik besonders empfänglich war, reichlich benutzt. Nach einem halben Jahre kehrte Held von München nach Nürnberg zurück, widmete sich seinen philologischen Studien und gab in verschiedenen Familien Privatunterricht in den klassischen Sprachen und im Französischen. Schon am 15. April wurde der junge Philolog nach dem am 22. März 1815 erfolgten Tode des Professor Besenbeck an das Gymnasium nach Bayreuth berufen, wo er bis zu seinem Tode eine ganz angemessene Wirksamkeit finden sollte. Die ganze Art seines von aller Pedanterie freien Unterrichts, die vielseitige klassische und künstlerische Bildung, die ihm eigen war, die Menschenkenntnis, die er sich in Heidelberg, Leipzig, München und Nürnberg erworben hatte, empfahlen ihn nicht bloß seinen Schülern, sondern machten ihn auch bei seinen Mitbürgern beliebt, gewannen ihm in allen Kreisen der Stadt Freunde und Verehrer.

Sehr traurig waren sowohl, was die Zucht als was die Unterrichtsverhältnisse betrifft, die Zustände an dem Bayreuther Gymnasium, sie waren eben wie in jener Zeit an so vielen höheren Bildungsanstalten, es herrschte das Prügelsystem und eine ganz mechanische, das eigene Denken nicht anregende Unterrichtsmethode. Nägelsbach, der damals, als Held Lehrer des Gymnasiums wurde, Schüler war, schildert die befreiende Kraft des Unterrichts des neuen Lehrers so: „im Griechischen war die Formenlehre rein mechanisch eingebleut, aber ich erinnere mich noch aufs lebhafteste, wie mir einer meiner Mitschüler, Johann Adam Hartung,[1]) entgegensprang mit dem

[1]) Hartung, geboren den 25. Januar 1802 in Berneck in Oberfranken, besuchte das Gymnasium in Bayreuth, studierte 1820 bis 1824 in Erlangen und München, übernahm eine Gymnasiallehrerstelle am Gymnasium in Erlangen, wurde 1837 Direktor des Gymnasiums in Schleusingen, 1864 Direktor in Erfurt. Durch zahlreiche Schriften hat er sich besonders durch seine Übersetzungen der griechischen Lyriker und Tragiker bekannt gemacht.

Zuruf: gieb acht, was du für Dinge hören wirst! Wir haben bisher nichts gewußt, aber jetzt zeigt Held, daß es Wortstämme, Kasusendungen, Bindevokale giebt, und wie aus solchen Elementen die Deklination und Konjugation entsteht.“ Außerdem las Held mit Schülern der oberen Klassen privatim den Curtius. Durch den Einfluß des neuen den Unterricht methodisch angreifenden Lehrers wurden die Schüler zu Privatstudien angereizt. Nägelsbach schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Gott allein die Ehre, aber mein Retter aus einer gewissen geistigen Verkommenheit, in die ich ohne meine Schuld geraten war, das war Held, dem Dank gesagt sei für Zeit und Ewigkeit.“ In dem Lebensbilde des Dr. Joh. v. Held, das Professor Fries entworfen hat, wird in der ersten Abteilung derselben, S. 30 f., die Lehrweise Helds ausführlich geschildert. Man sieht daraus, wie in wohlüberlegter Weise der Unterricht gehandhabt wurde. Im Jahre 1821 erging an Held der Ruf, an dem Frankfurter Gymnasium eine gut ausgestattete Lehrerstelle zu übernehmen, doch blieb er in Bayreuth, da man ihm Zulage gewährte und er an Gablers Stelle zum Professor der Obermittelgymnasialklasse befördert wurde.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit wandte Held zunächst der Bearbeitung einer Ausgabe der commentarii des Julius Cäsar zu. Im Jahre 1822 erschien in Sulzbach die Ausgabe des bellum civile und 1824 die Bearbeitung der commentarii de bello gallico des Julius Cäsar, auch in den folgenden Jahren wurde die Ausgabe wiederholt, mir liegt die 4. Auflage 1856 vor. Die Arbeit wurde in den Göttingischen gelehrten Anzeigen[1]) als ein nachahmungswertes Muster hingestellt, wie man einen Schriftsteller in und durch sich selbst erklären müsse, um die in der Sprache ausgeprägte Individualität desselben mit scharfen Umrissen zu bezeichnen. Cäsar sei, hieß es, durch seinen eigenen Sprachgebrauch sein eigener Erklärer geworden. Gar bald wurde Held nach dem Erscheinen der Ausgabe des bellum civile aufgefordert, die Bearbeitung des bellum gallicum folgen zu lassen. Im Jahre 1827 trat diese Arbeit, die auch reiche Anerkennung fand, ans Licht. Bei Gelegenheit der fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubelfeier des Königs Max (den 16. Februar 1824) verfaßte Held die Einladungsschrift: ob-

---

Seine Schrift über die Kasus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache, nebst zwei Anhängen über Korrelativa und den Komparativ der Zahlwörter und Pronomina (Erlangen 1831), und Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache (2 Tle. Erlangen 1832—1833) haben Anregung geboten, sein Werk über die Religion der Römer (2 Bde. Erlangen 1836) ist für die Geschichte der mythologischen Forschungen wichtig gewesen. Hartung starb in Erfurt am 20. September 1867. Vgl. Buchholz, Rede zum Gedächtnis des verstorbenen Direktor Hartung (1868). Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 878.

[1]) 42. Stück vom 15. März 1823. S. 413.

servationes miscellae in Plinii Panegyricum Trajano dictum, die ebenfalls Anklang fand. Sehr lehrreich für pädagogische Dinge und insbesondere für die Entwicklung des bayrischen Schulwesens sind die von Fries in der angeführten Biographie mitgeteilten Briefe Helds und Döderleins. Neben dem Schulamte, das er mit der größten Treue verwaltete, beschäftigte er sich mit den Lebensbeschreibungen des Plutarch, die er schon während seines Aufenthalts in München lieb gewonnen hatte, und beabsichtigte, zur Vergleichung Plutarchischer Handschriften nach Paris zu gehen. Um diese wissenschaftliche Reise ausführen zu können, erhielt er (1830) einen Beitrag von 500 Gulden und Urlaub auf drei Monate. Die aus Paris geschriebenen Briefe geben Zeugnis von der Art, wie der für alles Große und Schöne so empfängliche Held seinen Aufenthalt nach allen Richtungen hin zu benutzen verstand.[1]) Auch Held ist erfreut über die ihm von dem Vorsteher der großartigen Pariser Bibliothek, dem Dr. Karl Benedikt Hase,[2]) gewährte Unterstützung. Die Ausgabe der Biographien des Ämilius Paulus und Timoleon, dem Freunde Ludwig Döderlein gewidmet, erschien 1832 in der v. Seidelschen Buchhandlung.[3]) Die Schrift fand nicht den ungeteilten Beifall, wie die Ausgaben der Memoiren des Julius Cäsar. K. Fr. Hermann[4]) erkannte an, daß von Held Kritik und Worterklärung mit großem Fleiße gehandhabt worden sei, vermißte aber umfassende historische Studien.

Als im Jahre 1835 der Rektor Gabler[5]) den längst ersehnten Ruf an

---

[1]) Die 1831 in der v. Seidelschen Buchhandlung in Sulzbach erschienenen Briefe aus Paris gewannen dem Schulmanne Held ebenfalls Freunde. Ich kenne nur die von Fries in der II. Abteilung der Biographie Helds mitgeteilten Episteln.

[2]) Karl Benedikt Hase, geboren den 11. Mai 1780 zu Sulza bei Weimar, besuchte das unter Böttigers Leitung stehende Gymnasium zu Weimar, studierte in Jena und Helmstädt zuerst Theologie, dann Philologie, wanderte 1801 zu Fuß nach Paris, erhielt, nachdem er sich erst kümmerlich durch Privatstunden seinen Lebensunterhalt hatte verdienen müssen, 1805 nach Villoisons Tode eine Anstellung an der Kaiserlichen Bibliothek als employé au Département des manuscrits. In byzantinischer Geschichte und Literatur galt er unbestritten als der erste Kenner seiner Zeit. Als kritisches Meisterwerk wird von Halm die Bearbeitung der Fragmente des Laurentius Lydus de ostentis et de mensibus (1823) bezeichnet. Zur neuen Ausgabe des Henricus Stephanus, die er mit den Gebrüdern Dindorf besorgte, lieferte er wichtige Beiträge. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. X, S. 723. Briefe von der Wanderung und aus Paris, von Karl Benedikt Hase. Herausgegeben von O. Heine. Leipzig 1894.

[3]) Plutarchi vitae Aemilii Pauli et Timoleontis. Verba scriptoris ad librorum antiquorum fidem recognovit, varietatem lectionis, commentarios et tabulas chronologicas adjecit Dr. J. C. Held. Solisbaci 1832.

[4]) Vgl. Hallische Literaturzeitung, April 1834, S. 545 f. Außerdem wurde das Werk angezeigt in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1834, Bd. II, S. 997. Heidelberger Jahrb. 1834, Nr. 35 u. 36, S. 559 f. Fries, Lebensbild. Bd. II, S. 54 f.

[5]) Georg Andreas Gabler, geboren den 30. Juli 1786 in Altdorf, gestorben den 30. September 1853, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und hörte an der Uni-

die Universität Berlin als Nachfolger Hegels annahm, erhielt Held das Rektorat der Bayreuther Studienanstalt. In dieser Stellung hat nun der treffliche, vielseitige Gelehrte eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Die Programme, die er veröffentlichte, wie 1839 Pädagogische Bilder aus den Briefen des Horatius, 1842 über den Charakter Kreons in der Antigone des Sophokles, lassen einen Blick thun in die Art und Weise, wie Held seinen Unterricht behandelte. Vor allem tritt in den 1852 erschienenen Schulreden Helds hervor, daß der Redner ein rechter Pädagog war. Dr. R. Dietsch nennt mit vollem Rechte diese Aussprachen Beiträge zur Geschichte des Landes und der Pädagogik (Jahns Jahrb. 1853, S. 321 f.). Im Jahre 1866 gab Held eine zweite Sammlung von Schulreden heraus (Bayreuth 1866). Ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik. Diese Reden werden mit Recht von Heerwagen in der Gratulationsschrift zum Jubiläum des Bayreuther Gymnasiums als ein Ausdruck der gravitas, sapientia, humanitas, doctrinae copia, candor animi des Vorstehers der Anstalt gerühmt. Held, der selbst ein ausgezeichneter Kenner der Musik war, der das herrliche Lied Goethes: über allen Gipfeln ist Ruh, komponiert hatte, setzt in einer Rede in sehr einleuchtender Weise auseinander, wie wichtig die Pflege des Gesanges und der Musik für die Bildung der Schüler des Gymnasiums sein muß. Die Reden über Pestalozzi, Goethe, Schiller, über die verecundia, über die neue Schulordnung vom Jahre 1854 und über andere für die Erziehung wichtige Fragen werden auch heute noch mit Interesse gelesen.[1]) Noch manches Programm wurde von dem trefflichen Schulmann veröffentlicht, der Briefwechsel mit Freund Döderlein gepflegt. Auch die Behörde nahm den einflußreichen Schulmann öfter dadurch in Anspruch, daß sie ihn in Gymnasialfragen zur Berichterstattung aufforderte. Am 4. Mai 1860 wurde das fünfundzwanzigjährige Rektorjubiläum gefeiert, an dem man erkennen konnte, wie hoch Held von seinen Schülern, von seiner Regierung und von seinen Mitbürgern geschätzt wurde. Den Festtag hätte übrigens Held gern in der Stille verlebt. Noch einmal sollte Held reiche Anerkennung von allen Seiten finden. Im August des Jahres 1864 wurde das Fest des zweihundertjährigen Bestehens des Bayreuther Gymnasiums festlich begangen; es wurden an diesen Tagen

---

versität philosophische und juristische Vorlesungen, ging 1804 nach Jena, wo er bis 1807 Hegels fleißigster Schüler wurde, leitete drei Jahre den Unterricht der Kinder Schillers, lebte dann einige Zeit in Nürnberg, übernahm 1811 eine Lehrerstelle in Ansbach, 1817 wurde er Professor am Bayreuther Gymnasium und 1824 Rektor der Anstalt, Nachfolger Degens. Im Jahre 1835 ging er als Professor der Philosophie nach Berlin. Gabler war ein tüchtiger Schulmann, der die unter Degens Leitung etwas herabgekommene Anstalt wieder emporbrachte.

[1]) Vgl. Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen. Bd. III, S. 116 f. u. 118 f. Dr. Schiller hebt die Bedeutung der Heldschen Schulreden in gebührender Weise hervor.

dem allgemein beliebten und hochgeschätzten Vorsteher der Anstalt, der sich um die Hebung der Schule so große Verdienste erworben hatte, Huldigungen aller Art dargebracht. Held war allerdings ein Lehrer von Gottes Gnaden, ein Mann, der durch seine reiche vielseitige Bildung, durch seine christliche Gesinnung, die sich von extremer, anderer Menschen Anschauungen verletzender Auffassung religiöser Fragen fern hielt, auf alle, die ihm nahe traten, einen gewinnenden Eindruck machte, ein Lehrer, der es verstand, mit seinen Amtsgenossen in freundlichster Weise zu verkehren und dadurch das Wohl seiner Anstalt nach allen Richtungen hin zu fördern, er war die Seele der Anstalt, der Mittelpunkt, von dem aus der Organismus immer wieder neu belebt wurde, er konnte mit vollem Recht als Muster und Vorbild für jeden Lehrer gelten.

Nachdem Held fünfzig Jahre seinem Amte eine segensreiche Thätigkeit zugewendet hatte, machte das Alter auch an ihm seine Rechte geltend. Bereits 1862 hatte er die Stelle eines Kanzleibibliothekars niedergelegt, 1865 schied er aus dem Amte eines Kreisscholarchen, und im Herbst desselben Jahres trat er vom Rektorat der Gewerbeschule zurück. Ja, da er sich immer schwächer fühlte, erbat er sich 1866 einen Gehülfen, der ihm in der Person des Professors Sartorius gewährt wurde. Das Gefühl der Abnahme der Kräfte veranlaßte endlich Held, um seinen Rücktritt vom Amte nachzusuchen. Unter der huldvollsten Anerkennung seiner Verdienste wurde vom 1. Oktober 1867 an sein Wunsch erfüllt. Noch fünf Jahre genoß der verehrte Schulmann, wenig belästigt von den Beschwerden des Alters, erfreut, seine Söhne in geachteten Stellungen und seine Töchter wohlversorgt zu sehen, seiner wohlverdienten Ruhe. Bis zum Ende seines Lebens geistig frisch blieb er der Lektüre der Alten treu, von Freunden, Amtsgenossen, ehemaligen Schülern oft besucht, von zweien seiner Töchter liebevoll gepflegt, hatte er reiche Gelegenheit, seinem Gotte für alles, was er ihm im Leben geboten, von ganzer Seele zu danken; als ein besonderes Glück seiner Tage betrachtete er es, daß er die Aufrichtung des deutschen Reiches hatte erleben dürfen. Nach kurzem Krankenlager schied Held am 21. März 1873, aus dem Leben, an dem gleichen Tage wie Jean Paul, mit dem er viel verkehrt hatte.[1])

Neben den Rektoren Christian Bomhard und Johann Christian Held ist noch ein dritter zu nennen,

Christoph Elsperger.

Dieser treffliche Schulmann hat nicht etwa durch bedeutende zahlreiche Veröffentlichungen auf philologischem und pädagogischem Gebiete Ruhm und

[1]) Für die Würdigung Helds sind mir die 1874, 1875 und 1876 in Bayreuth erschienenen Programme des Gymnasialprofessors Karl Fries von Wichtigkeit gewesen.

Ehre gewonnen, sondern durch seine persönliche schulmännische Wirksamkeit, die von allen Seiten anerkannt wurde. Die Gymnasialprogramme, die von Elsperger herausgegeben wurden, fanden überall Anklang. Man merkt aus dem, was er bietet, daß er bei griechischen und lateinischen Schriftstellern sich auch in Wohnung und Kost gegeben hatte. So zeugt das bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Doktorfeier des Geheimrats Friedrich Thiersch von dem dankbaren Schüler gewidmete Programm, in dem er Stellen aus des Horatius ars poetica, der epistulae und der Satiren bespricht, wie geschickt er zu erklären versteht. Die Programme über Lucilius, über die letzte Periode des antiken Polytheismus, über Sophokles' Elektra haben ebenfalls Anerkennung gefunden. Ganz ausgezeichnet sind die in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens erschienenen Artikel: Niethammer und Friedrich Thiersch. Man vergleiche über die Ansbacher gelehrten Schulen das treffliche Programm (1874/5) von Ludwig Schiller.

Elsperger wurde am 28. September 1798 in Sulzbach geboren, wo sein Vater pfalzgräflicher Beamter war. Die akademische Vorbildung erlangte er auf dem Gymnasium in Regensburg. In München, wo er Schüler des Lyceums wurde, regte ihn besonders Friedrich Thiersch an. Seine theologischen und philologischen Studien betrieb er zunächst in Erlangen, von wo er später nach Heidelberg übersiedelte. Bereits 1819 wurde Elsperger Lehrer am Progymnasium in Bayreuth, und 1820 berief ihn die Regierung nach Erlangen. Hier fand er unter der Leitung Ludwig Döderleins und im Verkehr mit Amts- und Studiengenossen seine schulmännische Ausbildung. Im Jahre 1830 übernahm er in Ansbach am Gymnasium eine Lehrerstelle. Auch hier hatte er an seinem Rektor Christian Bomhard ein ausgezeichnetes schulmännisches Vorbild. Als Bomhard 1839 die Leitung der Schule niederlegte, wurde Elsperger als sein Nachfolger bestellt. Bis 1869 wirkte er mit dem größten Segen in seinem Amte; er feierte unter lebendigster Teilnahme aller Kreise sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, legte das Rektorat der Schule nieder, behielt aber den Unterricht in der Oberklasse noch ein Jahr bei, bis die Beschwerden des Alters ihn veranlaßten, seine pädagogische Thätigkeit einzustellen. Noch drei Jahre durfte sich der treffliche Mann seiner Muße erfreuen. Im Jahre 1873 am 17. Mai schlossen sich die Augen des verdienstreichen Schulmannes. Elsperger hatte mit dem philologischen auch das theologische Studium verbunden, so daß er mit großem Interesse viele Jahre hindurch den Religionsunterricht erteilte und Mitglied der Prüfungskommission für Kandidaten der Theologie war. Elspergers gründliche philologische und historische Bildung, die Klarheit seines Vortrags, seine ganze würdige Persönlichkeit machten seine Unterrichtsstunden höchst wirkungsvoll. Als Leiter der Anstalt bewährte er ein tiefes Verständnis für die Leistungen und Aufgaben der einzelnen Klassen, er besaß die Kunst, eine Schule zu

leiten, in hohem Maße. Für seine Amtsgenossen, die mit Liebe und Verehrung auf ihren Rektor hinsahen, bildete er durch vielseitige Anregung einen Mittelpunkt. Wie Ludwig Schiller, der Amtsnachfolger Elspergers, in der Allgemeinen deutschen Biographie [1]) mitteilt, erwarb sich Elsperger um das mit der Ansbacher Studienanstalt verbundene Alumneum große Verdienste, es wurde von ihm 1841 neu organisiert und seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. Ein genaues Verzeichnis seiner Veröffentlichungen befindet sich in dem Vorbericht zu einer von ihm hinterlassenen Abhandlung über den Nordgau zur Zeit Karls des Großen im 39. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken. Ludwig Schiller weist noch hin auf die Schilderung des Wirkens Elspergers, wie sie in der süddeutschen Reichspost Nr. 167 (1873) gegeben ist. Noch fügen wir aus der Fränkischen Zeitung (Nr. 118 vom 20. Mai 1873) folgendes hinzu:

Bei der ersten Begegnung hatte man den Eindruck, daß Elsperger ein charakterfester Mann war. Dieses wohlthuende Gefühl war der Grund, daß man ihm nur mit Achtung, ja mit Ehrfurcht entgegentreten konnte. Darin lag der Zauber, der ihm in der Schule nicht bloß die Liebe und Verehrung der bessern Schüler, sondern auch jederzeit den unbedingten Gehorsam der übrigen sicherte, selbst wenn die Verhältnisse Strenge forderten. Denn aus allem sprach der Ernst seines Wesens, der den Gedanken an Parteilichkeit und üble Launen von vornherein ausschloß. . . . Seinen Amtsgenossen war er Muster und Vorbild. Wenn er von ihnen treue Pflichterfüllung erwartete, so hatte er umsomehr ein Recht dazu, als alle sahen, daß er es selbst nicht leicht mit seiner Pflicht nahm. Es widerstrebte ihm, Zwang zu üben; gern ließ er jeden seine eigenen Wege gehen; die Eigenart des einzelnen Lehrers gewähren zu lassen, schien ihm eine Bürgschaft für den Erfolg; denn es gebe keine unfehlbare Methode, pflegte er zu äußern. Und wenn er auch die Augen nicht dagegen verschloß, daß andere Anstalten ein festeres Gefüge zeigten als die seinige und die Einheit des Unterrichts dort besser hergestellt war, es paßte nicht zu seinem Wesen, die einzelnen zu einer bestimmten Art des Unterrichts zu nötigen. Ohne eine gewisse, wenn auch noch so wohlgemeinte Tyrannei gehe das nicht ab — und zu der möchte er sich nicht verstehn, äußerte er. Der Kreis seines Wissens war ein ungewöhnlich weiter; nicht nur das Altertum und die klassischen Sprachen beschäftigten ihn, man mußte staunen über seine genaue Geschichtskenntnis und seine umfangreiche Kenntnis der älteren und neueren deutschen Literatur. Er war als alter Burschenschafter hocherfreut, daß er die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erleben durfte.

Noch erwähnen wir, vielleicht zum Befremden mancher Pädagogen, einen Schulmann, dessen Unterricht höchst wirkungsvoll gewesen ist,

---

[1]) Bd. VI, S. 71.

Jakob Philipp Fallmerayer.

Fallmerayer wurde am 10. Dezember 1790 in dem Weiler Baierdorf geboren, welcher auf der weinreichen Höhe von Tschötsch, nicht weit von Brixen, der rhätischen Bischofsstadt, gelegen ist. Der Vater des Fragmentisten war ein armer Tagelöhner, der durch die Sorge für zwölf Kinder gar sehr in Anspruch genommen war. In der Nachbarschaft fanden sich Priester, welche in dem armen Jungen einiges Talent wahrnahmen und ihn als Chorknaben in der Domschule zu Brixen zum künftigen Nutzen der Kirche unterbrachten. Wenn auch in vieler Beziehung der Unterricht in der Domschule zu wünschen übrig ließ, so war doch Fallmerayer immer dankbar dafür, daß er in dem Professor Valentin Forer einen Lehrer gefunden hatte, der ihn in der griechischen Grammatik festzumachen wußte. Im Jahre 1809 entschloß er sich, heimlich nach Salzburg zu gehen, um in der damals bayerischen Universitätsstadt seine Studien fortzusetzen. Hier fand er vortreffliche Lehrer und betrieb unter Leitung des Pater Albert Nagnzaun (später Prälat des Peterstifts) das Studium der semitischen Sprachen, und angeregt von dem vortrefflichen Geschichtslehrer v. Maus das der Geschichte. Nach einem zweijährigen Studium in Salzburg bezog er gegen Ende des Jahres die Universität Landshut. Hier warf er sich mit vollstem Eifer auf klassische, linguistische und historische Studien. Seine materielle Lage hatte sich durch reichliche Unterstützungen, die ihm zuflossen, freundlicher gestaltet. Im Juli 1813 trat er als Unterlieutenant in die bayrische Infanterie ein, focht am 30. Oktober in der Schlacht bei Hanau so tapfer, daß er vor der Front des Regiments belobt wurde. Nach dem ersten Pariser Frieden blieb der Kriegsmann noch ein volles Jahr bei dem Okkupationscorps auf dem linken Rheinufer in der Pfalz. Im folgenden Feldzuge — nach der Schlacht bei Waterloo — brachte er als Adjutant des Generals v. Spreti beinahe ein halbes Jahr auf einem Landsitze in der Umgegend von Orleans zu. In diesen Lebensstellungen ward ihm reiche Gelegenheit gegeben, sich mit den Umgangsformen der höheren Gesellschaftskreise vertraut zu machen. Nach dem zweiten Pariser Frieden — im Dezember 1815 — kam Fallmerayer mit dem 11. Infanterieregimente in sein Vaterland zurück. In der Garnisonstadt Lindau am Bodensee hatte er genügende Zeit, seine Studien wieder aufzunehmen. Zu den alten Sprachen gesellte sich die Beschäftigung mit dem Neugriechischen, Persischen und Türkischen. Im Jahre 1818 nahm er seinen Abschied, um ins Lehrfach überzutreten. Zunächst war er als Primärlehrer in Augsburg thätig. Martin Thomas erzählt:[1]) Fallmerayer kam nie unvorbereitet in die Schule oder auf das Katheder. Da wird kein lateinisches

[1]) Verhandlungen der Augsburger Philologenversammlung 1862, S. 52: Über Fallmerayer als Schulmann.

oder griechisches Pensum gegeben, das nicht von ihm aufgesetzt, keine deutsche Arbeit, die nicht von ihm entworfen, keine historische Frage, die nicht von ihm beantwortet gewesen wäre; und alle diese Aufgaben, Entwürfe oder Fragen — das sieht man sofort — sind aus der Schule heraus, aus dem Kreise des gelehrten und deshalb wißbaren Stoffes genommen. Das große Gesetz, von der Jugend nur das Mögliche zu verlangen, die Schule mit der Entwicklung gleichstufig zu führen und zugleich mit dem wirklichen Leben in Verkehr zu bringen — dieses hat Fallmerayer hoch und heilig gehalten. Als im Jahre 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt und zum Ersatz in Landshut ein Lyceum errichtet wurde, erhielt Fallmerayer den Lehrstuhl der Geschichte und Philologie. Ganz außerordentlichen Eindruck machten seine geschichtlichen Vorlesungen. Die 1827 erschienene Geschichte des Kaisertums Trapezunt fand unter den Gelehrten viel Beifall, aber die Vorrede, in welcher er gegen die Herrschsucht der christlichen Klerisei eiferte, brachte ihm in seinem Vaterlande viele Feinde. Im Jahre 1828 hatte er sich erfolglos um eine Professur der allgemeinen Geschichte an der Universität München beworben, so daß ihm das von dem russischen Feldmarschall Grafen Ostermann Tolstoi, der sich die Ungnade des Kaisers Nikolaus zugezogen hatte, gemachte Anerbieten, mit ihm den Orient zu bereisen, ganz willkommen war. Nach dreijährigem Aufenthalte im Auslande kehrte Fallmerayer (1834) nach Bayern zurück, seine Stelle am Lyceum in Landshut war besetzt. Er wurde 1835 Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften. An den Münchner gelehrten Anzeigen beteiligte er sich als fleißiger Mitarbeiter. Im Jahre 1836 erhielt er die Erlaubnis, an der Universität öffentliche Vorlesungen zu halten, zu denen aber der Zutritt bloß dem höheren Publikum, nicht den Studenten gestattet sein sollte. Fallmerayer machte von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch, widmete sich seinen Studien, unternahm verschiedene kleine Reisen, ging im Sommer 1836 nach Italien, ins südliche Frankreich, dann nach Paris. Den Winter 1839/40 brachte er in Genf bei seinem früheren Reisegefährten, dem Grafen Ostermann Tolstoi zu. Von hier ging er nach Heidelberg und dann nach Tübingen, wo er sich mit dem Philologen G. L. F. Tafel aufs innigste befreundete, und 1840 ergriff er den Wanderstab, um von neuem den Orient zu besuchen. In Trapezunt wurden die Trümmer der Paläste, in denen die Komnenen gewaltet hatten, gründlich durchforscht. Auf dem Rückwege hielt er sich 1840—1841 ein volles Jahr in Konstantinopel auf, überall in den höchsten Kreisen mit großer Auszeichnung aufgenommen. Von der türkischen Hauptstadt aus machte er den Klöstern des Berges Athos einen Besuch, begab sich nach Thessalonike, pilgerte durch das Tempethal und verlebte in Turnowo den größten Teil des Winters. Im Frühjahr 1842 wanderte er über Pharsalus und Euböa nach Athen. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er wieder in München an und

schrieb für die Augsburger Allgemeine Zeitung die berühmten Artikel, die 1845 gesammelt in dem Buche „Fragmente aus dem Orient“ ans Licht traten. Immer wieder zog es Fallmerayer in die Fremde, er weilte bald in Italien, bald in Wien, in Graz, in Tirol, am Bodensee u. s. w. In dieser Zeit (1846) wurde der Fragmentist auch dem Kunst und Wissenschaft liebenden Kronprinzen von Bayern, Maximilian, bekannt und zu der bekannten geistreichen Tafelrunde herangezogen, an welcher Friedrich Bodenstedt, Geibel, Kopisch und andere vornehme Geister sich regelmäßig beteiligten. Im Jahre 1848 scheint eine Entfremdung eingetreten zu sein. Im Frühjahr 1847 ging Fallmerayer zum dritten und letzten Male nach dem Orient. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1848 Mitglied des Frankfurter Parlamentes, er war inzwischen auch als Nachfolger von Görres zum Professor der Geschichte in München ernannt worden. Die Teilnahme an dem Frankfurter und Stuttgarter Parlament entzogen ihm die Gunst des Landesfürsten, er ging verstimmt und krank ins Exil nach St. Gallen. Im April des Jahres 1850 kehrte er, als das Amnestiegesetz erlassen war, nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Schweiz nach München zurück. Durch königliches Dekret wurde er seiner Professur enthoben. Von da ab lebte er still seinen Studien, besuchte in der schönen Jahreszeit seine Freunde in der Schweiz und beschäftigte sich mit der Herausgabe seiner kleinen Schriften. Am 26. April 1861 fand man ihn leblos im Bette, nachdem er den Abend vorher in einer kleinen Gesellschaft heiter verbracht hatte.

Jakob Fallmerayer gehört zu den besten Stilisten unseres Vaterlands, er war einer der gründlichsten Kenner der byzantinischen Geschichte, wie dies oft von Karl Benedikt Hase in Paris anerkannt worden ist. In der Geschichte der Halbinsel Morea (1830 und 1836) setzt er auseinander: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet — denn auch nicht Ein Tropfen echten und ungemischten Hellenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Das alte Hellas sei schon durch die Römer entvölkert und verödet worden, von der Zeit der großen Wanderung an — etliche Seestädte ausgenommen — durch Barbaren aller Art verheert, durch Hunger und Pest noch vollends verwüstet, endlich aber von slavischen Stämmen eingenommen und besiedelt worden. Diese Slaven seien seit dem achten Jahrhundert von Byzanz aus unterjocht, bekehrt und gräcisiert worden, worauf dann im vierzehnten Jahrhundert eine neue aus den albanischen Gebirgen kommende Einwanderung sich auf dem Festlande, im Peloponnes, wie auf den Inseln Hydra und Spezia festgesetzt habe.“ Diese Äußerungen wirkten gerade in den höchsten Kreisen Münchens, in denen man für die Aufrichtung des hellenischen Königreichs begreiflicherweise große Sympathien hatte, nicht günstig. Auch in Athen selbst hatte der Fragmentist manche Widerwärtigkeiten zu erdulden. Als ich vor Jahren bei

August Böckh eine Vorlesung über Geschichte der griechischen Literatur hörte, an der auch viele Neugriechen teilnahmen, wurde Böckh durch einen ihm auf das Katheder von einem Griechen gelegten Zettel veranlaßt, sich über die Abstammung der Neugriechen zu äußern. Der große Philolog erklärte, daß Fallmerayer vielleicht zu weit gehe, wenn er die volle und ganze Vernichtung des althellenischen Stammes behaupte; es möchten sich doch, wenn auch nur geringe, althellenische Elemente erhalten haben, unbestreitbar sei es, daß ganz Griechenland „von Slaven überzogen sei." K. B. Hase meint auch, daß im siebenten und achten Jahrhundert die hellenische Bevölkerung des Peloponnes fast gänzlich verschwunden und durch slavische Ansiedler ersetzt sei. Auch der Heidelberger Historiker Schlosser, der zunächst Fallmerayer nicht beizustimmen vermochte, trat doch später der von dem Fragmentisten aufgestellten Behauptung bei.[1])

Es ist ganz außerordentlich, wie sich in den letzten Jahrzehnten seit dem Eintritt des geistvollen Friedrich Thiersch in den bayrischen Staatsdienst die höheren Schulen dieses herrlichen Landes gehoben haben. Die Universitäten München, Würzburg und Erlangen sorgen dafür, daß tüchtige Lehrer gebildet werden, die Zeitschrift für bayrisches Gymnasialwesen liefert den Beweis, daß auch in Bayern wie in Preußen, Sachsen, den sächsischen Herzogtümern und in den östreichischen Landen das Gymnasialwesen unter aufmerksamer Pflege der klassischen Studien sich im ganzen trefflich entwickelt hat. Die von Ludwig Schiller in der Schmidschen Encyklopädie gegebene Übersicht über die Gelehrtenschule in Bayern giebt neben den Schriften von Friedrich Thiersch und K. L. Roth eine Einsicht in die Entwicklung des höheren Schulwesens dieses Landes. In der von dem Herausgeber angefügten Kritik über das bayrische gelehrte Schulwesen wird mit Recht an ein Wort des Philosophen Schelling erinnert: Der Staat solle bei Unterstützung der realistischen Unterrichtsanstalten ja nicht etwa darauf denken, die Mittel auf Kosten der andern, zur rein geistigen Übung bestimmten Anstalten zu gewinnen; denn es läßt sich kein Gedeihen des bürgerlichen Lebens hoffen, wenn das wahrhaft Menschliche vernachlässigt wird.[2])

Kehren wir nach der Würdigung der hochverdienten bayrischen Schulmänner wieder zurück zu den Männern, die in Preußen für die Bildung der Gymnasiallehrer von Bedeutung gewesen sind. Betrachten wir zunächst

---

[1]) Vgl. Fallmerayer, Gesammelte Werke. Bd. I, S. XXIV f. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VI, S. 558—566 (Steub). Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1126.

[2]) Vgl. Schmids pädagogische Encyklopädie. Bd. I, S. 444 f.

Georg Friedrich Schömann,

der, nachdem er dreizehn Jahre an Gymnasien thätig gewesen war, als akademischer Lehrer und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die Hebung der Gymnasialbildung in Pommern segensreich gewirkt hat. Durch zahlreiche Schriften, die sich insbesondere auf das griechische Altertum beziehen, hat er die klassische Philologie wesentlich gefördert. Ein wie fleißiger Forscher Schömann gewesen, erkennt man besonders aus den in vier Bänden erschienenen opuscula academica, die von 1851 bis 1871 in der Weidmannschen Buchhandlung veröffentlicht sind. Eine von der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften gestellte Preisaufgabe über den Prozeß und die Klagen bei den Attikern veranlaßte ihn zur Bearbeitung dieses Gegenstandes, welche er in Gemeinschaft mit seinem damaligen Kollegen Moritz Hermann Ed. Meier, der sich bereits durch eine Schrift über die Vermögenskonfiskation bei den Attikern (historia juris attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum. Berlin 1819) als gründlicher Forscher auf dem Gebiete des attischen Rechts erwiesen hatte, mit glücklichem Erfolge ausführte.[1]) Berechtigte Anerkennung haben die in der Haupt-Sauppischen Sammlung erschienenen griechischen Altertümer gefunden. Im Jahre 1830 erschien die vielbenutzte Übersetzung der Reden des Isäus, welcher 1831 eine vorzügliche Ausgabe der Reden des Lehrers des Demosthenes mit lateinischen Anmerkungen folgte. Im Jahre 1838 veröffentlichte Schömann antiquitates juris publici Graecorum (Greifswald 1838). 1839 veranstaltete Schömann eine Ausgabe der Biographien Plutarchs, Agis und Kleomenes, ebenfalls mit lateinischen Anmerkungen. Die ausgezeichnete Bearbeitung von Ciceros Schrift de natura deorum, die in mehreren Auflagen vorliegt, ist in Gymnasien viel gebraucht worden. Schömann, ein vortrefflicher Kenner griechischer und lateinischer Grammatik, gab 1862 die Lehre von den Redeteilen. Nach den Alten dargestellt und beurteilt, heraus. Auch diese Schrift hat viel Anerkennung gefunden. Die Ausgaben des Prometheus (1844) und der Eumeniden (1845), des Äschylos, griechisch und deutsch, liefern den Beweis umfassender Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit auch in der Handhabung der deutschen Sprache. Außer der Bearbeitung des Hesiod (1868) erwähne ich noch die Verfassungsgeschichte Athens nach G. Grotes History of Greece, kritisch geprüft

---

[1]) Der attische Prozeß. Vier Bücher von Moritz Hermann Ed. Meier und Friedrich Schömann. Eine gekrönte Preisschrift. Halle 1824. Meier hat das erste und dritte Buch, Schömann das zweite und vierte Buch ausgearbeitet, doch teilten sie sich gegenseitig alles mit, was gesammelt und entworfen war. Vorrede S. VII. Von J. H. Lipsius ist im Jahre 1883 unter Verwertung der neueren Forschungen das Buch überarbeitet in 2. Auflage in Berlin erschienen. Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1154.

(Leipzig 1854). Die zahlreich von dem trefflichen Gelehrten geschriebenen Programme liegen zum Teil in den schon erwähnten opusculis vor.

Georg Friedrich Schömann wurde geboren am 28. Juni 1793 in Stralsund, wo sein Vater Kaiserlicher Advokat und Notarius war. In dem Hause seines Großvaters wurde er, nachdem die Eltern sich getrennt hatten, erzogen, besuchte die Ratsschule in Anklam.[1]) Als sechzehnjähriger Jüngling verließ er 1809 die Schule, um an der pommerschen Universität seine akademischen Studien zu beginnen. Zwei Semester, das erste und letzte, brachte Schömann in Greifswald zu, drei Halbjahre studierte er in Jena. Nach Vollendung seiner Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Stralsunder Kaufmann, aber schon nach Ablauf eines Jahres wurde er auf Empfehlung seines Lehrers Ahlwardt Konrektor an der Ratsschule in Anklam (1813), aber schon 1814 siedelte er als Konrektor an das Gymnasium nach Greifswald über, am 23. Februar wurde er zum Prorektor befördert. Am 20. Oktober 1820 habilitierte sich Schömann an der Universität mit einer Abhandlung de sortitione judicum apud Athenienses, 1821 wurde er zum Unterbibliothekar und am 25. März 1823 zum außerordentlichen und 1827 zum ordentlichen Professor befördert, und 1844 zum ersten Bibliothekar ernannt. Als Meier[2]) 1825 nach Halle berufen wurde, trat Schömann als sein Nachfolger mit seiner ganzen Kraft als akademischer Lehrer ein und legte Ostern 1826 sein Schulamt nieder. In einer langen Reihe von Jahren hat der vortreffliche von seinen Schülern verehrte Gelehrte eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Mit seinen philologischen Amtsgenossen, die oft wechselten, mit Klausen, O. Jahn, Urlichs, Hertz, Usener, Bücheler, Studemund, R. Schöll, Hiller, Kießling, Willammwitz-Möllendorff, Susemihl, lebte er immer im besten Einverständnis. An Auszeichnungen hat es nicht gefehlt. Die ausgebreitete Gelehrsamkeit, die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der

[1]) Die Ratsschule entließ unter dem Rektor Thiele Schüler zum letzten Mal zur Universität. Zufolge Reskripts vom 26. Juni 1811 fand die Umwandlung der Ratsschule in eine Stadtschule mit progymnasialem Charakter statt. An dieser Schule war Schömann Konrektor. Später 1847 wurde die Anstalt wieder in ein Gymnasium umgewandelt, deren erster Direktor der spätere Schulrat Albert Friedrich Gottschick war (1847 bis 1853); ihm folgte 1853 bis 1854 Dr. Karl Peter, später Rektor der Landesschule Pforta.

[2]) Moritz Hermann Eduard Meier, geboren den 1. Januar 1796, gebildet auf dem evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt Glogau, 1812 auf dem grauen Kloster zu Berlin, studierte in Breslau und Berlin, 1820 Privatdocent in Halle, in demselben Jahre außerordentlicher Professor in Greifswald, 1824 ordentlicher Professor in Halle, wo er am 5. Dezember 1855 starb. Seine redaktionelle Thätigkeit an der Hallischen Literaturzeitung und an der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste nahmen seine Zeit sehr in Anspruch. Eine große Anzahl von Programmen sind erschienen in den zwei Bänden opuscula, die von Friedrich August Eckstein und Friedrich Haase herausgegeben sind (Halle 1861–1863). Vgl. Konrad Bursian. Bd. II, S. 1160. Volkmann, Gottfried Bernhardy. Halle 1887. S. 34. 36. 56.

er die ihm übertragenen Ämter verwaltete und die große Zahl ausgezeichneter, in die Entwicklung der philologischen Wissenschaft eingreifenden Werke sichern ihm in der Geschichte der Philologie einen ehrenvollen Platz, und die Gymnasiallehrer, die er gebildet, bewahren ihm ein dankbares Andenken.

Am meisten freute er sich, „als er am 23. Januar 1864 zum stimmführenden Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst gewählt wurde und, so fremd ihm kleiner Ehrgeiz war, so fühlte er doch darin eine stolze Befriedigung, daß ihm das höchste Ehrenzeichen zu teil geworden, das deutsche Wissenschaft erringen kann.“ Im Dezember 1876 wurde dem feinen Kenner griechischen Lebens und Geistes das Kommandeurkreuz des griechischen Erlöserordens übergeben. Mit Gelehrten gleichen wissenschaftlichen Strebens, wie August Böckh, Ludwig Döderlein, Karl Göttling, Eduard Meier u. a. war er eng befreundet. Es mag dem verdienten Forscher nicht an Gelegenheit gefehlt haben, an einer größeren Universität eine weitergreifendere Wirksamkeit zu finden, aber er fühlte sich in Greifswald so wohl, war dort so festgewurzelt, daß er, wie Karl Göttling in Jena, so er an der pommerschen Hochschule sein an Erfolgen reiches Leben beschloß. Schömann war ein Mann von fester Gesundheit. Im Jahre 1867 warf ihn ein gefährliches Unwohlsein aufs Krankenlager, aber zur Freude seiner Umgebung erholte er sich. Die Last der Jahre machte sich aber doch auch bei ihm fühlbar. Schon im Jahre 1865 war er von der Verwaltung der Bibliothek zurückgetreten, bald darauf legte er auch die Leitung des Seminars in jüngere Hände und stellte seine Vorlesungen ein. Das Augenlicht wurde schwächer, die Hand unsicher, aber noch besorgte er unter Beihülfe seines Enkels die vierte Auflage der Ausgabe von Cicero de natura deorum und schrieb seine letzten Aufsätze in die Jahrbücher der Philologie von 1876 und 1877 (über Äschylos' Choephoren). Seit dem Sommer 1878 war er mehr oder weniger an das Bett gefesselt und am 25. März 1879 brachte ein sanfter Tod dem lebensmüden Gelehrten die erwünschte ewige Ruhe. Dankbare Schüler und Verehrer haben seine Grabstätte durch ein Erinnerungszeichen geehrt.[1])

---

[1]) Vgl. F. Susemihl, Biographisches Jahrbuch 1879, herausgegeben von Konrad Bursian. S. 7 f. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1156 f. 1167. 1145. Urlichs, Grundlegung und Geschichte der Philologie. S. 118. Sehr treffend würdigt R. Schöll in seiner Georg Friedrich Schömann am 20. Juni 1873 zur sechzigjährigen Lehrerjubiläums-Feier dargebrachten commentatio: quaestiones fiscales juris publici ex Lysiae orationibus illustratae (Berolini 1873) das Wesen des verdienstvollen Gelehrten. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXIII, S. 336 f. (Baumeister).

Gottfried Bernhardy.

Einer der einflußreichsten Philologen, die sich auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft und um die Heranbildung tüchtiger Gymnasiallehrer die größten Verdienste erworben haben, ist Gottfried Bernhardy. Die in fünf Auflagen erschienene römische Literaturgeschichte, die aus einem Bande von 347 Seiten (1830) bis zu einem stattlichen Werke von 928 Seiten herausgewachsen ist, hat auch der Schule brauchbaren Nahrungsstoff zugeführt, tiefere Einsicht in das geistige Leben des römischen Volkes begründet. Das andere bedeutende großartige Werk ist der Grundriß der griechischen Literatur,[1]) der ebenfalls in jeder neuen Auflage vermehrt und verbessert erscheint. Auch die 1832 veröffentlichten Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie sind ein seltenes Buch geworden. Bereits im Jahre 1829 trat die griechische Syntax an das Licht, die von Männern wie Lobeck und anderen Gelehrten lebhaft anerkannt und die Veranlassung wurde, daß Bernhardy als Nachfolger K. Reisigs an die Hallische Hochschule als ordentlicher Professor und Leiter des philologischen Seminars einen Ruf erhielt. Fr. Aug. Eckstein, der ein Schüler Karl Reisigs und Bernhardys gewesen ist, zieht einen Vergleich zwischen den beiden akademischen Lehrern: Bernhardy kam als Nachfolger Reisigs, dessen Andenken nur allmählich aus der Erinnerung der studierenden Jugend wich und dessen Virtuosität als Lehrer Bernhardy mit seiner ruhigen und klaren Entwicklung, mit seiner mehr gründlichen als anregenden Darstellung nicht erreichen zu können schien. Die Bearbeitung des Lexikons des Suidas (11. Jahrh.), welche einen Zeitraum von 1834 bis 1857 in Anspruch nahm und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet ist, legt Zeugnis ab von den fleißigen Studien dieses selten gelehrten Mannes. Die 1838 unter seiner Leitung begonnene Bibliotheca scriptorum latinorum kam nicht über den ersten Band (Cic. Brutus) hinaus, weil die Art seiner redaktionellen Änderungen und Zusätze die Mitarbeiter abschreckte und sich schon L. Döderlein, der Herausgeber des Tacitus, dergleichen verbat. Außerdem lieferte Bernhardy zahlreiche Beiträge in Zeitschriften und Literaturzeitungen. Seine Vorlesungen erstreckten sich über fast alle Teile der Philologie: griechische Grammatik, römische und griechische Literaturgeschichte, römische Altertümer; als besonders anregend werden seine exegetischen Vorträge über Äschylus' Agamemnon, Aristophanes' Ritter, Euripides' Bacchen, Platos Republik, Tacitus' Annalen

---

[1]) Man vergleiche die umfängliche eingehende gehaltvolle Anzeige dieses bewunderungswürdigen Werkes, welche der Heidelberger Philologe Ludwig Kayser in den Jahrbüchern der Literatur, Bd. CXVII (Wien 1847), S. 30—58 und Bd. CXVIII, S. 117 f. veröffentlicht hat. Urteile über das gediegene Werk in Volkmanns Biographie Bernhardys, S. 145 f. (von G. Hermann, Joh. Schulze, F. W. Schneidewin, F. Ritschl, Aug. Nauck, Herm. Köchly).

geschildert. Die exegetischen Vorlesungen waren dreistündig. Die Plato-Interpretation alternierte zwischen Republik und Symposium. Cicero de natura deorum ist von ihm öfter gelesen, römische Elegiker viermal, Aristoteles' Poetik zweimal, Horaz' Oden sind nur einmal interpretiert worden. Die Zahl seiner Zuhörer wuchs bis in die Mitte der sechziger Jahre (Sommer 1862 Tacitus mit 70, Winter 1863 Euripides mit 77, Sommer 1864 Aristophanes mit 80 Zuhörern). Von diesem Jahre ist der Besuch der Vorlesungen Bernhardys im Sinken begriffen. Sehr begeistert spricht Dr. Richard Volkmann über den Eindruck, den die Collegia des großen Philologen auf strebsame, wohlbeanlagte Zuhörer zu machen pflegten.[1]) Sehr nützlich für die künftigen Schulmänner waren die Seminarübungen, besonders gefürchtet die griechischen Skripta. Bei den lateinischen Skripten wurden Stellen aus Ernesti, Wolf und anderen Neulateinern zu Grunde gelegt, die bei der Durchnahme zu wertvollen stilistischen Bemerkungen Anlaß boten.

Staunenswert ist der Fleiß, den Bernhardy auf seine oft in neuen Auflagen erscheinenden Werke verwendete. Daneben nahmen ihn Vorlesungen, Seminarübungen, Korrekturen der Seminararbeiten und sein Amt als Oberbibliothekar sehr in Anspruch. Daher war es natürlich, daß der Plan einer kritischen Bearbeitung der Scriptores historiae Augustae, zu der er, wie Fr. A. Eckstein mit Recht bemerkt, nach einem Casaubon und Saumaise wie kein anderer befähigt war, bald aufgegeben werden mußte. Kleinere Ab-

[1]) Die treffliche Schrift: Gottfried Bernhardy. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Von Dr. Rich. Volkmann (Halle 1887), schildert in sehr ansprechender Weise die Bedeutung des großen Philologen. Volkmann war Ende der vierziger Jahre Schüler des Hallischen Philologen. Sehr geschätzt ist Volkmanns Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena (Leipzig 1874). Volkmann hat außerdem noch veröffentlicht: Hermagoras oder Elemente der Rhetorik (Stettin 1865). Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch von Chäronea (Berlin 1869). Plutarchi de re musica ed. R. V. (Leipzig 1857). Synesius von Cyrene. Eine biographische Charakteristik aus den letzten Zeiten des untergehenden Hellenismus (Berlin 1869). Die Rhetorik der Griechen und Römer. Von R. Volkmann in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. II, S. 454 f. Rich. Em. Volkmann, geboren zu Sylbitz bei Halle a. S. den 15 September 1832, gebildet auf der lateinischen Hauptschule zu Halle und auf dem Domgymnasium zu Merseburg, widmete sich den philologischen Studien zu Halle, war von 1849 bis 1853 Hülfslehrer am Marienstiftsgymnasium, 1855 Lehrer an der Wilhelmsschule in Stettin, 1860 Lehrer am Gymnasium in Pyritz, 1865 Direktor des Gymnasiums in Jauer, wo er am 23. April 1892 starb. Volkmann war ein gelehrter, tüchtiger Schulmann. Umsomehr wundert man sich, daß er S. 149 eines Urteils W. Hertzbergs, der als tüchtiger Philolog lange nicht die ihm zusagende Stellung an einem Gymnasium finden konnte, erwähnt, das völlig unbegründet ist. Hertzberg weist darauf hin, daß Schulhäupter wie G. Hermann und K. Lachmann für ihre Schüler ganz anders gesorgt hätten als Bernhardy. Wie wäre es sonst möglich, fügt er hinzu, daß ein wirklich flacher Mensch, wie Haupt, eine so dominierende Stellung bekommen konnte? Moritz Haupt ein flacher Mensch!

handlungen lieferte Bernhardy in den Proömien der Lektionskataloge und in akademischen Festschriften. Für die Allgemeine Encyklopädie steuerte er treffliche Artikel über griechische Dichter bei (Epicharmus, Euripides).

Der Lebensgang dieses ausgezeichneten Gelehrten ist folgender: Bernhardy wurde am 20. März 1800 in Landsberg an der Warthe geboren; sein Vater war Kaufmann, die Vermögensverhältnisse waren dürftig, so daß, wenn nicht zwei Brüder des Vaters, die in Petersburg als wohlhabende Kaufleute lebten, sich des fähigen Knaben angenommen hätten, die nötigen Mittel zum Studium gefehlt hätten. Er besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium seit 1811. Im Jahre 1817 verließ der strebsame Jüngling die Schule, um auf der Universität Philologie zu studieren. Er hörte noch den gefeierten Friedr. Aug. Wolf, dessen kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache er in zwei Bänden musterhaft herausgegeben hat (Halle 1869). Die Berliner Thätigkeit des großen Philologen ist nicht zu vergleichen mit der einst in Halle geübten, aber August Böckh und Philipp Buttmann übten Einfluß auf den jungen Philologen. Bernhardy war Mitglied des philologischen und pädagogischen Seminars. Er wurde als Mitglied des pädagogischen Seminars dem Friedrich Werderschen Gymnasium zugewiesen, die Disciplin in den unteren Klassen, in denen er unterrichtete, aufrecht zu erhalten, machte ihm Schwierigkeiten, daher die Erfolge seiner pädagogischen Thätigkeit mangelhaft waren. Am 30. Oktober 1822 erlangte er die philosophische Doktorwürde und veröffentlichte seine Eratosthenica, eine Sammlung der weitzerstreuten und vielartigen Fragmente des Alexandriners. Im Jahre 1823 habilitierte er sich an der Hochschule und wurde schon 1825 außerordentlicher Professor. Neben seinen Vorlesungen und der Leitung einer Abteilung des philologischen Seminars unterrichtete er in den obersten Klassen der Cauerschen Erziehungsanstalt in Charlottenburg mit großem Erfolge. 1828 gab er den Dionysios periegeta heraus. Die schon erwähnte wissenschaftliche Syntax der griechischen Sprache (Berlin 1829), in der er sich die Aufgabe stellte, die syntaktische Kunst der Griechen in ihren Gesetzen und Anschauungen zu begreifen und den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Entwicklung an den Eigentümlichkeiten der wechselnden Sprachperioden nachzuweisen. Dieses gelehrte Werk wurde eben die Veranlassung, daß er nach Halle berufen wurde, wo er gerade für die Richtung seiner Studien einen sehr dankbaren Boden fand, da der verdienstvolle Gottfried Schütz[1])

[1]) Gottfried Schütz, geboren den 19. Mai 1747 in Dederstädt bei Mansfeld, erlangte seine akademische Vorbildung auf der lateinischen Schule zu Halle, wo er auch 1765 Theologie und Philologie studierte, 1768 wurde er Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, 1769 Inspektor des theologischen Seminars und 1773 außerordentlicher und 1777 ordentlicher Professor in Halle, 1779 Professor der Beredsamkeit in Jena, wo er mit dem Weimarischen Legationsrat Bertuch und einigen anderen Gelehrten 1784 die Allgemeine

hochbejahrt war und Meier eine andere Seite der Altertumswissenschaft vertrat. Hier hat nun der große Gelehrte ein der Wissenschaft und seinem akademischen Berufe gewidmetes Leben geführt, hochgeachtet und verehrt von seinen Amtsgenossen und seinen Schülern. Selbst mit Männern, die seiner Lebensauffassung fern standen, wie H. Leo und Tholuck, hat er in Frieden gelebt. In den Ferien pflegte er mit seinen für ihn zärtlich sorgenden Töchtern — die geliebte Gattin hatte er schon 1853 verloren — größere und kleinere Reisen zu unternehmen. Bernhardy war trotz der wohl öfter etwas rauhen und durch scharfen Witz verletzenden Außenseite doch im Grunde ein ganz vorzüglicher Charakter, allem äußeren Scheine abhold. Daher hatte er wirklich eine große Freude, als seine Schüler bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums eine Bernhardystiftung ins Leben riefen, die den Zweck hatte, Studierenden der Philologie Unterstützung zu gewähren. Gern beteiligte sich Bernhardy an den schon erwähnten Zusammenkünften der Philologen und Schulmänner von der Universität Jena und von den an der thüringischen Eisenbahn liegenden Städten, in denen sich Gymnasien befanden, die im Frühling und Herbst in Sulza oder Kösen veranstaltet wurden. Hier traf er mit Karl Peter, Corssen, Franz Kern, Rost, Wüstemann, Weißenborn, Kritz, Sauppe, Weber, Lieberkühn, Lothholz und anderen jüngeren Philologen zusammen, von denen allen er sehr hochgehalten wurde. Trotz der außerordentlichen wissenschaftlichen und geschäftlichen Thätigkeit erfreute sich Bernhardy einer festen Gesundheit, so daß sein am 14. Mai 1875 eingetretener Tod seinen Freunden und Schülern unerwartet kam, ein anfangs verheimlichtes Blasenleiden hatte ihn herbeigeführt. Nach seiner Bestimmung ist er ohne Gepränge beerdigt worden. Mit ihm ist einer der letzten bedeutenden Schüler des großen Hallischen Philologen Friedr. Aug. Wolf dahingegangen. Der Verfasser dieser Schrift hat oft und gern mit diesem Meister der Wissenschaft verkehrt. Das Andenken dieses umfassenden Gelehrten wird in der Geschichte der Philologie niemals vergessen werden,[1]) die Gymnasien haben Ursache, ihm, der sich um die Heranbildung der Gymnasiallehrer, namentlich der Provinz Sachsen, so große Verdienste erworben hat, dankbar zu sein.

Literaturzeitung gründete, die unter seiner Leitung ein wichtiges Organ des Fortschritts auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft wurde. Im Jahre 1804 kehrte er als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Halle zurück. Schütz war ein geistvoller Gelehrter, der sich als Philolog besonders um Äschylus und Cicero Verdienste erworben hat, der in seinen kräftigen Jahren segensreich wirkte. Am 7. Mai 1832 starb er in Halle. Vgl. Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. 2 Bde. Halle 1834 u. 1835. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. I, S. 514 f.

[1]) Konr. Bursians Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 776 f.

Theodor Bergk.

Zu den großen, fast alle Teile der Altertumswissenschaft umspannenden Philologen, welche die Wissenschaft gefördert und tüchtige Schulmänner gebildet haben, gehört auch Theodor Bergk, der mit Gottfried Bernhardy eine Reihe von Jahren an der Hochschule von Halle, die sich zu allen Zeiten tüchtiger Philologen erfreut hat, es sich immer zur Ehre schätzte, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden. Einige ausgezeichnete akademische Lehrer sind aus dem Unterrichte Bergks hervorgegangen, W. Studemund und C. Hense, aber eine große Zahl tüchtiger Gymnasiallehrer, Herm. Kettner, C. Schirlitz, Rud. Peppmüller, Chr. Muff u. a. Sehr bedeutend sind die Beiträge, welche Th. Bergk zum Ausbau der Altertumswissenschaft geliefert hat. Scharfsinn und angestrengte Thätigkeit vereinigten sich in dem für die Wissenschaft begeisterten Manne, um große Leistungen hervorzubringen. Daneben behandelte er in seinen Vorlesungen fast den ganzen Kreis, in dem sich auf den Hochschulen die Altertumsstudien überhaupt zu bewegen pflegen. Er las Encyklopädie, griechische Grammatik, ausgewählte Kapitel der griechischen Syntax, römische Literaturgeschichte, griechische Literaturgeschichte, griechische Altertümer, griechische Philosophie, Archäologie und Kunstgeschichte der Griechen und Römer. Die exegetischen Kollegien erstreckten sich auf Homer, die griechischen Elegiker und Lyriker, Aristophanes' Vögel, Sophokles' Philoktet, Platons Phädon, Horaz' Episteln, den Trinummus des Plautus, römische Elegiker. Im Seminar erklärte er Hesiods Werke und Tage, Solons Elegien, Äschylus' Prometheus, Pindars Epinikien, Aristophanes' Frösche und Wolken, Euripides' Phönissen, Theokrits Idyllen, Terenz Heautontimorumenos, Catull, Tibull, Horaz' Oden, Persius, Ciceros Brutus, Vellejus Paterkulus, Tacitus' Annalen. Dazu kamen noch Examinatorien, und seit 1847 eine philologische Societät und Einladungsschriften aller Art, die er als Professor der Beredsamkeit abzufassen hatte.

Es ist geradezu bewundernswürdig, wenn man die stattliche Reihe von bedeutenden, in die Wissenschaft tief eingreifenden Schriften betrachtet, die Theodor Bergk trotz seiner oft schwankenden Gesundheit nach und nach veröffentlicht hat. In den von Rudolf Peppmüller, einem tüchtigen Schüler Bergks, so trefflich herausgegebenen kleinen Schriften[1]) ist im ersten

---

[1]) Die kleinen philologischen Schriften Th. Bergks wurden herausgegeben von Rudolf Peppmüller. I. Band: Zur römischen Literatur. Halle a. S. 1884. II. Band: Zur griechischen Literatur. Mit einem Abriß von Bergks Leben. Halle a. S. 1886. Rud. Peppmüller, gegenwärtig Direktor des Gymnasiums in Stralsund, hat einen vortrefflichen Kommentar zum XXIV. Band der Ilias geschrieben, überhaupt mit den griechischen Epikern sich beschäftigt, vor allem aber hat er sich der gewiß sehr mühevollen Arbeit unterzogen, nach dem leider früh verstorbenen Philologen Gustav Hinrichs den IV. Band von Bergks

Bande, S. XI—XXXII, ein Verzeichnis der Schriften Bergks veröffentlicht. Wir heben aus der Zahl der Werke des großen Philologen nur hervor: die Ausgabe der poetae lyrici, die der treffliche Ernst Hiller zuletzt besorgt hat. Die Anacreontica hatte Bergk bereits 1834 bearbeitet, die Ausgabe seinen Lehrern G. Hermann, Fr. W. Ehrenfr. Rost und Franz Volkm. Fritzsche gewidmet. Die libri duo commentationum de reliquiis comoediae atticae antiquae (Lipsiae 1838) zeigten, wie genau er die Dichter der Komödien der Griechen kannte, sie waren den Triumvirn Friedr. Jacobs, Aug. Böckh und Aug. Meineke, seinem ausgezeichneten Schwiegervater, zugeeignet. Die Ausgabe des großen attischen Komödiendichters liegt in zwei Auflagen vor; bei Tauchnitz erschien 1852 eine Ausgabe der Tragödien des Sophokles. Aus einer langjährigen liebevollen Beschäftigung mit dem Altertume ging die griechische Literaturgeschichte hervor, von der Bergk selbst 1872 nur den ersten Band herausgegeben hat, die übrigen drei Bände sind von Gustav Hinrichs und Rudolf Peppmüller mit Aufwendung vieler Mühe und großer Sorgfalt ans Licht gestellt worden. Die zahlreichen, zunächst in philologischen Zeitschriften erschienenen Abhandlungen, die jetzt meist gesammelt in den kleinen philologischen Schriften vorliegen, verdienen immer beachtet zu werden. Th. Bergk kannte das theoretische und praktische Leben der Griechen und Römer wie eben große Philologen es zu kennen pflegen. Auch Th. Bergk hat zunächst in verschiedenen Ämtern der Schule gedient, ehe er eine seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit an einer Hochschule fand. Betrachten wir den Lebensgang des allseitigen Altertumsforschers.

Theodor Wilhelm Bergk war der Sohn Joh. Adam Bergks, der in Leipzig als Verfasser einer stattlichen Anzahl populärer Schriften lebte, die er im Selbstverlage herausgab. Geboren wurde Theodor den 22. März 1812. Auf dem Gute seines Großvaters Agrikola in Schleußig bei Leipzig verlebte Theodor, die Hoffnung und Freude seiner Großeltern, herrliche Jugendtage. Der Vater unterrichtete den Sohn ernst und liebevoll in den Elementen. Als Theodor das dreizehnte Jahr erreicht hatte, wurde er dem Rektor der berühmten Thomasschule, Ehrenfried Rost, zugeführt und in die Oberquarta aufgenommen. Fleißig und strebsam zeigte sich Theodor in der Schule, gewann bald die Liebe seiner Lehrer. Schon damals empfing er von seinem Lehrer, seinem späteren Freunde Professor Fr. V. Fritzsche (Rostock), das Zeugnis: Bergk ist in Oberquarta mein bester Schüler. Huic comparo perpaucos, antepono neminem. Im April des Jahres 1830 verabschiedete sich Bergk mit einem lateinischen Gedichte von der Schule, um Philologie zu studieren. Fünf Jahre betrieb er besonders unter

---

griechischer Literaturgeschichte aus dem Nachlaß des großen Philologen herauszugeben (Berlin 1887).

der Leitung G. Hermanns eifrig seine Studien, er war Mitglied des philologischen Seminars und hervorragendes Mitglied der griechischen Gesellschaft. Am 12. Juli 1836 empfahl den 23jährigen Jüngling G. Hermann zu einer Hauslehrerstelle „ob multa praeclara studiorum suorum specimina;“ er setzt hinzu, daß er keinen würdigeren empfehlen könne, sive accuratam antiquarum litterarum scientiam sive sollers et acutum judicium sive scribendi recte eleganterque exercitationem sive dicendi apte et perspicue eximiam facultatem respicio, nulla harum virtutum est, qua mihi non sit maxime probatus. Zum Geburtstage des ihm so teuern Lehrers schrieb Bergk eine commentatio de Sophoclis fragmentis, die Hermann ingeniosa nannte, sie war reich an schönen Verbesserungen. Auch die bereits erwähnte Ausgabe des Anakreon wurde als ein opus bezeichnet, quale vix exspectes nisi a quodam veterano philologo multum ac diu exercitato. Im Jahre 1836 trat Bergk, von dem Rektor M. Schmidt berufen, als Lehrer an der lateinischen Hauptschule zu Halle ein. Das Los eines noch nicht geprüften Lehrers war nicht beneidenswert, die Lehrstunde wurde mit 2 Groschen bezahlt, außerdem war die Wohnung frei. In der preußischen Staatsprüfung erhielt Bergk nach der Praxis Bernhardys nicht die unbedingte Lehrbefähigung für Prima. Gar bald fühlte sich Bergk in Halle heimisch. Zu den alten Freunden in Leipzig traten neue: Krahner, Eckstein, Unger, Rob. Prutz und andere. Hier arbeitete der junge scharfsinnige Philolog seine commentationes de reliquiis comoediae Atticae antiquae Libri II (Lipsiae 1838) aus, die von Böckh, Welcker, Ritschl, Jacobs, Meineke, O. Müller und anderen Philologen bewundert wurden. Besonders ist Welcker über das nach allen Seiten hin treffliche Buch des Lobes voll. Bergk, aus der Hermannschen Schule hervorgegangen, hatte nicht versäumt, aus den Forschungen Böckhs, O. Müllers, Fr. Welckers u. a. seine Anschauungen über das klassische Altertum zu erweitern und zu vertiefen. Trotz der wissenschaftlichen Tüchtigkeit wollte sich keine ihm zusagende und etwas einträgliche Stellung an einem preußischen Gymnasium finden, so daß er sich genötigt sah, am 14. April 1838 die ihm an dem Gymnasium in Neustrelitz angebotene Lehrerstelle, die mit 300 Thlr., 12 Scheffel Roggen und 12 Thlr. Holzgeld ausgestattet war, anzunehmen. Für einen jungen Gelehrten wie Bergk war es gewiß nicht leicht, wöchentlich 28 Unterrichtsstunden zu erteilen, fast alle in den untersten Klassen, 4 sogar in der ersten Elementarklasse. Unter diesen Umständen wird man sich nicht wundern, daß Bergk, als er zur Stärkung seiner Gesundheit in Putbus auf Rügen in den Sommerferien Aufenthalt genommen hatte, den Entschluß faßte, seine Stellung in Mecklenburg aufzugeben und sich an einer Universität als Docent der klassischen Philologie niederzulassen. Unerwartet schnell bot sich Michaelis 1838 Meineke die Gelegenheit, Bergk als Adjunktus an das Joachimsthalsche Gymnasium zu ziehen, er sollte — das war die

Meinung des vortrefflichen Direktors — dieses Amt nur als ein ὁρμητήριον ansehen, um in einer sorglosen Lage fernere Schritte vorzubereiten. Wenn auch die besser bezahlte Stellung, wie das in geschlossenen Anstalten bei der Beaufsichtigung der Schüler nicht anders sein kann, für die Lehrer manche beschwerliche Seite hatte, so war es doch viel wert, unter einem Gelehrten und Schulmanne wie Meineke und mit Amtsgenossen wie Giesebrecht, Bonitz, Wiese, Rud. Jacobs, E. Köpke, R. Merkel pädagogisch thätig zu sein, der anregende Verkehr unter den Kollegen und mit Männern, die außerhalb der Schule thätig waren, wie Ad. Schmid, Joh. G. Droysen, O. Gruppe, Max Duncker u. a. Außerdem wurde er durch Meinekes freundliche Vermittlung mit Böckh und Lachmann bekannt, die Bergk gern in der griechischen Gesellschaft („Griechheit") sahen, obwohl Böckh und auch Bergk nicht eigentliche Mitglieder der „Griechheit" waren. Schon 1839 schrieb Bergk als Einladungsschrift des Joachimsthalschen Gymnasiums die commentatio de Empedoclis prooemio, es folgte die Bearbeitung der Fragmente des Aristophanes für Meinekes Sammlung der Komiker. So zog Bergk durch seine Arbeiten bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. Das kurhessische Ministerium stellte durch Direktor Weber in Kassel an ihn den Antrag, das Ordinariat der Prima mit achtzehn wöchentlichen Lehrstunden und einem Gehalt von 700 Thlrn. zu übernehmen. So schwer Bergk auch der Abschied von Berlin und dem anregenden Freundeskreise wurde, so lockte ihn doch die von den lästigen Inspektionen freie selbständigere Stellung an dem Gymnasium der so schön gelegenen hessischen Hauptstadt zur Annahme. Über Leipzig, wo er Mutter und Schwester besuchte über Halle, wo er alte Freunde wiedersah, über Göttingen, wo er mit Ferd. Ranke und E. v. Leutsch verkehrte, reiste er nach seinem neuen Bestimmungsorte, an dem er kurz vor Beginn des Sommersemesters 1840 eintraf. Hier hat der junge Gelehrte zwei glückliche Jahre verlebt. Der Direktor des Gymnasiums, Dr. Weber,[1]) ward ihm ein hochachtbarer Vorgesetzter und treuer Freund. Als K. Fr. Hermann in Marburg einem Rufe nach Göttingen als Nachfolger O. Müllers (gestorben in Athen den 1. August 1840) folgte, da erhielt endlich Th. Bergk den seinen Studien und seiner Begabung entsprechenden Wirkungskreis durch Übertragung der ordentlichen Professur der Philologie an der kurhessischen Universität Marburg. Die angenehme Lage der Stadt, die akademische Thätigkeit, bei der er es

[1]) Dr. K. Friedr. Weber, geboren den 6. Dezember 1794 in Weimar, besuchte die Klosterschule zu Roßleben und das Gymnasium seiner Vaterstadt, um von 1814 bis 1818 in Jena und Leipzig Philologie zu studieren. Im Jahre 1818 nahm er in dem Institut zu Hofwyl in der Schweiz eine Lehrerstelle an, wurde 1820 Konrektor an der Stiftsschule in Zeitz, 1826 Professor in Darmstadt und 1835 Direktor des Gymnasiums in Kassel. Wider seinen Willen mußte er 1851 die Professur der klassischen Philologie in Marburg übernehmen und wurde so Nachfolger seines Freundes Th. Bergk. Im Oktober 1861 starb er.

vornehmlich darauf absah, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden,[1]) gefielen ihm sehr. Die Zahl seiner Vorlesungen liefert den Beweis, wie sehr es dem jungen Docenten darauf ankam, die Bildung seiner Zuhörer zu fördern und zu vertiefen. In jenen glücklichen Tagen der Marburger Zeit trat er durch Verheiratung mit einer Tochter Meinekes auch in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu dem großen Philologen und Schulmann. Mit der Zeit sagten ihm die Verhältnisse in Marburg, wo er neben seinem wissenschaftlichen Berufe auch in dem hessischen Landtage politisch thätig war und später in Frankfurt a. M., wo er Kurhessen bei den Geschäften der dem Bundestage beigegebenen siebzehn Männer des öffentlichen Vertrauens vertreten sollte, wenig zu. Er unterzeichnete in dieser Eigenschaft den Dahlmannschen Entwurf der deutschen Reichsverfassung. Dem gar zu leicht zur Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage, in der er sich befand, geneigten Gelehrten wurde die Lage immer unleidlicher, so daß er sich 1851 an das Ministerium (Hassenpflug) wandte und um Dispensation von seinem Amte als Prorektor bat, die ihm am 11. September endlich bewilligt wurde. In dieser Zeit kam der Kurator der thüringischen Hochschule nach Marburg, um Bergk für Jena an die Stelle des verstorbenen Ferd. Hand zu gewinnen. Die Gehaltsfrage konnte nicht nach dem Wunsche Bergks gelöst werden, daher blieb er Marburg erhalten. Bald aber kam eine Anfrage von Karlsruhe, ob er an Stelle Anselm Feuerbachs[2]) eine Professur der Philologie und Archäologie übernehmen wolle. Auf Bergks Zusage folgte am 26. Mai 1852 seine Berufung, und im Wintersemester 1853 trat er sein neues Amt in dem schön gelegenen Freiburg im Breisgau an.

In Freiburg fand Bergk neue Arbeit vor, die Leistungen des philologischen Seminars, das er mit seinem Amtsgenossen Baumstark leitete, waren, wie er an seinen Schwager, den ausgezeichneten Direktor Horkel,[3])

---

[1]) Max Büdinger, Gustav Linker, A. Roßbach, R. Westphahl wurden auch treffliche Akademiker.

[2]) Friedrich Anselm Feuerbach, Sohn des berühmten Jenenser Juristen Joh. Paul Anselm Feuerbach, geboren den 9. September 1798 in Jena, 1825 Gymnasialprofessor zu Speier, 1836 Professor der Philologie zu Freiburg, gestorben am 8. September 1851 Feuerbach war ein Schüler von Friedr. Thiersch und Friedr. Creuzer, Verfasser der Monographie über den vatikanischen Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach. 2. Auflage. Stuttgart und Augsburg 1855. Hermann Hettner, der Freund Feuerbachs, hat in vier Bänden die nachgelassenen Schriften des geistvollen Mannes (Braunschweig 1853) herausgegeben. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. VI, S. 745 f.

[3]) Johannes Horkel, Sohn des Professor der Botanik Johannes Horkel in Berlin, wurde den 16. September 1820 in Berlin geboren, besuchte, von Dr. Seebeck in den Elementen der klassischen Sprachen unterrichtet, das Friedrich Wilhelms-Gymnasium, studierte in Berlin und Leipzig, unternahm 1843 eine Reise nach Italien, leistete sein Probejahr an dem Joachimsthalschen Gymnasium ab, wurde 1848 in Brandenburg an-

schreibt, sehr untergeordnet. Hier galt es tüchtig zu schulmeistern, die wöchentlich fälligen griechischen Exercitien standen noch tief unter dem Standpunkte eines ordentlichen Gymnasiums. Es fehlte damals auch an literarischen Hilfsmitteln. Außer Jahns Jahrbüchern wurde keine philologische Zeitschrift gehalten, für die Altertumswissenschaft hatte die Universitätsbibliothek jährlich 50 Gulden zur Verfügung. Wie ganz anders ist das in unserer Zeit geworden: Die Zahl der Studenten betrug, als Bergk an dieser Hochschule seine Thätigkeit eröffnete, kaum 400, jetzt über 1400. Sehr mannigfaltig, in alle Teile der Altertumswissenschaft eingreifend, waren die Vorlesungen, die der große Gelehrte abhielt; Mythologie der Griechen und Römer, Archäologie und Geschichte der Kunst bei den Griechen und Römern traten zu den früher erwähnten Kollegien. Aber auch in Freiburg sollte Bergk keine bleibende Stätte haben. Aug. Böckh, der den scharfsinnigen, vielseitigen, jüngeren Genossen hochschätzte, schrieb, als Bergk nach Halle berufen war: „Daß Sie wieder nach Preußen zurückkehren, ist der Philologie in diesem Lande ein großer Gewinn. Und wenn die Regierung zu seiner Zeit den richtigen Griff thut, so wird, was ich wünsche, mein Platz durch Sie besetzt werden. Ich sage dies nicht, als ob ich mich für den hielt, der gerade den ersten Platz einnähme nach der Würdigkeit; aber die Stelle, die ich einnehme, wird Ihnen doch für die Zukunft immer noch wünschenswerter sein als die Hallesche.“ [1])

Zu Michaelis 1857 trat Bergk als ordentlicher Professor an der Hallischen Hochschule ein, nicht die materielle bessere Lage hatte ihn an die berühmte Universität gezogen, sondern die Aussicht, dort einen größeren Wirkungskreis zu finden. In 22 Semestern hat er hier neben Bernhardy eine auch für die Gymnasien wichtige Wirksamkeit geübt, als Programmatarius

gestellt, übernahm 1849 eine Professur am Pädagogium in Züllichau, ging 1852 als Direktor des Friedrichs-Kollegiums nach Königsberg in Preußen, siedelte 1860 als Direktor des Domgymnasiums nach Magdeburg über, wo er leider schon am 21. November 1861 aus einer sehr gesegneten Thätigkeit durch den Tod herausgenommen wurde. Der ganz vortreffliche Schulrat Dr. Heiland hat die geistvollen Reden und Abhandlungen Horkels (Berlin 1862) herausgegeben. Dr. Heiland sagt in seinem Vorwort: „Wie Horkel eine weitreichende, ebenso gründliche als geschmackvolle Bildung zu bedeutenden Leistungen in der Wissenschaft befähigte, so hatte er sich auch bei tiefen Anlagen seines Gemütes und bei starker Willenskraft zu einer in unserer Zeit nicht gar zu häufigen Einheit und Geschlossenheit des Charakters ausgeprägt, die ihn die Aufgaben des Berufes und des Lebens mit großer Klarheit und Sicherheit erfassen ließ. Es ist bekannt, wie er in den Kreisen, auf die er einzuwirken berufen war, Spuren einer herrschenden Persönlichkeit zurückgelassen hat.“ Das treffliche Buch verdient von allen Gymnasiallehrern gelesen zu werden. In dem Briefwechsel der Philologen Chr. Lobeck und K. Lehrs finden sich schöne Briefe von Horkel.

[1]) Vgl. Peppmüller, Th. Bergks Leben (op. II, S. 74). Die Stelle ist charakteristisch für Böckh und Bergk.

der Hochschule während der Hallischen Thätigkeit 65 Programme geschrieben und das philologische Seminar mit G. Bernhardy gewissenhaft geleitet. Mit der Zeit stellten sich, wohl infolge von Überanstrengung, heftige Nieren- und Blasenbeschwerden bei Bergk ein, die schließlich ihn veranlaßten, am 28. Oktober 1868 um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Dieser wurde ihm unter Anerkennung seiner Verdienste um das philologische Studium auf der Universität gewährt. Michaelis 1869 siedelte Bergk nach Bonn über, um hier in angenehmer Gegend und zusagenden Umgebungen seinen Studien obzuliegen. Zu der rheinischen Universität trat er in ein freies Verhältnis, seit dem Sommer 1870 widmete er der akademischen Thätigkeit wöchentlich vier bis fünf Stunden, hielt exegetische Vorlesungen, las über Metrik, griechische und römische Altertümer, lateinische Grammatik, Prolegomena zur griechischen Mythologie u. s. w. Im Jahre 1876 löste er sein Verhältnis zur Universität, geriet auch in Differenzen mit dem Präsidenten des Altertumsvereins im Rheinlande, dem er manch schöne Abhandlung gewidmet hatte. Die Steinleiden, die sich öfter wiederholten, wurden durch häufige Spaziergänge in der Umgegend von Bonn, durch Reisen in die Schweiz und durch Gebrauch der Quelle von Ragaz wesentlich gemildert, so daß er die neue Ausgabe der griechischen Lyriker besorgen und an der griechischen Literaturgeschichte, die ihm so sehr am Herzen lag, mit der er sich fast ein halbes Jahrhundert angelegentlich beschäftigt hatte, weiter arbeiten konnte. Im April des Jahres 1881 fühlte er eine große Veränderung in seinem Organismus und sprach es aus, daß er bald nach Ragaz aufbrechen müsse. Am 21. Juni traf er in dem geliebten Badeorte ein, aber die Bäder versagten ihre Wirkung und schon am 15. Juli verfügte er über seinen schriftlichen Nachlaß, dessen Besorgung der treue Freund A. Schäfer und Ed. Hiller übernahmen; der Gedanke, die kleinen Schriften Th. Bergks zu sammeln, ist von Franz Bücheler ausgegangen und von Rud. Peppmüller getreu ausgeführt worden. Schon am 17. Juli fühlte er sich sehr angegriffen, die Lebenskraft wurde immer schwächer und am 20. Juli neigte er das müde Haupt und verschied zum großen Schmerze der Gattin, die ihn so treu gepflegt. Die Bedeutung des scharfsinnigen, in allen Gebieten der Altertumswissenschaft so bewanderten Gelehrten wird in der Geschichte der Philologie immer anerkannt werden, wenn er auch im Verkehr manche mit seinem Wesen zusammenhängende abstoßende Seite zeigte, er hatte immer die Sache im Auge und verletzte dabei gar oft die Person, so daß es nicht auffallen darf, daß zwei so verschiedene Naturen, wie Th. Bergk[1]) und

---

[1]) Vgl. Th. Bergks Leben, in Bd. II der kleinen philologischen Schriften, S. XIII f., von Rudolf Peppmüller in sehr anziehender Weise beschrieben. Rich. Volkmann, Gottfried Bernhardy (Halle 1887). S. 38. 96 f. 106. 134. 141. 147. Konr. Bursian, Geschichte der

Gottfr. Bernhardy waren, nicht lange, wie das Sprichwort sagt, an einem Seile ziehen, miteinander Seide spinnen konnten. Bergk in der historischen Grammatik, in der Kunde der griechischen und italischen Dialekte, in der Monatskunde und Metrologie, in der Epigraphik, Archäologie, Mythologie, Metrik, Philosophie, kurz, wie schon erwähnt, in allen Zweigen der Altertumswissenschaft heimisch; Bernhardy dagegen, obwohl grundgelehrt und immer von neuem sich in seiner Wissenschaft vertiefend, verhielt sich doch gegen die neu hervortretenden Richtungen, wenn auch nicht abweisend, so doch mehr gleichgültig. Dazu kamen noch die verschiedenen Charaktereigentümlichkeiten der beiden großen Gelehrten. Mit den großen Philologen Friedr. Welcker und O. Jahn hat Bergk wohl am innigsten verkehrt, sie waren ihm ihrer ganzen Richtung nach sympathisch. Wie sehr Th. Bergk die klassischen Sprachen beherrschte, geht aus dem griechischen Gedichte hervor, das er im Namen der Universität Marburg zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Königsberger Universität am 29. August 1844 abfaßte,[1]) die Gewandtheit, mit der Bergk die lateinische Sprache beherrschte, hatte schon das Gedicht gezeigt, welches er beim Abgang von der Thomasschule angefertigt hatte, zeigen auch die zahlreichen commentationes, die jetzt in dem I. Bande der kleinen Schriften vereinigt sind. Noch heben wir die geistvollen, zum Denken anregenden philologischen Thesen,[2]) und die treffliche Abhandlung über die Aufgabe der Altertumswissenschaft hervor.[3]) Mit seinem hochbegabten Schüler Wilh. Studemund stand Bergk, besonders während Studemund in Italien (1867) Handschriften verglich, in regem Briefverkehr, und in demselben Maße, wie Bergk bei seiner umfangreichen Gelehrsamkeit Studemund durch Winke und Ratschläge förderte, wurde er in seinen Arbeiten, namentlich während des Druckes der dritten Auflage der poetae lyrici durch die Beihülfe Studemunds sehr wesentlich unterstützt.[4]) Noch füge ich ein Bergk charakteristisches Wort bei. Als er in Halle am Geburtstage des Königs die Festrede gehalten hatte, sagte ihm ein Amtsgenosse: „Heute, Herr Hofrat, nehmen Sie doch teil an dem Festessen?" „Nein," erwiderte er, „meine wissenschaftlichen Arbeiten erlauben mir das nicht!"

Wir fügen hier noch ein vortreffliches Brüderpaar Ernst und Georg Curtius hinzu, die beide für Wissenschaft und Schule Erhebliches geleistet, durch die vornehme unvergleichliche Art, mit welcher sie ihres akademischen

---

klassischen Philologie. Bd. II, S. 719. 765. 829 872. Urlichs, Geschichte der Philologie. S. 122.

[1]) Bergks kleine Schriften. Bd. II, S. 773 u. 49.

[2]) Bergks kleine Schriften. Bd. II, S. 725.

[3]) Bergks kleine Schriften. Bd. II, S. 341 f.

[4]) Vgl. Wilh. Studemund. Ein Lebensabriß. Von Dr. Leopold Cohn Berlin 1891. S. 10.

Lehrerberufs warteten, auf die Heranbildung tüchtiger akademischer Lehrer und Schulmänner einen sehr großen Einfluß ausgeübt haben. Als Männer der Wissenschaft und des Lebens können sie als Muster und Vorbilder gelten, die umfassenden Studien, die sie dem Altertum zugewendet, hatten ihre angeborne Liebenswürdigkeit noch mehr veredelt und verklärt.

Ernst Curtius.

Der ältere der Brüder war Ernst Curtius, geboren den 2. September 1814 zu Lübeck, wo er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den letzten Jahren noch den Unterricht des ausgezeichneten Direktor Friedrich Jacob genossen hat. In dem elterlichen Hause war ein geistig angeregter Verkehr. Der Vater war Syndikus der freien Stadt Lübeck und hat als Präses der Schuldeputation in anerkennenswerter Weise seine Fürsorge dem Katharineum zugewendet,[1]) auch mit dem Direktor Jacob in freundlichen Beziehungen gestanden. Oft besuchte der als geschmackvoller Schriftsteller bekannte Karl Ludwig Felix v. Rumohr (geboren den 6. Januar 1785, gestorben am 25. Juli 1843 in Dresden) das Haus des angesehenen freistädtischen Syndikus und beschäftigte sich gern mit den talentvollen Söhnen desselben. Wohl vorbereitet für akademische Studien bezog Ernst Curtius zuerst 1833 die Universitäten Bonn, dann Göttingen und Berlin. Die Altertumswissenschaft hatte gerade an diesen Hochschulen ausgezeichnete Vertreter, welche den strebsamen Jüngling nach allen Seiten hin förderten. Im Jahre 1837 ging er mit dem als Kabinettsrat des Königs Otto nach Athen berufenen Bonner Professor Christian August Brandis als Hauslehrer nach Griechenland, begleitete mit Adolf Schöll im Jahre 1840 seinen früheren Göttinger Lehrer O. Müller auf seiner Reise durch den Peloponnes und nach Delphi. In der Hauptstadt Griechenlands traf er auch mit seinem Landsmann und Freunde Emanuel Geibel zusammen, dort wurden mit gleichgesinnten Freunden köstliche Tage verbracht, dort wurde der liebenswürdige Dichter von dem Freunde in das tiefere Verständnis des Altertums eingeführt, dort entstand auch das klassische Liederbuch, das in edler Sprache griechische Lyriker, römische Elegien und Verwandtes, und fünfzig Oden des Horatius, nebst einigen Satiren und Episteln, dem Leser bietet. Die Übersetzungen erfreuen auch den der alten Sprachen kundigsten Philologen. In der schönen Abhandlung „Erinnerungen an Emanuel Geibel" hat Curtius (Altertum und Gegenwart. Bd. III, S. 183 f.) die freundschaftlichen Beziehungen ge-

---

[1]) Vgl. die treffliche Schrift: Friedrich Jakob, Direktor des Katharineums, in seinem Leben und Wirken dargestellt von Dr. J. Classen, Direktor des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Jena 1855.

schildert, in denen beide hochbegabte Männer von ihrer Jugendzeit an standen. Besonders anziehend wird der Verkehr beider Freunde in Athen dargestellt, wo Geibel im Hause des russischen Gesandten Katakazi eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. Als Curtius 1841 heimgekehrt war, hatte er die Absicht, sich in Halle an der Universität als Docent niederzulassen und erwarb im Dezember 1841 an dieser Hochschule die Würde eines Doktors der Philosophie.[1]) Nach wohlbestandener Prüfung übernahm er auf Meinekes Wunsch eine Lehrerstelle an dem Joachimsthalschen Gymnasium, 1843 wurde er Privatdocent und 1844 außerordentlicher Professor an der Berliner Hochschule. In dieser Zeit (1844—1849) wurde ihm das so wichtige Erzieheramt des damaligen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich III. übertragen. In dieser Stellung hat er sich durch Treue, Gewissenhaftigkeit und geschickte pädagogische Behandlung die dankbare Anerkennung der Königlichen Familie erworben, hat Gelegenheit gefunden, vieles zu sehen, Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, die für die Bildung seiner Welt- und Lebensauffassung von Wichtigkeit waren. Ganz besonders belehrend ist die Art, wie er in der Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich in formvollendeter herrlicher Rede[2]) seinen Erzieherberuf aufgefaßt hat. Fast sieben Jahre hat er dem hochbeanlagten, vielseitig angeregten Kronprinzen Friedrich zur Seite gestanden. Im Februar 1844 hatte der Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, Ernst Curtius, in der Berliner Singakademie jenen köstlichen Vortrag über die Burg von Athen gehalten,[3]) durch den die feingebildete Mutter des Kronprinzen, die Prinzessin von Preußen, Enkelin des Großherzogs von Sachsen, Karl August, sich veranlaßt fühlte, ihm den ehrenvollen Antrag zu stellen, die Erziehung des Kronprinzen als Nachfolger Godets zu übernehmen. Die hohe Frau glaubte in diesem Vortrage eine Richtung zu erkennen, in welche sie die Erziehung des jungen Prinzen geleitet zu sehen wünschte. Sie wußte alle ihrem Plane entgegentretenden Hindernisse zu überwinden. Diese Verbindung des großen Gelehrten mit dem Königlichen Hofe ist gewiß dafür wichtig geworden, daß nach der glorreichen Einigung unseres Vaterlandes unter allgemein freudiger Zustimmung das erste große Friedenswerk von Kaiser und Reich war, den Boden Olympias nach den Angaben des mit der Topographie Griechenlands so vertrauten Gelehrten vom Schutte zu befreien und dadurch unsere Kenntnis hellenischer

---

[1]) Die Promotionsschrift handelte über die athenischen Häfen (de portubus Athenarum. Halle 1842).

[2]) Vgl. Altertum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Bd. III, S. 12 f.

[3]) Der Vortrag, der 1844 gedruckt erschien, sowie auch der über Naxos, machte unter den Freunden des Altertums Aufsehen. Später sind beide Vorträge in den gesammelten Reden und Aufsätzen erschienen.

Kultur wesentlich zu fördern.[1]) Die Beziehungen zwischen dem Lehrer und dem Königlichen Schüler sind fort und fort die denkbar freundlichsten geblieben. Immer sind es große geistvolle, auch für jeden Erzieher wichtige Gesichtspunkte gewesen, die dem Leser der Reden und Aufsätze[2]) entgegentreten. Von besonderer Wichtigkeit war das gründliche, auf Autopsie ruhende Werk „Peloponnesos". Eine historisch geographische Beschreibung der Halbinsel (2 Bände. Gotha 1851—1852). Nach Vollendung dieses allgemein anerkannten Werkes hat der mit griechischer Literatur so vertraute Gelehrte sich vorzugsweise mit Studien zur griechischen Geschichte beschäftigt, deren Resultat die in verschiedenen Auflagen vorliegende, dem Prinzen Friedrich Wilhelm gewidmete griechische Geschichte war. Dieses, wie man von Curtius nicht anders erwarten konnte, stilistisch schön geschriebene Werk hat auch auf den Geschichtsunterricht in Gymnasien wesentlichen Einfluß geübt.[3]) Um Chorographie und Topographie Griechenlands hat sich nächst H. Kiepert[4]) E. Curtius die erheblichsten Verdienste erworben. Wir erwähnen hier auch den schönen Vortrag über Ephesos (Berlin 1874).[5]) Wichtig ist auch die

[1]) Vgl. Die Ausgrabungen von Olympia I, Übersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1875—1876. 33 Blatt, herausgegeben von E. Curtius, Fr. Adler und G. Hirschfeld (Berlin 1876 und in den folgenden Jahren). Eine kürzere Zusammenstellung der Berichte über die Ausgrabung findet man in Adolf Böttichers Olympia. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen (Berlin 1883). Überhaupt ist durch die Ausgrabungen Schliemanns in Troja, Mycenä, die Kenntnis der alten Geschichte wesentlich erweitert worden, so daß in manchen Punkten die alte Geschichte eine ganz andere Gestalt gewonnen hat.

[2]) In unseren Tagen mag besonders auf die köstliche Rede „Die Bürgschaften der Zukunft" hingewiesen werden. Reden und Vorträge. Bd. III, S. 27 f.

[3]) Vgl. Konrad Bursians Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 1146 f. Ein Hauptgegner der Auffassungsweise der griechischen Geschichte war Ludwig Roß: Archäologische Aufsätze. Bd. II, S. 74 f. Auch der vortreffliche Historiker Alfred v. Gutschmid (geboren in Loschwitz bei Dresden den 1. Juli 1831, Professor der alten Geschichte in Kiel, Königsberg, Jena, 1877 in Tübingen gestorben) erhob gegen die Annahme von Curtius, daß die Ionier als Ostgriechen lange vor der ionischen Wanderung (1050) in Kleinasien seßhaft gewesen und von dort, mit zahlreichen ungriechischen Bestandteilen untermischt, zu Schiffe nach dem eigentlichen Hellas gekommen seien und sich an verschiedenen Punkten der Küste angesiedelt hätten (Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Leipzig 1858. S. 124 f.), Bedenken.

[4]) Heinrich Kiepert, geboren den 31. Juli 1818, gegenwärtig Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften hat sich zuerst durch den topographisch historischen Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien, in 24 Blättern veröffentlicht 1841 bis 1846, bekannt gemacht. Für die Schule war wichtig der historisch geographische Atlas der alten Welt (Weimar 1848), an dessen Stelle seit 1859 der Atlas antiquus getreten ist. Kiepert war von 1845 bis 1852 technischer Direktor des geographischen Instituts in Weimar, wo der Verfasser dieses Buches ihn kennen gelernt und als geistvollen Gelehrten hochgeschätzt hat.

[5]) Bekannt sind die Sieben Karten zur Topographie von Athen, unter der Leitung

Beteiligung des Gelehrten an der Fertigstellung des für die Kenntnis des Hellenentums so wichtigen griechischen Inschriftenwerkes, an dem Männer wie Böckh, Franz, Dittenberger, Neubauer, Kirchhoff und andere Gelehrte mitarbeiten. Aber nicht bloß durch schriftstellerische Leistungen hat er die Altertumswissenschaft vielseitig gefördert, sondern auch als akademischer Lehrer hat er durch seine Tüchtigkeit und die Liebenswürdigkeit seines Wesens seine Zuhörer angezogen und ihre Kenntnisse bereichert. Ernst Curtius wurde 1856 als ordentlicher Professor der Philologie nach Göttingen berufen, wo er mit Hermann Sauppe, der in demselben Jahre eine Professur an der Georgia Augusta übernahm, eine ihm sehr zusagende akademische Wirksamkeit fand. Besonders gern gehört wurden die Vorträge über Länder- und Völkerkunde, über Archäologie, über griechische und römische Altertümer, beliebt waren die Übungen auf dem Gebiete der alten Geschichte, auch über die griechischen Kolonien hielt er Vorlesungen. Er erklärte Satiren des Persius und Juvenalis. An der Leitung des philologischen Seminars war Curtius mit Ernst v. Leutsch und Hermann Sauppe beteiligt, hier wurden Tibull, Propertius, Dramen des Euripides den Übungen zu Grunde gelegt. In Berlin, wohin er 1868 berufen wurde, setzte er seine akademische Thätigkeit unter großem Beifall seiner Zuhörer fort. In Göttingen hatte er mit seinen Amtsgenossen, besonders mit Sauppe, sehr freundlich verkehrt, so daß es ihm gewiß nicht ganz leicht geworden ist, die berühmte, durch die Reichhaltigkeit der Bibliothek von den Gelehrten viel begehrte Universität zu verlassen.

Georg Curtius.

Georg Curtius, der Bruder Ernsts, hat durch seine schriftstellerische und durch seine akademische Lehrthätigkeit am meisten dazu beigetragen, daß die sprachvergleichende Methode, die seit dem Erscheinen der großartigen Forschungen W. v. Humboldts, Jakob Grimms, Franz Bopps, August Potts und anderer Gelehrten mächtig gefördert ist, auch unter den Philologen alter Observanz, besonders auch im Gymnasialunterrichte, Beachtung und Anerkennung gewinnt. In der Antrittsvorlesung, die Georg Curtius in Leipzig bei der Übernahme einer Professur der klassischen Philologie am 30. April 1862 hielt, bezeichnet er es als die wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens, die klassische Philologie,[1]) welche zu lehren und zu fördern ihm oblag, mit der allgemeinen Sprachwissenschaft in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Es sind wahre Kabinettsstückchen, die sich in den Kleineren, von E. Windisch mit einem Vorwort, von Ernst Curtius herausgegebenen Schriften

des Majors C. v. Stranz ausgeführt und mit erläuterndem Text von E. Curtius (Gotha 1868) versehen.

[1]) Vgl. Kleinere Schriften. Bd. I, S. 149.

des vortrefflichen Georg Curtius befinden (Leipzig 1886), Abhandlungen, die man immer wieder gern liest. Gar bald hatte sich Georg Curtius durch seine wissenschaftlichen Forschungen in der gelehrten Welt so vorteilhaft bekannt gemacht, daß er an ihn ergangenen, weitere wissenschaftliche Wirkung in Aussicht stellenden, Rufen an berühmte Hochschulen folgend, seinen Wohnsitz oft wechseln mußte. Überall fand er bei seinen Amtsgenossen und seinen Schülern die größte Hochachtung. Die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes und die persönliche Liebenswürdigkeit der gens Curtia wendeten ihm die Herzen aller zu, die mit ihm in Berührung kamen.

Um die Schule hat sich Georg Curtius besonders durch seine im Jahre 1852 zuerst erschienene, später in vielen Auflagen (die achtzehnte wesentlich veränderte Auflage [1888] ist von Dr. Wilh. v. Hartel bearbeitet) wiederholte griechische Schulgrammatik die größten Verdienste erworben, sie wurde geradezu als epochemachend bezeichnet. Zunächst war das Lehrbuch für den östreichischen Kaiserstaat bestimmt, hat aber gar bald auch an den Gymnasien Deutschlands Bürgerrecht gewonnen. Der ausgezeichnete Kenner der griechischen Literatur, der als Schulmann und akademischer Lehrer in Wien und Berlin in seinen Vorlesungen die größten Erfolge erzielte, Hermann Bonitz, hat in der Zeitschrift für die östreichischen Gymnasien[1]) Bemerkungen über den Unterricht in der griechischen Formenlehre mit Rücksicht auf die vor kurzem erschienene Schulgrammatik von G. Curtius veröffentlicht, welche bei dem Gebrauche des Lehrbuchs sehr zu berücksichtigen sind. Nur K. W. Krüger hat in verschiedenen Schriften gegen die Grammatik von Curtius Einwendungen und Angriffe erhoben, die aber der Weiterverbreitung des Lehrbuchs von Curtius keinen Eintrag gethan haben.[2]) Ebenso wie gegen Curtius hatte Krüger gegen die in sehr vielen Gymnasien eingeführte Buttmannsche Grammatik Widerspruch geltend gemacht. Daß K. W. Krüger[3]) durch seine

[1]) Zeitschrift für östreichische Gymnasien, Jahrgang 1852, S. 788 f., als Anhang zu den von G. Curtius herausgegebenen Erläuterungen zur griechischen Schulgrammatik wieder abgedruckt. 190 f. Prag 1863. Ich erwähne noch folgende wichtige Recensionen des so bedeutenden Schulbuchs: Zeitschrift für östreichische Gymnasien, Augustheft Wien 1852, von Direktor Wolf; Pädagogische Revue, Dezember 1854, von Ameis; Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Bd. LXVII, S. 510–526; die 2. Auflage recensiert von L. Lange östreichische Gymnasialzeitschrift 1855, Heft 9, S. 712–732; von Direktor A. Goebel, Zeitschrift für Gymnasialwesen, Berlin 1859, Juliheft, S. 529 f.; 1862 Augustheft, S. 584 f.

[2]) K. W. Krügers Vademecum für G. Herold und Prof. Curtius, S. 29 f. (1866). Über H. Prof. Curtius, Griechische Formenlehre (1867). Kritische Briefe über Buttmanns griechische Grammatik (1846). Über griechische Schulgrammatiken, von K. W. Krüger (Neu-Ruppin 1869), mit einer Preisaufgabe von 1000 Thlr. Gold.

[3]) K. W. Krüger, geboren am 28. September 1796 in Groß-Nossin bei Stolp, besuchte das Gymnasium in Stettin, studierte, nachdem er an den Freiheitskriegen teil genommen hatte, in Halle 1816–1820 Philologie besonders unter dem Einflusse von

griechische in fünf Auflagen mir vorliegende Sprachlehre für Schulen (der zweite Teil handelt über die Dialekte, vorzugsweise über den epischen und ionischen) und durch die kleinere ebenfalls in verschiedenen Auflagen des Xenophon (Anabasis) und Arrian (Anabasis) und seines Erstlingswerkes: Dionysii Halicarnassensis Historiographica etc. (Halis 1823) sich um den griechischen Unterricht sehr verdient gemacht hat, muß zugegeben werden und hat auch Curtius immer anerkannt. Die griechische Grammatik Krügers zeichnet sich durch eine Auswahl trefflicher Beispiele aus, zu denen der neuste Herausgeber W. Pökel die Stellen der Schriftsteller, denen die Beispiele entnommen sind, in dankenswerter Weise hinzugefügt hat. Krüger ist, wie Halm[1]) mit Recht sagt, für das Griechische ein wahrer praeceptor Germaniae geworden. Doch kehren wir zu Georg Curtius zurück. Neben der griechischen Grammatik waren von großer Wichtigkeit die bis jetzt in fünf Auflagen verbreiteten Grundzüge der griechischen Etymologie. In seinen akademischen Vorträgen hat er für sprachvergleichende Studien viele seiner Zuhörer gewonnen, wie dies die mit seinem Schüler Karl Brugmann herausgegebenen Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, die ihm zu seinem 25jährigen Docentenjubiläum in einem Sammelbande gewidmeten Abhandlungen aus Georg Curtius' grammatischer Gesellschaft und die Leipziger Studien zur klassischen Philologie, die er in Verbindung mit L. Lange, H. Lipsius und O. Ribbeck herausgab, deutlich genug bezeugen. Seine letzte 1885 erschienene, seine wissenschaftliche Stellung kennzeichnende Schrift: Zur Kritik der neusten Sprachforschung von Georg Curtius, hat manchen Widerspruch gefunden. Ein wichtiges Werk des Gelehrten ist: Das Verbum der griechischen Sprache. Leipzig Bd. I 1872, Bd. II 1876, in 2. Auflage 1877 und 1880.

Besonders weitgreifend war die akademische Thätigkeit des so beliebten Lehrers. Friedrich Ritschl (1865—1876) und Georg Curtius (1862—1885) zogen viele Studenten, die sich der Philologie widmen wollten, nach der berühmten sächsischen Hochschule. Curtius hatte in den Vorlesungen über griechische Grammatik 1874—1875 273, über Homer 1879—1880 269, in der griechischen Literaturgeschichte 243 Zuhörer (1873—1874). In Kiel las Curtius auch über römische Literaturgeschichte, über Cicero, Livius, Horaz.

Chr. Gottfr. Schütz und Aug. Seidler, wurde 1820 Lehrer an dem Gymnasium in Zerbst, 1822 Konrektor in Bernburg, von 1827—1838 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, lebte dann in Nauen, Neu-Ruppin und in Weinheim, wo er am 1. Mai 1874 starb. Ich erwähne noch seine historisch philologischen Studien, Bd. I 1841, Bd. II 1851 und seine Bruchstücke aus dem Leben eines Schulmanns 1841. Krüger war ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache, hat sich als Grammatiker und Herausgeber griechischer Schriftsteller die größten Verdienste erworben. Vgl. Halm, Allgemeine deutsche Biographie, und Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 769.

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XVII, S. 232 f.

Im Seminar hat er die Erklärung griechischer Schriftsteller des Euripides, Homer, Thucydides, Sophokles u. a. vorgenommen, weil er meinte, die Kenntnis dieser Schriftsteller sei für die künftigen Gymnasiallehrer von der größten Wichtigkeit. Neben den Vorlesungen regte er in seiner grammatischen Gesellschaft die für grammatische Fragen besonders Beanlagten zu eigenen Arbeiten an. In den Publikationen der Kgl. Sächsischen Gesellschaft sind verschiedene seiner wichtigen Abhandlungen erschienen; in früheren Jahren veröffentlichte er Kritiken in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, im Philologus und in der Zeitschrift für östreichisches Gymnasialwesen. In der schönen Charakteristik, die Dr. Windisch von seinem verehrten Lehrer gegeben, wird berichtet, daß Curtius in den 47 Semestern seiner akademischen Thätigkeit 7592 Zuhörer gehabt habe. (Es bezeichnen die Zahlen natürlich nicht lauter verschiedene Personen.) Ich hebe gerade diese Zuhörerzahl (in Leipzig) hervor, um anzudeuten, eine wie weite Verbreitung die grammatischen Anschauungen des Gelehrten auch auf Schulen gefunden haben. Der Verfasser dieses Buches, der in Berlin die Fragmenta lyricorum bei Curtius gehört und die Freude gehabt hat, öfter mit ihm zu verkehren, erinnert sich heute noch mit Dankbarkeit und Verehrung an den liebenswürdigen Lehrer.[1]) Oft ist erwähnt worden, wie Georg Curtius in den Jahren 1849—1854 in Prag die seit 1849 von H. Bonitz und Franz Exner in Wien unternommene, so erfolgreich in den Kaiserstaaten durchgeführte Gymnasialreform durch Heranbildung tüchtiger Gymnasiallehrer unterstützte.

Georg Curtius wurde geboren am 16. April 1820 zu Lübeck als der vierte Sohn des um das Lübeckische Staatswesen hochverdienten Syndikus Karl Georg Curtius. Er wuchs mit seinem Bruder Ernst und den andern Geschwistern in angenehmen, seine Bildung fördernden Umgebungen auf, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Besonders dankbar verpflichtet fühlte er sich seinem Lehrer Johannes Classen, dessen geistvoller Unterricht, der Grammatisches und Sachliches, wie seine ausgezeichnete Ausgabe des Thucydides es bezeugt, gleichmäßig betonte, dankbar verpflichtet. Den Winter von 1837/8 brachte er, vom Gymnasium entlassen, in Frank-

[1]) Vgl. Georg Curtius. Eine Charakteristik von E. Windisch. Berlin 1887. Ernst Curtius in dem Vorwort zu den ausgewählten Reden und Vorträgen. Leipzig 1886. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 770 773 849. 975. 1004. Aug. Schleicher, Skizze von Dr. Salomon Lestien. Georg Curtius zugeeignet. Leipzig 1870 (an verschiedenen Stellen). Glaser, A. Vaniceck Biographische Skizze. Wien 1885. Vaniceck, durch sein etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache vorteilhaft bekannt, früher Jurist und k. k. galizischer Cameralgefällenverwaltungskonzeptionspraktikant, ist Autodidakt, war nur zwei Jahre Zuhörer des hochverehrten Meisters Georg Curtius und Aug. Schleichers, und ist ein immer dankbarer Schüler seines Prager Lehrers geblieben.

furt a. M. zu, wo der Vater als Vertreter der freien Städte am Bundestage beschäftigt war. Auch diese Zeit bot dem feinsinnigen Jünglinge mancherlei Anregungen, stärkte seine Gesundheit. In den Jahren 1838 bis 1840 lag er seinen philologischen Studien in Bonn ob, hörte Ritschls Vorlesungen über römische Staatsaltertümer, den Trinummus des Plautus und Oden des Horaz, Welckers Vorträge über die Geschichte der griechischen Kunst, griechische Altertümer, Encyklopädie der Philologie, griechische Literaturgeschichte und griechische Mythologie. Von Lassen und A. W. Schlegel empfing er die erste Anregung zu sprachwissenschaftlichen Studien. In Berlin, wo er von 1840—1842 seine Studien fortsetzte, nahm er teil an den Vorlesungen K. Lachmanns über deutsche Grammatik und Properz, an denen Böckhs über Metrik und Pindar, an denen Leopold Rankes über neuere Geschichte, neuste Geschichte und deutsche Geschichte, an denen Trendelnburgs über Aristoteles u. s. w. Auch die Vorträge Franz Bopps, des Begründers der vergleichenden Sprachwissenschaft, wurden nicht versäumt. Nachdem die Staatsprüfung rühmlich bestanden war, übernahm Curtius 1842 an dem damals noch „Blochmannsches Institut“ genannten Vitzthumschen Gymnasium in Dresden eine Lehrerstelle. Hier verkehrte er besonders freundschaftlich mit Arnold Schäfer, zu dem er sich als zu einem ganz vortrefflichen Menschen und Gelehrten hingezogen fühlte. Schon 1846 gab er diese Stellung auf, um sich an der Berliner Hochschule der akademischen Laufbahn zu widmen. Die grammatischen Vorlesungen, die Erklärung der Fragmente der lyrischen Dichter der Griechen, des Homer u. s. w. fanden allgemeine Anerkennung. Besonders wichtig für ihn war es, daß er mit seinem Bruder Ernst, der, wie berichtet, Erzieher unseres verehrten Kronprinzen Friedrich war, öfter verkehren konnte. Durch den Bruder wurde Georg, wie die Freunde und Landsleute Emanuel Geibel und Kurt v. Schlözer, der damaligen Prinzessin von Preußen Augusta bekannt und zu den kleineren und größeren Gesellschaften, in denen Alexander v. Humboldt, Joh. Gust. Droysen und andere geistvolle Männer zu erscheinen pflegten, mit herangezogen. In den Jahren politischer Aufregung 1848 und 1849 stand Curtius auf der Seite der Ordnungspartei. Noch 1849 wurde Georg Curtius als ordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Prag berufen, wo er mit dem allerdings ganz anders gearteten, originellen August Schleicher die philologischen Studien förderte. Beide Männer waren innig befreundet, für Schleicher war keiner, was Georg Curtius ihm war, keiner, den er so liebte und hochschätzte. „Sagen Sie nur nichts, Georg,“ pflegte er wohl zu sagen, wenn er sich durch die eine oder andere Finanzoperation aus Geldverlegenheit half, „sagen Sie ihm nur nicht, daß ich Schulden habe; was würde der Mann von mir denken.“[1]) Obwohl Curtius in Prag eine

[1]) Vgl. August Schleicher. Skizze, von Dr. Sal. Lefmann. Leipzig 1870. S. 16. Für die Würdigung der Wirksamkeit Georg Curtius' in Prag ist diese Schrift wichtig.

ihm zusagende erfolgreiche Wirksamkeit hatte, so nahm er doch gern den im Jahre 1854 an ihn ergangenen Ruf nach Kiel an. Deutschen Gelehrten, die an der ehrwürdigen alten Universität in Prag thätig waren, stieg doch immer wieder der Wunsch auf, in einer rein deutschen Atmosphäre eine entsprechende Wirksamkeit zu finden. Freilich konnten es viele Freunde, die er in Östreich durch sein ganzes Wesen gewonnen hatte, nicht begreifen, daß der auch in dem Kaiserstaate anerkannte Gelehrte einer kleinen Universität wie Kiel den Vorzug vor Prag gab. In Kiel fand er, wie Ernst Curtius sagt, für das, was er an akademischer Wirksamkeit einbüßte, reichen Ersatz am deutschen Universitätsleben, an dem vertrauten Umgange mit einer Reihe ebenbürtiger, geistverwandter Amtsgenossen wie mit dem ausgezeichneten Karl Müllenhoff, dem großen Forscher Karl Wilh. Nitzsch, dem Philosophen Harms und andern Gelehrten. Mit voller Liebe ergriff er den Beruf an den Nordmarken des Vaterlandes unter dem Drucke peinlicher Verhältnisse die Jugend in deutscher Wissenschaft zu erziehen; mit voller Wärme schloß er sich denen an, welche der Gefährdung des nationalen Lebens nach Kräften zu steuern suchten.[1]) Hier brachte er das bewundernswürdige Werk „Die Grundzüge der griechischen Etymologie" zustande, wo von einer ganz neuen Seite die vergleichende Sprachwissenschaft für die klassische Philologie verwertet wurde. König Johann von Sachsen, der um Kunst und Wissenschaft sich in seinem Lande so große Verdienste erworben hat, veranlaßte, durch einen Vortrag von Curtius durch die Königin Augusta auf Curtius aufmerksam gemacht, den Minister v. Falkenstein, den Ministerialdirektor Gilbert nach Kiel zu senden, um mit Curtius wegen Übernahme einer Professur der Philologie in Leipzig zu verhandeln. So war es für den Gelehrten, dessen Gesundheit die rauhe Atmosphäre Kiels nicht gut vertragen konnte, ein Glück, daß er nach der so vielfache Anregung bietenden herrlichen Stadt Leipzig 1862 berufen wurde, um an der weitberühmten Hochschule unter den glücklichsten Ver-

---

August Schleicher, geboren den 19. Februar 1821 in Sonnenberg in Meiningen, besuchte das Gymnasium in Coburg, wo Forberg und Trompheller Lehrer waren, an die er sich gern erinnerte, in Hildburghausen bestand er seine Reifeprüfung, studierte seit 1840 in Leipzig und Tübingen Theologie, seit 1843 unter Ritschl und Welcker Philologie in Bonn, 1846 habilitierte er sich in Bonn, wurde 1850 außerordentlicher Professor in Prag, 1857 Honorarprofessor in Jena, wo er am 6. Dezember 1868 starb. Als Epoche machende Arbeiten des Gelehrten hebe ich das in verschiedenen Auflagen verbreitete Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (Weimar zuerst 1861, später öfter), in dem er die Resultate der Forschungen Bopps, Grimms und ihrer Mitforscher zusammenfaßt. In seinem Werke: Die deutsche Sprache (Stuttgart zuerst 1861) hob er aus der vergleichenden Grammatik das heraus, was sich auf das Neuhochdeutsche und Mittelhochdeutsche bezieht. Rud. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870. S. 623. Konrad Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 849. 978. 996.

[1]) Vgl. ausgewählte Reden und Vorträge. I. Teil. Vorwort S. XVII. XVIII.

hältnissen eine weitgreifende akademische und schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. Es war natürlich ein erhebendes Gefühl für den Gelehrten, vor einer großen Schar lernbegieriger Jünglinge seine wohldurchdachten Vorträge zu halten. Gerade in den Jahren, in denen Curtius an der sächsischen Hochschule neben Friedr. Ritschl thätig war, hatte, da auch in andern Fakultäten Gelehrte ersten Ranges bedeutende Anziehungskraft ausübten, die Universität Leipzig einen so großartigen Aufschwung genommen, daß sie mit vollem Rechte neben Berlin als die wichtigste Hochschule unseres Vaterlandes angesehen werden konnte. Es entsprach ganz der Natur des vortrefflichen Gelehrten, daß er bei der Ausübung seines Berufes in einer Großstadt mitten in Deutschland leben konnte, in der neben gelehrten auch die vaterländischen Interessen gepflegt wurden. Zweiundzwanzig Jahre hat G. Curtius in der sächsischen Universitätsstadt ein an Erfolgen und Ehren reiches Leben geführt. Als er in seinem letzten Lebensjahre einer Krankheit anheimfiel, die Vorsicht in Verwendung seiner Kräfte zur Pflicht machte, hat er noch ununterbrochen mit voller Heiterkeit seines reinen Gemütes seines Lehramtes gewartet, hat noch die Schrift: Zur Kritik der neusten Sprachforschung (Leipzig 1885) veröffentlicht, die man als sein wissenschaftliches Testament betrachten kann. Mit größter Ruhe setzt er sich mit seinen Gegnern, den Junggrammatikern, auseinander. Zur Stärkung seiner Gesundheit ging er nach Hermsdorf bei Warmbrunn in Schlesien, wo er am 12. August 1885 seinen Leiden erlag. Sehr bezeichnend bemerkt E. Curtius in dem Vorworte zu den kleinen Schriften: „die historische und physiologische Betrachtung scharfsinnig verbindend, beobachtete er auf das Sorgfältigste den gesamten Haushalt der Sprache, die verschiedenen in ihr wirksamen Triebe, den Zug des Beharrens wie den Zug nach Abwechslung, die Regel des Gesetzes wie die Laune des Zufälligen, den äußeren Verfall in Lautschwächung und Abschleifung neben dem Fortschritt, den die Sprache im Ausdruck des Gedachten macht. Mit besonderer Aufmerksamkeit folgte er dem Wechsel der Bedeutungen im Verlaufe der Volksgeschichte.“ In der Geschichte der Philologie und Pädagogik wird dieser Gelehrte immer mit Hochachtung genannt werden. Jeder, der das Glück gehabt hat, dieser klaren, fest ausgeprägten liebenswürdigen Persönlichkeit näher zu treten, wird sich gern und dankbar des Eindrucks erinnern, den dieser große Gelehrte und edle Mensch auf ihn gemacht hat.

Allgemeines.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen hebt eine neue Epoche in der Kulturentwicklung des deutschen Volkes an. Wenn er sich selbst auch nicht herbeiließ, die aufstrebende deutsche Literatur zu pflegen und zu fördern; wenn er alles, was französisch war, begünstigte, so hat er doch, wie wir oben

gesehen, durch Hebung des Volksunterrichts sich unvergleichliche Verdienste erworben. Der Minister Freiherr v. Zedlitz hatte mit bewundernswürdiger Energie für die Pflege der niederen und höheren Schulen gesorgt, er kann mit vollem Rechte als der Vorgänger Wilhelm v. Humboldts, Süverns, v. Altensteins und Joh. Schulzes bezeichnet werden. Zedlitz war es, welcher die von Joh. Matth. Gesner, von Joh. Aug. Ernesti und von den Schülern dieser Männer aufgestellten Grundsätze der Erklärung alter Schriftsteller ergriff, auch dem Hervortreten der sogenannten Philanthropen eine gewisse Berechtigung zuerkannte und so auf eine zeitgemäße Umgestaltung der Unterrichtsverhältnisse hinarbeitete. Der Minister v. Zedlitz war es, welcher den damaligen Rektor des Gymnasiums von Osterode, Friedr. Aug. Wolf, als Professor der Philologie und Pädagogik 1783 an die Universität Halle berief. Dieser geniale Mann hatte eben in seiner 1782 in Leipzig erschienenen Ausgabe des Platonischen Symposion gezeigt, wie man alte Schriftsteller erklären müsse. In seinen Vorlesungen trat die anregende Kraft des Mannes in der Art hervor, daß sich Studenten aller Fakultäten einfanden, um ihn zu hören, daß selbst Goethe, der Freund des großen Philologen, von der Art, wie Wolf die Dinge in seinen Vorlesungen behandelte, hingenommen wurde. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß wohlbeanlagte Jünglinge wie Aug. Böckh, J. Bekker, Karl v. Raumer, L. F. Heindorf, F. W. Riemer, Franz Passow, K. W. Göttling, Gottfr. Bernhardy, die Schweizer Hanhart, Ochsner u. a. sich von dem genialen Gelehrten angezogen fühlten, die Art der Behandlung der Klassiker in immer weitere Kreise trugen. Auch war Wolf immer bereit, Vorschläge zur Hebung des Volksunterrichts zu machen. Bei den philologischen Seminarübungen ging er darauf aus, geschickte Schulmänner für die gelehrten Schulen des Landes zu erziehen. Es finden sich in dem trefflichen Buche Arnolds, Friedr. Aug. Wolf in seinen Verhältnissen zum Schulwesen und zur Pädagogik, Bd. I, S. 256 f., Schreiben und Vorschläge über eine Grundlage zur Verbesserung der Bürgerschulen an den Staatsminister v. Massow (Dezember 1798), die beweisen, von welchen gesunden Grundsätzen er bei der Hebung des Unterrichts für den Bürgerstand ausgeht, einseitige Ausbildung des Kopfes ist weit mehr schädlich als nützlich, sagt er. Der Staatsminister v. Zedlitz, der am 18. Januar 1771 an die Spitze des geistlichen Departements in lutherischen Kirchen und Schulsachen getreten war, hatte den König Friedrich Wilhelm II. veranlaßt durch eine Kabinettsordre vom 24. Januar 1787, das Oberschulkollegium zum Zweck einer „allgemeinen Oberaufsicht, welche über das Ganze des gesamten Schulwesens Unserer Länder sich erstrecken und dabei nach einerlei geprüften Grundsätzen verfahren soll.“ Das Oberschulkollegium soll sich nach der Instruktion vom 22. Februar 1787 angelegen sein lassen, „das gesamte Schulwesen in Unserem Lande aufs zweck-

mäßigste einzurichten und nach den Umständen der Zeit und der Beschaffenheit der Schulen immer zu verbessern. Es muß darauf acht haben, daß nach Verschiedenheit der Schulen in jeder der nützliche und notwendige Unterricht erteilt werde; es muß mit Nachdruck darauf halten, daß überall zweckmäßige Schulbücher gebraucht und eingeführt, und wo solche mangeln, durch tüchtige Männer hergestellt werden." Das Aufsichtsrecht des Oberschulkollegiums wurde freilich thatsächlich nicht auf sämtliche höhere Schulen der Monarchie ausgedehnt. Der Chef der neuen Behörde wurde, wie bereits erwähnt, der Staatsminister v. Zedlitz, Präsident der Geh. Oberfinanzrat Wöllner, Mitglieder der Kanzler der Universität Halle v. Hoffmann, Konsistorialrat Professor Steinbart zu Frankfurt a. O. und die Gymnasialdirektoren J. H. Meierotto und Gedike in Berlin, welche letztere auch mit Revisionsreisen in die Provinz beauftragt wurden. Dieser Instruktion folgte am 23. Dezember 1788 die Cirkularverfügung, durch welche die Abiturientenprüfung eingeführt wurde. Am 3. Juli 1788 ernannte der König Friedrich Wilhelm II. den Geheimrat Wöllner[1]) zum Chef des geistlichen Departements. Als solcher wurde er auch Chef des Oberschulkollegiums und blieb es bis zum 27. Dezember 1797. Durch das vielbesprochene Religionsedikt vom 25. Juli 1788 wurde natürlich auch die Schule, die höhere und niedere, in Mitleidenschaft gezogen, und das, was durch die umsichtige Verwaltung und Fürsorge geordnet war, wieder mehr oder weniger in Frage gestellt. Man darf wohl sagen, daß, wenn auch die Absichten des Edikts ganz gute gewesen sein mögen, die Folgen desselben durchaus als ungünstige bezeichnet werden müssen. Man kann eben Frömmigkeit nicht befehlen. Das Religionsedikt bildet die Kehrseite zu den Anschauungen, welche Friedrich der Große, der, wie er einmal zu d'Alembert äußerte, nie mit den Religionen unter einem Dache gewohnt habe,[2]) in Umlauf gebracht hatte. Wir haben schon berichtet, wie mit dem 1797 erfolgten Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. eine wesentliche Änderung der Maßnahmen auf dem Gebiete der Kirche und Schule eintrat. Wir wiederholen kurz: Der König Friedrich Wilhelm III. ernannte an der Stelle Wöllners den Justizminister v. Massow zum Chef des Unterrichtswesens; Präsident des Oberschulkollegiums war 1797—1800 K. Fr. v. Irwing und nach ihm Ad. Fr. v. Scheve (zugleich Ober-Konsistorial-Präsident). Zu Mitgliedern wurden 1794 auch die Oberkonsistorialräte Dan. Hermes, Fr. Hillmer, Andr. Jakob Hecker ernannt; ferner nach Meierottos Tode (1800) der Oberkonsistorialrat Zöllner; nach Gedikes Tode (1803) der Professor Nolte vom Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin und gleich-

[1]) Vgl. D. Paulus Cassel, Friedrich Wilhelm II. Gotha 1886. S. 143 f. und Beilage zur Vossischen Zeitung, Juli 1888.

[2]) Vgl. Fr. H. R. v. Frank, Geschichte und Kritik der neuern Theologie. Erlangen u. Leipzig 1894. S. 40.

zeitig der Konsistorialrat Niemeyer in Halle zum auswärtigen Mitgliede.[1]) In demselben Jahre wurden auch die Konsistorialräte Sack und Ribbeck und der Domprediger Hanstein Mitglieder des Oberschulkollegiums. Es war die vom Könige wiederholt gebilligte Absicht, dasselbe durch die Aufnahme geistlicher Räte in eine möglichst enge Verbindung mit dem Oberkonsistorium zu setzen.[2]) Durch die Kabinettsordre vom 26. August 1807 wurde dem Kanzler Freiherrn v. Schrötter provisorisch das Justizdepartement und dabei die Administration aller bisher mit demselben verbundenen Angelegenheiten, also auch die Verwaltung des Schulwesens, übertragen. Die Kabinettsordre vom 5. Oktober 1807 übertrug dem Staatsminister Freiherrn v. Stein die gesamte oberste Civiladministration. Das Oberschulkollegium wurde bei der Neuorganisation der Staatsbehörden im Jahre 1808 (Publikandum vom 16. Dezember 1808) aufgehoben und die Unterrichtsverwaltung dem Ministerium des Innern zugeteilt, welches die gesamte innere Landesverwaltung mit Ausnahme der Justiz-, Finanz- und Militärangelegenheiten, umfassen sollte und in sechs Sektionen geteilt wurde, deren dritte die Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht war. Zum Minister des Innern wurde durch Kabinettsordre vom 13. Dezember 1808 der Kammerpräsident Graf Dohna ernannt. Die dritte Sektion wurde dem Geh. Staatsrat W. v. Humboldt unterstellt, als technische Leiter traten in die Sektion G. H. Nicolovius und J. W. Süvern. Nach dem Ausscheiden des Grafen Dohna übernahm der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg das Ministerium des Innern, und die Sektion des Unterrichts erhielt der Geh. Staatsrat v. Schuckmann, und für das Specielle in derselben wurde der Staatsrat Nicolovius zum Direktor ernannt (Kabinettsordre vom 20. November 1810). Auch als Mitglied der neu errichteten Oberregierungskommission verblieb Herr v. Schuckmann an seiner Stelle. Als aber der Staatskanzler von der Leitung des Ministeriums des Innern zurücktrat, wurde Geh. Staatsrat v. Schuckmann Minister des Innern. Kultus und Unterricht blieb bei seinem Ministerium, bis durch die Kabinettsordre vom 3. November 1817 die Kirchen- und Schulverwaltung zu einem selbständigen Ministerium, dem der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, gemacht wurde. „Die Würde und Wichtigkeit der geistlichen, der Erziehungs- und Schulsachen, macht es rätlich, diese einem eigenen Minister

---

[1]) Kabinettsordre vom 9. April 1804 an den Minister v. Massow: Übrigens hat auch die Idee meinen Beifall, daß Ihr darauf denken wollet, mancherlei Arbeiten des Departements, vorzüglich in gelehrten, pädagogischen und Universitätssachen durch Gutachten und Entwürfe abwesender Männer besorgen zu lassen; und da sich zur Übernahme von dergleichen Arbeiten der Konsistorialrat Niemeyer in Halle besonders eignet und bereit erklärt hat, so will ich denselben hierdurch zum abwesenden wirklichen Oberkonsistorialrat mit Sitz und Stimme ernennen.

[2]) Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Berlin 1864. S. 4.

anzuvertrauen. Durch den Länderzuwachs, den Preußen im Jahre 1815 empfangen hatte, war natürlich auch die Arbeitslast, welche die Verwaltung der Kirchen- und Schulangelegenheiten mit sich brachte, bedeutend vermehrt worden. Es traten ohnehin gerade auf dem Gebiete der Kirche und Schule neue Aufgaben an die Regierung heran und verlangten Lösung. Gegenwärtig, wo sich das Gebiet des Kultusministeriums noch mehr erweitert hat, wird sich bald die Notwendigkeit herausstellen, daß eine abermalige Teilung der Arbeit eintreten muß. Die Unterrichtsangelegenheiten, die Sorge für kirchliche Dinge und die Pflege der Medizinalangelegenheiten gewinnen einen immer größeren Umfang, verlangen eine eingehendere Berücksichtigung, so daß in gar nicht ferner Zeit die eben ausgesprochene Notwendigkeit eintreten wird. Zu wünschen ist ja, daß die Sorge für diese so wichtigen Zweige der Staatsverwaltung Männern von Fach übertragen wird. Der erste Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten war, wie schon früher erwähnt, Freiherr v. Altenstein, der sich in den verschiedenen Staatsämtern, in denen er thätig gewesen, als einen höchst tüchtigen Beamten bewährt und namentlich in Verbindung mit W. v. Humboldt im Jahre 1815 das Reklamationsgeschäft gegen Frankreich, das wegen Erfolglosigkeit im Jahre 1814 aufgegeben war, mit gutem Erfolge betrieben hatte. In seiner von 1817 bis 1840 dauernden Verwaltung des Ministeriums der geistlichen &c. Angelegenheiten hat er sich, unterstützt von einsichtigen Räten, die größten Verdienste um Gymnasien und Universitäten erworben, hat wesentlich dazu beigetragen, daß unter seiner Amtsführung das preußische Unterrichtswesen für andere Staaten vorbildlich und maßgebend wurde und daß gar oft aus dem Auslande Männer eintrafen, welche von den preußischen Einrichtungen des Unterrichtsministeriums, wie sie sich in Gymnasien und Universitäten vorfanden, eingehende Kenntnis nehmen wollten. Als ein bleibender Ruhm muß ihm die wesentliche Förderung der Gründung der rheinischen Hochschule Bonn angerechnet werden. Unter dem Minister v. Altenstein führte vom 21. Mai 1824 bis zum 9. Februar 1832 der bekannte Direktor des Polizeiministeriums, Geh. Rat v. Kamptz,[1]) den Vorsitz

[1]) Karl Christ. Alb. Heinr. v. Kamptz, geboren den 16. September 1769 in Schwerin, studierte von 1787 bis 1788 auf der Universität Bützow, die bald nachher aufgelöst wurde, dann 1788 bis 1790 in Göttingen die Rechte und die Staatswissenschaften, hat in Mecklenburg-Strelitz hohe Staatsämter verwaltet, wurde 1804 beim Kaiserlichen Reichskammergericht in Wetzlar angestellt und blieb, nachdem 1806 das Kammergericht aufgelöst war, bis 1809 in Wetzlar, wo er an den restierenden allgemeinen Geschäften des bisherigen Reichskammergerichts teilnahm. Nach Erledigung dieser Geschäfte ging er nach Neustrelitz, geleitete 1810 als preußischer Kammerherr in Gemeinschaft mit dem Grafen v. Voß-Giewitz die Leiche der Königin Luise von Strelitz nach Berlin und wurde nach dem Friedensschlusse mit Frankreich 1811 zum Mitgliede des Oberappellationssenats des preußischen Kammergerichts ernannt, wurde dann in weitere wichtige Stellungen berufen, weil er ein außerordentlich kluger und kenntnisreicher Mann war, der durch eine große Anzahl

bei den Beratungen über Unterrichtsangelegenheiten. Nach dem Tode des Ministers v. Altenstein (den 14. Mai 1840) stand Dr. Eichhorn bis zum 18. März 1848 an der Spitze des Ministeriums der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten. Die Bestrebungen dieses Mannes, der sich in hohen Staatsämtern große Verdienste (Zollverein) erworben hatte, wurden, als er mit Widerstreben die Leitung des Kultusministeriums übernommen hatte, vielfach verkannt. Eilers, ein Rat in seinem Ministerium, erklärt, daß er in seinem langen Leben niemand kennen gelernt habe, der mit soviel Geist und Klugheit, soviel Treue, Uneigennützigkeit und Reinheit der Gesinnung verbunden habe.[1]) Durch die Bewegung von 1848 wurde er am 18. März veranlaßt, aus seinem Amte zu scheiden, ihm folgte Graf Schwerin bis zum 25. Juni 1848, dann Rodbertus bis zum 3. Juli 1848, nach ihm v. Ladenberg, kommissarisch bis zum 8. November 1848, definitiv bis zum 19. Dezember 1850. Nach dem Ministerium v. Ladenberg folgte das des Herrn v. Raumer bis zum 8. November 1858. Auch über die Leistungen dieses Ministers der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten besitzen wir eine im Jahre 1860 anonym erschienene Schrift, die den Geh.-Rat Bindewald, einen hochgebildeten Rat in dem Ministerium Raumer, zum Verfasser hat, aus der man ersieht, wie man für das höhere und niedere Schulwesen zu sorgen bemüht war. Gegen einzelne Ausführungen dieser Schrift richtet sich das Schlußwort des Buches von Eilers. Besonders verweise ich auf das treffliche Buch L. Wieses, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen (Berlin 1886), Bd. II, S. 178 f. Dem Kultusminister v. Raumer folgte vom November 1858 bis zum 10. März 1862 Dr. v. Bethmann-Hollweg. Durch den Einfluß des zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannten Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen wurde H. v. Mühler, den gleich nach seinen ersten Arbeiten in dem

---

von Schriften Anerkennung gefunden hatte. Der große Eifer, mit welchem er im Bunde mit Geh.-Rat Schmalz bei der Aufspürung, Untersuchung und Verfolgung der schwachen Regungen national-deutscher Bestrebungen mitgewirkt, welche seit den Karlsbader Beschlüssen als demagogische Umtriebe angesehen wurden, hat seine sonstigen Verdienste in den Hintergrund gedrängt, so daß er als Gegner aller deutsch-patriotischer Bestrebungen einen üblen Namen erworben hat. Im Jahre 1840 feierte er, hochgeehrt von dem König von Preußen und den Großherzögen von Mecklenburg, von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, der Universität Greifswald und der Stadt Berlin, sein Jubiläum. Der Minister a. D. v. Schoen nannte ihn den Unterrichtetsten von allen Ministern, aber charakterlos. Er starb zu Berlin am 3. November 1849, achtzig Jahre alt, nach kurzer Krankheit, im Vollbesitz seiner geistigen Kraft, und wurde zu Schöneberg bei Stargard in Pommern beigesetzt. Man vergleiche Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XV, S. 66—75. Hagen, Geschichte der neusten Zeit u. s. w. Bd. I, S. 213 f.

[1]) Zur Beurteilung des Ministeriums Eichhorn. Von einem Mitgliede desselben. Berlin 1849. S. VII. Dr. Mejer, Biographisches. Gesammelte Aufsätze. Freiburg i. Br. 1886, Allgemeine deutsche Biographie. Bd. V, S. 737 f. Meine Wanderung durchs Leben. Von Dr. Gerd Eilers, Geh. Regierungsrat. 6 Teile. Leipzig 1856—1860.

Ministeristen des Kultus im November 1849 der Minister Eichhorn für geeigneter und fähiger hielt als alle seine anderen Räte, Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten, am 18. März 1862. Unter schwierigen Verhältnissen verwaltete er bis zum 17. Januar 1872 sein verantwortungsvolles Amt. Nach ihm wurde Dr. Falk an die Spitze des Ministeriums der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten gestellt. Es folgten dann die Minister Dr. v. Goßler, v. Zedlitz, Dr. Bosse. Abgesehen von dem, was bereits über W. v. Humboldt berichtet ist, finden sich in den Schriften von Eilers, Bindewalds, in den trefflichen Lebenserinnerungen Ludwig Wieses, in der Biographie Herm. Bonitzens, in Varrentrapps Lebensbeschreibung des langjährigen Berichterstatters über Gymnasial- und Universitätswesen, Joh. Schulze, und in Paulsens Buche wichtige Beiträge zur Geschichte des Unterrichtswesens. Einen wichtigen Abschnitt bilden die neuen Lehrpläne von März 1882, die von dem als Philologen und Pädagogen ausgezeichneten H. Bonitz herrühren. Er war nach dem im Jahre 1875 erfolgten Rücktritte L. Wieses als Berichterstatter über das höhere Schulwesen in das Ministerium des Kultus eingetreten. Es war seine tiefbegründete Überzeugung, daß die klassischen Studien nicht mehr berufen seien, in der Gymnasialbildung die alleinige oder auch nur die führende Rolle zu spielen. Und da im wunderbaren Gegensatze zu dem, was sich gleichzeitig in Östreich vollzog, der naturwissenschaftliche Unterricht in den fünfziger Jahren an preußischen Gymnasien die äußerste Einschränkung erfahren hatte, so fiel dem Vorkämpfer harmonisch allseitiger Menschenbildung zunächst die Aufgabe zu, die arg verkürzten mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen in die ihnen gebührenden Rechte einzusetzen.[1]) Es waren dieselben Grundsätze, welche derselbe Mann 1849 in Gemeinschaft mit Dr. Exner an der Donau und an der Spree zur Geltung brachte. Es war zunächst auffallend, daß ein so angesehener Philolog, wie Bonitz war, die alten Sprachen aus der altbewährten Stellung einigermaßen heraushob, aber man fand sich doch bald in die neue Ordnung der Dinge, denn man hatte Vertrauen zu dem Manne, der in dem östreichischen Kaiserstaate sich um die Gymnasien so hohe Verdienste erworben hatte, man hatte die höchste Achtung vor dem vielseitigen gründlichen Wissen und den reichen pädagogischen Erfahrungen des trefflichen Gelehrten, hatte doch schon sein Vorgänger L. Wiese,[2]) wie er uns berichtet, sein Augenmerk auf ihn gerichtet, bis er wahrnahm, wie die moderne widerchristliche Bildung immer entschiedener die Richtung seines Sinnes und Geistes bestimmte. Als der Minister Falk, erzählt Wiese weiter, ihn über Bonitz befragte, hielt er sich doch verpflichtet, um ihn weiter zu charakterisieren,

---

[1]) Vgl. Herm. Bonitz. Ein Nachruf. Von Th. Gomperz. Berlin 1889. S 35.

[2]) L. Wiese, Lebenserinnerungen u. s. w. Bd. II, S. 82.

wenigstens auf Kundgebungen wie folgende hinzuweisen. In einer Gymnasialzeitschrift hatte er Lessings Nathan als die Norm der sittlichen Jugendbildung unserer Zeit gepriesen und hinzugefügt: „Wohl giebt es noch eine theologische Richtung, welche nicht müde wird zu versichern, es gebe ein besseres Heil. Wir beneiden die Herren um diesen Standpunkt nicht.“ „Es war,“ fügt Wiese hinzu, „eine öffentliche Absage vom Christentum.“ Es war natürlich, daß der Minister Dr. Falk, dessen Lebens- und Weltanschauungen sich so wesentlich von denen seines Rates unterschieden, es vorzog, an die Stelle Wieses, der durch seine weitgreifende gründliche Bildung, durch seine Geschäftsgewandtheit und durch seine, in diesem Amte gerade so wichtige Personalkenntnis die Entwicklung des höheren Schulwesens in Preußen sehr wesentlich gefördert hatte, eine ihm mehr sympathische Persönlichkeit berief. Hermann Bonitz, der Direktor des grauen Klosters in Berlin, wurde der Nachfolger Wieses. Dr. L. Wiese hat uns außer seiner persönlichen Entwicklung in seinem sehr empfehlenswerten Buche: Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen (2 Bände. Berlin 1886) einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik und der Zeit überhaupt gegeben. Hatte er doch eine lange Reihe von Jahren unter verschiedenen Ministern in einer an inneren und äußeren Bewegungen reichen Zeit in einer maßgebenden Stelle gewirkt, hatte es auch verstanden, in den Provinzen die rechten Männer in die Schulratsstellen zu berufen, wir nennen nur Wilhelm Schrader nach Königsberg, Theodor Wehrmann nach Stettin, Gustav Heiland, Bernhard Tod nach Magdeburg, Theodor Rumpel nach Kassel, August Baumeister nach Straßburg u. a. Man wird in den Lebenserinnerungen mit Interesse lesen, unter wie günstigen Umständen der aus kleinen Verhältnissen herausgewachsene talentvolle Knabe auf der Schule und Universität sich entwickelt und wie er immer darauf aus gewesen ist, Kenntnisse und Lebenserfahrungen zu sammeln. Hermann Bonitz ist aus anderem Stoff gewebt. Vergegenwärtigen wir uns sein vielbewegtes Leben.

Hermann Bonitz

wurde am 29. Juli 1814 in Langensalza geboren. Er gehörte auch zu der Zahl der Thüringer, die sich, um nur zwei zu nennen, wie Karl Reisig und Friedrich Ritschl, auf dem Gebiete der Philologie und Pädagogik hohe Anerkennung erworben haben. Sein Vater, Superintendent und Oberpfarrer in Langensalza, hatte durch seinen Unterricht den Sohn 1826 soweit gefördert, daß er in die Tertia der Landesschule Pforta aufgenommen werden konnte, wo Ilgen, Lange, Koberstein, Jacobi eine reichgesegnete Lehrerthätigkeit entwickelten. Zu Ostern 1832 schied Bonitz, zu akademischen Studien wohlvorbereitet, von der Pforta, um zunächst Theologie und Philosophie zu

studieren. Vor allem zog ihn der jugendliche, erst 24 Jahre alte Philosoph Hartenstein und der Mathematiker Drobisch an. Bald erkannte der strebsame Jüngling, daß Theologie nicht die Wissenschaft war, die seinen Neigungen entsprach, er wandte sich zunächst der Rechtswissenschaft, schließlich aber der Philologie zu (1833). Die Geschichte der griechischen Philosophie, die Bibelexegese und die höhere Mathematik nahmen sein Interesse lebhaft in Anspruch. Im Jahre 1834 wurde Bonitz in die griechische Gesellschaft Hermanns aufgenommen, überhaupt nahm er an den Vorlesungen des trefflichen Gelehrten mit der größten Aufmerksamkeit teil. Zu Ostern 1835 siedelte er nach Berlin über, um hier besonders die beiden großen Philologen August Böckh und Karl Lachmann zu hören. Der unerwartet rasch eingetretene Tod seines Vaters zwang ihn, seine Studien eher zum Abschluß zu bringen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Nachdem Bonitz die Staatsprüfung glänzend bestanden hatte, übernahm er an dem Blochmannschen Institute in Dresden eine Lehrerstelle. Hier veröffentlichte er in einem Programm: disputationes Platonicae seine Erstlingsarbeit, von der Th. Gomperz[1]) sagt: „Als das Werk eines kaum Dreiundzwanzigjährigen muß sie unser Erstaunen, ja unsere Bewunderung erregen. Selten hat ein wissenschaftlicher Schriftsteller seine Laufbahn in glücklicherer Weise begonnen. Keine Zeile verrät den Anfänger, nirgends zeigt sich eine Spur von mangelnder Reife."

Nur zwei Jahre erfreute sich das Blochmannsche Institut der einflußreichen Thätigkeit des ausgezeichneten jungen Gelehrten. Im Jahre 1838 kehrte er nach Berlin zurück, um hier zuerst am Friedrich Wilhelms-Gymnasium und dann am grauen Kloster, dessen Direktor er später werden sollte, als Oberlehrer zu wirken. Schon im Jahre 1842 siedelte er nach Stettin über, um hier an dem ehrwürdigen Marienstifts-Gymnasium bis 1849 eine gesegnete Wirksamkeit zu finden. Während seines Aufenthaltes in Berlin hatte er sich es angelegen sein lassen, die reichen Bildungsmittel, die ihm die Hauptstadt darbot, eifrig zu benutzen, er besuchte das französische Theater, die italienische Oper, übte die edle Reitkunst gleich seinem unvergeßlichen Lehrer Ritter Gottfried Hermann in Leipzig. Außerdem verlieh geselliger Verkehr dem jungen Gelehrten angenehme, für seine späteren Stellungen wichtige Umgangsformen. Es verdient aber vor allem hervorgehoben zu werden, daß der junge Gelehrte an den verschiedenen Anstalten, an denen er wirkte, mit seinen Amtsgenossen in den freundlichsten Beziehungen stand und die Liebe und Hochachtung seiner Schüler in hohem Grade gewonnen hatte. Durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, die mit großer pädagogischer Geschicklichkeit verbunden war, erzielte er im Unterrichte

---

[1]) Herm. Bonitz. Ein Nachruf. Von Th. Gomperz. S. 10.

bewundernswürdige Erfolge. Die schwächeren Schüler förderte er durch Nachhülfe, die Verirrten suchte er durch ernsten in die Seele dringenden Zuspruch auf den rechten Weg zurückzuführen. Ein Mann wie Bonitz, der mit dem Geiste des Altertums so vertraut war, gehörte nicht zu denen, die bei der Erklärung der alten Klassiker über den grammatischen Dingen die Erfassung des Inhalts vernachlässigen. Die Beiträge zur Erklärung des Sophokles (1857), zu Thucydides und Demosthenes, sowie die gediegenen Anzeigen von Schulbüchern, auch von mathematischen, die er in der von ihm mit geleiteten Zeitschrift für östreichisches Gymnasialwesen veröffentlichte, legen Zeugnis ab von der Kenntnis der immer umfänglicher werdenden pädagogischen Literatur.[1])

Nicht von langer Dauer sollte der Aufenthalt in Stettin sein. Am 3. August 1848 erfolgte von Franz Exner eine vertrauliche Anfrage, ob er geneigt sei, die Lehrkanzel der klassischen Philologie an der ehrwürdigen Wiener[2]) Universität zu übernehmen und zugleich das Unterrichtsministerium in Fragen der Reorganisation der Gymnasien und Universitäten mit seinem Rate zu unterstützen. Wie Th. Gomperz vermutet, waren es Drobisch und Hartenstein in Leipzig, die die Aufmerksamkeit des östreichischen Ministeriums bei seinen Reformplänen auf den Stettiner Gymnasiallehrer hingewendet hatten. Zu Ostern des Jahres 1849 traf Bonitz in Wien ein und hat nun hier in Verbindung mit dem von gleichem Streben beseelten Franz Exner um die Gymnasien und Universitäten des östreichischen Kaiserstaates sich die größten von allen Seiten anerkannten Verdienste erworben. Man muß die Bildungsverhältnisse, die in Östreich herrschend waren, wie sie uns z. B. in der Schrift: Die Gymnasien Östreichs und die Jesuiten (Leipzig 1859) geschildert werden, sich vergegenwärtigen, um die Größe der Arbeit, die von den beiden hochbegabten Männern zu bewältigen war, in der rechten Weise zu würdigen.

Auch Gomperz entwirft uns aus eigener Erfahrung folgendes Bild: „Für mich ist das Gymnasium der vormärzlichen Zeit noch ein Gegenstand lebendigster Erinnerung, aber auch der Goldglanz, der im Gedächtnis des alternden Mannes auf den seligen Knabenjahren ruht, vermag es nicht, diese Erinnerung durch seinen Schimmer zu verklären. Jene Zeit gilt ihm als nahezu verloren, und er glaubt mit Sicherheit behaupten zu können, daß er dieser Bildungsanstalt (dem Gymnasium seiner Vaterstadt Brünn) gar wenig zu danken hat. Sechs lange Jahre, in welchen man von Naturlehre und Naturgeschichte kein Sterbenswörtchen vernahm, von Mathematik nichts, was über die elementarsten Kenntnisse hinausgeht; das Studium der Klassiker nur durch schale Chrestomathien vermittelt und in eben dem Augenblick, wo man

[1]) Man vergleiche Th. Gomperz, Herm. Bonitz. S. 46 f.

[2]) Die Wiener Hochschule wurde 1365, die Prager bereits 1348 gegründet.

zur Aufnahme der antiken Geistesschätze einigermaßen vorbereitet war, in den zwei philosophischen Lehrkursen, nahezu abgebrochen oder doch auf die kärglichsten Rationen eingeschränkt; der Geschichtsunterricht in lauter Staatengeschichte zerpflückt, die gleich dem geographischen Lehrstoff dem Gedächtnis mechanisch eingeprägt wurden. Und nun die Krönung des Gebäudes: das Lyceum oder die philosophischen Lehrkurse! Hier, wo die (an unserer Anstalt der Ordensgeistlichkeit angehörigen) Professoren freilich in jedem Betracht ungleich höher standen, wurde Natur- und Weltgeschichte allerdings gelehrt, aber nur der vom Schulgeld Befreite war zur Teilnahme an diesen Lehrstunden verpflichtet! Der Unterricht in der Algebra und in der Geometrie wurde in einem Jahre, der in der Physik in einem anderen abgethan. Auch von dem wohlthätigen erziehenden Einfluß der oft gerühmten Klassenlehrer habe ich nicht das Mindeste verspürt. Mein Lehrer in den vier Untergymnasialklassen hat mir, allerdings in gutem Latein, Bücher zum Verkauf angeboten; der Lehrer der zwei oberen Klassen, der sogenannten „Humaniora“, hat alle jene, welche die Mittel dazu erschwingen konnten, zum Besuch bezahlter Nebenstunden genötigt. Derselbe, der in meiner Vaterstadt als der tiefste Kenner des Griechischen galt, hat einmal das französische „commis“ vom Zeitwort κομίζω abgeleitet. Ein anderer hat ein Lehrbuch der Geographie veröffentlicht, in welchen Definitionen wie die folgenden vorkamen: „Eine Bergkette ist eine Reihe von Bergen, von welchen immer einer höher ist als der andere.“ Man thäte unrecht, fährt Gomperz fort, Zustände, in denen alles möglich war (daß es nicht überall so schlimm stand, ja daß es glänzende Ausnahmen gab, mag bereitwillig und freudig zugegeben werden), der Vergessenheit zu überantworten. Daß es unter solchen Umständen dem nach den Märztagen zu neuem Leben erwachten Österreich an talentvollen Schriftstellern und glänzenden Parlamentsrednern nicht gebrach, daß auch vor jenem bedeutungsvollen Abschnitt in Staat und Kirche, im Lehramt und in den Werkstätten der Forschung Männer aufgetreten sind, die den Vergleich mit den Angehörigen keiner Nation zu scheuen brauchen, dies spricht für die unverwüstliche Kraft der Stämme, welche diese gesegneten Lande bewohnen, nimmermehr für die Schule des franzisceischen Österreichs. Hingegen wird man vieles, was den Aufschwung unseres Vaterlandes gehemmt und seine Mißerfolge verschuldet hat, wohl nicht mit Unrecht dem verderblichen Einflusse jener elenden Einrichtungen zuschreiben dürfen.[1]) Man kann sich wohl denken,

---

[1]) Man vergleiche Herm. Bonitz. Von Gomperz. S. 18 f. Th. Gomperz, geboren in Brünn den 29. März 1832, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte seit 1849 in Wien, 1868 Privatdocent und 1869 außerordentlicher Professor der Philosophie. Bekannt sind seine Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller. Wien 1875—1876. 3 Hefte. Bruchstücke Epikurs über die Willensfrage, 1876. Gegenwärtig erscheint: Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Jetzt der I. Band

daß die Art, wie Herm. Bonitz auf dem Katheder in Wien die alten Schriftsteller behandelte, auf den talentvollen Gomperz, der gerade im Jahre 1849 die Universität Wien bezog, einen tiefen, gewaltigen Eindruck machen mußte. Es ist eine wahre Freude, zu lesen, mit welcher Treue und Hingebung Bonitz seines Amtes waltete, wie er nach allen Richtungen hin geistig und materiell seine Zuhörer zu fördern, die von der Schule mitgebrachten Lücken auszubessern trachtete. Als im Jahre 1850 Karl Joseph Grysar[1]) nach Wien berufen worden war, beschränkte sich Bonitz ausschließlich auf Vorlesungen, die sich auf die griechische Philologie bezogen. Besonders wurden die Vorträge über die Schriften des Aristoteles gern gehört, auch die über Geschichte der griechischen Philosophie und die Erklärung platonischer Dialoge und der Tragödien des Sophokles. Die herrliche in vielen Auflagen verbreitete Vorlesung über den Ursprung der homerischen Gedichte beweist, wie lehrreich die Behandlung der homerischen Gedichte in Vorlesungen und in Seminarübungen gewesen sein mag. So wirkte er, von allen hochgeachtet und im Verkehr mit den Physiologen Brücke und Ludwig, mit dem Dichter Friedr. Hebbel und andern angesehenen Gelehrten bis 1867 in Wien. In diesem Jahre siedelte er nach Berlin über, um die Leitung des grauen Klosters in Berlin zu übernehmen, in der Hoffnung, er werde hier neben seiner direktorialen Thätigkeit seine wissenschaftlichen Pläne besser verfolgen können; seine Bildung, sagte er in allzubescheidener Weise, sei überhaupt mehr auf das Wirken in Mittelschulen angelegt, und gern suche er an der Schwelle des Greisenalters, welches an Selbstbeschränkung mahne, wieder jene stillere Wirksamkeit auf. Schon 1866 hatte Bonitz, als Friedr. Ritschl in Bonn seine Stellung an der Universität aufgegeben hatte, einen Ruf an die rheinische Hochschule ausgeschlagen. Liebe und dankbare Verehrung, die er in Wien gefunden, folgte dem großen Gelehrten, als er in sein Vaterland zurückgekehrt

---

erschienen, ein ausgezeichnetes Werk (Leipzig 1896). Vgl. Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie. Bd. II, S. 928.

[1]) Grysar, geboren den 2. Januar 1801 in Leudersdorf bei Düren, vorgebildet auf dem Jesuitengymnasium zu Düren, bezog 1821 die Universität Bonn, um sich unter dem Einflusse Näkes, Heinrichs, Welckers, A. W. Schlegels dem Studium der Philologie zu widmen. Im Jahre 1824 erhielt er eine Lehrerstelle am katholischen Gymnasium in Köln. Hier wirkte er mit so gutem Erfolge, daß er 1850 als Professor der klassischen Philologie nach Wien berufen wurde. Bekannt ist sein Buch: Theorie des lateinischen Stils, nebst einer lateinischen Synonymik und einem Antibarbarus. Köln 1831 u. 1843. Handbuch lateinischer Stilübungen. Köln 1839 u. 1845. Früher veröffentlichte er: de Doriensium comoedia quaestiones atque Epicharmi et Italicae comoediae, scriptorum fragmenta. Vol. I. Coloniae 1824. De Graecorum tragoedia qualis fuit circum tempora Demosthenis. Coloniae 1830. De Sophrone mimographo. Coloniae 1853. Der römische Mimus. Wien 1851. Über das canticum und den Chor in der römischen Tragödie. Wien 1853. Aus einer gesegneten Thätigkeit wurde er leider schon am 3. April 1856 herausgerissen.

war. Als er seinen siebzigsten Geburtstag feierte, wurden von seinen Verehrern und Schülern in Östreich ihm die freundlichsten Kundgebungen herzlicher Anhänglichkeit und tiefster Dankbarkeit dargebracht. Doch nicht lange sollte der ausgezeichnete Direktor an seiner stilleren Wirksamkeit Freude finden. Nach Wieses Rücktritt im Jahre 1875 trat er als vortragender Rat in das Ministerium ein und hat auch in dieser Stellung treu und gewissenhaft gearbeitet. Die societas graeca und die Teilnahme an den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften belebten fort und fort seine wissenschaftlichen Interessen. Man mag in dem III. Bande der Opuscula[1]) des großen Philologen M. Haupt die Antrittsrede lesen, welche Herm. Bonitz gehalten, und die Erwiderung Haupts, um sich an diesen Kundgebungen beider Gelehrten innig zu erfreuen. In den Herbstmonaten des Jahres 1887 wurden bei Bonitz die ersten Vorzeichen eines Gehirnleidens bemerkbar, so daß er um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, er wurde am 1. April 1888 gewährt und am 25. Juli 1888 machte der von ihm herbeigesehnte Erlöser Tod seinem Leiden ein Ende.

Ohne Frage war Herm. Bonitz einer der größten Philologen seiner Zeit, der durch zahlreiche von Th. Gomperz S. 43—52 aufgezählte Schriften sich die größten Verdienste erworben hat. Wir erwähnen hier nur: Aristotelis Metaphysica recognovit et enarravit. Vol. II. Bonn 1844—1849. Aristotelische Studien (5 Hefte. 1862, 1863, 1866, 1867). Sehr wichtig: Index Aristotelicus (1870 Vol. V der Berliner Akademieausgabe). Für die Schule wichtig der in fünf Auflagen vorliegende Vortrag über den Ursprung der homerischen Gedichte, ferner die Beiträge zu Sophokles, Thucydides und Demosthenes und die zahlreichen Recensionen von Schulbüchern und pädagogischen Schriften in der Zeitschrift für östreichische Gymnasien und in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen. An beiden für die Pädagogik wichtigen Zeitschriften war Herm. Bonitz beteiligt. Die Platonischen, in der zweiten Auflage in Berlin 1875 erschienenen Studien haben überall die höchste Anerkennung gefunden. Auch in der Geschichte der Pädagogik wird sein Name, der mit dem östreichischen und preußischen höheren Unterrichtswesen aufs engste verknüpft ist, unvergessen bleiben.

Es liegt nahe, Hermann Bonitz und Ludwig Wiese miteinander zu vergleichen. Es zeigt sich, wenn man die maßgebende Thätigkeit beider Männer in dem Ministerium des Unterrichts miteinander vergleicht, daß Wiese mit seinen mehr theologischen Neigungen doch mehr die alten Sprachen als den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts festgehalten wissen wollte, während der Philolog Bonitz mit seinen weitgreifenden philosophischen und mathematischen Interessen die Überzeugung hatte, daß die klassischen Studien nicht mehr

---

[1]) Mauricii Hauptii opuscula. Voluminis tertii, pars prior, p. 264 sq.

berufen seien, in der Gymnasialbildung die alleinige oder auch nur führende Stellung zu führen. Beide Männer hatten in ihrer praktischen Lehrthätigkeit, obgleich von verschiedenen Richtungen ausgehend, große Erfolge zu verzeichnen. L. Wiese hatte durch weite Reisen in England, Belgien, Italien, durch seine Bekanntschaft mit der englischen, italienischen, spanischen Literatur, seinen Gesichtskreis auch durch Beziehungen mit maßgebenden Persönlichkeiten in verschiedenen Staaten ungemein erweitert; Herm. Bonitz kannte wohl gründlicher als Wiese die verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens der Alten und die philosophischen Schulen der griechischen und modernen Philosophie. Wiese besaß eine genaue Kenntnis der Lehrer der Gymnasien in allen Provinzen, die sich Bonitz schwerlich angeeignet hat, Wiese hat neben seinen deutschen Briefen über englische Erziehung (I u. II), seinen anziehenden Vorträgen über allgemeine Themata, zwei Bände über das höhere Schulwesen in Preußen veröffentlicht, die für die Geschichte der Pädagogik wichtig sind; Herm. Bonitz hat in dem Index Aristotelicus ein für die Philologie bedeutsames Werk geschaffen. Die Lebenserinnerungen und Lebenserfahrungen Wieses sind lehrreich für jeden Pädagogen, enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte des preußischen Unterrichtswesens und zur Pädagogik. Deshalb empfehlen wir diese Lebensskizze allen Lehrern.

Über die pädagogischen Anschauungen Kants, Fichtes, Hegels, Herbarts und anderer bedeutender Männer sowie über die Schulverhältnisse der einzelnen Länder vergleiche man die in zweiter Auflage von D. Dr. W. Schrader herausgegebene Schmidsche Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1876—1887 [Leipzig] (von D. Dr. W. Schrader, Geh. Regierungsrat, Kurator der Universität Halle, fortgeführt. 2. Auflage).

Register.

Raumer, Prof. Karl von, **Geschichte der Pädagogik** vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Teile. 26 M., in 2 Bde. stark geb. 30 M.

1. Teil: **Das Mittelalter bis zu Montaigne.** 5. Aufl. Mit dem Bildnis des Verf. 6 M.
2. Teil: **Von Bacos Tode bis zum Tode Pestalozzis.** 5. Auflage. 6,50 M.
3. Teil: **Unterricht.** 5. Aufl. 7,50 M.
4. Teil: **Die deutschen Universitäten.** 4. Aufl. (Mit einem Sachregister über das ganze Werk.) 6 M.

Karl von Raumers Leben, von ihm selbst erzählt. statt 4 M. für 1,60 M.

Raumer, Rudolf von, **Der Unterricht im Deutschen.** 3. Aufl. 2,40 M.

— — **Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache.** Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. Ermäß. Preis 2 M.

Heegaard, Dr. S., **Über Erziehung.** Eine Darstellung der Pädagogik und ihrer Geschichte. Übersetzt von O. Gleiss. 2 Teile. st. 9 M. für 4 M.

Piderit, Dir. Dr. K. W., **Zur Gymnasialpädagogik.** Schulreden. Herausgegeben von Dr. A. Freybe. st. 5 M. für 1,20 M.

Vilmar, A. F. C., **Schulreden über Fragen der Zeit.** 3. Aufl. 2,80 M.

Vogel, Rektor Dr. A., **Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft.** 7,50 M.

— — **Pädagogisches Repertorium** für Kandidaten und Lehrer an höheren Schulen. Eine Rundschau über alle Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, gesammelt aus den Werken hervorragender Pädagogen der Neuzeit. Mit ausführlicher Angabe der Litteratur über sämtliche Disciplinen der Pädagogik. 4,50 M., geb. 5 M.

Dörpfeld, Friedrich Wilhelm. Aus seinem Leben und Wirken. Von seiner Tochter Anna Carnap, geb. Dörpfeld. Mit Bildnis. 5,40 M., geb. 6 M.

Dörpfeld, F. W., **Gesammelte Schriften.** 11 Bände.

Bis Ende 1896 sind erschienen:

1. Band: **Beiträge zur pädagogischen Psychologie.** 2,50 M., geb. 3 M.
2. Band: **Zur allgemeinen Didaktik.** 3,20 M., geb. 3,80 M.
3. Band: **Religionsunterricht.** 3,40 M., geb. 4 M.
4. Band: **Realunterricht.** 2,30 M., geb. 2,80 M.
5. Band: **Real- und Sprachunterricht.** 2,30 M., geb. 2,80 M.
6. Band: **Lehrerideale.** 2 M., geb. 2,50 M.

11. Band: **Zur Ethik.** 1. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Einige Grundfragen der Ethik. 3 M., geb. 3,60 M.

Raumer, Karl <<von>>, / Lothholz, Gustav / Raumer, Rudolf <<von>>,

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit

Bd.: 5

1897